Kulturgeschichte

der

neuern Zeit.

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften

bis

auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn,

Verfasser der „Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur", des „Buches der Mysterien" u. s. w.

Dritter Band.

Die neueste Zeit.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1872.

Kulturgeschichte

der

neuesten Zeit.

Von der französischen Revolution

bis

auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Ohne uns einem träumerischen Optimismus hinzugeben und uns in Illusionen zu wiegen, glauben wir im Rückblick auf den ganzen Gang unserer Kultur- und Sittengeschichte zuversichtlich aussprechen zu dürfen, daß Deutschland, wie es die Probleme der religiösen und ästhetischen Freiheit gelöst, auch das der politischen und socialen lösen wird.

Johannes Scherr (1858).

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1872.

Vorwort.

Im Vorworte zum ersten Bande dieses Werkes haben wir bereits den Plan und Zweck desselben dargelegt. Wir verglichen damals den Fortschritt oder den Geist freier Forschung mit einem schüchtern vor dem Palaste der Mächtigen stehenden Verstoßenen, der sich aber ermannt und den Prassenden Rache schwört, worauf sie sich selbst gegenseitig zerfleischen. Es bezog sich dies auf den dreißigjährigen Krieg, mit welchem der zweite Band begann. Im Verlaufe der von diesem geschilderten Periode ist der mutig gewordene Verstoßene in die Prunkgemächer seiner Peiniger eingedrungen und nimmt mit den Überresten ihrer Kräfte, die ihr gegenseitiges Ringen nicht aufgerieben, den Kampf auf Leben und Tod auf, indem er einen der von ihnen beschützten Mißbräuche und Greuel nach dem andern zertritt und vernichtet und damit deren Träger der Verachtung überliefert. Es fallen vor dem Sonnenlichte der Aufklärung und der Humanität die Inquisition und die Hexenprocesse, das barbarische Strafrecht mit seiner Folter und seinen tigerherzigen Todesarten, die gewissenlose Quacksalberei, die Herrschaft astronomischen Irrthums, die Mißachtung und Mißhandlung der Kunst, die Alleingültigkeit „unfehlbarer", im Glauben gerechtfertigter und in Gnade auserwählter Abgötterei u. s. w., und daher sind die Namen der Apostel-Propheten, welche den unerschrockenen Kämpfer in diesem Turniere unterstützten, die Namen eines Thomasius und Beccaria, Friedrich II. und Josef II., Boerhave und Haller, Newton und Herschel, Lessing und Winckelmann, Bayle und Voltaire, Reimarus und Kant ewig denkwürdige Sterne am Himmel der Wahrheit

Mission, der „katholischen Bewegung“, die so viele Hoffnung im schwarzen Lager erweckten? Man braucht aber nicht zu fragen: wo sind jene der freien Forschung, der Wissenschaft, der schönen Literatur, der Kunst, der Industrie, des Handels und Weltverkehrs, der Kolonisation? Diese liegen klar und offen vor und sie sind Triumfe des Fortschritts.

Man hat nach den geographischen Grenzen dieses Werkes gefragt, — ob es sich auf Europa, ob auf die Christenheit oder auf sonst was beschränke? Seine Grenzen sind durch seinen Gegenstand gegeben und weder geographische, noch chronologische, sondern einfach kulturhistorische. Es beschreibt die Kultur der neuern Zeit, d. h. der Zeit, innerhalb welcher sich ein Kampf freier Ideen gegen die Herrschaft der Dummheit, Heuchelei und Brutalität geltend machte. Es umfaßt also alle Gegenden der Erde, in welchen dieser Kampf gekämpft wurde, zu der Zeit, in welcher dies geschah, also zuerst freilich nur das civilisirtere (nämlich mittlere, südliche und westliche) Europa, in der neuesten Zeit aber, welche den dritten Band einnimmt, ganz Europa und dessen sämmtliche (gleichviel ob beibehaltene oder emanzipirte) Kolonien, also überhaupt alles Gebiet, dessen Kultur man eine europäische und eine fortschreitende nennen kann. Ausgeschlossen ist also nur alle stagnirende Kultur, d. h. die der sogenannten wilden und barbarischen Völker, sowie derjenigen buddhistischer und mohammedanischer Religion, soweit sie nicht vom europäischen Kulturfortschritte „angesteckt“ sind.

Wir verdanken öffentlich den „Blättern für literarische Unterhaltung“ ihre ausführliche und wohlwollende Besprechung des ersten und zweiten Bandes.

St. Gallen (Schweiz), am 2. Dezember 1871, dem zwanzigsten Jahrestage eines Ereignisses, dessen Urheber von der Nemesis erreicht ist.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch.

Politische Stimmungen und Wandelungen.

Zweites Buch.

Die sociale Krankheit der Zeit.

Drittes Buch.

Die intellektuelle Krankheit der Zeit.

Viertes Buch.

Die Wissenschaft der Natur.

Fünftes Buch.

Die Wissenschaft der Erziehung.

Sechstes Buch.

Die Wissenschaft des Geistes.

Siebentes Buch.

Die schöne Literatur.

Achtes Buch.

Die Kunst und das Leben.

Erstes Buch.

Politische Stimmungen und Wandelungen.

Erster Abschnitt.

Die Revolution.

Die französische oder eigentlich europäische Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist nicht nur für die politische, sondern auch für die Kulturgeschichte ein Wendepunkt, dem an entscheidendem Einflusse nicht leicht ein anderer gleich kommen dürfte, höchstens die Völkerwanderung ausgenommen, welche an die Stelle des römischen Universalreiches und der antiken Kultur das germanisch-romanische Staatensystem und die christliche Kultur setzte. War nun der Wendepunkt der Völkerwanderung ein extremer Rückschritt im Felde geistiger Thaten, wie wir bereits in der Einleitung zu diesem Werke nachgewiesen, so war dagegen der Wendepunkt der Revolution ein extremer Fortschritt, und zwar ein sich so hastig überstürzender, daß er nothwendig neuen Reaktionen rufen mußte. War ja schon der weniger gewaltthätigen, wenn auch hinlänglich heftigen Bewegung unserer ersten Periode, der Reformation, die Reaktion der Inquisition bei Katholiken sowol als bei Protestanten, und der sogar friedlichen Bewegung unserer zweiten Periode, der Aufklärung, die Reaktion des Geisterseher- und Geheimbundspukes (Bd. II. S. 481) gefolgt! Die Periode des „Erwachens" hatte unserm vielbewegten Erdtheile den Alp geistiger Versumpfung, die Periode des „Kampfes" denjenigen der Religionskriege abgenommen; die Periode des „Sieges", mit welcher wir nun beginnen, nimmt den Kampf gegen Absolutismus, Wahnglauben und sociales Elend auf, und, wie wir hoffen und erwarten dürfen, mit Erfolg; denn jeder durch Überstürzung herbeigeführten Reaktion folgte bisher noch stets ein erneuerter Aufschwung, welcher das Verscherzte und Vereitelte nachzuholen suchte, und zwar mit wachsender Erkenntniß der vielfach mit blutigen

Erfahrungen bestätigten Wahrheit, daß man nur das vernunftgemäß Erreichbare zu erreichen suchen dürfe, wenn man der guten Sache nicht mehr schaden als nützen will.

Der Charakter der Periode, welche wir nun antreten und in welcher wir gegenwärtig noch leben, ohne daß ihr Ende und der Beginn einer neuen vorauszusehen wäre, besteht auf dem politischen Felde in dem Kampfe um Gleichberechtigung der Menschen vor dem Gesetze, auf dem socialen in Bestrebungen, die ökonomischen Abstände aufzuheben oder wenigstens zu mildern, auf dem moralischen in aufrichtigem Eingeständniß der Schwächen des menschlichen Individuums und in Versuchen, die mit denselben verbundenen Nachtheile möglichst zu lindern, auf dem religiösen in immer weiterm Auseinanderklaffen der beiden Extreme blinder Autorität und absolutester Verwerfung alles Übersinnlichen, und in gänzlicher Ohnmacht aller Vermittelungsversuche, auf dem industriellen in möglichster Ausnutzung der Natur- und Menschenkräfte zur Befriedigung der manigfaltigsten Bedürfnisse, auf dem wissenschaftlichen in rastloser Erforschung alles Seienden ohne Berücksichtigung waltender Vorurtheile. Die Erfolge dieser Bestrebungen lassen sich kurz so kennzeichnen, daß die Fortschritte auf dem religiösen und moralischen Gebiete gleich null; auf dem politischen und socialen langsam und an Mißerfolgen reich, auf dem industriellen und wissenschaftlichen aber wahrlich riesenhaft gewesen sind, während von der schönen Literatur und der Kunst im Wesentlichen nur gesagt werden kann, daß sie von den Errungenschaften der vorigen Periode zehrten, dabei aber, namentlich im Beginne unserer Periode in Deutschland, eine Blütezeit erlebten, die an die herrlichsten Triumfe der Schönheit in früheren Zeiten erinnert.

Den Anfang unserer Periode finden wir in Blut getränkt. Es war die Zeit, da ein Sohn Galliens, der mit anderen sonderbaren Schwärmern für sein Land die Blütezeit der Republiken Griechenlands und Roms angekommen wähnte, ausrufen mußte: „Die Republik! Aber niemals sprach man so viel von ihr und niemals kannte man sie weniger. Die Republik! Es ist die herrlichste Staatsform und die sittlichste, welche auf der Erde bestehen kann. Aber Alles, was unter uns geschehen ist, seitdem man dieses geheiligte Wort entweiht, ist dem gerade entgegengesetzt, was es bedeutet. Die Republik! Aber Jene, welche sie wollen und welche sie kennen, oder vielmehr welche sie nur wollen, weil sie sie kennen, sind gerade die Gegenstände unserer Verfolgungen und unserer Verleumdungen*)!" Könnten diese Worte nicht 1871 wieder in Paris ausgesprochen werden, ohne von ihrer Geltung ein Iota verloren zu haben?

Wie jetzt wieder, fraßen sich die Parteien der französischen „einen und untheilbaren" Republik gegenseitig auf. Der Schriftsteller, welchen wir so

*) Testament d'un électeur de Paris. Par Louis Abel Beffroy-Reigny (dit le cousin Jacques). A Paris l'an IV, p. 17.

eben citirten, zählt solcher Parteien nicht weniger als sechsundzwanzig. Aus der politischen Geschichte weiß Jedermann, wie die bekannteste und berüchtigtste derselben, die Jakobiner, welche so trefflich ihrer Raub- und Mordlust den Mantel des Patriotismus umzuhängen wußten, eine der übrigen nach der andern, die Girondisten, die Dantonisten, die Hebertisten u. s. w. auf das Blutgerüste sandte, um endlich selbst dort durch die Thermidorianer abgeschlachtet zu werden, auf deren noch verächtlichere Greuel wir zurückkommen werden.

Nie ist ein schmachvolleres Spiel mit den höchsten Gütern der Menschheit, mit den Idealen von Freiheit und Gleichheit getrieben worden, als es die Jakobiner während der französischen Schreckenszeit trieben. Es ist für die Kulturgeschichte von hohem Interesse, nachzuweisen, wie die damals maßgebenden Persönlichkeiten keineswegs von idealem Streben nach glücklicheren Zuständen der Menschheit, sondern von den schmutzigsten persönlichen Zielen erfüllt waren, wie ein Robespierre sich blos vom Ehrgeize, ein Danton von der Genußsucht, ein Marat vom giftigen Hasse gegen alles an Bildung und Charakter über ihm Stehende leiten ließen.

Man hat Robespierre vielfach für ein psychologisches Räthsel gehalten und sich die Köpfe zerbrochen, wie es möglich war, daß er, der als Bruder, Bräutigam, Freund u. s. w. so viele schöne menschliche Züge verrieth, dennoch gegen das Leben seiner Mitmenschen, ja seiner besten Freunde wüten und in ihrem Blute sich baden konnte, ohne darüber Schmerz zu empfinden. Man hat versucht, dieses Räthsel dadurch zu erklären, daß es sein rücksichtloses Streben gewesen sei, Rousseau's Socialvertrag, als sein Lieblingsbuch, in die Wirklichkeit zu übertragen. Dies könnte allenfalls der Einfall eines spleenhaften Engländers sein, eines Menschen ohne Blut, — niemals aber derjenige eines Franzosen. Robespierre war ein Mensch mit Leidenschaften; aber alle seine Leidenschaften überwog eine, — der Ehrgeiz. Das ist unsere einfache Lösung. Er wollte herrschen. Um sich emporzuschwingen und sich auf der Höhe zu erhalten, war ihm jedes Mittel recht; wenn es seinem Ehrgeiz galt, so schwiegen Liebe, Freundschaft, Humanität, und selbst der Contrât social hätte den Kürzern ziehen müssen, wenn er ihm hinderlich gewesen wäre in dem Plane, an Frankreichs Spitze zu treten. Daß sich dies so verhält, beweist schon die Art, wie er aus der Verborgenheit an das politische Tageslicht trat, und deren Wahrheit keinem Zweifel unterliegen kann, da wir sie in dem Berichte eines seiner frühesten Bekannten lesen, eines Priesters, welcher Mitglied der Nationalversammlung und des Conventes war und nach der Revolution als Pfarrer in einem badischen Dorfe am Bodensee seine Denkwürdigkeiten schrieb, die den Stempel naiver, tendenzloser Wahrheitsliebe tragen*). Dieser Priester hatte eine Tante zu Arras und lernte kurze Zeit nach seiner Wahl in die

*) Mémoires d'un Prêtre régicide. 2 tomes. Paris 1829.

Generalstände in ihrem Hause die beiden Brüder Robespierre und deren Schwester kennen. Maximilian Robespierre war von gemeinem Aussehen, mittlerer Größe, hatte breite Schultern, einen kleinen Kopf, dunkelblonde Haare, ein rundes Gesicht, ziemliche Blatternarben darin, blasse Farbe, eine kleine und runde Nase, blaue tiefliegende Augen, einen unstäten Blick, kaltes und beinahe abstoßendes Benehmen; er lächelte selten und dann nur auf spöttische Weise. Seinen Advokatenberuf hatte er mit obskuren Fällen begonnen und mit skandalösen fortgesetzt; er übernahm die schmutzigsten und faulsten Sachen und führte im Leben eine Sprache, die ihn bei ehrbaren Leuten verhaßt machte. Als die Wahlen in die Generalstände begannen, setzte er es sich in den Kopf, gewählt zu werden. Geld, um Stimmen zu kaufen, besaß er keines, daher ging er in kriecherischer Weise bei den gemeinsten Personen des Pöbels Stimmen betteln. Darin unterstützte ihn sein Bruder und lief für ihn von Dorf zu Dorf, während einige seiner Freunde in den Schenken das Volk anredeten, dem sie ihren Candidaten als seinen besten Freund und Vertheidiger schilderten. Er selbst grüßte in den Straßen Jedermann, sprach mit Jedermann, ertheilte unentgeltliche Consultationen und machte den Reichen den Hof. Als der Wahltag erschien, ließ er die Wähler durch seinen Bruder neuerdings anreden und ging so weit, seinen Nebenbuhlern zu versprechen, er wolle ihre Wahl befürworten, wenn sie dies auch zu seinen Gunsten thun wollten. Trotzdem fiel er durch. Es war indessen noch eine Nachwahl zu treffen. Von einem der gewählten Abgeordneten seiner Heimat erhielt er gegen das Versprechen, in Paris nichts ohne Dessen Rath zu thun, die Zusage seiner Unterstützung. Zugleich aber ließ er durch einen Freund seinen Namen auf vierhundert Papierzettel schreiben und diese unter die Wähler vertheilen. In der Wahlversammlung bestieg er dann die Bühne und verkündete dem Volke, er wolle dasselbe über wichtige Interessen aufklären und ihm geheime Ungerechtigkeiten enthüllen, welche gegen es verübt würden; er deklamirte gegen die Truppenaushebungen in Artois, griff die Behörden an, beklagte das traurige Loos der Landbewohner und — wurde gewählt.

Nun versprach er den Armen baldige Ausgleichung der Vermögen, Aufsteigen zu Ämtern und die Herrschaft in Frankreich. Kurze Zeit nach der Ankunft der Abgeordneten in Paris wurde in der Kirche Saint-Sulpice eine Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam war einer der aufrichtigsten und redlichsten, aber auch einer der schwächsten und unselbständigsten, vom Augenblicke gar zu leicht hingerissenen Revolutionäre. Sein Name war Camille Desmoulins, — seine junge Gattin, Lucile Duplessis, verehrte ihn wie einen Gott. Zeugen waren — Pétion und Robespierre. Unter den eingeladenen Gästen fehlte Mirabeau, welchen ein Blutbrechen überfallen hatte; dagegen waren die beiden Lameth, Barnave und Marat da. Letzterer grüßte den Bräutigam mit einem Lächeln, das unserm priesterlichen Abgeordneten Übelkeit verursachte. Der

leichtfertige Camille, welcher in seiner Zeitung täglich die Kirche angriff, hatte es nicht verschmäht, zum Zwecke seiner Einsegnung sich als Katholiken zu bekennen und zu beichten, und als der Geistliche nach der Ceremonie dem jungen Paare über seine Pflichten predigte, — weinte nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam. Da ergriff ein Zeuge den Arm des Letztern und flüsterte ihm zu: Du weinst, Heuchler? Es war — Robespierre, — und Robespierre war kein Heuchler; was er that, diente stets seinem Ehrgeize, und was diesem diente, war ihm stets Ernst. Die Wurzel des Ehrgeizes ist immer die Eitelkeit, die Selbstvergötterung, und Robespierre war diesen Fehlern so sehr ergeben, daß er in seinem Zimmer bei dem Schreiner Duplay überall sein eigenes Portrait in Form von Miniaturbildern, Tableaux, Statuen, Büsten und Medaillons angebracht hatte. Auch war seine Wohnung, kontrastirend mit dem übrigen Hause, luxuriös eingerichtet, und im Gegensatze zu der während der Revolution einreißenden Nachlässigkeit, Ungebundenheit und sogar Unsauberkeit der Kleidung, ging er stets geschniegelt, gepudert und bezopft.

Es gibt wol selten etwas Erschütternderes, als die raschen Wechsel der Stimmung des französischen Volkes, so oft es sich selbst überlassen ist. Da sprüht und tollt die ganze bald liebenswürdige, bald empörende Unstetigkeit und Leichtfertigkeit des gallischen Charakters. Wie treffend, mit welchen nur zu oft blutigen Zügen haben die Jahre 1789 bis 1795, 1814 auf 1815, 1830, 1848 und 1870 auf 1871 die Wahrheit jener Beobachtung bestätigt! Wäre auch die französische Revolution schwerlich ohne das Voranschreiten der nordamerikanischen ausgebrochen, waren auch die berühmten „Menschenrechte“ ein beinahe wörtlicher Auszug aus der Unabhängigkeitserklärung von 1776, so versagte doch kein menschenwürdig fühlender, frei denkender Mensch je seine Theilnahme, je seine Begeisterung, den ersten Thaten nach Ausbruch der Revolution, dem Schwure der Volksabgeordneten im Ballspielhause, der Zerstörung des Schmachkerkers der Bastille, der herzerhebenden Nacht des vierten August, dem Bundesfest ein Jahr darauf. Und wieder kann es keinen Menschen jener Gemütsrichtung geben, der nicht die bald darauf folgende Schreckenszeit der Guillotine, der Füsilladen, Noyaden und anderen Mördereien mit Entsetzen und Abscheu betrachtet.

Ein solcher schreiender Übergang vom berechtigten Widerstande gegen eine faule und volksfeindliche Regierung zum Wüten gegen alle Menschlichkeit und Sitte ist eben leider im französischen Nationalcharakter begründet, dessen gänzliche Unfähigkeit, Maß zu halten und zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, sich schon im Anfange der Bewegung verrieth, als auf Necker's Entlassung die Waffen- und Bäckerladen, sowie Weinkeller und Kornmagazine geplündert wurden und nach der Einnahme der Bastille die Schlösser des Adels in allen Provinzen brannten und Mordthaten in Menge die schauerliche Röthe begleiteten. —

Als sich aber der erste Sturm gelegt hatte, begrüßte das ganze civilisirte Europa sammt dem eben frei gewordenen Nordamerika mit Jubel das Bundesfest am Jahrestage der Bastille, 1790, als ein Frühlingsfest europäischer Freiheit. Alle Stände ohne Unterschied wetteiferten, an dem Amphitheater auf dem Märzfelde zu arbeiten. Nicht die mindeste Unordnung fiel vor. Von den vornehmen Arbeitern weggelegte Kostbarkeiten blieben unberührt, die den Platz besuchende Familie des redlichen aber schwachen Abkömmlings entsittlichter Monarchen wurde mit begeistertem Zuruf empfangen, und die Festfeier selbst erschallte vom einstimmigen Jubel eines zugleich freien und Maß haltenden Volkes, das in dreihunderttausend Anwesenden vertreten war.

Und wie wurde ein Jahr später Mirabeau betrauert, als dieser Löwe der Rednerbühne starb, der versucht hatte die konstitutionelle Monarchie zu retten! Mit welcher Erschütterung vernahm Frankreich seinen Tod! Wie ehrte ihn die Nationalversammlung! Mit welcher Prachtentfaltung wurde er im Pantheon bestattet!

Und ein Jahr später? 1792? Dasselbe war bereits mit Massen Bürgerblutes befleckt. Die Revolution hatte eine schauerliche Wendung genommen. Zutrauen und Zusammenhalten waren dahin, Verfassung und Gesetze zerrissen, die Nation aufgelöst und alle Bande der Zucht und Ordnung gesprengt. Der gallische Nationalcharakter hatte die Begeisterung bald überwuchert, und was er hatte schaffen wollen, scheiterte an seiner fortwährenden Verkennung der Gesetze des historischen Fortschrittes, welche sich in gleich betrübender Weise bei der Regierung und bei den Männern der Bewegung kundgab. Der vernünftige Fortschritt fragt nicht: was muß überhaupt erstrebt werden? um es dann rücksichtslos in's Werk zu setzen. Er fragt vielmehr: Was ist für das Land, in dem, und für die Zeit, in der wir leben, gut und zweckmäßig, was kann das Land zu dieser Zeit ertragen? Wird nicht so gefragt und darnach gehandelt, so rächt sich jedes Mal unnachsichtlich und unvermeidlich die Überstürzung durch eine nachfolgende jammervolle Reaktion. Die Regierung wollte gar nicht, die Bewegungsmänner wollten zu weit vorschreiten. Und dazu handelten beide unredlich; beide gaben vor, sich miteinander vertragen, ein freundliches und friedliches Verhältniß herbeiführen zu wollen, während keiner von beiden Theilen im Sinne hatte dies zu thun. Oben beabsichtigte man trotz des Mantels der Reform die Reaktion im landesverrätherischen Bunde mit dem Auslande, unten ebenso die Revolution ohne Rücksicht darauf, ob die Mehrheit des Volkes wirklich eine solche wolle. — Diese Verkennung der Gesetze des Fortschritts, diese Verstellung und Heuchelei richteten die so schön und erhebend begonnene Bewegung zu Grunde. Eine Regierung, welche sich so schwach und hinterlistig zugleich benahm, verdiente zu fallen, — eine Bewegung, welche so ausartete, verdiente schließlich zu scheitern. Die berechtigten Ideen der französischen Revolution waren für das Frank-

reich am Ende des fortschreitenden, aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts ein Bedürfniß gewesen. Zu denselben gehörte die Aufhebung des Absolutismus mit seinen Bastillen und Lettres de cachet, die Beseitigung der Priesterherrschaft und der Unduldsamkeit, die Rettung der Finanzen, die Gleichheit vor dem Gesetze. All' dies sind Dinge, nach denen ein Volk nicht nur streben darf, sondern auch muß, wenn es eine menschenwürdige Existenz führen will. Aber der Verlauf der Revolution entstellte und fälschte diese gerechtfertigten Reformen. An die Stelle des königlichen Absolutismus wurde nicht die Freiheit, sondern die absolute Herrschaft gewisser Parteien, an die Stelle der Herrschaft eines bestimmten Glaubens die Unterdrückung eines jeden solchen und die Herrschaft des Unglaubens gesetzt; die Finanzen wurden nicht verbessert, sondern noch völlig zu Grunde gerichtet, und vor dem Gesetze erstand nicht Gleichheit der Stände, sondern Unsicherheit und Gefährde des Lebens und Eigenthums aller Jener, welche nicht in das Wut- und Blutgeschrei der Partei einstimmen wollten, die sich zur Herrschaft berufen glaubte. Alle diese Verirrungen aber waren eine nothwendige Folge der Demoralisation, welche Despoten wie Ludwig XIV. und Ludwig XV., der mit ihnen an Sittenlosigkeit wetteifernde Adel und die verfolgungssüchtige Geistlichkeit im französischen Volke gepflanzt und genährt hatten.

Die Demoralisation eines Volkes oder wenigstens seiner unruhigen und daher die Situation beherrschenden Glieder mußte aber bedenklichere und gefährlichere Folgen haben, als diejenige blos einzelner Stände und Personen. Und diese Demoralisation hat denn auch bewirkt, daß die Franzosen unter allen Umständen niemals fähig wurden, sich selbst zu regieren, daß sie stets einen Herrn und Meister haben mußten, dem sie dienten, — bis er ihnen entleidet war. So bewahrheitete sich an ihnen die köstliche Fabel von den Fröschen, über deren Politik sie noch nicht hinausgekommen sind. Der schwache Ludwig XVI. war dem Holzklotze zu vergleichen, den sie zum König erhalten. Sie verhöhnten und warfen ihn weg, als sie entdeckten, daß sie ihn nicht fürchteten. Da wurde ihnen denn als Storch Robespierre zum Herrscher gegeben, auf den wir hier zurückkommen, — und er fraß sie auf, bis er an dem ekeln Geschäft erstickte. Schon vor dem Beginne der Schreckensherrschaft wurde er von den Anbetern des ihnen überlegenen Genies in einer Weise gefeiert und angeschmeichelt, die bereits den künftigen Bezwinger dieser geistigen Pygmäen errathen ließ. Unser erwähnter, in die Revolution hineingerissener Priester erzählt von einem Essen bei Robespierre, dem er selbst beiwohnte. Da wimmelte es von Köpfen, die damals von sich reden machten, und die fast sämmtlich später von ihrem Wirthe oder mit ihm abgeschlagen wurden. Da sah man feurige Republikaner, die später Barone des Kaiserthums wurden, den Maler David und den „unbestechlichen" Carnot, dann den schrecklichen Marat, sowie die vielen Werkzeuge des jedesmaligen Erfolgs, die blutigen

Puppen Collot d'Herbois, Saint-Just, Couthon, Santerre, Pétion, Fouquier-Tinville, Hébert, Billaud-Varennes u. A. und die weniger fügsamen Lebemänner Danton und Desmoulins. Beinahe Alle machten ihrem Wirthe den Hof, den er mit der Sicherheit und Kälte eines Souveräns annahm. Er sprach wenig, und wenn er es that, so geschah es in einem trockenen Tone, welcher keinen Widerspruch zu leiden schien. Außer Danton und Desmoulins, welchen ihre abweichende Ansicht später theuer genug zu stehen kam, wagte auch Niemand einen Widerspruch; Carnot, welcher ihn gewagt hätte, schwieg. Mit dem Fortgange des Banketts erhitzten sich die Köpfe; nur Robespierre verlor keinen Augenblick sein kaltes Blut. Marat schrie schon damals, er müsse zweihunderttausend Köpfe haben, und Collot d'Herbois behauptete, Frankreich werde nicht eher glücklich und frei sein, als bis es im Blute aller Derer schwimme, welche durch Reichthum, Talente oder irgend einen Vorzug ausgezeichnet waren. Zwischen ihm und Fouquier-Tinville erhob sich über die Art und Weise der Ausführung dieses erhabenen Gedankens ein Streit, der zum blutigen Austrage zu kommen drohte, als die mächtige Stimme des stets kalt bleibenden Marionettenspielers seine Figuren zum Schweigen brachte. —

Seitdem die erste Begeisterung, welche mit der Revolution verbunden war, sich gelegt hatte, war es, wie bereits angedeutet, die Unredlichkeit, die Heimtücke, die Falschheit, welche die revolutionären Ereignisse beseelte und den hehren Namen der Freiheit entweihte. Wie auf der einen Seite der blödsinnige König, nachdem er die neue Verfassung angenommen und beschworen, sich heimlich davonmachte, so waren auf der andern die Revolutionäre, denen es doch erwünscht sein mußte, ihn los zu sein, eiligst dabei, ihn wieder zurückzuholen. Wie Ludwig XVI. seinem Schwager, dem Kaiser, den Krieg mit dem Hintergedanken erklärte, durch ihn befreit zu werden, so stellten sich die Revolutionäre, welche offen die Verpflanzung der Revolution nach anderen Ländern gepredigt hatten, worauf diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen, — als seien sie die Angegriffenen, während die Unternehmer der sogenannten Invasion froh waren, bald wieder umkehren zu können. Angeblich um das Königthum zu stürzen, wozu ein Beschluß der Nationalversammlung hingereicht hätte, setzte man den überflüssigen Sturm auf die Tuilerien in Scene, in Wahrheit aber, um Schrecken zu verbreiten und die Schweizergarde zu morden. Die ohnmächtigen Kriegsmaßregeln Oesterreichs und Preußens nahm man zum Vorwande der entsetzlichen Septembermetzeleien, um die Gegner der Schreckensmänner los zu werden. Welch' elendes, lächerliches, eines nach Freiheit strebenden Volkes unwürdiges Spektakelstück war es, den eingeschüchterten und vor Schrecken bereits halb todten Schattenkönig zum Aufsetzen der rothen Mütze zu zwingen! Die alten Schweizer bewiesen nach der Sage ihren Freiheitssinn dadurch, daß sie dem Hute Oesterreichs die Reverenz versagten; die neuen Franzosen glaubten ihn zu beweisen, indem sie die Mütze der Galeerensträflinge ver-

ehrten und zu verehren Jeden nöthigten. Kein Wunder, wenn unser Schiller diesem ekeln Schauspiele gegenüber an der Selbstbefreiung der Völker zweifelte (s. Bd. II. S. 91) und in die gerechten Zornesworte ausbrach:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, —
Vor dem freien Manne erzittert nicht.

Freie Männer hatten in der Schweiz und in Nordamerika Freistaaten gegründet; Sklaven thaten es in Frankreich und krochen vor den neuen Machthabern noch tiefer im Kothe, als vor den alten. Hatte unser Dichter ja nur die wirklichen Scenen des Pariser Hexenkessels im Auge, wenn er schilderte:

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Und solches Volk „richtete" in den schauderhaften Septembertagen über die unglücklichen Gefangenen. Von den Scenen dieses „Gerichtes" macht uns ein Augenzeuge folgende Schilderung:

„Ich gehe über den Pont-neuf, bei jedem Schritte begegne ich Spuren des Mordes, blutigen Gliedern, und stoße an Leichname. So komme ich zur Abbaye. Ich weise meinen Befehl (einen seiner Freunde zu verschonen) dem Kerkermeister vor; plötzlich öffnen sich die Thore und die Flamme einer Kerze, welche in den Hals einer Flasche gesteckt ist, beleuchtet ein häßliches Schauspiel. Maillard (Pöbelanführer), auf einem schlechten hölzernen Stuhle sitzend, ein mit Blut beflecktes Register in der Hand, von zehn bis zwölf Männern aus dem Volke umgeben, die Haare zerzaust, die Kleider in Fetzen, gleich ihm vor einem Tische kauernd, der mit Flaschen und Gläsern bedeckt ist, gefüllt mit Wein, roth wie das Blut, welches herabrieselt und ihre Hände und Gesichter befleckt. Meine Erscheinung erschreckte diesen Senat von Henkern, welche auf ihren Sitzen zitterten und sich mechanisch auf ihre Waffen stürzten. Maillard allein zeigte keine Erregung, er war halb betrunken. „Was willst du?" stammelte er. — Ich bringe einen Befehl der Commune. — „Lies deinen Befehl!" — Ich that es. „Es ist gut, fuhr Maillard fort, gehe!" Ich verließ sie, und ein noch schrecklicheres Schauspiel als das, welchem ich eben entgangen, bot sich meinen Blicken dar. „Achtung, Achtung", schrie ein Mann vom Volk seinen Kameraden zu, „seht hier Wildpret!" All mein Blut stockte in den Adern, ich glaubte meine letzte Stunde gekommen, namentlich als ich die Beile sich erheben und mich bedrohen sah. Ich wußte nicht, daß mir einer der „Richter" Maillards folgte, welcher der Menge befahl, mich durchzulassen ....." Derselbe Maillard aber setzte zwei Tage später denselben Gefangenen, dessen Schonung die „Commune" befohlen hatte, auf seine

blutige Liste, und die Mörder thaten an ihm, was sie das Gericht an den Verräthern nannten.

Doch, dies war nur das Vorspiel. Erst als der National-Convent seine blutige Laufbahn begann, wurde der Mord in ein System gebracht, nur daß die Rollen wechselten: die heute mordeten, wurden morgen selbst gemordet! Und das nannte man „Republik"! Man glaubte sie durch die Verurtheilung des längst unschädlichen Königs mit fünf Stimmen über der absoluten Mehrheit, wovon über zwanzig nur aus Furcht vor dem Pöbel den Tod votirten, auf die Dauer gegründet zu haben. Es ist recht bezeichnend für jene „Demokraten", daß sie es ablehnten, das Volk über den Tod des Königs abstimmen zu lassen, — weil sie wußten, daß das Volk nicht für den Mord war. Und diese Leute hatten die Frechheit zu behaupten, daß sie im Namen und mit dem Willen des Volkes regierten! Durch weiteres Blut sollte die sogenannte Freiheit befestigt werden. Robespierre sprach es gegen Saint-Just aus, wie uns ein Ohrenzeuge berichtet. Schon damals erweckte ihm sein Ehrgeiz die Hoffnung, Alle hinrichten zu lassen, welche ihm im Wege waren, und er war entschlossen, — er — Frankreich einen neuen Gott, eine neue Religion, und natürlich auch — einen neuen Oberpriester zu geben *)! Die Schreckenszeit der französischen Revolution verdient auf keine andere kulturhistorische Stufe gesetzt zu werden, als die Inquisition und die Hexenprozesse. So wenig der Scheiterhaufen dem Glauben, so wenig hat die Guillotine der Freiheit etwas genützt; beide Mittel haben nur dazu gedient, ihre Ideale herunterzuwürdigen und in Verruf zu bringen.

Das Meiste zur Einführung dieser häßlichen Erscheinung in die Staatspraxis der französischen „Republik" trug M a r a t bei. Robespierre war nicht blutdürstig von Natur, und hätte er seine ehrgeizigen Ziele ohne Blut erreichen können, — er hätte keines vergossen. Aber Marat, der eklig schmutzige Proletarier, war nicht ehrgeizig, sondern er haßte blos, was ihm nicht glich, und was er haßte, mußte sterben. Marat wohnte in einem Bordell **), über dunkeln und krummen Stiegen, im vierten Stockwerke. Er war höchstens fünf Fuß hoch, hatte einen furchtbar dicken Kopf, fahle Augenbraunen, starke Bartstoppeln, gab einen Kloakengeruch von sich, trug zerlumpte Kleider und schmutzige Wäsche. Die Zierde seines unordentlichen Zimmers war eine hölzerne Standuhr in Form einer Guillotine. In seinem Schmutzblatte l'ami du peuple predigte er Plünderung, Mord und Brand, er zog alle Menschen, die nicht seiner Meinung und Lebensart waren, im Koth herum. Er hielt sich für berufen, Frankreichs Arzt zu sein, — sein Mittel war der Aderlaß. Alle durch irgend Etwas Hervorragende sollten demselben unterworfen werden. Und das Alles behauptete er zum

*) Mém. d'un prêtre régicide II. p. 12.

**) Mém. d'un prêtre régicide t. I. p. 294.

Besten des Volkes anzustreben. Wenn er einen seiner Feinde, — und das waren alle reinlichen Leute, — vor sich hatte, so funkelten seine Augen wie jene einer Hyäne; sah er aber eine Waffe, so zitterte der Feigling wie Espenlaub. Sein bester Freund war der Henker, seine Bewunderer die Proletarier, die ihn zu Zeiten, besonders aber, als er einst auf die Anklage von Freunden der Ordnung aus dem Konvente gestoßen, aber vom Gerichte freigesprochen wurde, mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückt, wie einen heidnischen Götzen auf einer Tragbahre triumfirend durch die Straßen und in die Sitzung des Conventes trugen. Bald darauf klagte er aus Rache die Girondisten an und führte den Sturz dieser sonderbaren Schwärmer herbei, welche noch wenigstens eine ideale Politik verfolgten, aber bei der ungeschickten Wahl ihrer Mittel nur der Anarchie in die Hände arbeiteten und Europa in wilde, endlose Kriege stürzten.

Es war ein trauriges Leben in Paris während der Schreckensherrschaft. Die Spaziergänge waren verlassen, die öffentlichen Lokale einsam oder geschlossen, die Privathäuser verrammelt. Man sah überall nur blasse und furchtsame Gesichter, und in den Straßen suchte man sich auszuweichen. Es war wie zur Zeit einer Seuche oder Hungersnoth. Das Mißtrauen war an der Tagesordnung. Die Herrschaft führten bewaffnete zerlumpte Pöbelhaufen, welche als beständige Gäste die Tribüne des Conventes bevölkerten, die Verhandlungen durch fortwährendes Dreinbrüllen, durch Zeichen des Beifalls und Mißfallens beherrschten und alle nicht mit dem wehesten Jakobinismus Haltenden einschüchterten. Sie waren es, welche von jenem Platze aus, auf den sie ein Recht zu haben glaubten, das ihnen auch Niemand streitig machte, die Abschlachtung aller Opfer der Revolution verlangten und durchsetzten. Die gleichen Halbmenschen wirkten auch in und mit dem Revolutionstribunal, welches Robespierre zur Erreichung seiner Zwecke eingeführt hatte, — eine Bande mit Koth und Blut befleckter Menschen, — welchen der fürchterliche Ankläger Fouquier-Tinville täglich frisches Futter zur Abschlachtung vorwarf, — ein ewiger Hohn auf alle Rechtspflege. Diese „Richter“ verhörten in frivoler und pöbelhafter Weise, stellten schamlose Fragen, mischten rohe Späße dazwischen, spielten mit der Angst und den Hoffnungen ihrer Opfer und beschimpften dieselben wieder auf die empörendste Weise. Und nach gethaner Arbeit erlustigten sich diese Ungeheuer in scham- und zuchtlosen Orgien mit öffentlichen Dirnen, wobei auch Marat ein willkommener und fleißiger Gast war. Da lachte man über die grause Arbeit der Guillotine und über die Furcht vor diesem Idol einer geschändeten Freiheit! In anderen Zusammenkünften der Revolutionsmänner für sich, wo dann Robespierre dominirte, wurden die Proskriptionslisten gefertigt und die dem Tode Geweihten genannt. So fielen Zierden der Wissenschaft wie Bailly und Lavoisier, solche der Literatur wie André Chénier, aufrichtige Republikaner wie Desmoulins, Vergniaud, Gensonné, tapfere Generale wie Custine und Beaumarchais, geistreiche Frauen

wie die Roland, harmlose liebende Gattinnen der Opfer, wie die naive Lucile Desmoulins. Ein Dienstmann wurde verurtheilt, weil er einen Brief, natürlich ohne dessen Inhalt zu kennen, besorgt hatte, welchen die „Richter" für verdächtig zu halten für gut fanden. Gossin, Prokurator des Departements der Maas, fand den Tod, weil er an seinem Posten auch nach der Einnahme Verdun's durch die Preußen geblieben war. Einige Geschworene hatten einem seiner Freunde versichert, es werde „Alles gut gehen", worunter sie aber hinterlistiger Weise nur seine Verurtheilung verstanden.

Es gab eine besondere Rotte von Menschen, welche man Fanatiker der Guillotine nennen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie ihre Rolle aus wohlverstandenem Interesse spielten. Diese Ungeheuer machten sich nämlich ein Geschäft daraus, der Mordmaschine soviel Opfer als möglich in den Rachen zu liefern, um sich aus ihrer Hinterlassenschaft zu bereichern. Ihr Haupt war Héron, ein Agent des Sicherheitsausschusses und der besondere Vertraute Robespierre's, welcher ihn stets hielt und ihn gegen Klagen über die schauerlichen Amtsmißbräuche, deren er sich schuldig machte, mit seinem mächtigen Einflusse in Schutz nahm. Der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville war mit Héron eng verbunden, und Beide verstanden die Kunst, Personen, welche kein Schatten eines Vorwurfs traf, und welche selbst das Revolutionstribunal freisprach, dennoch in den Tod zu senden. Héron vergrub solche Befehle zur Freilassung in seiner Tasche, ließ die Opfer auch ferner im Kerker schmachten und erschlich dann die Unterschriften von drei Ausschußmitgliedern, die nach dem Gesetze erforderlich waren, mit deren Hülfe der Losgesprochene dennoch zur Guillotine wanderte. Ein Bürger der Provinz, Leriche mit Namen, großer Verehrer der Revolution und ihrer Häupter und durchaus blind gegen ihre Excesse, kam nach Paris, um die großen Ereignisse des Jahrhunderts mitanzusehen. Gleich nach seiner Ankunft begegnete er Héron, in dessen Augen die gute Kleidung des Ankömmlings bereits ein Verbrechen war, und der ihn auch sofort beobachten und durch das angegebene Mittel verhaften ließ. Ein Freund brachte jedoch seine Entlassung zu Stande, gerade während der saubere Sicherheitsausschuß ein Mädchen, welches Robespierre aufzusuchen gekommen war, als des Mordversuches verdächtig dem „Gerichte" überlieferte, weil der Diener Héron's ausgesagt hatte, sie habe im Vorzimmer des Ausschusses einem Unbekannten „einen Gegenstand übergeben", worunter man ohne Weiteres eine Waffe verstand! Das fanatisirteste Mitglied jenes Ausschusses war der Maler David, dessen beständiger Wahlspruch lautete „Broyons du rouge!" Einer seiner Collegen, Amar, gab den zahlreich bei ihm mit Gnadengesuchen für ihre Väter, Männer u. s. w. erscheinenden Frauen nur gegen den Preis ihrer Ehre Gehör. Ohne Scham und lachend sprach man in Paris von Amar's Serail. Die „gesinnungstüchtigen" Leute brüsteten sich mit dem Titel „Sansculotten", der ihnen als Empfehlung galt, und mehrere Excentrische änderten ihren Namen. Das Beispiel des Herzogs

von Orleans, genannt Egalité, ist nicht das einzige. Als z. B. der neue republikanische Kalender aufkam, welcher an die Stelle der Heiligen lauter Thiere, Pflanzen und landwirthschaftliche Instrumente setzte, vertauschte ein ehemaliger Notar seinen Namen „Claude Nicolas Bizet“ mit „Réséda Pomme-de-terre Niveau“, um als wahrer Revolutionär die Tendenz des Nivellirens zur Schau zu tragen. Wer nicht mit den Wölfen heulte, dessen Kopf ruhte nicht sicher zwischen den Schultern. Wer sich nur einigermaßen gemäßigt oder nur nicht revolutionär genug ausdrückte, wurde scheel angesehen und getadelt, und die beliebte Bezeichnung dabei war, der Betreffende sei nicht „assez Marat“; denn das Scheusal dieses Namens war der Typus revolutionärer Vollkommenheit. Dies widerfuhr u. A. dem Dichter Josef Chénier*) mit seinem Trauerspiel „Timoléon“, das er im Saale der Madame Vestris vor einer Gesellschaft von Sansculotten vorlas, worauf Saint-Just bemerkte: er glaube nicht, daß die Comités die Aufführung des Stückes lange dulden werden. Goldene Freiheit!! Die Sansculotten aus dem Volke waren die Herren der Situation, eine wirklich neue Aristokratie. Die von ihnen Emporgehobenen hätschelten sie und bezahlten Jedem vierzig Sous für den Besuch der „Sektionen“, in welche Paris eingetheilt war. Fanden sich aber in denselben auch anständige Leute ein oder Solche, die verdächtig waren, nicht durch Dick und Dünn mitzugehen, so wurden sie einfach von den Patrioten ohne Hosen mit Stöcken hinausgeprügelt!

Und unter dieser sonderbaren Freiheit, einer Metze, welche den Namen einer Göttin trug und welcher man Hekatomben Blutes opferte, erstieg die Noth des armen Volkes einen grauenerregenden Gipfel. Sybel erzählt nach zeitgenössischen Quellen, daß in Montpellier Frauen in hoffnungsvollem Zustande im verzweifelten Gedränge vor den Bäckerläden erdrückt wurden, daß man in der Auvergne verhungerte Kinder auf den Straßen fand, daß im reichen Rouen Hungersnoth herrschte. Die Jakobiner wußten auch hier kein anderes Mittel oder wollten keines wissen, als den Schrecken. Wer nicht zu dem gesetzlichen Preise, dem berüchtigten Maximum, verkaufen wollte, sowie wer Vorräthe von Waaren besaß, ohne sie zu verkaufen, wurde des Todes schuldig erklärt. Um die Assignaten, jene bekannten Papierfetzen, zu heben, erklärte der Convent diejenigen, welche noch das Bild des Königs trugen, fünfzehnhundert Millionen an Nennwerth, einfach außer Curs, und bestahl so das Organ der Freiheit die republikanischen Bürger auf die schamloseste Weise. Die Anlage von Kapital im Auslande wurde bei Todesstrafe verboten. Die Gläubiger des Staates wurden gezwungen, ihre Titel auszuliefern und ihre Namen mit den Beträgen einfach in ein „Buch der Staatsschuld“ eingetragen. Trotz alledem blieben die Assignaten werthlos, und Ende August 1793 war ein Livre Silber kaum für sechs Livres Papier zu bekommen. Anfangs 1793 waren 3600 Millionen von Assignaten im

*) S. Bd. II. S. 514.

Umlauf, das Jahr 1793 brachte ebenso viel und die erste Hälfte 1794 noch tausend Millionen dazu. —

Handel, Industrie und Landwirthschaft stockten unter einem solchen Raub- und Erdrückungssysteme. Der Convent aber wollte die Landwirthe und Geschäftsleute unter harten Strafandrohungen zum Arbeiten zwingen. Die Gemeinde sollte für die Aussaat haften und zu diesem Zwecke Menschen, Pferde und Vieh nach Bedürfniß requiriren dürfen. Ebenso requirirte der Staat für sich alle Materialien zum Schiffsbau und sodann alle Handelsschiffe und bestimmte die Preise aller Verkehrsgegenstände und Arbeitslöhne. Weder Straßen noch Kanäle wurden reparirt, und beide gingen durch Verwahrlosung dem Ruine entgegen, die Wälder wurden verwüstet, die Gefängnisse und Spitäler zerfielen und ihre Bewohner starben vor Hunger. Das waren die Segnungen der angeblichen Freiheit. Die Noth stieg nach und nach so, namentlich in der vom Lande abhängigen Hauptstadt, daß der Staat die Speiseportionen der Bürger bestimmte. Eine Person erhielt zuletzt nur noch ein Pfund Fleisch für zehn Tage, und dies nur mit Bewilligung der Sektion. Wie mit dem Eigenthum, sprang man auch mit der persönlichen Freiheit um. „Gesetzlich" wurden alle Bürger für verdächtig erklärt, welche sich auf irgend eine Weise als Freunde der Tyrannei gezeigt oder ihre Steuern nicht richtig bezahlt oder nicht von ihrer Ortsbehörde eine Bürgerkarte erhalten hatten. Letzteres lag aber in der Willkür der Ortsbehörden und ihrer Werkzeuge, und jeder Verdächtige konnte verhaftet werden. Auf die Verbreitung „falscher" Nachrichten stand Deportation nach Cayenne. — Die empörendste Tyrannei, welche je gewaltet, war jetzt Gesetz in dem Lande, dessen Machthaber zu gleicher Zeit prahlten, auf dem Wege der Freiheit voranzugehen. Die Tyrannei eines Einzigen hat immer noch die natürlichen Schranken, welche dem Willen und der Kraft eines Solchen gezogen sind; aber wer will der Despotie eines Pöbelhaufens entgehen, wer ihr widerstreben? Und dieser Pöbelhaufen, welcher dem Willen eines Robespierre und Saint-Just gehorchte, schaltete und waltete nicht nur in Paris, sondern überall in ganz Frankreich. Jedes Departement hatte seinen gehorsamen Satrapen in Gestalt eines „Conventskommissärs" und eine ergebene Leibgarde desselben in Gestalt eines Jakobinerklubs. Die Aufspürung und Verhaftung aller Verdächtigen war stets die erste That, welche diese „Patrioten" zum Heil und Wohl des Vaterlandes für nothwendig hielten. Reichthum, Bildung oder religiöse Grundsätze waren hinlängliche Gründe, als Aristokrat in die Kerker oder gar auf das Blutgerüste zu wandern und sein Eigenthum den Räubern zu überlassen, welche die Frechheit hatten, sich Vollziehungsbeamte der Republik zu nennen. Denn es war, wie Saint-Just offen erklärt hat, anerkannter Grundsatz, daß die Republik das Land erobert habe und daher auch berechtigt sei, nach Eroberungsrecht zu verfahren. Der geringste Widerstand war sofort das Signal zur Bildung eines „Revolutionsheeres" aus gesinnungstüchtigen

Sansculotten. Auch erhielten die Jakobinerklubs das Recht, durch „Vertrauensmänner“ die ihnen bekannten „Aristokraten, Egoisten und Fanatiker“ auf die schamloseste Weise zu brandschatzen. So wurden einst auf einmal zu Belfort fünfundzwanzig Personen 135,000 Franken abgenommen. Mit besonderer Raublust aber warf man sich auf das deutsche Elsaß. Ein entarteter Deutscher, aber aufrichtiger Republikaner, der gewesene Mönch und dann Professor Eulogius Schneider aus Bonn, hatte sich dazu hergegeben, die Rolle des Anklägers bei dem Revolutionsgerichte in Straßburg zu spielen. Er ließ die Guillotine in den Straßen der Stadt herumfahren, auch Ausflüge auf das Land machen und bei diesen Gelegenheiten etwa dreißig Köpfe abschlagen. Die Bierbrauer Straßburgs ließ er als Wucherer zu 250,000, die Bäcker als „Feinde der Menschheit“ zu 300,000, einen Spezereihändler wegen Überschreitung des Maximum zu 100,000 Francs u. s. w. verurtheilen. Da er aber nicht so streng dreinfuhr, wie die Franzosen es wünschten, um die têtes carrées alsaciennes zu civilisiren, kamen die Wüteriche Saint-Just und Lebas mit sechzig vollblutfranzösischen Jakobinern, verbannten die deutsche Sprache aus den revolutionären Gesellschaften, sprachen davon, die des Französischen nicht mächtigen Elsässer in das Innere Frankreichs zu führen und statt ihrer französische Sansculotten in das Elsaß zu verpflanzen, ließen das Straßburger Münster zum „Tempel der Vernunft“ einweihen und füllten die Gefängnisse mit den Elsässern an, die mit der Schreckensherrschaft nicht durchaus sympathisirten. Schneider wurde in einer Nacht aus den Armen seiner jungen Frau gerissen, Tags an die Guillotine gefesselt, dann nach Paris geführt und auf falsche Anklage der „Unsittlichkeit“ als „Priester“ guillotinirt. Viele Elsässer theilten sein Schicksal; denn sie waren damals immer noch deutsch gesinnt und keine Bewunderer der Pariser Henker. Saint-Just selbst bestahl die Reichen Straßburgs um eine, das Departement des Niederrheins um neun, die elsässer Bauern um vier Millionen. Ja, Anfangs 1794 wurden im Elsaß über zwanzig Millionen amtlich geraubt! Die Kirchen wurden total ausgeräumt; Ende 1793 waren über zweitausend Menschen verhaftet, und die Guillotine fraß zahlreiche Opfer. In Paris jubelten die Jakobiner, daß Saint-Just auf die **deutsche Dummheit** der Elsässer, d. h. auf das ehrliche Einstehen für eine Idee, auf die Unfähigkeit, Überzeugungen zu selbstsüchtigen Zwecken zu heucheln, — mit Beilschlägen eingehauen habe. Wie konnten Letztere je mit einem solchen Volke sympathisiren? Und so ging es in ganz Frankreich zu. Ja Manche jener Freiheitshelden, der Sansculotten, begingen an den Bauern, um ihr Gelt zu erhalten, solche Scheußlichkeiten, wie sie im dreißigjährigen Kriege Gebrauch gewesen! Und das nannte man die Herrschaft der Freiheit, der Demokratie! Niemals sind diese Ideen schamloser geschändet worden.

Ueber die gewaltsame Unterdrückung des christlichen Gottesdienstes und die Einführung der lächerlichen Vernunftfeste (lucus a non lucendo!)

wollen wir hinweggehen. Wir hegen keinerlei Sympathie mit Dem, was damals beseitigt wurde, aber ebenso wenig mit gewaltsamer Beseitigung desselben. Mit Kirchenraub werden die Gläubigen ebensowenig belehrt, als mit Scheiterhaufen die Ungläubigen bekehrt. Beide Verfahren sind der Freiheit gleich feindlich und schädlich.

Schwächlich und lächerlich waren, gleich den Festen einer nackten Vernunft, von betrunkenen Sansculotten umtanzt, auch die übrigen Surrogate des abgeschafften Cultus. Dahin gehören z. B. die den alten Spartern (bei ganz anderen Verhältnissen!) nachgeäfften öffentlichen „Brudermahle!" Wer ein recht guter Republikaner sein wollte, hielt solche vor seiner Thüre ab und lud die Nachbarn dazu ein. Nicht Brüderlichkeit und Herzlichkeit rief diese Gastereien in's Leben, sondern die Furcht vor der Guillotine. Größere Mahle aber fanden auf allen öffentlichen Plätzen statt und es wechselten dabei die Ausbrüche der ekelhaftesten Trunkenheit mit Anschlägen zu Mord und Raub und zum Verderben der Mitmenschen ab. Ein Augenzeuge erzählt, wie bei einem solchen Anlasse in der Rue St. Martin ein Streit entstanden. Bald waren die Tische unter die Füße der Kämpfenden getreten, der Boden wimmelte von Speiseresten, zerbrochenen Tellern, Gläsern und Flaschen, und Männer wie Weiber bearbeiteten einander mit den Fäusten und Zähnen und mit Stöcken. Der Grund des Streites war die Anschuldigung eines Gastes, daß er einen silbernen Löffel eingesteckt habe, und der Vorschlag, ihn zu durchsuchen, welchem er selbst sowohl, als andere „gute Patrioten" sich natürlich mit Entrüstung widersetzten. Allgemein klagte man übrigens über Diebstähle an den „Brudermahlen", und der Erfinder derselben sogar, Garnier Launay, verlor an einem solchen seine mit Assignaten gefüllte Brieftasche! So war auch in anderer Hinsicht die Ausbeutung der Vielen zu Gunsten Weniger der Kern der angeblichen neuen Freiheit. Die Revolution hatte die Feudalrechte abgeschafft; aber sie drückte das Volk und sog es mehr aus, als die Herren vom Adel je gethan hatten. Zur Zeit des Lehenwesens hatten die Untergebenen zu bestimmten Zeiten bestimmte Dinge ihren Herren abgeben müssen; jetzt nahmen ihnen die Freiheitshelden zu jeder Zeit Alles ab, was sie besaßen. Im Mittelalter hatte an gewissen Orten das sogenannte jus primae noctis existirt, war aber selten in Anspruch genommen worden; jetzt rissen die Jakobiner einfach die Töchter aus dem Schooße der Familien und raubten ihnen die Ehre, was Manche zum Selbstmorde trieb! Gemeine Dirnen, deren sie sich außerdem bedienten, verlangten von ihnen als Preis den Kopf irgend Eines, an dem sie sich rächen wollten. Statt eines Nero oder eines Tiberius regierten einige tausend Caracalla's und Heliogabale! Couthon soll einst Robespierre einen weinenden Bauer gezeigt und den Wunsch ausgedrückt haben, zu sehen, wie dieses Gesicht sich unter der Guillotine ausnähme. Der Diktator habe versprochen, ihm dieses „Vergnügen" zu verschaffen und dann glücklich in dem Bauer einen

verkleideten Aristokraten entdeckt! Es ist Thatsache, daß Robespierre mit Niemandem freundlicher war, als mit denen, welche er eben dem Untergange geweiht hatte. Wem er die Hand drückte, der konnte sicher sein, bald auf der Anklagebank vor den Schurken zu sitzen, welche man Richter nannte. Und doch war es nicht Heuchelei, sondern die Freude, etwas zu thun, was seinem Ehrgeize diente, wie er glaubte, in welcher Hinsicht sich indessen seine Auffassung, je näher er seinem Ende entgegenging, desto mehr dem Wahnsinn näherte. In dieser Zeit waren täglich zwei Columnen des Moniteur mit den Namen und Personalien von Bürgern angefüllt, welche das Revolutionstribunal dem Tode geweiht hatte. Die Abfassung einer Anklage wurde nicht einmal mehr für nöthig gehalten. Alles zitterte vor dem Fallbeile und hielt sich eingeschlossen. Die Regierung aber bezahlte eine Menge Bettler Jeden mit 24 Sous täglich, um bei den Hinrichtungen Beifall zu klatschen. Eine Claque darf bei keiner französischen Komödie oder Tragödie fehlen! Und aus beiden besteht die Geschichte dieses mißleiteten Volkes.

Die Ideen, von welchen die französische Revolution ausging, waren schön und werden ewig wahr bleiben; aber es ist eine nie genug zu beklagende Thatsache, daß die Demokraten und Radikalen so lange wähnen und Andere glauben machen konnten, es sei im Verlaufe der Revolution eine Verwirklichung jener Ideen eingetreten oder auch nur beabsichtigt worden. Jene Ideen der Freiheit und Gleichheit blieben stets auf dem Papiere und erfreuten sich auch nie einen Tag lang thatsächlichen Vollzuges. Der Verlauf der französischen Revolution von der Zeit an, wo blutige Ereignisse begannen, war daher kein Triumf der Freiheit, wie kopflose Menschen so lange gefaselt haben, sondern nur eine neue Knechtschaft, und zwar eine empörendere, als je vorher eine bestanden, weil der Herren so Viele waren, die das Volk auszufaugen und zu ruiniren wetteiferten. Es ist die größte Schmach, welche dem hehren Namen der Freiheit angethan werden kann, wenn jene gewissenlosen Blutmenschen als ihre Anhänger und Jünger anerkannt werden, da sie vielmehr ihre Schänder und Henker waren. Welch' grauenhafte Illusion, zu glauben, der Schrecken sei nothwendig gewesen, die Reaktion zu verhindern, und nach Erfüllung dieses Zweckes hätte er aufgehört! Als ob sich Jemand durch Schrecken zu einer Überzeugung zwingen ließe, als ob der Schrecken nicht vielmehr Heuchelei pflanzen würde, und als ob ein systematisch zum Blutvergießen angeleitetes Volk sich der hierdurch herbeigeführten Verwilderung wieder entreißen könnte! Ein Mensch von der ungemessenen Herrschsucht Robespierre's wäre niemals freiwillig von der Herrschaft abgetreten; wirklich entging auch Frankreich der nach blutigen Excessen unvermeidlichen Säbelherrschaft nicht, und die Aufnahme von Eroberungskriegen nach Außen war nur ein Ersatz für die inneren Metzeleien; denn man war so sehr an Blut gewöhnt, daß man seiner nicht mehr entbehren zu können glaubte.

Mit der Schreckensherrschaft war die überwiegende Mehrheit der Franzosen, auch abgesehen von den früher bevorzugten Ständen — Adel und Klerus — durchaus nicht einverstanden. Doch was konnte diese Masse schwacher Elemente ausrichten, so lange eine kräftige, wilde, vor keiner Schandthat zurückschreckende Minderheit sie unterdrückte? Nirgends fanden die Jakobiner Sympathie oder Begeisterung für ihr schmutziges Bluthandwerk, und als Robespierre's aus Menschengebeinen erbauter Thron fiel, erscholl allgemeiner Jubel. — Die Schreckensregierung war aber auch deshalb besonders verhaßt, weil sie offen und sogar mit Ostentation, auf die absolute Herrschaft der Stadt Paris über Frankreich hinsteuerte. Keine chinesische Mandarinen oder türkische Paschas konnten in den Provinzen je so hausen, wie die Kommissäre des Convents im unglücklichen Frankreich im Namen der „Freiheit" thaten. Als Lyon, das freilich durch Umtriebe zu Gunsten der Monarchie die Republikaner schwer gereizt, am 9. Oktober 1793 sich den jakobinischen Horden ergeben mußte, befahl der Convent die Zerstörung der Stadt und die exemplarische Bestrafung ihrer Einwohner. Man begann wirklich mit dem Niederreißen ganzer Straßen, hundert Personen wurden kriegsgerichtlich erschossen, und als es damit zu langsam ging, ihrer 484 in sieben Malen durch Kartätschen niedergemacht, guillotinirt außerdem in der Stadt 101 und im Departement 1600, nach einer andern Angabe aber sechstausend. Daneben wurde Alles ausgeplündert, und der Leiter dieser Scheußlichkeiten, Collot d'Herbois, empfing Bittsteller wie ein orientalischer Despot; zwei Grenadiere bewachten jede Miene des mit ihm Sprechenden mit gespanntem Gewehr. Die Stadt verlor sogar ihren Namen und wurde von nun an bis zum Ende der Schreckensherrschaft blos Commune affranchie genannt.

Ähnlich ging es in Toulon zu, das sich freilich, durch Einverständniß mit den Landesfeinden, des Landesverrathes schuldig gemacht hatte, — wenn ein von Bluthunden niedergetretenes Land noch verrathen werden kann. Schon während ihres Einzuges machten die siegenden „republikanischen" Truppen auf Befehl des Satrapen Fréron vierhundert Marinearbeiter nieder. Durch Savoiarden ließ derselbe, als ihm die eigentlichen Franzosen dazu den Gehorsam verweigerten, achthundert Bürger erschießen und durch ein Revolutionsgericht über achtzehnhundert Menschen hinrichten. Ein republikanisches Fest feierte man durch die Guillotinirung elf junger schöner Frauen, eine zwölfte wurde, weil sie guter Hoffnung war, begnadigt, aber doch unter das Fallbeil gelegt! Die Güter der Gemordeten und Geflohenen nahm der „Staat", d. h. er warf sie um Spottpreise an „tugendhafte Republikaner" hin.

In der Vendeé, welche freilich den Bürgerkrieg angehoben hatte, aber nur, weil sie nicht begreifen konnte, daß eine Herrschaft von mehreren hundert Wüterichen besser sein sollte, als diejenige eines Einzigen, der sich doch selten als eigentlicher Wüterich gezeigt, — wurde jedes lebende Wesen,

das die „Republikaner“ antrafen, ohne Unterschied niedergemacht, und alles Land verwüstet und alle Häuser eingeäschert. Nach dem Siege ließ der Repräsentant Carrier in Nantes täglich hundertfünfzig bis zweihundert Personen erschießen, dann über fünfzehnhundert Gefangene ersäufen, was auch an anderen Orten geschah, und 1560 sich ergebende Vendeer niederhauen, während viele Tausende noch in den elenden Kerkern umkamen. Damit wollten die Unsinnigen — die Freiheit begründen! Oder sie gaben es vielmehr vor, die Heuchler!

Die Nemesis traf sie aber. Wir können hier auf die politische Seite der damaligen Kämpfe nicht näher eintreten, die vielen Schattirungen und Wandelungen der Parteien nicht berühren. Das Schreckenssystem stand und fiel mit Robespierre. Am Jahreswechsel von 1793 und 1794 hatte dieser Ehrgeizige gewähnt, mit einer mäßigern Richtung seine Pläne besser verwirklichen zu können, als mit der wilden blutdürstigen der Hébertisten, und hatte demzufolge durch den verblendeten, aber aufrichtigen und uneigennützigen Camille Desmoulins die von dem Blutrausche ablenkenden Artikel des „alten Cordelier“ schreiben lassen und selbst durchgesehen. Der Plan mißlang, und der Gewaltige verleugnete nun frech den „Cordelier“, den er sogar im Jakobinerklub verbrennen ließ; um sich aber künftig von dem Einflusse beider Richtungen gründlich zu befreien, denen er nicht vergessen konnte, daß sie ihn schwach gesehen hatten, schleuderte er gegen beide zugleich den Strahl der Vernichtung. Es war seine letzte Parteienvernichtung, aber nicht sein letzter Mord. In den sechs letzten Wochen seiner Herrschaft fraß die Guillotine — vierzehnhundert Opfer, — vorher seit Errichtung des Revolutionstribunals, blos zwölfhundert! Hinrichtungen aus — Irrthum kamen in Masse vor! Im Ganzen war Frankreich während des Schreckens um hunderttausend Männer ärmer geworden! Mitten im Morden aber überkam ihn der Ehrgeiz, nicht nur Diktator, sondern auch Oberpriester des „höchsten Wesens“ zu sein (Bd. II. S. 222); er ließ Gottheit und Unsterblichkeit — dekretiren, um Rousseau's Staat, wie er glaubte, vollständig herzustellen und den schmutzigen Vernunftkultus zu beseitigen, der seiner Reinlichkeit widerstrebte. Bald darauf folgte sein schallender Sturz und derjenige seiner Werkzeuge, Dank den selbstgesammelten Feinden und den durch sein Benehmen zu Feinden gemachten ehemaligen Freunden, die später, als sie den nun wehenden Geist nicht verstehen wollten, ebenfalls an die Vergänglichkeit des Glückes glauben mußten. Jeder Freund der Gerechtigkeit muß diese Katastrophe begrüßen; denn wenn auch nur eine elende Regierung von charakterlosen Schatten auf die blutigen Titanen folgte, so waren doch von nun an Jene, die sich nicht mit Blut befleckt, im Wesentlichen ihres Lebens und Eigenthums sicher.

Weniger als von dem „rothen Schrecken“ der Jakobiner hat die Nachwelt von dem „weißen Schrecken“ der Thermidorianer erfahren, welcher dem erstern in der Zeit folgte, aber todtgeschwiegen wurde, theils

durch die Intriguen der Reaktionäre, theils in Folge des in der Natur seiner Schandthaten liegenden geringern öffentlichen Aufsehens. Mit dem Sturze Robespierre's trat nämlich weder allgemeine Ruhe und Sicherheit, noch Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit ein. Die ihn stürzten, waren früher selbst eifrige Schreckensmänner gewesen und hatten selbst arg gewütet; sie standen ihm weder im Ehrgeize noch in der Herzlosigkeit nach, sondern blos in der Energie. Nur um sich am Ruder zu erhalten, fügten sie sich dem allgemeinen Wunsche der Nation nach dem Ende der Schreckensherrschaft mittels der Guillotine. Der Schrecken selbst hörte aber damit nicht auf; er traf nur andere Opfer und wurde nicht mehr im Namen des Gesetzes, nicht mehr unter der freilich heuchlerischen Form gerichtlicher Urtheile verhängt, sondern willkürlich und regellos durch besondere, sich zu diesem Zwecke organisirende Banden, welche die nun am Ruder befindlichen, Mäßigkeit zur Schau tragenden ehemaligen Terroristen gewähren ließen. Diese Banden setzten sich zusammen einestheils aus Allen, welche irgendwelche Freunde oder Verwandte an den jakobinischen Schreckensmännern zu rächen hatten, anderntheils aber auch aus Jenen, welche aristokratische, klerikale und royalistische Reaktion im Schilde führten. Nicht in ganz Frankreich wagten sich diese Leute des „weißen Schreckens" zu erheben; denn dieser war ja nicht offiziell wie der rothe, sondern erfreute sich blos allerhöchster Nachsicht. Der Norden und Osten des Landes war zu stark republikanisch, als daß er dort hätte auftreten dürfen, und hinwieder die Bretagne und Vendée zu stark royalistisch und überdies noch stets vom Bürgerkriege durchtobt, als daß dort etwas zu thun übrig geblieben wäre. So waren denn seine Schauplätze Paris und der Süden Frankreichs. In Paris war er harmloser als in der zuletzt genannten Gegend; denn er traf so viel bekannt blos Schuldige, d. h. Jakobiner und Sansculotten, die sich thätig am Schreckensregimente als Handlanger und Henker des Revolutionstribunals betheiligt hatten. Gegen diese nun des Einflusses beraubten Menschen bildete sich aus Angehörigen der Guillotinirten und Gesinnungs- oder sonstigen Genossen derselben die sogenannte „goldene Jugend" (**Jeunesse dorée**), welche sich unter der Anführung der ehemaligen Schreckensmänner Fréron und Tallien förmlich militärisch organisirte und unter Absingen ihres Liedes „reveil du peuple" die Jakobiner angriff, wo sie zu finden waren, so daß in den Straßen zwischen beiden Parteien förmliche Schlachten vorfielen, — bis der Wohlfahrtsausschuß den Jakobinerklub schloß. Mit der goldenen Jugend standen auch die „Bälle der Opfer" in Verbindung, welche nicht selten auf der Stelle ehemaliger Metzeleien stattfanden, auf welchen die weiblichen Verwandten der Gemordeten in der Tracht, welche diese auf dem Schaffote getragen hatten, tanzten, und diese Tracht war es, welche jetzt als angeblich antike zur Mode wurde. Ihre Lüsternheit paßte zu der wieder erwachenden Lebens- und Genußlust. Die Theater und Wirthschaften füllten sich wieder

und man entschädigte sich durch tollen Jubel für die Entbehrungen der Schreckenszeit, so unsicher auch noch die finanziellen Verhältnisse sich gestalteten und so schauerlich es war, wenn die hungernden Armen neben den jubilirenden Besitzenden vorüberwankten, so oft jene schrecklichen Einbrüche wilder Schaaren mit Mordgedanken in den Convent sich wiederholten, und so sehr der absterbende Convent noch zwischen Jakobinismus und Moderatismus hin und her schwankte, bis sich in der Person eines bisher unbeachteten corsicanischen Offiziers ein Retter aus der Unordnung und ein Begründer festerer, aber auch unfreierer Zustände fand.

Viel häßlicher und scheußlicher trat die Reaktion in den mittleren und südlichen Departements auf. Es erklärt sich dies um so eher, als dort die Werkzeuge des vorthermidorischen Conventes noch mehrere Monate lang nach dem Sturze ihrer Herren, also ohne alle Autorität, zu brandschatzen, einzukerkern und zu guillotiniren fortfuhren. Um so heftiger brach dann die Rache aus, als ihre Wirksamkeit aufhören mußte, und sie beschränkte sich, wie die revolutionäre Schreckensherrschaft, nicht auf Schuldige, sondern nahm neben den Jakobinern und Sansculotten auch die aufrichtigsten und edelsten Republikaner und deren Angehörige mit. Zum Ausbruche kam diese Bewegung im Jahre 1795, als bereits im größten Theile Frankreichs die monarchischen und klerikalen Neigungen wieder aufkamen, und zwar um so eher, als sie vorher gewaltsam unterdrückt worden waren. Die französische Nation konnte schon damals zu keinen humanen, gesetzlichen Zuständen gelangen, — nach irgend einer Seite mußte stets terrorisirt werden. Es entstanden im Süden des Landes Gesellschaften, welche die Rache für die Schreckenszeit zum Zwecke hatten und sich „Gesellen der Sonne“ oder „Compagnien Jehu's“ nannten, statt welcher letztern Bezeichnung man auch, aus Mißverständniß (oder Ironie?) „Gesellschaft Jesu“ sagte. An ihrer Spitze standen Jünglinge der vornehmen und reichen Familien, welche nach der üppigsten Mode gekleidet waren, ein lüderliches Leben führten und sich mit Anstiftung und eigener Besorgung von Meuchelmorden an verhaßten politischen und anderen Gegnern befaßten. Es wurden solche Morde auch im Einverständniß mit vornehmen und schönen Damen oder in deren Auftrag vollbracht, und der um die Gunst seiner Dame buhlende elegante Mörder pflegte sorgfältig geschniegelt bei ihr einzutreten, nur daß ein Finger mit Blut befleckt blieb, was dem Berichte über Vollendung der verabredeten That gleichkam. In Montbrison wurde von den Mordbanden Jehu's eine Schaar Frauen geächteter Republikaner unter den Freiheitsbaum geschleppt, ganz nackt ausgezogen und mit Ochsensehnen gepeitscht. Dasselbe geschah auch einem fünfzehnjährigen Mädchen, das sich auf die Leiche seines gemordeten Vaters warf. Redon, einer der Richter, welche den entmenschten Carrier, den Henker von Nantes, verurtheilt hatten, ein Gegner der Schreckensherrschaft, wurde als Republikaner von ihm begegnenden Jehuiten

ohne Weiteres ermordet. Am scheußlichsten hausten die Letzteren in Lyon, wo sie auf den Straßen und vor den Häusern alle Republikaner und Republikanerinnen, welche sie bekommen konnten, niedermachten, namentlich im April und Mai 1795. Am 5. Mai wurden dort die Gefängnisse erstürmt, in welchen seit dem Sturze der Jakobiner wirkliche und angebliche Anhänger derselben schmachteten, und sechsundachtzig derselben, darunter sechs Frauen, ermordet. Um den Widerstand unmöglich zu machen, wurden die Kerker zugleich in Brand gesteckt. Ehemalige Jakobiner, die jetzt mit dem Winde segelten, wie Chambon u. A., ermunterten als Conventskommissäre die schwarzen Thaten. Aus Marseille zog am 10. Mai eine Bande Jehuiten nach Aix und schlachtete dort dreiundsiebenzig Gefangene, unter ihnen eine Frau, die eben ihr Kind stillte, das zertreten wurde, worauf man die Mutter in Stücke riß! Ähnlich ging es in Avignon, Nismes, Isle, Sisteron, Digne, Toulon, Montélimart, Saint-Etienne, Bourg, Lons-le-Saulnier u. s. w. zu. In Tarascon wurden am 24. Mai die gefangenen Republikaner Einer nach dem Andern vom Thurme herab auf einen Felsen am Rhodan heruntergeworfen, wo sie unter dem Beifallsjauchzen der zuschauenden Royalisten und Pfaffen zerschellten. Am 20. Juni wurden dortselbst noch dreiundzwanzig Gefangene, darunter zwei Frauen, gemordet. Am 5. Juni wurden im Fort St. Jean zu Marseille unter Begünstigung des Kommandanten, der die Gefangenen noch vorher nach allen möglichen Mitteln der Gegenwehr durchsuchen ließ, und des Conventskommissärs Cadroy bei Fackelschein in einer Kasematte fünfundzwanzig Gefangene ermordet. Feste Kerkerthüren wurden mit Kartätschen eingeschossen und mit solchen auch die Gefangenen dahinter niedergemacht, und als die Mörder müde waren, warfen sie brennendes Stroh durch die zertrümmerten Kerkerfenster, so daß die noch lebenden Gefangenen erstickten. An anderen Orten wurden Menschen lebendig begraben, an's Kreuz geschlagen, langsam zu Tode gemartert. Keiner der Mörder, deren Opfer in die Tausende stiegen, wurde jemals bestraft*)!

Der rothe und der weiße Schrecken hatten ausgetobt. Was sollten nun die Franzosen anfangen, die einerseits nun einmal an's Blutvergießen gewöhnt waren und anderseits ihrem Charakter gemäß Abwechslung haben mußten? Sie wählten den **Krieg**. Zwar hatte er schon bisher gewütet, aber in so geringem Maße, daß er durch die inneren Schreckensscenen übertäubt wurde. Von nun an kultivirte man ihn im größten Maßstabe.

Die Kriegslust der revolutionären Franzosen stammte aus der ersten Zeit der Bewegung. **Brissot**, der Führer der Gironde, war der Erste,

*) Die bedeutendste Quelle ist: Nodier, Charles, Souvenirs de la révolution, 6. éd. I. 111 ff. Nacherzählt von Scherr im Aufsatze „der weiße Schrecken". Auch Sybels Revolutionsgeschichte erwähnt das Wichtigste daraus. Bd. III. S. 438. 492.

welcher das große Wort aussprach, daß Frankreich eines auswärtigen Krieges bedürfe, um seine Revolution zu vollenden*). Durch den Krieg sollte nach seiner und seiner Anhänger Meinung die Monarchie gestürzt und die Republik an ihre Stelle gesetzt werden. Es war am 20. Oktober 1791, als er zum ersten Male in seiner Rede vor der Nationalversammlung den Stolz der Nation gegen die Mächte aufrief, die er als die Beschützer der Emigranten bezeichnete, und denen man durch bewaffnetes Auftreten zuvorkommen müsse. Nachdem sich Lafayette ihm angeschlossen, erfolgte die Aufstellung einer Armee, und die Versammlung beschloß, der König solle von den Kurfürsten am Rhein die Auflösung des (für sich allein völlig unschädlichen) Emigrantenheeres fordern, und im Weigerungsfalle mit Krieg drohen. Es geschah, und der Krieg war gemacht, so sehr sich Kaiser Leopold dagegen sträubte.

So sehr wie 1870, war daher 1792 das französische Geschrei über die „Invasion" der reinste Schwindel und nur die Wiederholung der alten Geschichte vom Wolf und vom Lamm. Eine so große Lüge das Streben nach Freiheit im Innern des Landes, eine ebenso große war die Behauptung, daß die Freiheit vom Auslande bedroht sei, und eine noch größere war in der Folge diejenige, daß Frankreich den fremden Nationen Freiheit bringen wolle, welche der Convent am 19. November 1792 in die Welt hinaus verkündete und in allen europäischen Sprachen verbreiten ließ. Der Verlauf des nun losgebrochenen Krieges, in welchem stets Frankreich die angreifende, erobernde Rolle spielte, gehört in die politische Geschichte. Mit dem Ende der Schreckensherrschaft aber wurde der Krieg vollends zum ganzen Inhalte des französischen Thuns und Treibens, und diese Nation scheute sich nun auch nicht mehr, die Grenzen des alten Gallien, den Rhein und die Alpen, zu überschreiten und darin mit den „verhaßten Despoten" zu wetteifern, daß sie über fremde Völker wie über Waaren verfügte. Es mußte daher das unvermeidliche Schicksal Frankreichs werden, unter die Diktatur eines zugleich glücklichen, ehrgeizigen und energischen Feldherrn gebeugt zu werden; denn nur ein Solcher konnte dem unter jenem Volke zu Fleisch und Blut gewordenen Drange nach Gloire ein Genüge leisten, und um diesen Preis gaben die Franzosen selbst die Freiheit hin, welche sie so laut gepredigt und als deren Vorkämpfer für ganz Europa sie sich ausgeschrieen hatten.

Und die fremden Völker glaubten ihnen im Anfange sämmtlich, — Dank dem Unterdrückungssysteme, das ihre Fürsten bislang gegen sie geübt hatten und das sie noch nicht — gegen ein neues, im Namen der Freiheit ausgeübtes, — vertauschen zu müssen sich träumen ließen. Die Deutschen am Rhein, wie die Schweizer, soweit sie von freisinnigen, aufgeklärten Meinungen beseelt waren, sahen in den französischen Republi-

*) Sybel I. S. 325. 329.

kanern Freiheitsboten, in ihren Heeren Rächerschaaren, welche die harten Fürsten und Patrizier vor ein gerechtes Gericht forderten; sie glaubten dies so lange, bis die Stunde der Enttäuschung kam und die Helden der Freiheit sich zu gemeinen Brandschatzern und Plünderern, Mördern und Frauenschändern entpuppten.

Sie war übrigens begreiflich, diese Täuschung. Wo die Heere der „Sansculotten" hinkamen, mit ihren schönklingenden Proklamationen, ihrem Mangel an aller militärischen Strammheit, ihrem brüderlichen Du, ihren bunten Aufzügen ohne Spur einer Uniform, den hie und da vorkommenden Zügen gallischen Edelmutes und ihrer römischen Tapferkeit gegenüber den verweichlichten und ungeübten Söldlingen der zersplitterten Reichsstände, da schlugen ihnen die Herzen der Jugend entgegen. Es war ein Volk in Waffen, das für eine Idee zu kämpfen schien, — das aber bald genug den Krieg als Beruf betreiben lernte und zu einer Nation von gedrillten und nur zu lange unwiderstehlichen Eroberern wurde*). —

Es dauerte auch nicht lange, bis die „Befreiten" über die Natur und den Charakter ihrer „Befreier" gründlich aufgeklärt waren. Wie die Letzteren z. B. in der Schweiz hausten, erzählt ausführlich der dritte Band der „Geschichte des Schweizervolkes"**). Doch, während Frankreich, oder vielmehr dessen neuer Diktator, die „Eidgenossen" durch Wiederherstellung ihrer Föderativverfassung zu ködern wußte und hierdurch in diesem Lande eine bis in die neueste Zeit fortdauernde französische Sympathie pflanzte, geschah in dem beharrlich fort und fort mißhandelten und endlich sogar seines Namens beraubten Deutschland das Gegentheil. Der damals republikanische Görres schrieb vor dem 18. Brumaire im Sommer 1799: „Man hat uns Prokonsuln geschickt, schwache, herz- und kopflose Menschen, speichelleckende Kreaturen derer, die sie schickten und die unser spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und uns sagten: Das sei euer König! Man hat diese Puppen mit einem Hof umgeben, der der Majestät würdig war, die ihn nach ihrem Ebenbilde schuf. Die Schranzen spotteten unser, wenn wir gutmütig an ihren Republikanismus glaubten, sie lachten unser, indem sie die Dämpfe des Weihrauchs einsogen, den wir unseren Idealen opferten ..... Da sahen wir eine Flut von Menschen, den Abschaum Frankreichs, über uns herstürzen: Schwachköpfe mit Vorurtheilen angepfropft, mit ein paar Sentenzen und hohlen Phrasen gefüllt, übrigens roh wie die Skythen, stumpfsinnig wie die Böotier, verworfene Sklaven, die sich bei dem Worte Minister, Direktor, dreimal zur Erde warfen und mit der Stirn den Staub aufküßten; Gauner, die dem Volke die Taschen leerten, den Raub von den Dächern predigten u. s. w."

---

*) Vergl. Venedey, die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Leipzig 1870.

**) Von dem Verfasser d. B. und in demselben Verlage.

Die ehrenhaften und gelehrten deutschen Richter wurden im deutschen Rheinlande gleich Anfangs verdrängt und durch französische Kreaturen der Machthaber ersetzt, welche nicht einmal die Landessprache verstanden. Es kam den maßgebenden Franzosen so wenig auf Grundsätze, ja so wenig auf Patriotismus an, daß einige gutmütige „Patrioten" in Koblenz, welche den Sieg Massena's bei Zürich über die Russen feierten und sich dann soweit vergaßen, einigen „Aristokraten" Fenster einzuwerfen, von den französischen Offizieren, welche Handwerksburschen im Gefolge hatten, auseinandergetrieben wurden. Görres sah schon damals ein, daß „der Zweck der Revolution gänzlich verfehlt sei." „Die Freiheit der Franken, sagte er, kann nicht jenes hohe reine Wesen sein, das in nackter Einfalt, ungeschmückt und einfach vor unserm innern Sinne strahlt. Nein, in Seide und Gazen muß sie sich hüllen, von der Mode des Tages aufgeputzt muß sie einhertreten, mit ihren Reizen soll sie spielend wuchern. Die Freiheit des Deutschen hingegen soll eine Madonna sein, mit liebevoller Güte soll sie ihren Segen und nichts als Segen spenden; nicht Glanz, Tand und Flitter soll sie umstrahlen, nur Liebe aus ihr sprechen; an ihrem Busen sollen ihre Kinder Wohlsein saugen und in ihrer Gabenfülle sich sättigen." Wir finden, es sei heute an der Wahrheit dieser Worte kein Iota verloren gegangen!

Zweiter Abschnitt.

Der Imperialismus.

Es war noch während der Revolution, im Beginne der Schreckensherrschaft, kurz nach dem Sturme auf die Tuilerien und der Absetzung des Königs, als von zwei Bewegungsmännern, welche sich zu dem Dichter Josef Chénier (Bd. II. S. 514) begaben, um dessen Vorlesung seines Stückes Cajus Gracchus zu hören, der Eine, auch ein Dichter, dessen Namen wir aber nicht erfahren, zu dem Andern sagte: „Wahrlich, ich lache, wenn ich in euern Journalen diese Bekenntnisse republikanischer Überzeugung lese, von welchen sie jeden Morgen voll sind. Was ist dies Alles? Noch zehn Jahre, und wir werden alle diese wilden Republikaner als Salonhöflinge sehen, ihre Gespräche wie mit Honig versüßend, frisirt, parfümirt, von Gold glänzend und sich vor irgend einer neuen Majestät verneigend, welche sie sich gemacht haben, welche sie anbeten, beweihräuchern, besingen, wie je ein Monarch von Gottes Gnaden in Gold ge-

faßt, beweihräuchert und besungen worden ist!" Dies wurde 1792 gesagt, und 1802 war es bereits seit einigen Jahren nur zu wahr!

Als Napoleon Bonaparte heimlich die ihm anvertraute Armee im fernen Aegypten, von allen Seiten bedroht, verließ, um seine ehrgeizigen Plane auszuführen, sagte er zu dem Einzigen, der um seine Abreise wußte, dem General Menou: die Herrschaft der Schwätzerei sei beendigt. Unter dieser „Herrschaft der Schwätzerei" verstand er das Direktorium, allerdings ein schwaches und in vielen Beziehungen hohles Regiment, aber doch das einzige gesetzlich entstandene und die Ordnung im Innern aufrechterhaltende seit Beginn der Revolution. Indem Bonaparte die Aufgabe übernahm, an die Stelle der „Schwätzerei" das Bayonnett zu setzen, that er zwar nicht, was die französische Nation als Ganzes, die stets den Frieden verehrt, — aber er that, was das Franzosenthum, d. h. was die lärmenden, unruhigen und daher auch maßgebenden und stets den Krieg vorziehenden und durchsetzenden Elemente jener Nation wollten. An ihnen, an der Armee und den übrigen ruhm- und beutesüchtigen Franzosen hatte er eine Stütze, ohne die er nicht zum Ziele gekommen, ja die ihn sogar förmlich zu seinem Schritte aufforderte. Der Feldzug im fernen Osten, im Lande der Geheimnisse und der orientalischen Pracht, hatte sein Haupt und seine Armee mit einem Glorienschein umgeben, den er gewissermaßen zur Schau trug, indem er bei seiner Rückkehr stets mit einem türkischen Säbel umgürtet erschien. Als er den Präsidenten des Direktoriums, Gohier, besuchte, schlug er auf diesen Säbel und versicherte, er werde ihn nie ziehen, als für die Vertheidigung der Republik und ihrer Regierung*). Zugleich aber verband er sich mit Sieyès, der bisher sein bitterster Feind gewesen, und da dieser Mann an der Manie litt, Verfassungen zu machen, so verschaffte er ihm Gelegenheit hierzu, und war es auch unter der Bedingung, die gesetzmäßige Regierung stürzen zu helfen, deren Mitglied er selbst war. Erhielt er ja als Lohn den größten Theil einer Summe von 800,000 Franken, welche die Direktoren bei Seite gelegt hatten, um ihre bei jeweiligen Neuwahlen austretenden Collegen nicht mit leeren Händen ziehen zu lassen!

Um seine Rückkehr zu beschönigen, hatte Bonaparte vorgegeben, in Aegypten sei das Gerücht eingedrungen, die Republik stehe in Gefahr; um seinen Staatsstreich auszuführen, ersann er ein neues Gerücht: die Jakobiner strebten nach Wiedereinführung der Schreckensherrschaft, und erreichte dadurch, daß ihm das Commando aller Truppen und Nationalgarden in Paris und Umgebung übertragen wurde. So hatte er nicht schwer, mit der empörendsten Rohheit Cromwells That nachzuahmen, von der sich die seinige unterschied, wie die Ränkesucht von der offenen Gewalt. Der Usurpator hatte gelogen, er wolle die Schreckensherrschaft verhindern, und er

*) Jules Barni; Napoléon et son historien M. Thiers. Genève 1865.

gründete selbst eine solche, nur die eines Einzigen, statt derjenigen einer ganzen Partei!

Man hat die Mächte des heiligen Bundes von 1815 der Reaktion angeklagt, die von ihnen begründete Periode die der Restauration genannt. Nur blinde Franzosenbewunderung konnte dies. Der wahre Reaktionär, der wirkliche Restaurator der absoluten Gewalt an Stelle des Volkswillens war Bonaparte, und wenn er vorgab, gegen das übrige Europa für die Freiheit zu kämpfen, so war dies noch eine frechere Lüge, als von Seite der Republikaner, unter welchen doch wenigstens ein Theil des Volkes die Freiheit besaß, seine Vertreter zu wählen. Volksvertreter gab es weder unter dem Konsulat, noch unter dem Kaiserreich; die Beamten, welche die sonstige Stelle solcher einnahmen, waren von oben herab ernannt und bezogen großartige Gehalte. Die Errungenschaften der Revolution waren damit durch den von ihr Emporgehobenen selbst vernichtet. Nur um zu zeigen, was man dem französischen Volke zehn Jahre nach seiner glorreichen Revolution bieten durfte, erwähnen wir mit wenigen Zügen der von der Konsularverfassung geschaffenen Organisation der Staatsmaschine, woraus leicht das Urtheil gezogen werden kann, ob ein solcher Staat noch den Namen einer Republik verdiente.

Die zwei provisorischen Konsuln, Sieyès und Roger-Ducos und die zwei durch die Verfassung selbst neu ernannten, Cambacères und Lebrun wählten in Gemeinschaft die Mehrheit des Sénat conservateur, welcher sich im Übrigen selbst ergänzte, dessen achtzig Mitglieder lebenslänglich im Amte blieben und 25,000 Franken Gehalt bezogen. Dieser Senat, also ein reines Werkzeug des Ersten Konsuls, wählte aus den von den Bürgern nach Gemeinden und Departementen durch Wahl gefertigten Verzeichnissen von Vertrauensmännern auf die Zeit von zehn Jahren die dreihundert Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, welche je 10,000 Franken, die hundert Mitglieder des Tribunats, welche je 15,000 Franken bezogen, die Kassationsrichter u. s. w., und sollte künftig auch die Konsuln wählen, deren Erster eine halbe Million, der Zweite und Dritte je 150,000 Franken jährlich bezogen. Es durfte kein Gesetz verkündet werden, außer der Vorschlag dazu war von der Regierung gemacht, dem Tribunate mitgetheilt und vom gesetzgebenden Körper dekretirt. Dem letztern war jede Diskussion untersagt, — er hatte blos anzunehmen oder zu verwerfen. Der Senat aber konnte jede Verhandlung und jeden Beschluß der Behörden, sowie die Verzeichnisse der Wählbaren, vernichten. Der Erste Konsul verkündete die Gesetze, ernannte und entsetzte „nach Willkür" die Mitglieder des Staatsrathes, die Minister, die Gesandten, die Offiziere der Land- und Seemacht, die Mitglieder der örtlichen Verwaltungen u. s. w., und ernannte auch alle Civil- und Kriminalrichter, mit Ausnahme der Friedens- und Kassationsrichter. Einzig und allein die Friedensrichter hatte das Volk (auf drei Jahre) zu ernennen. Die bewaffnete Macht befand sich blos im

„Stande des Gehorsams" und durfte „nichts berathschlagen"; im Falle eines Aufruhrs aber konnte das Gesetz das Recht der Verfassung suspendiren, in welcher auch die „Menschenrechte" nicht mehr aufgenommen waren. Es bestand sonach weder Vertretung des Volkes, noch Freiheit der Berathung, noch Unabhängigkeit der Rechtspflege, von jener der Gemeinden vollends zu schweigen, deren Knechtung noch jetzt das Krebsübel Frankreichs ist. So bestand auch keine Preßfreiheit unter dem Konsulat. Ein Beschluß der Konsuln von 1800 setzte die Zahl der öffentlichen Blätter fest und gestattete die Unterdrückung aller, welche Artikel gegen die Verfassung, gegen die Souveränetät des Volkes (welche nicht existirte, also gegen die Macht der Regierung!) und gegen den Ruhm der Armeen (das war wol die Hauptsache!) enthielten. Die Folge war, daß thatsächlich nur noch der Moniteur und die ihm unbedingt nachbetenden kleineren Blätter erscheinen durften. Ein Dekret von 1803 unterdrückte dann auch noch die Freiheit des Bücherdruckes, indem es vorschrieb, daß kein Buchhändler ein Buch herausgeben dürfe, ohne es vorher einer „Revisionskommission" vorgelegt zu haben. Die reinste Censur! Und die ganze Verfassung war der reinste Machiavellismus (Bd. I. S. 46). Görres sagte denn auch gleich nach dem Staatsstreiche zu seinen Freunden, welche die Republik und daneben Bonaparte hoch leben ließen: „Wie? Ihr glaubt noch an eine Republik? Diese ist mit der Konstitution zum Teufel! Bonaparte ist Diktator, aus dem Diktator wird ein Monarch und aus dem Monarchen ein Despot werden!" —

Und die Unterdrückung erzeugte bei dem Volke der Bastillenzerstörer, Tuilerienkämpfer und Guillotinisten — die niedrigste Schmeichelei. Der Senat, welcher den Diktator für bescheiden hielt, glaubte ihn zu überraschen, indem er, nach dem Frieden von Amiens (1802), den Jener so bald wieder schnöde brach, die Amtsdauer des Ersten Konsuls von zehn auf zwanzig Jahre zu verlängern vorschlug. Der „Bescheidene" aber war wütend über diese Bagatelle von Anerkennung, worauf der zweite und dritte Konsul den Senat bewog, dem Volke die Frage vorzulegen, ob Napoleon Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein solle? Die Nation, welche von ihren kopflosen Bewunderern für einen Inbegriff von lauter Freiheitshelden angesehen wird, bejahte die vorgelegte Frage mit — 3,568,885 von — 3,577,259 Stimmen. Und sofort folgte ein Beschluß des Senates nach, welcher dem ersten Konsul das Recht ertheilte, seinen Nachfolger zu wählen und dem Senate dasjenige, die Verfassung zu suspendiren und den gesetzgebenden Körper, sowie das Tribunat aufzulösen. Der Senat erhielt zugleich eine Dotation von fünf Millionen. Dann wurde die Ehrenlegion gegründet, nicht ohne Widerspruch selbst in den unterwürfigen Behörden des Konsularstaates. Der Diktator sagte bei dieser Gelegenheit im Staatsrathe die merkwürdigen Worte: „Mit Spielzeug gewinnt man die Menschen; ich würde dies nicht auf einer Tribüne sagen; aber in einer Ver-

sammlung von Weisen und Staatsmännern darf man Alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebe!"

Rücksichtslos machte Bonaparte seine Gegner unschädlich. Schon wenige Tage nach seinem Staatsstreiche wollte er durch einen Beschluß mehrere Bürger, darunter auch Volksrepräsentanten, theilweise in das Departement der untern Charente interniren, theilweise nach Guyana deportiren lassen. Die öffentliche Meinung war aber noch nicht so niedergetreten, daß die Konsuln den Vollzug hätten wagen dürfen. Schon ein Jahr darauf war sie es jedoch bereits in solchem Maße, daß, in Folge des Attentates mit der Höllenmaschine, der Erste Konsul eigenmächtig hundertunddreißig Bürger, deren Verzeichniß der berüchtigte Polizeiminister Fouché, früherer Jakobiner, gefertigt hatte, nach Cayenne senden durfte, blos, weil sie „dafür bekaunt waren, zum Hochverrathe fähig zu sein!" Er ernannte außerordentliche Gerichte und unterhielt in ganz Frankreich Spione, welche ihm jedes revolutionäre Husten berichteten, und von denen es in allen Theatern und Cafés und auf allen Spaziergängen wimmelte. Bekannt ist die scheußliche That, durch welche der Herzog von Enghien auf deutschem Boden von den Agenten Bonaparte's aufgegriffen und in Vincennes erschossen wurde. Mit seinem Blute befleckt, griff der Konsul nach der Kaiserkrone. — —

Wie Bonaparte die religiöse Freiheit verstand, zeigt sein Werk, das Konkordat. Es muß der Verfassung von 1795 die Gerechtigkeit zugestanden werden, die religiösen Verhältnisse in einer vernünftigen und den Erforderníssen der Freiheit entsprechenden Weise geordnet zu haben. Sie verirrte sich weder in die vom Blute der Huguenoten befleckten Satzungen der „Gallikanischen Kirche", noch in die kirchenschänderischen und das Volk unterdrückenden Greuel des sogenannten Vernunftkultus, sondern erklärte jeden Bürger frei, seine Religion zu wählen und sich keiner andern unterordnen zu müssen, — das einzige menschenwürdige System, dasjenige, welches eine Zierde der Vereinigten Staaten Amerika's ist. Bonaparte aber fand dieses System unvereinbar mit seiner Herrschsucht; er wollte eine Staatskirche haben, um die Gewissen ebenso unter dem Daumen zu halten, wie die Seelen. Er gab vor, den gestürzten Glauben Frankreichs wieder aufzurichten, während derselbe bereits ungestört von sieben und einer halben Million Personen ausgeübt wurde; sein wirklicher Zweck war aber, sich des Papstes und der Geistlichkeit als Werkzeuge seiner Hände zu bedienen. Nach dem Konkordat ernannte der Erste Konsul die Bischöfe und der Papst bestätigte sie, während der Staat sie mit großen Gehalten ausstattete. Die bescheidenen Freiheiten der gallikanischen Kirche gegenüber Rom wurden aufgegeben.

Bonaparte hat demnach sowol die politischen, als die religiösen Rechte der Franzosen unterdrückt; dafür wollte ihm die Schmeichelei wenigstens

die Ehre erhalten, der Schöpfer der bürgerlichen Rechte zu sein, wie sie im Code civil formulirt sind, den das Kaiserreich sogar „Code Napoléon“ umgetauft hat. Dieser Codex verdankt seine Entstehung aber allmäligen Arbeiten, die schon im Jahre 1790 auf Befehl der Nationalversammlung im Sinne einer Revision der Gesetze begonnen hatten, als noch die Welt von keinem Bonaparte etwas wußte. Schon der Convent hatte am 24. Juni 1793, mitten unter dem Wüten der Schreckensherrschaft, Einheit der Gesetze in der Republik beschlossen, und er sowol, als die späteren Räthe der Direktorialverfassung arbeiteten an dem Werke weiter, welches neben dem neuen Maß- und Gewichtssysteme (Bd. II. S. 288) zu den besseren Seiten der französischen Revolution zählt. Bonaparte hat um das Werk keine Verdienste, als daß es zufällig unter seiner Regierung vollendet wurde; auf ihm lastet vielmehr die Schuld, die allgemeine Gleichheit, welche der Codex proklamirte, durch seine Wiederherstellung des Adels und der Vorrechte, sowie der von der Republik aufgehobenen Negersklaverei in den Kolonien grell verletzt zu haben.

Als Bonaparte aus Ägypten zurückkehrte und seinen Staatsstreich vollführte, erwartete man von ihm, wie Madame de Staël sagt, den Frieden; — er betrieb den Krieg noch schwunghafter, als das Direktorium; man erwartete, so räthselhaft das klingt, von ihm die Befestigung der Republik, — er führte die Monarchie wieder ein. Die Aufrechterhaltung einer alten Monarchie ist noch begreiflich; denn die Macht der Gewohnheit ist im menschlichen Charakter tief begründet; die Errichtung einer neuen Monarchie aber zieht sich von vorne herein den Vorwurf des ungemessenen Ehrgeizes, der schrankenlosen Selbstsucht zu. Freilich wußte Bonaparte, daß die Neigungen der Mehrheit des französischen Volkes entschieden monarchisch waren (und noch sind!), und dem neuen Cromwell konnte gewiß nicht die Rolle eines Monk zugemutet werden. Und so traf er auch mit den Wünschen des maßgebenden, unruhigen Theiles der Franzosen, dieser Römer unter den Galliern, in der Wiederaufnahme und glänzendern Durchführung der kriegerischen Gloire zusammen. Es bedarf der frechen Stirne eines alten Schwindlers wie Thiers, um (Histoire du Consulat et de l'Empire I, 226) zu läugnen, daß Bonaparte sofort nach dem Staatsstreiche nicht bereits an die Krone gedacht habe. Denn schon vor dem 18. Brumaire sprach er sich gegen den Mailänder Melzi dahin aus, daß eine Republik von dreißig Millionen Seelen eine Chimäre sei. „Die Franzosen müssen, sagte er, Ruhm haben, ihre Eitelkeit muß befriedigt werden; aber Freiheit? — davon verstehen sie nichts!“ — Wer konnte Den für einen Republikaner halten, der zu Campoformio Venedig an Österreich abgetreten hatte? — Bonaparte verstand unter „Republik“, wenn er sich des Wortes öffentlich bediente, stets nur, was die Römer unter res publica verstanden hatten, den Staat überhaupt, und so ist es erklärlich, wie in den ersten Jahren des Kaiserthums auf der einen

Seite der Münzen: **République française**, auf der andern: **Napoléon empereur** stehen konnte.

Bonaparte begann, um sich zum Kaiser emporzuschwindeln, damit, den Franzosen vorgeben zu lassen, gegenüber den Gefahren, welche Frankreich innen und außen bedrohen, sei ein erbliches Oberhaupt nothwendig. Der Senat, welcher seine Tölpelei mit dem zwanzigjährigen Konsulat gut machen wollte, eröffnete die Kriecherei. Unter den „Tribunen“ hatte einzig Carnot den Mut, der Komödie nicht zuzustimmen. Nun errötete Bonaparte nicht, im Vereine mit den übrigen Konsuln und den Ministern, selbst das die Verfassung ergänzende „Senatusconsult“ vom 18. Mai 1804 auszuarbeiten, welches ihn zum erblichen Kaiser der Franzosen ernannte, und zum ersten Male begrüßte ihn der servile Senat mit dem Titel „Majestät“ und erscholl das verhängnißvolle Vive l'empereur! durch die Gärten von Saint-Cloud. Die zwei Schein-Konsuln fielen weg, den Senat ernannte und vergrößerte nach Belieben der Kaiser, dessen Civilliste, gleich der Ludwigs XVI. auf fünfundzwanzig Millionen festgesetzt wurde, und die neue Sonne umgaben die Planeten der Reichserzämter, der Marschälle, der Militärinspektoren, der Civilgroßbeamten u. s. w. Es wurde abermals eine Volksabstimmung in Scene gesetzt; gegenüber 3,521,675 die neue Bescheerung Annehmenden, verwarfen sie nur noch 2560 (1802 noch über 8000!), Zahlen, welche beredt genug den Fortschritt der Korruption beweisen, die sich der Franzosen bemächtigt hatte, und der Regierung gestattete, Abstimmungen nach ihrem Willen zu lenken und jede Opposition mundtodt zu machen. Die sofort bereite Schmeichelei der Würdenträger, besonders der geistlichen, verglich den neuen Kaiser mit Moses, mit dem Vater der Makkabäer, mit Kyros, mit Augustus, ja stellte ihn mit Gott zusammen und schrieb sein Emporkommen der Vorsehung zu. Der Papst mußte kommen und den Heuchler weihen, der ihm die Krone barsch aus den Händen nahm und sie selbst aufsetzte und dann, — schwur, die Freiheit des Glaubens und die Gleichheit der Rechte aufrecht zu erhalten!! —

Wie dieser Schwur gehalten wurde, zeigt die Geschichte des napoleonischen Kaiserreichs mit schwarzen Zügen. Der Kaiser achtete die Unabhängigkeit der Gerichte nicht und suchte auf sie stets Einfluß auszuüben. Besonders war er dem Institut der Geschworenen abgeneigt, welches er nur unter Bedingungen fortbestehen ließ, nämlich, daß die Geschwornenlisten gut zusammengesetzt seien, daß die Anklagejury aufgehoben werde, daß die Verurtheilung durch einfache Mehrheit erfolge und daß es außerordentliche Gerichtshöfe geben solle. Den letzteren übertrug er das Verbrechen des bewaffneten Aufruhrs und alle Verbrechen, deren Thäter Vagabunden, berufslose Leute oder bereits zu entehrenden Strafen Verurtheilte waren. Im Jahre 1810 ließ er acht neue Gefängnisse, — acht neue Bastillen statt der alten, sagte der Volkswitz — errichten, um darin Leute zu verwahren, welche man „weder vor Gericht stellen, noch in Freiheit setzen

konnte, ohne die Sicherheit des Staates zu gefährden." Selbst die lettres de cachet wurden unter einer andern Form wieder eingeführt, nämlich durch die Vorschrift, daß Verhaftungen nur (!) durch Ermächtigung von Seite des kaiserlichen Privat-Conseils vorgenommen werden durften. Man weiß, wie er selbst Frauen verfolgte, die ihm zuwider waren, z. B. Madame de Staël, Madame Recamier, Madame de Chevreuse u. A. All dies war eines Systems würdig, welches durch zwei ehrlose Schufte wie Talleyrand und Fouché die Politik gegen Außen und die Polizei im Innern besorgen ließ. —

Die Preßfreiheit war wo möglich unter dem Kaiserreich noch schlimmer daran, als unter dem Konsulat. Das Journal des Débats wurde, weil sein Titel an die Revolution erinnere(!), gezwungen, sich Journal de l'Empire zu nennen und unter die Leitung eines geheimen Agenten des Kaisers gestellt. Ganz ungescheut verfügte Napoleon auch über das Eigenthum anderer Blätter und verschmolz u. A. fünf solche mit dem Journal de Paris. Gegen Bücher wurde förmliche Censur ausgeübt. Die Buchdrucker und Buchhändler mußten patentirt und beeidigt sein und verloren ihr Patent, wenn sie eine Schrift herausgaben, welche „den Pflichten der Unterthanen gegen den Souverän und der Sicherheit des Staates zuwider war." Die französische Literatur war daher unter Napoleon, wie Thiers (VIII. p. 151) selbst sagt, nichtig und ohne Begeisterung. Der Kaiser that sich etwas darauf zu gut, nicht nur der größte Krieger, sondern auch der größte Schriftsteller seiner Zeit zu sein.

Das Schicksal der Presse und der Literatur theilten natürlich auch die Schulen. Keine Bildungsanstalt irgend welcher Art konnte außer der Université impériale (d. h. der Gesammtheit der Schulen des Kaiserreichs) ohne die Ermächtigung der Regierung errichtet werden. Die Université impériale aber hatte nach den kaiserlichen Gesetzen als Grundlagen ihres Unterrichtes: 1) die Vorschriften der katholischen Religion (!!), 2) die Treue gegen den Kaiser, gegen das Kaiserreich und gegen die napoleonische Dynastie, 3) den Gehorsam gegen die bestehenden Unterrichtsgesetze, welche zum Gegenstande die Uniformität des Unterrichts hatten. Der „Großmeister" der Université rühmte sich gravitätisch, als er einst die Uhr herauszog: „In diesem Augenblicke beginnt man an sämmtlichen Lyceen des Kaiserreichs ein lateinisches Thema zu diktiren." Lehrer und Schüler waren einer kasernenartigen Disciplin unterworfen, und alle Bewegungen der Schüler wurden in militärischem Schritt und nach Trommelschlag ausgeführt. Dies bezog sich auf die höheren Schulen, die sogenannten Lyceen. Die Primärschulen aber lagen ganz im Argen, und mit Recht fragt Barni: wenn noch 1857 beinahe ein Drittel der jungen Soldaten weder lesen noch schreiben konnte, wie sah es dann erst ein halbes Jahrhundert früher aus?

Die Verehrung des Kaisers wurde zu einer förmlichen Religion

gestempelt und sogar in den kirchlichen Katechismus des Kaiserreichs (von 1811) aufgenommen. Dort hieß es: Welches sind die Pflichten der Christen gegen die Fürsten, welche sie regieren, und welches sind im Besondern unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser? Antwort: Die Christen schulden den Fürsten, welche sie regieren, und wir im Besondern unserm Kaiser Napoleon die Liebe, die Achtung, den Gehorsam, die Treue, den Militärdienst (!), die zur Erhaltung und Vertheidigung des Kaiserreichs (!) und seines Thrones (!) verordneten Steuern (!!); wir schulden ihm auch heiße Gebete (!!) für sein Heil und für das geistige und weltliche Gedeihen des Staates. — Warum sind wir zu allen diesen Pflichten gegen unsern Kaiser angehalten? Antwort: Weil Gott, welcher die Reiche schafft (! an welchem Tage der Schöpfung?) und sie nach seinem Willen vertheilt, indem er unsern Kaiser mit Geschenken im Frieden und Krieg (!) überhäuft, ihn als unsern Souverain aufgestellt, ihn zum Diener seiner Macht und zu seinem Bilde auf Erden (!) gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt daher Gott ehren und ihm dienen (!). — Was muß man von Jenen denken, welche ihre Pflicht gegen unsern Kaiser nicht erfüllen? Antwort: Nach dem Apostel Paulus widerstreben sie der von Gott selbst eingesetzten Ordnung und machen sich der ewigen Verdammung würdig (!!). — Ja, Napoleon bedauerte, wie er offen sagte, um Jahrhunderte zu spät gekommen zu sein, um sich, wie Alexander, für den Sohn des höchsten Gottes ausgeben zu können. In Ermangelung dessen ließ er sich wenigstens beinahe göttlich verehren, und die ständige Redensart der ihn auf Reisen in den Städten bewillkommnenden Beamten war: Sire, j'embrasse vos genoux. — —

Napoleon wollte aber nicht nur der Herr Frankreichs, sondern derjenige von ganz Europa sein. Sich als Nachfolger der weströmischen Kaiser betrachtend, deren Krone er dem Hause Österreich entriß, nahm er neben dem Kaisertitel denjenigen eines Königs von Italien an, während er dieses Land doch selbst zerriß. Nachdem er nämlich 1805 bei Gründung des neuen Königreiches feierlich erklärt, das Kaiserreich nicht weiter vergrößern zu wollen, einverleibte er demselben nicht drei Monate später die „ligurische Republik", welcher er später noch Toscana und Rom folgen ließ, so daß der Name Italien, so weit er ihn unangetastet ließ, nur noch wie zum Hohne zu bestehen schien, und das unglückliche Land thatsächlich aus Domänen seiner Generale bestand, welche die Titel derselben als Herzoge und Fürsten führten! Und wie Italien, zerriß er auch Deutschland, dessen Namen er nicht einmal mehr duldete, und dessen Herz, Westfalen, er seinem elenden Bruder Jerome hinwarf. Diese beiden Völkermorde waren aber nicht originell; schon die früheren Herrscher Frankreichs hatten es stets ihren Interessen angemessen gefunden, sowol Deutschlands als Italiens Einheit mit allen Mitteln zu verhindern. So spielte er mit allen Völkern, die ihm das Kriegsglück zu Füßen warf, wie

die Katze mit der Maus. Er verschenkte Neapel und Spanien und das von ihm gegründete Königreich Holland vernichtete er selbst wieder und zeigte, indem er nicht nur letzteres, sondern selbst die deutsche Nordseeküste mit Frankreich verschmolz, daß das letztere nicht nur nach dem linken, sondern auch nach dem rechten Rheinufer lüstern ist (ja wornach überhaupt nicht, — d. h. bis 1871?). Die von ihm eingesetzten Könige und Fürsten meisterte er wie Schulknaben, besonders wenn sie ihm zu milde regierten.

In den von ihm abhängigen Staaten verfügte er über das Leben aller ihm Mißbeliebigen oder Widerstehenden. In Neapel ließ er den Marquis Rodio, der sich ihm in Calabrien ergeben hatte, von hinten erschießen, in Tirol den tapfern Andreas Hofer durch Verrath ergreifen und zu Mantua morden, in Nürnberg den deutschen Buchhändler Johann Philipp Palm wegen bloßer Versendung der Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", deren Inhalt er nicht einmal kannte, — zu Braunau meucheln.

Mit besonderer Wollust beraubte und demütigte er Österreich und Preußen, gegen welche er ihre deutschen Brüder auf die Schlachtbank führte. Und das war der erste jener verhängnißvollen Streiche, die er selbst gegen sein Werk führte, mittels deren er dasselbe mit eigener Hand zertrümmerte! Die Zerreißung und Niedertretung Deutschlands führte zur Ermannung und Wiedererhebung dieses Herzens Europa's, welche einem Halt! gegenüber der französischen Raublust gleichkam. Und so folgten sich die übrigen Selbstmordsstreiche des dem Wahnsinne immer mehr verfallenden Eroberers! Die Unterdrückung Spaniens, wo, wie dessen aufgedrungener König Josef sagte, „jedes Haus eine Festung war", gelang niemals. Seine Absichten gegen England, um zur Herrschaft des Festlandes auch die der See hinzuzufügen, scheiterte schmählich, und die kleinliche, elende Rache, die er dafür nahm, das empörende Kontinentalsystem mit seinen schändlichen Waarenverbrennungen, das den Handel Europa's ruinirte, entfremdete ihm auch das Festland. Es war schon völliger Wahnsinn, als er sich erkühnte, das eisige Rußland, das sich jener Zwangsjacke nicht anbequemte, im Winter (!) überziehen zu wollen und dafür im endlosen Schnee des Landes, mit dem er bei Tilsit hatte Europa theilen wollen, seine große Armee durch Kälte, Hunger und Schlachten verlor! Nun schrieen die Mütter von dreihunderttausend Geopferten gegen ihn; hinter dem Fliehenden raffte sich das Verhängniß auf, und es war zu spät, als ihm 1814 gerathen wurde, das französische Volk zu seiner Rettung gegen die „Invasion" aufzurufen. „Chimären! rief er. Die Nation aufrufen in einem Lande, wo die Revolution die Edelleute und die Priester und ich selbst die Revolution zerstört habe?" Ein Selbstmordversuch krönte den Wahnsinn, und von dem Soldatenkaiser fielen seine getreuen Krieger ab, die er zu Herren Europa's gemacht. Sein Reich, das er in verblendetem Hochmute von der Elbe- bis an die Tibermündung ausgedehnt und durch Vasallen bis zu den

Straßen von Messina und Gibraltar vergrößert, es schrumpfte zur kleinen Insel Elba zusammen. Und als er zurückzukehren wagte auf den verlassenen Thron, wie kurz war sein Triumf, obschon er ihn durch erheuchelte liberale Phrasen hatte befestigen wollen. Den gemeingefährlichen Räuber konnte nur ein Felsen unschädlich machen, der tausend Meilen von jedem Festlande mitten in der tobenden See einsam emporragte! —

Frankreich hatte während der corsischen Militärherrschaft den Mittelpunkt der Welt gebildet; die übrigen Länder, namentlich Europa's, waren nur Planetenbahnen um jene Sonne, nur daß letztere ihre Planeten nicht erleuchtete und erwärmte, sondern ausbrannte und verwüstete, — und ihre Geschichte war nur von Interesse, soweit sie Konflikte mit der leitenden Weltmacht zu Tage förderte. Alle Schattirungen der Ansichten in jenen Ländern richteten sich nach dem Verhältnisse zu dem modernen Rom, schillerten so, wie es ihre Beziehungen zum Diktator Europa's mit sich brachten. Wir finden im ganzen Erdtheile blos zwei Hauptparteien: Napoleonisten und Antinapoleonisten. Aber wie verschieden gestalteten sich die Motive zu dieser oder der andern Haltung! Welcher Unterschied zwischen den Napoleonisten aus Interesse, aus Anhänglichkeit an die von dem Gewaltigen ihnen verliehene Machtfülle, wie z. B. den vaterlands- und kraftlosen Rheinbundsfürsten, und den Napoleonisten aus Liberalismus, welche es sich nicht ausreden ließen, daß der Kaiser der wahre Erbe der frei- und gleichmachenden Grundsätze von 1789 sei, daß er den verrotteten legitimen und reaktionären Anschauungen gegenüber den Fortschritt, die Aufklärung, den Bruch mit dem Mittelalter vertrete, oder welche die leere, trügerische Hoffnung hegten, daß der glänzende Stern am Himmel der Zeit ihren Ländern Freiheit von altem Drucke bringen werde, wie die Polen und die spanischen Afrancesados! Und diese Schwärmer waren so verrannt in ihre Marotte, daß selbst die flagranteste Niedertretung der Nationalitäten, der Preßfreiheit und der Vereinsrechte, die blutigste Verheerung und Entvölkerung Europa's sie nicht eines Andern belehren konnte, ja daß sie ihren Napoleonskultus auf Kinder und Kindeskinder vererbten, bis endlich die neueste Affenkomödie eines angeblichen Neffen dem Schwindel ein Ende bereitet haben dürfte.

Und hinwieder welcher Unterschied unter den Antinapoleonisten! Hier Reaktionäre, Legitimisten und Papisten vom Vollblut, die in dem Eroberer nur den frechen Usurpator ohne Glauben und Ehrfurcht erblickten, die englischen Tories, die preußischen und österreichischen Junker, die italienischen Höflinge und Pfaffen, die spanischen Inquisitionsbewunderer und Absolutisten. Dort die Nationalgesinnten, die englischen Whigs, die deutschen und spanischen Patrioten, welche den Mächtigen durchschauten, in ihm den Mörder jeder Freiheit erkannten, sich nicht blenden ließen vom Flitter der Paraden an der Seine, des Königsparterres zu Erfurt, der großen Armee, welche gegen Rußlands Schnee und Eis in ihr Verderben

marschirte. Sie strebten mit allen Mitteln nach dem einen Zwecke: Befreiung des Vaterlandes vom französischen Einflusse und waren zur Erreichung desselben bereit, die alten, vertriebenen Herrscher wieder anzuerkennen, immerhin unter der, freilich auch trügerischen Hoffnung, dieselben würden sich durch die erlebten Erfahrungen bewegen lassen, dem Volke zu geben was des Volkes, und der Freiheit ihre Rechte zuzugestehen. Dabei haben sie aber der Zukunft doch wacker vorgearbeitet, namentlich in Preußen, der Seele nationaler Opposition gegen die moderne Weltherrschaft. Dort schuf der große Stein einen Volksstaat, der mit dem Mittelalter brach, ohne berechtigte Eigenthümlichkeiten zu verletzen, bewaffnete ein Scharnhorst die Landwehr, entwarf ein Gneisenau den Plan zum heiligen Kriege für's Vaterland, den ein Blücher und die Bülow's führen sollten, pflegte ein Wilhelm von Humboldt Kunst und Wissenschaft, legte neben der allgemeinen Wehrpflicht den ersten Grund zu jener zweiten Säule nationalen Lebens, zur allgemeinen Schulpflicht, und errichtete den Hort der aufstrebenden freien Gesinnung, die Universität Berlin, und lehrte an der letztern ein Fichte die Deutschen, deutsch zu bleiben, bis ihn die Aufopferung für seine Mitmenschen in ein zu frühes Grab warf!

In keinem andern Lande hat die Opposition gegen die Weltherrschaft einen so eminent kulturhistorischen Charakter getragen, so viel dazu mitgewirkt, einer nachfolgenden langen und unerbittlichen Reaktion zum Trotze die Keime einer bessern, humanern Zukunft zu säen. Nicht einmal im freien England hat sich der Kampf gegen den Napoleonismus über die politische Sphäre erhoben, ja in dieser nicht einmal die verrotteten Vorrechte verfallener Flecken und einer eisenstirnigen Aristokratie zu berühren gewagt. In Spanien hat der Liberalismus der in Cadix eingeschlossenen Cortes von 1812, so anerkennenswerth seine Wahrung der Volksrechte ist, sich nicht zum Zweifel an der alleinigen Herrschaft der katholischen Kirche zu erheben vermocht. In Rußland vollends verband sich gar keine fortschreitende Idee mit dem Kampfe für das Vaterland und blieb eine unübersteigliche Kluft zwischen der bodenlosen Schwärmerei eines Alexander und der ideenlosen Stupidität seines Volkes.

Dritter Abschnitt.

Die Restauration.

Der Charakter der nach Napoleons Sturz eintretenden sogenannten Restauration liegt in dem Bestreben, die Spuren der französischen Revolution möglichst zu vertilgen, die Völker darnieder zu halten, jede Erhebung derselben für die Zukunft zu verhindern und die Macht der Fürsten und Regierungen zu verstärken. Es war dies jedoch im Grunde nichts Neues. Schon Napoleon hatte all' Dieses gethan, nur mit dem natürlichen Unterschiede, daß er neben den Völkern auch die alten Dynastien darniederhielt und hierdurch einen Theil der Welt in dem blinden Wahn erhielt, als ob sein Reich ein solches der Freiheit wäre. Die restaurirten Regierungen warfen diese liberale Maske ab und bekannten sich offen als revolutionsfeindlich, was ihre Herrschaft scheinbar gehässiger und volksfeindlicher gestaltete, als dies Napoleons Regiment war, obschon der Unterschied beider Reaktionen nur in der Herkunft ihrer Leiter lag. Napoleons Reich war aus der Revolution entstanden und knebelte deren Ideen von Freiheit und Gleichheit; das System der Restauration entsprang aus der Erhebung der Völker außerhalb Frankreichs gegen dessen Hegemonie, namentlich des deutschen Volkes, war aber weit davon entfernt, sich auf die Völker, welche ihre alten Fürsten wieder emporgehoben, zu stützen, sondern trat sie rücksichtlos mit Füßen.

Der Charakter der Restauration war aber nicht nur ein despotischer und freiheitfeindlicher, sondern ein solcher des Hohns und des Wortbruchs. Am 25. März 1813 war in Kalisch eine Proklamation erlassen worden, welche wörtlich folgendermaßen begann: „Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Seiner Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten u. s. w.“

Und diese versprochene Freiheit und Unabhängigkeit, diese Wiederherstellung des ehrwürdigen deutschen Reiches, — wo sind sie hingekommen? Es ist nur zu bekannt und mit schwarzen Zügen in das Buch der Geschichte verzeichnet. Wer aber trägt die Schuld dieses scheußlichen Wortbruches? Wenn wir die beiden Mächte, welche die Proklamation erließen, und das

ihnen später nur widerstrebend beigetretene Österreich in ihrem damaligen Verhalten und in ihrer spätern Gestaltung betrachten, so kann die Antwort auf jene Frage nicht zweifelhaft sein. In Preußen waltete noch der Geist Steins und Hardenbergs und des Tugendbundes; es war seit der Fremdherrschaft stets der Hort und die Hoffnung aller nationalen Bestrebungen des übrigen Deutschland gewesen, es hatte der französischen Hegemonie, der es bei Jena erlegen war, keine Zugeständnisse gemacht, sich ihr niemals freiwillig gefügt oder unterworfen, und es war der erste deutsche Staat, welcher gegen den Eroberer auftrat, sobald dies möglich war, ohne geradezu von der Übermacht vernichtet zu werden. Anders Rußland und Österreich. Der fromme, schwärmerische Alexander hatte zu Tilsit mit Napoleon die Karte Europa's zu theilen versucht, und der trockene Geschäftsmann Franz, der sich so trefflich den Anstrich eines liebevollen Landesvaters zu geben wußte, hatte seine Tochter dem corsischen Emporkömmling verkauft, während er Tirol für sein Haus bluten ließ, ohne eine Hand für seine „getreuen Unterthanen" zu rühren. Und was war der Erfolg? Rußland und Österreich brachten ihre Schäfchen in's Trockene, beide erhielten ein schön abgerundetes, kompaktes Gebiet, — Preußen aber zwei unzusammenhängende, aller natürlichen Grenzen entbehrende und durch allerlei Enklaven noch mehr zerrissene Landesstücke. Metternich's Tücke, die noch vor Kurzem des Corsen Speichel geleckt hatte, wußte, in geheimem Einverständniß mit Rußland, Preußen, das gebundene Hände hatte, in's Schlepptau zu nehmen und aus der Bahn einer freisinnigen Politik, auf welcher ihm die öffentliche Meinung Deutschlands hoffnungsfreudig entgegenkam, in einen reaktionären Bund hineinzuzerren, der an Stelle der Stein und Humboldt die denunziatorischen Kreaturen Kamptz und Schmalz hoch hielt, ein deutsches Reich hintertrieb und die Leitung des volksfeindlichen sogenannten deutschen Bundes Denen in die Hände gab, welche zu Hause die Deutschen den Slawen und Magyaren hintansetzten und ihre Nationalität möglichst beschnitten*).

Es war das heuchlerische System des „heiligen Bundes", welches von nun an regierte und die Völker, welche mit ihrem Blute für die Wiederherstellung der alten Throne eingestanden waren, um alle Früchte des Sieges brachte, sie knebelte und mundtodt machte. Stein's und Humboldt's Preußen hätte diesem Treiben niemals Vorschub geleistet, wenn sich auch der eingeschüchterte Hardenberg dazu verstand; aber es war nun lahm gelegt und mußte für fünfzig Jahre der Metternich'schen Fahne folgen, diesem Fetzen, welcher Europa demoralisirte und korrumpirte.

Der elende Geist der Metternich'schen Regierungsmaschine erhellt am besten aus einem Büchlein, welches 1827 zu Wien im „Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration" erschien und betitelt war:

*) Hagen, Geschichte der neuesten Zeit. Braunschweig 1850. I. S. 154.

„Pflichten der Unterthanen gegen ihre Monarchen. Zum Gebrauch der deutschen Schulen.“ Dasselbe weiß im ersten Abschnitt keinen andern Grund für das Bestehen der Staaten, oder wie es sich einseitig ausdrückt, der „Obrigkeiten“ anzugeben, als daß dieselben gesetzt seien, „um gute Ordnung“ zu halten und zu verhindern, daß „feindselige, raubsüchtige Menschen uns schlagen, verwunden, tödten und unsere Häuser anzünden.“ Von einer innern, organischen Nothwendigkeit des Staates und von seinem eigentlichen Zwecke keine Idee! Auf die Frage: Von wem haben die Obrigkeiten ihre Gewalt? antwortet der zweite Abschnitt: Sie haben ihre Gewalt von Gott, und das wird weiter erklärt: Gott regiert freilich die Welt; aber Gott ist unsichtbar. Darum hat er Regenten und Fürsten, die man sehen kann, an seine Stelle gesetzet, und auf diese Art regieret er durch sie. Es heißt weiter: es genügt nicht, daß man sich vor den Landesherren „bis zur Erde beuge“, sondern man müsse sie auch im Herzen ehren, man sei „schuldig“, für sie zu beten, man solle sie auch „fürchten“; wer ihnen widerstrebe, sei der Hölle verfallen. Die Unterthanen, sagt der Katechismus ferner, plötzlich zum krassesten Materialismus überspringend, seien schuldig, ihrem Landesherrn Steuern, Zölle und andere Auflagen zu bezahlen, und zwar zu der Zeit, die von dem Landesherrn festgesetzt sei. Die Auflagen, heißt es, werden verwendet zur Unterhaltung des Hofstaates (!), zu Besoldungen der Obrigkeiten, zur Bezahlung der Kriegsheere u. s. w. Von einer Verwendung für Schulen, für Straßen und überhaupt für gemeinnützige und wohlthätige Veranstaltungen wird nichts gesagt! Man solle, sagt der Katechismus, die Steuern eben so gern (!) und hurtig bezahlen, wie man den Eltern (warum nicht den Kindern?) gern und hurtig gibt, was zu ihrem Unterhalt nöthig ist. Das Nichtbezahlen der Steuern sei eine „Sünde“, und so sei es auch eine, den Zoll zu betrügen, und zwar nicht nur, weil es ein Ungehorsam gegen den Landesfürsten ist, sondern auch, „weil die übrigen Unterthanen, die das Ihrige richtig bezahlen, wegen dieses Abganges oft desto mehr bezahlen müssen (?!).“ Zu Kriegszeiten sollen die Unterthanen über die Vorfälle des Krieges „nicht urtheilen und reden“. Von den Soldaten heißt es, wenn sie an Lebensmitteln Mangel leiden, so sollen sie denselben „geduldig leiden und sich an schlechter Kost genügen lassen.“ Am meisten wird gegen die Deserteurs losgezogen und von ihnen gesagt: Gott strafe sie mit Krankheiten, mit Armut, mit Schande und Spott, sie werden beim letzten Gerichte ewig verdammt werden. Den Eltern sei es nicht erlaubt, ihren desertirenden Kindern Gelt, Kleider oder sonst etwas zu schicken. Kurz, das militärische und finanzielle Interesse des Hofes ist allein das Maßgebende, alles Andere bloße Nebensache.

Es entsprach diese Auffassung dem auf dem Wiener Kongreß herrschenden, von Metternich durchaus beeinflußten Geiste. Ein Gifthauch der Reaktion durchwehte Europa, nicht einer gegen revolutionäre Excesse nothgedrungen

gerichteten, also in gewissem Maße berechtigten Reaktion, sondern einer systematisch gegen jeden Fortschritt und alles Licht sich sperrenden, ja sogar jede höhere und idealere Auffassung des Staatslebens verbannenden. Es war die Zeit, in der ein Haller die Politik der Feudalzeit, nach welcher das Land und Volk Eigenthum seines Herrschers waren, zur alleinseligmachenden stempeln wollte, in welcher ein lüderliches Genie wie Gentz in seiner ekeln Blasirtheit die Rechte der Völker für Schaum und Dunst ausgab, in welcher die romantischen Dichter und Prosaiker die Fantasie der Menschen verdunkelten, verpfuschten und vergifteten, in welcher die Pfaffen in langen und kurzen Röcken durch Geltendmachung konfuser Mystik und blutiger Opfertheologie das Volk systematisch zu verdummen strebten. — Namentlich aber ging die Tendenz dieser Reaktion dahin, das Volk zu knebeln und in strenger Zucht zu halten, dem der Sturz des großen Despoten vorzugsweise zu verdanken war, — das deutsche, weil es sich selbstthätig erhoben und weil ihm der Geist zuzutrauen war, die Konsequenzen seiner Erhebung zu seinem Besten und nicht blos zu demjenigen der Dynastien anzuwenden. Diese Machinationen begannen mit der Denunziation des von den Feinden Preußens und seiner deutschen Mission gewonnenen Geheimeraths Schmalz in Berlin gegen den Tugendbund und gegen die volks- und freiheitfreundlichen Richtungen, indem er, ganz im Metternich'schen Geiste büreaukratischer Nüchternheit, die freche Behauptung aufstellte, die Befreiungskriege seien nicht von der Begeisterung getragen worden, sondern blos auf Befehl des Königs vom Pflichtgefühl, — man sei zu den Waffen geeilt, „wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht beim Feuerlärm zum Löschen einer Feuersbrunst eilt" (!). Das war der Anfang der Reaktion in Preußen. Schmalz eroberte diesen Hort der deutschen Vaterlandsfreunde für Metternich, erhielt von dem ängstlichen Könige den rothen Adlerorden, — und die gleichzeitige Heirat der Tochter des Letztern mit dem russischen Großfürsten Nikolaus, in dem man bereits den Vollblut-Despoten ahnte, ertödtete vollends jeden Hauch in Preußen, der dem österreichisch-russischen Systeme nicht entsprochen hätte. Der Tugendbund wurde aufgehoben, der „rheinische Merkur" des patriotischen Görres, von Napoleon als „sechste Großmacht" gefürchtet, unterdrückt, und die Ausarbeitung einer Verfassung für Preußen — verschoben. So war die welthistorische Aufgabe dieses Staates vergällt, — glücklicherweise nur für ein halbes Jahrhundert! Die Schwäche, welche damals Preußen leider zeigte, ist die einzige Quelle der lange nachher waltenden Abneigung gegen jene Macht, — und der Ruhm, den von nun an die süddeutschen Staaten, die bisher das Möglichste gethan, Preußen zu demütigen, in partikularistischer Freisinnigkeit suchten, war ein ziemlich wohlfeiler. Einen reinen Ursprung hatte der aufrichtige Constitutionalismus des kleinen Weimar, des gelobten Landes der klassischen Periode deutscher Dichtung, des geweihten Bodens, auf dem die Herder, Wieland, Schiller und Goethe

gewandelt. Daher war denn auch Jena, die ehrwürdige Stätte deutscher Wissenschaft, die Wiege jenes Jünglingsbundes, in dem der Tugendbund jugendlicher und kräftiger auflebte und vaterländische Ideen jeder polizeilichen Spürerei zum Trotze emporrankten, — der Burschenschaft, und die Wartburg, jene Heimat deutschen Sanges im Mittelalter und deutscher Glaubensreinheit in neuerer Zeit, der Schauplatz eines Tages voll Begeisterung für Freiheit und Vaterland und eines Abends kecker jugendlicher Autos de fé gegen die Symbole der Reaktion, der Volksbevormundung und des Landesverraths.

Es waren erhebende Tage, in welchen vom kleinen Jena aus die Wogen jugendlichen Emporstrebens immer größere Kreise in Deutschland schlugen und an die Stelle der früheren Lüderlichkeit und Renommisterei (s. Bd. II. S. 44 ff.) in allen burschenschaftlichen Verbindungen ernste Sittlichkeit und eifrige Lernbegierde traten. Hatte auch ein selbstgemachtes, unhistorisches Deutschthum mit selbsterfundenen deutschen Farben und selbstkomponirter deutscher Tracht allerlei seltsame Auswüchse zur Folge, so erhebt doch die Erinnerung an jene Sonnenblicke aus der Nacht der Polizeiherrschaft jedes noch der Begeisterung fähige Herz. Aber dem schönen Rausche folgte ein schrecklicher Katzenjammer. Der Demagogenriecher Kamptz und der russische Spion und schmutzige Komödienschreiber Kotzebue gaben nach dem Wartburgfeste das Signal zur wütenden Razzia gegen alle freien Bestrebungen. Luden's Nemesis und Oken's Isis, die Blätter zweier väterlicher Freunde der Burschen, mußten eingehen. Weimar wandte sich der Reaktion zu, und als vollends Sand sich zu seiner fantastischen That hinreißen ließ, brachen die traurigsten Tage über Deutschland herein, — Tage, deren Ereignisse, die blind-verbissenen Schritte gegen die Väter der Turnerei und des patriotischen Liedes, Jahn und Arndt, gegen die beiden Welcker, gegen Dewette, weil er Sand's Mutter getröstet, u. A., die Schließung der Turnhallen, die lächerliche Jagd der Polizei nach hochverrätherischen Bändern, Quasten, Mützen, Pfeifenköpfen und dergl. komisch wären, wenn sie nicht so unselige Folgen gehabt, wenn von ihnen nicht, in Form der Aachener Berathungen und der Karlsbader Beschlüsse, die schwärzeste Finsterniß über das unglückliche deutsche Volk ausgegangen wäre. Es tanzte Alles nach Metternich's Pfeife, ja das bekehrte und nun übereifrige Preußen wollte ihn noch überbieten und gebar den seiner illusorischen Natur wegen ewig denkwürdigen und nutzlosen Gedanken einer Censur aller Schriften, die — nicht über zwanzig Bogen betragen, was aber in der Praxis, und zwar in Preußen voran, zu einer Censur aller Schriften ohne Ausnahme wurde. Die Knebelung der deutschen Universitäten und die Aufstellung einer Central-Untersuchungskommission, gegenüber dem von Preußen verlangten außerordentlichen Gerichtshofe zur Beurtheilung der angeblichen Demagogen — krönten das so begonnene Werk in würdiger Weise. Dagegen schlug der Anlauf fehl, den die beiden

deutschen Großmächte gegen die süddeutschen Repräsentativverfassungen und zu ihrer Ersetzung durch landständische versuchten.

Die kleinliche Reaktion spielte auch auf das religiöse Gebiet hinüber. Deutsche Regierungen beeilten sich, mit Rom Konkordate zu schließen und wurden natürlich überlistet; in der protestantischen Kirche wurden dunkelmännerische Liturgien eingeführt, ja sogar der Name „Protestanten" verboten und durch „Evangelische" ersetzt. Noch lächerlichere Maßregeln trafen die kleineren Staaten. Alles aber verfehlte seine Ziele, und der freisinnige Geist erhob sich von Neuem. Die Burschenschaften tauchten wieder auf und hielten Burschentage. Ja es entwickelte sich aus ihnen ein revolutionärer Geheimbund, der Jünglingsbund genannt, mit republikanischen Tendenzen, welcher zuerst im Wahne der Existenz eines ähnlichen Männerbundes stand, dem die Mitglieder Gehorsam schworen, dann aber seinen Irrthum entdeckte und sich selbständig auf Bundestagen organisirte. Der Plan, unter dem Scheine der Bildung einer Philhellenenschaar die Revolution zu beginnen, wurde jedoch wieder aufgegeben und die ganze Bewegung verlief im Sande.

Und wie in Deutschland ging es auch im übrigen Europa. Im „freien" England, dessen vielgerühmte Freiheit ja bekanntlich von jeher blos für den Adel und die Hochkirche bestand, dessen vielbelobtes Parlament nach einem längst veralteten Wahlsystem durch Bestechungen und Prügeleien ernannt wurde, das von seiner durch den Krieg gegen Napoleon angewachsenen Schuld von beinahe einer Milliarde Pfund Sterling beinah aufgezehrt wurde und dessen aristokratische Parlamentsmehrheit aus egoistischem Interesse dem Volke die Kornzufuhr sperrte, ahmte der Prinzregent, derselbe, welcher den skandalösesten aller Eheprocesse gegen seine Gattin Karoline führte und sie bei seiner Krönung schnöde von der Kirchthüre wegweisen ließ, das Unterdrückungssystem der kontinentalen Mächte nach, ließ die Volksversammlung von Manchester durch Cavallerie auseinandertreiben und setzte im Parlament Gesetze durch, welche Vereins- und Preßfreiheit auf die schamloseste Weise untergruben. Die Folge waren Aufruhrversuche an verschiedenen Orten Englands und Schottlands, am bedeutendsten aber in dem mißhandelten und verhungernden Irland, und der vom Gewissen gequälte reaktionäre Minister Castlereagh schnitt sich die Kehle ab! Bessere Zeiten traten erst mit Cannings gemäßigt-liberalem Regimente in Britannien ein.

Am wenigsten konnte in Frankreich eine Reaktion in Verwunderung setzen; denn sie lag ja schon im Prinzip in der Familientradition der Bourbons, welche jetzt wieder regierten. Eine Reaktion gegen die Freiheit war zwar schlechterdings nicht möglich; denn etwas derart hatte es unter Napoleons Zuchtruthe nicht gegeben; aber es trat eine legitim-klerikale Reaktion den Franzosen auf den Nacken, welche einerseits deren republikanisch-imperialistische Gloire verhöhnte und zu zerstören suchte, indem sie

Allem, was an jene vom nationalfranzösischen Standpunkt aus immerhin große Zeit erinnerte, den Krieg erklärte, und anderseits dem Pfaffenthum einen Einfluß einräumte, den es trotz des Konkordates unter dem Kaiser niemals hatte erringen können. Der Pöbel wurde mit einem Schlage katholischer als der Papst; er verjagte seine Geistlichen, wenn sie zu den sogenannten vereidigten der Revolution und des Kaiserreichs gehörten. Ehemalige Priester, die ihren Beruf aufgegeben hatten, als er nicht mehr existirte, wurden mißhandelt und eingekerkert. Mit Verweigerung der Sakramente, namentlich bei Frauen und Kindern, wurde scheußlicher Unfug getrieben, und die rechtgläubigen Pfaffen, welche diese Verfolgungen leiteten, benutzten den Anlaß eifrig zu Erpressungen, und Bischöfe maßten sich an, Buchhändlern Erlaubnisse zur Herausgabe von Werken zu ertheilen. Es wurden Wunder veranstaltet und in Scene gesetzt und ältere wieder aufgefrischt. Die vom Papste wiederhergestellten Jesuiten machten sich auf's Neue breit und fingen die Gemüter des Volkes in ihren Netzen. Missionen, Processionen und Bußübungen lebten wieder auf, und die Proselytenmacherei wurde in's Große getrieben. Die Missionäre wetteiferten, um populär zu sein, an Pöbelhaftigkeit und Geschmacklosigkeit ihrer Ausdrucksweise, und schilderten die Hölle, — als wären sie selbst darin gewesen.

Die Weiber wurden fanatisirt und gegen ihre Männer aufgehetzt, das Glück vieler Familien zerstört. Das Empörendste war aber bei dieser reaktionären Bewegung das Verfahren gegen die Protestanten. Diese, welche unter Napoleon zwar drückend bevormundet, aber nicht verfolgt worden, erlitten schon seit 1814 trotz der Charte arge Benachtheiligungen. Es wurden ihnen von den katholischen Geistlichen Trauungen gemischter Ehen und kirchliche Beerdigungen verweigert, und jene Leute predigten offen die nahende Zerstörung der Schismen und Ketzereien, und schmähten auf die Protestanten. Man sandte Missionäre zu den Waldensern der Alpenthäler, wo sie Zwietracht stifteten und moralischen Zwang zur Bekehrung übten, Protestanten wurden gezwungen, den Pomp der katholischen Feste mitzumachen, die protestantischen Lehrer ihrer Stellen entsetzt, die protestantischen Schüler aus den Schulen verjagt. In königlichen Verordnungen über das Schulwesen wurde so gesprochen, als ob Alles katholisch wäre, und der Andersgläubigen mit keinem Worte gedacht. In Nismes und anderen Orten erhob sich der katholische Pöbel, sofort nach der zweiten Restauration der Bourbons, gegen die Protestanten, mißhandelte sie, mordete und brannte, und ganz ähnliche Greuel, wie jene des weißen Schreckens (oben S. 21) wiederholten sich in den Gefängnissen, welche die Kommandanten den Wüterichen öffneten, an allen Gegnern der Restauration oder solcher Gegnerschaft Verdächtigen. Auch jetzt wurden Frauen und Mädchen entkleidet und ihnen in Form von Lilien gebrachte Nägel (!), die auf Prügeln befestigt waren, eingedrückt! Außerdem wurden die Protestanten von den Reaktionären auf die schamloseste Weise gebrandschatzt.

katholische Vereine wirkten dafür, daß kein Protestant Schutz gegen Gewaltthätigkeiten erhielt. Protestantische Kirchen wurden niedergerissen und die Gräber der „Ketzer" entweiht, diese auch amtlich zur Abtretung ihrer Kirchen gezwungen. Auf ähnliche Weise wurde auch gegen die Republikaner und Napoleonisten gewütet! Es fielen Tausende von Opfern für Thron und Altar *)! Die Reaktion setzte sich fort in dem Justizmord an Ney und in der Verbannung aller sogenannten Königsmörder, war selbst königlicher als der König, gegen dessen Treue an der Charte sie im Pavillon Marsan konspirirte, und verkörperte sich in der berüchtigten Chambre introuvable, bis sie nach der Ermordung des Herzogs von Berry in der Entfernung des zu wenig reaktionären Ministers Decazes und in Richelieu's ultra-royalistischem Wahlgesetze, das nur den Höchstbesteuerten Wahlrechte einräumte, ihre Spitze erreichte. — Die Frucht dieses Systems war keine andere, als die Pflanzung geheimer politischer Gesellschaften. Schon 1816 war zu Grenoble die „Union" entstanden und zählte unter ihren Mitgliedern Lafayette, Dupon, Cousin, Courier, Comte u. A.; nach dem oben erwähnten Höhepunkt der Reaktion war sie weit entfernt, entmutigt zu sein und organisirte sich nur von Neuem. Nachher entstanden in Frankreich auch die „Freunde des Volkes", eine Nachbildung der italienischen Carbonari, und seit 1824 war die hauptsächlichste Verbindung dieser Art der Bund „Aide-toi et le ciel t'aidera", zu welchem sich Odilon-Barrot, Duvergier, Thiers, Mignet, Armand Carrel, Cavaignac, Arago, Garnier-Pagès, Bastide u. A. zählten, ja dessen erster Präsident der später gewaltige und eine so verschiedene Politik entwickelnde Guizot war! Hand in Hand mit diesen Verbindungen gingen Militäraufstände in Belfort, Saumur, Thouars, Marseille u. s. w., die jedoch sämmtlich ein blutiges Ende fanden.

Welcher Natur nun gar die Reaktion in Spanien unter dem elenden Ferdinand VII. war, der einst mit seinem ebenso elenden Vater darin gewetteifert hatte, sich vor Napoleon zu demütigen und sich gegenseitig bei ihm zu verrathen, — das mag der Umstand zeigen, daß die von den Cortes zu Cadix 1812 erlassene Verfassung, welche jede Religion außer der katholischen verbot, für außerordentlich freisinnig, ja für das Ideal von politischer Freiheit galt. Freilich wahrte sie die Volksrechte in den Cortes, hob die Inquisition auf, beschränkte die Klöster und das Kirchengut u. s. w. Ferdinand aber hatte die aufgehobenen Klöster, die Inquisition und die Jesuiten wieder hergestellt, die Pfaffen dürsteten in ihrem Blatte offen nach dem Blute der Liberalen, und außer demselben und der Hofzeitung waren alle Preßorgane verboten, die Steuerfreiheit des Adels und der Kirche wieder eingeführt und nur noch Adelige zu Offiziersstellen zugelassen. — Noch trauriger wo möglich sah es in Portugal aus. Die Bauern auf den Gütern der Krone, der Kirche und des Adels wurden

*) Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Aarau 1823.

wie Vieh behandelt. Es wurde den Unterthanen vorgeschrieben, wie viel sie als Gartenland bebauen durften; der Tabaksbau und das Schlachten der Kälber waren bei Todesstrafe verboten; nirgends war man, solche Polizei gab es, vor Bettlern, Dieben, Räubern und Mördern sicher; die Soldaten (was auch in Spanien vorkam), ja sogar Offiziere bettelten, um nicht zu verhungern. Regierung und Hof befanden sich in Brasilien, und Portugal war faktisch eine Provinz seiner Kolonie. Ein Engländer regierte in Lissabon, welcher den Eingebornen gegenüber seine Landsleute in jeder Weise bevorzugte. Die Schulen waren ganz in den Händen der völlig ungebildeten Geistlichkeit und es durfte blos eine Zeitung im Lande erscheinen und nichts von Politik enthalten! — So waren denn Spanien und Portugal durchaus reif für die Revolution, welche 1820, zunächst unter den Truppen, ausbrach.

Ähnlich verhielt es sich auch mit dem in mehrere Staaten zerrissenen Italien, welche Staaten so recht eigentlich als Provinzen Metternichs betrachtet werden konnten. Die Regierungen, faktisch österreichische Vasallen, durften laut geheimen Verträgen ohne Zustimmung der genannten Macht ihren Ländern keine Verfassung verleihen und hatten nur das eine Ziel, das Land möglichst auszubeuten und auszusaugen. Zölle und Steuern drückten das Volk namenlos; Beamte, Grundbesitzer und Kaufleute wurden sogar gezwungen, Aktien der Staatsanleihen zu übernehmen. Es wurde weder für Ackerbau, Industrie und Handel, noch für den Unterricht etwas gethan. Der Gerichtsgang war schleppend und verworren, die Richter bestechlich und die Räubereien im Flor. Ohne von der Aufklärung, welche die Finsterlinge sonst so gern als Ursache aller Laster und Excesse ansehen, im Geringsten angesteckt zu sein, vielmehr im Besitze des festesten Glaubens und in der strengsten Ausübung der Kirchengebräuche, ergaben sich Glieder aller Stände dem Räuberhandwerke, welches namentlich im Kirchenstaate und im Reiche der frommen neapolitanischen Bourbons im höchsten Grade blühte. Die Regierungen waren dieser Erscheinung gegenüber nicht nur ohnmächtig, — sie begünstigten sie sogar. Die neapolitanische Regierung bediente sich der Räuber gegen ihre politischen Gegner und es kam vor, daß der König Ferdinand einen Räuberhauptmann, mit dem er Verträge abschloß, anredete: Mein General und mein Freund! — Polizei und Militär (letzteres mit Ausnahme des österreichischen und sardinischen) waren daher auch so eingerichtet, daß sie nichts gegen die Räuber ausrichten konnten und — sollten!

Unter einer Nation, welche seit so alter Zeit einen Hang zu Verschwörungen hat, wie die italienische, mußten derartige Zustände diese Neigung ganz besonders nähren. Diesmal war die Form, unter welcher sie zur Erscheinung kam, diejenige des politischen Geheimbundes der Carbonari. Die Art und Zeit der Entstehung desselben ist unbekannt, wahrscheinlich war die Fremdherrschaft der Franzosen in Italien die Ver-

anlassung dazu. Jedenfalls sind die Carbonari keine Abzweigung der grundsätzlich alle Politik von ihrer Thätigkeit ausschließenden Freimaurer; dagegen ahmten sie dieselben in der Einführung einer Symbolik nach, welche aber nicht auf das Bauen, sondern auf das Kohlenbrennen gegründet war. Die Carbonari waren schon unter Murat's Regierung mächtig, gegen welche sie konspirirten, während die Freimaurer umgekehrt dieselbe stützten. Indem sie daher die Rückkehr der Bourbons betrieben, bereiteten sie sich durch den Erfolg ihrer Anstrengungen eine arge Enttäuschung; denn Jene, welche nichts gelernt und nichts vergessen, bedrückten alle Wohlhabenden und Gebildeten aus finanziellen und klerikalen Rücksichten, und da sich die Carbonari beinahe sämmtlich zu diesen Klassen zählten, so waren sie bald gezwungen, gegen die Bourbons dieselbe Haltung einzunehmen wie gegen Murat, was zur Folge hatte, daß die Regierung ihnen den Bund der Calderari als Gegengewicht gegenüberzustellen suchte, der jedoch wenig ausrichtete. Die Venditen, in welche sich die Carbonari theilten, wuchsen wie Pilze aus dem Boden und waren bald eine Macht, deren Einfluß sich Niemand mehr entziehen konnte. Ihre Farben, schwarz, roth und blau (Kohlen, Feuer und Rauch), wurden das Wahrzeichen oppositioneller und liberaler Gesinnung, obschon eine politische Übereinstimmung unter ihnen, welche Konstitutionelle und Republikaner umfaßten, eigentlich nicht bestand. Seine Blüte erreichte der Bund, als die Nachwirkung der spanischen Revolution sich auch im Königreiche beider Sicilien äußerte, und Alles drängte sich nun, da die Carbonari Mode geworden, in der „Barake" der „Lehrlinge" den „im Walde verirrten Heiden, der das Licht suchte", und in derjenigen der „Meister" den vor Pilatus, Herodes und Kaifas stehenden und leidenden Christus zu spielen. Auch bei der gleichzeitigen Revolution in **Piemont** hatten die Carbonari die Hände im Spiel und reizten den Thronfolger Karl Albert von Carignan durch die Aussicht auf die italienische Krone, sich ihnen anzuschließen: — sie sollte ihm zwar nicht, aber doch vierzig Jahre später seinem Sohne zufallen!

Diese konstitutionellen Revolutionen im Süden Europa's waren der heiligen Allianz und ihrem Reaktionssystem ein Dorn im Auge. Sie durfte solche Erscheinungen nicht dulden, da selbe ja auf den Norden des Erdtheils einen höchst bedenklichen Einfluß üben mußten. Die politische Geschichte hat zu zeigen, wie nach den **allerhöchsten** Verschwörungen zu Troppau und Laibach die österreichischen Truppen Neapel niederwarfen und welch gräuliche Reaktion von Neuem dort Platz griff. In Neapel wurden die Carbonari mit entblößtem Rücken auf Esel gesetzt, öffentlich durch die Straßen geführt und auf verschiedenen Plätzen ausgepeitscht, der Eingekerkerten, Verbannten und Hingerichteten nicht zu gedenken! Die strengste Censur wurde wieder eingeführt, die Werke der französischen Philosophie öffentlich verbrannt, ein Index verbotener Bücher entworfen, alle öffentlichen Schulen aufgelöst, die Studenten zum fleißigen Kirchenbesuche und

sogar die Erwachsenen zum Besuche der Katechisation gezwungen, den sich nicht Fügenden die Ehrenrechte und die Ehe vorenthalten, und zur bessern Durchführung vor Allem die Jesuiten berufen! Dies Alles that ein König, der die Verfassung von 1820 beschworen und dann selbst die Feinde zur Unterdrückung derselben in's Land geführt hatte! Weniger arg hauste die Reaktion in Piemont, weil man den in die Revolution verwickelten Thronerben, der sie feig verlassen hatte, nicht kompromittiren wollte!

Länger als auf der Apenninenhalbinsel dauerte der konstitutionelle Jubel und Rausch auf jener der Pyrenäen. Aber er litt an Unklarheit des Ziels, es bekämpften sich innerhalb der Bewegungspartei wieder verschiedene Fraktionen von den einfachen Liberalen bis zu den Exaltados, es trieben geheime Gesellschaften auch da ihr Wesen, und zu ihnen gehörten diesmal auch die ihre wahre Bedeutung und Aufgabe vergessenden Freimaurer, dann die Communeros, die Descamisados (Vettern der französischen Sansculotten), die Anilleros, der den politischen Mord vertheidigende „Orden vom Hammer" u. s. w., und es fielen arge Excesse vor. Die Cortes beschränkten sich, in Spanien wie in Portugal, auf Einführung der Preßfreiheit, Schritte gegen Klöster und geistliche Orden und unnütze, aber ihrer Sache höchst schädliche Demonstrationen gegen Königthum, Adel und Geistlichkeit. Es bildeten sich daher „Glaubensbanden" zur Vernichtung der Revolution, und endlich vermochte Metternich auf dem Kongresse zu Verona die französische Regierung dazu, in Spanien die gleiche Rolle zu spielen, wie Österreich in Italien. Die französischen Ultraroyalisten, als ächte Franzosen, nach Kriegsruhm ihrer Partei lüstern, rissen den friedliebenden Ludwig XVIII. mit sich, und die Farce wurde gespielt. Der gegen dieselbe in der Kammer opponirende Manuel wurde auf eine die Reaktion und ihr schlechtes Gewissen kennzeichnende Weise wider alles Recht ausgestoßen und durch Gendarmen unter Mißhandlungen aus dem Saale entfernt. Die nicht undeutliche Absicht des wieder erwachenden England, jener donquijotischen Intervention mit Waffengewalt entgegenzutreten, wurde durch die entgegengesetzten Drohungen der drei reaktionären Ostmächte vereitelt. Die Reaktion in Spanien, nach mühelosem, durch Verrath unterstütztem Siege der Franzosen, begann mit den scheußlichsten Greueln der Glaubensbanden, welche das Eigenthum der Constitutionellen plünderten, ihre Häuser zerstörten und Viele der Verhaßten mordeten. Vierundvierzigtausend Menschen schmachteten bald in den Kerkern des wiederhergestellten Absolutismus. Plünderungen, Verbannungen, Ächtungen, Ermordungen und Hinrichtungen folgten sich ohne Ende. Riego, der Hauptführer der Revolution, durch Verrath gefangen, wurde schon auf dem Wege nach Madrid furchtbar mißhandelt, mit Ketten belastet in einen scheußlichen Kerker geworfen, in einem Korbe von einem Esel zur Richtstätte geschleift und endlich unter dem Rufe der Henker: „Es lebe die Religion, es lebe der König",—gehängt! Die Reaktion wütete rücksichtslos, so

daß selbst das bourbonische Frankreich vor ihr zusammenschauderte, und stellte Alles wieder her, was sie schon 1814 dem Lande aufgezwungen. Dasselbe brachte auch der blutige Dom Miguel in Portugal zu Stande. Eine in ihren Folgen noch schlimmere Einwirkung aber hatte die spanische Reaktion auf Frankreich, wo nun die Ultraroyalisten ihre Orgien feierten. Die Schulen wurden gänzlich der Geistlichkeit überlassen. Freisinnige Schriftsteller wie Lacretelle, Lebrun, Delavigne, Jay, Jouy, Köchlin u. A. erlitten Amtsentsetzungen, Geltbußen, Gefängniß u. s. w. Bilder, welche dem herrschenden System unangenehme historische Erinnerungen darstellten, wurden verboten und ihre Urheber hart bestraft. Die liberalen Zeitungen wurden verfolgt und theilweise unterdrückt, und als dies nicht mit allen gelang, die Censur eingeführt. Die Schulen kamen gänzlich unter jesuitische und geistesverwandte Kongregationen, und es wurde darin nach Schulbüchern gelehrt, wie Pater Loriquet's Weltgeschichte, welche Napoleon als General des legitimen Königs Ludwig XVIII. darstellte!

Die revolutionären Versuche, welche den Zeitraum der Restauration erschütterten, verschonten nicht einmal das Stammland der heiligen Allianz, Rußland, dessen schwärmerischer Kaiser Alexander diesen Bund gegen die Freiheit der Völker nach einem Einfalle seiner frommen Freundin Frau von Krüdener, gemodelt hatte. Czarendespotie, militärisch geordnete und bestechliche Büreaukratie und die Leibeigenschaft waren allerdings Krebsschäden, welche zu einem Ausbruche wilder Leidenschaft Anlaß genug darboten. Schon bald nach dem unseligen französischen Winterfeldzuge von 1812 waren in Rußland geheime Gesellschaften entstanden, zuerst von harmlosem, blos der Belehrung gewidmetem Charakter. Bedeutender war der 1817 von Alexander und Nikita Murawieff, Fürst Trubetzkoi und Paul Pestel gestiftete „Bund des Heils," welcher Einrichtungen ähnlich denen der Freimaurer hatte und sich später mit dem unter Michael Orloff stehenden Bunde der russischen Ritter vereinigte. Ein Theil der Verschwörer dachte sogar an Kaisermord, der freilich seit dem Ende Peters III. und Pauls I. nichts Ungewöhnliches mehr war, während die Mehrheit sich mit Abschaffung der bestehenden Mißbräuche begnügen wollte. Nachdem diese Meinungsverschiedenheit den Bund aufgelöst, bildete sich der „öffentliche Wohlfahrtsbund" unter Alexander und Michael Murawieff, Fürst Lubetzkoi und Nikolaus Turgenieff; er beobachtete keine Ceremonien, aber strengstes Stillschweigen, beabsichtigte vorzüglich Reform des Unterrichts, der Rechtspflege und der Staatswirthschaft, und war über ganz Rußland verbreitet. Paul Pestel, ein schlauer, ehrgeiziger, entschlossener Kopf und noch, wie die meisten Mitglieder, im Dienste als Offizier, suchte den Bund zu revolutionären Thaten hinzureißen und zwar im Sinne einer in Rußland einzuführenden Föderativrepublik. Ja Pestel suchte sogar Verbindungen mit den in Polen ebenfalls

bestehenden geheimen Gesellschaften, welche nach Wiederherstellung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes strebten, — doch ohne Erfolg. Schon 1814 bestand in Warschau der Bund der „ächten Polen", und 1817 ein Studentenverein, *Πάντα κοῖνα* genannt, nach dem Muster der Burschenschaft; und 1819 stiftete der Major Lukasinski eine politische Freimaurerloge, welche jedoch bald wieder einging. Der Letztere wirkte nach 1820 in dem „Bunde der Sensenmänner" und in der „polnischen Nationalgesellschaft", welche sich über das ganze ehemalige Polen erstreckte. Da beinahe Alles, was in Polen Bedeutung hatte, diesen geheimen Gesellschaften angehörte, äußerte sich deren Geist deutlich genug auf dem polnischen Reichstage von 1820, so daß Alexander, erzürnt über die sich kundgebenden liberalen Ideen, den Reichstag schloß und 1821 alle geheimen Gesellschaften in Polen, sowie 1822 auch diejenigen in Rußland zu unterdrücken befahl, auch die der Politik fremdgebliebenen Freimaurerlogen nicht ausgenommen. Selbst die während ihrer päpstlichen Aufhebung in Rußland geduldeten Jesuiten wurden als geheime Gesellschaft betrachtet und daher ebenfalls verbannt. Der Ukas wurde mit ächt russischer Gewaltthätigkeit und Rücksichtlosigkeit durchgeführt, bewirkte aber, wie dies meistens der Fall ist, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung. Nur die unschädlichen Freimaurerlogen fügten sich der kaiserlichen Anordnung, — die gefährlicheren politischen Vereine dauerten fort. An der Stelle des Wohlfahrtsbundes in Rußland, welcher schon vorher in Parteien zerfallen war, bestanden jetzt zwei Bünde, einer im Süden unter Pestel selbst, Sergei Murawieff-Apostel und Bestuscheff-Rjumin, mit dem Mittelpunkt in Tultschin, wo Pestel garnisonirt war, und mit republikanisch-revolutionärer Tendenz, und einer im Norden, unter Nikita Murawieff, dem Fürsten Obolenski, Rylejeff, Narischkin u. A., mit dem Sitze in Petersburg und mit lediglich konstitutionellen Absichten und humanen Ideen. Versuche der Vereinigung, welche Pestel machte, blieben ohne Erfolg; denn Pestel soll nach der Ruhmeskrone eines Napoleon gedürstet haben, während Rylejeff und dessen Genossen sich mit der Bürgerzier eines Washington begnügten. Ebenso wenig gelang die wiederholte Anknüpfung Pestels mit den auch in Polen fortbestehenden Vereinen, dagegen kam eine Verschmelzung mit dem Bunde der Vereinigten Slaven zu Stande. Die Verschworenen beider Bünde benutzten zum Losbrechen den Tod Alexanders und die Proklamation seines jüngeren Bruders Nikolaus zum Kaiser, indem sich der Nordbund für den angeblich übergangenen, in Wirklichkeit aber resignirenden ältern Bruder Konstantin erklärte und den Fürsten Trubetzkoi zum Diktator wählte. Man bearbeitete die Soldaten und befahl ihnen, die „Konstitution" hochleben zu lassen, was die guten Leute nicht anders zu deuten wußten, als dies sei die „Frau Konstantins." Ebenso versuchten es die Führer des Südbundes mit der Republik; aber die Soldaten fragten sie: wer dann Kaiser werden solle? und fielen ab, als man ihnen erklärte, man

brauche keinen mehr. Die blutige Unterdrückung beider Aufstände und die Hinrichtung ihrer Führer durch den Strang ist bekannt.

Das einzige Land Europa's, in welchem während der Restaurationsperiode eine revolutionäre Bewegung dauernden Erfolg hatte, war Griechenland. Es bezeichnet die sich christlich nennende heilige Allianz, daß sie dem von der Verzweiflung eingegebenen und übrigens lange von Rußland genährten Aufstande eines christlichen Volkes gegen den Halbmond alle möglichen Hindernisse zu bereiten suchte. Dafür begeisterten sich die Völker von ganz Europa für die tapferen, wenn auch rohen und heimtückischen, stark mit slawischem und albanesischem Blute gemischten Räuber, die man ihrer Sprache wegen für ächte Söhne der Hellenen hielt. Man schwärmte für die Wiedergeburt von Hellas, und die Philhellenen wetteiferten in Unterstützung der Wiege des Perikles und Sokrates durch Geld und Waffen, ja auch durch Zuzüge von Freischaaren. Auch hier wirkte das im Zuge der Zeit liegende Element der geheimen politischen Gesellschaften mit. In Odessa entstand 1814 die Hetairie, die sich bald unter den Griechen in allen Ländern verbreitete. Sie umfaßte fünf Grade, welche stufenweise, und in der Anzahl ihrer Mitglieder immer enger beschränkt, von bloßer Ahnung einer Veränderung der Zustände zu der förmlichen Leitung der Revolution emporstiegen. Türken und Griechen erwürgten sich gegenseitig mit wilder Tigerlust und unter den entsetzlichsten Greueln, und kaum waren die Griechen irgendwo frei von den barbarischen Unterdrückern, so zerfielen sie unter sich in erbitterte Parteien und konnten sich die Klefthenführer des gewohnten Plünderns nimmer enthalten. Es bedurfte, um einigermaßen geordneteren Zuständen entgegenzugehen, des für die Restaurationsperiode so bezeichnenden „zufälligen" Sieges der christlichen Seemächte bei Navarino! —

Einen ähnlichen Kampf mit ähnlichem Erfolge wie Griechenland kämpfte während der Restaurationsperiode das spanische Amerika. Freilich waren es hier nicht zwei Völker von verschiedener Religion und Abstammung, sondern solche zwei verschiedener Erdtheile, von denen die dünn gesäeten Europäer über die weit zahlreicheren Amerikaner herrschten und sie in deren eigener Heimat mit empörender Tyrannei als rechtlose Heerden behandelten. Kreolen, Mischlinge und Indianer eines Landstriches, der drei Erdzonen durchmaß und Europa wol anderthalbmal an Größe übertraf, standen einig, wenn auch ihrer Ziele nur mangelhaft und unklar bewußt, gegen die geborenen Spanier auf und siegten nach zwölfjährigem Ringen. Aber wie die Griechen entzweiten sie sich stets sofort nach der Befreiung eines Landestheils vom Feinde, und gleich den Griechen war nicht die Freiheit, sondern die Parteiherrschaft und die Diktatur die traurige Frucht ihres Freiheitskampfes. Ihr Befreier Bolivar war auch kein Washington, sondern ein mißglückter Versuch zu einem Napoleon. Der heiligen Allianz entging das in ihren Augen schlimme Beispiel der

Unbotmäßigkeit nicht, das die spanischen Amerikaner den europäischen Völkern gaben und sie wünschten nach Niederwerfung der spanischen Revolution nichts sehnlicher, als auch den Kolonien dasselbe Schicksal zu bereiten. Aber der tolle Plan scheiterte an den bestimmten Erklärungen Englands und der Vereinigten Staaten, die somit das hohe Verdienst erwarben, das kulturhistorische Gesetz der Emancipation der Kolonien mit Energie geschützt zu haben, und die Krone dieses Verdienstes gebührt vor Allem dem Haupte Canning's, dieses Apostels der Freiheit am Ruder des mächtigsten See- und Handelsreiches (1825). — Neben den neuen Republiken aber bildete sich, sonderbar genug, eine neue Monarchie unter einem Prinzen des Mutterlandes, eine Erscheinung einzig in ihrer Art: dem Gesetze der Emancipation wurde genügt; aber das Fürstenhaus, das von ferne die Kolonie regiert hatte, in diese selbst herübergenommen. Doch ist auf Amerika's freiem Boden die Kaiserwürde zu einem beinahe bürgerlichen Amte geworden, und Brasilien hat sich vor den Nachbarrepubliken durch Ruhe ausgezeichnet, wenn es auch hinwieder länger als irgend ein Staat der christlichen Civilisationsgruppe sich mit dem schwarzen Flecken der Negersclaverei belastet hat. — Auch hier war es wieder Canning, der gleichzeitig die Unabhängigkeit des neuen Reiches schützte und dessen Mutterland (freilich nur auf kurze Zeit) von dem pfäffischen Wüterich Miguel befreite und vor einer beabsichtigten spanischen Eroberung bewahrte! — Sein allzufrüher Tod überlieferte England der Reaktion des Soldaten Wellington und Portugal derjenigen des für beseitigt gehaltenen Nero, — welcher die Verfassung beschwor, um sie schamlos zu brechen und im Verein mit dem süßen Pöbel und mit Räubern und Mördern das Land mit Blut zu überschwemmen. —

Es war als ob der Wahnsinn in Portugal herrschte. Und in diesem Rausche von Blut, in diesem Leichengeruche, in diesen scheußlichen Kerkern, die der Tyrann mit Wollust täglich besuchte, um sich am Jammer seiner Opfer zu weiden, — mit solchen empörenden Siegen der „heiligen Allianz" schloß die von ihr beherrschte Restaurationsperiode, um einer andern Platz zu machen.

Vierter Abschnitt.

Der Liberalismus.

Die Weltgeschichte besteht in einer Reihenfolge sich ablösender Revolutionen und Reaktionen oder auf- und absteigender Bewegungen, entsprechend den Athemzügen und dem Blutumlaufe, der Ernährung und Verdauung im individuellen Körper. Jeder Revolution oder Anspannung der Kräfte größerer Kreise von Menschen folgt eine Reaktion oder Abspannung derselben, jeder Reaktion ebenso unvermeidlich eine Revolution. Je weiter die Revolution das Naturgemäße, d. h. das durch die Verhältnisse des betreffenden Landes und durch den Charakter seiner Bevölkerung gebotene Maß überschreitet, desto gehässiger und verderblicher tritt folgerichtig die Reaktion ein, wie auch ein einzelner Körper die Excesse im Genusse durch langwierige und gefährliche Krankheiten zu büßen hat.

So folgte denn auf die lange und traurige Reaktionsperiode, welche von ihren hauptsächlichen Trägern mit dem beschönigenden Namen der „Restauration" beehrt worden ist, naturgemäß wieder eine vorwärtsschreitende, aufwärts strebende Bewegung, eine neue Revolution, welche sich von der ersten französischen Umwälzung, der von 1789, dadurch unterscheidet, daß sie nicht verschiedene sich bekämpfende Richtungen nach einander zur Herrschaft brachte, sondern eine einheitliche, und zwar die während der Restaurationsperiode von den herrschenden Kreisen verfolgte; denn diese Richtung war es, welche in der deutschen Burschenschaft geschwärmt, in den Carbonari Italiens, den Comuneros Spaniens und den verschiedenen geheimen Gesellschaften Frankreichs conspirirt, in der griechischen Hetärie und dem russischen Bunde des Heils zu den Waffen gegriffen hatte. Man nannte diese Richtung und nennt sie noch die **liberale**, und viele Menschen glauben mit diesem Namen ein System von Grundsätzen bezeichnet zu haben, während bei näherer Untersuchung ein solches vergebens gesucht wird. Es gibt liberale Monarchisten und liberale Republikaner, liberale Centralisten und Föderalisten, liberale Katholiken, Protestanten, Juden und Freidenker, Liberale, welche unbeschränkte und Solche, welche beschränkte Preßfreiheit wollen, Liberale, welche das Stimmrecht enger beschränken und Solche, welche es weiter ausdehnen wollen u. s. w. Die englischen Liberalen, die Whigs, denken nicht im Entferntesten daran, die Vorrechte des Adels um ein Jota verkürzen zu wollen, während der Adel überhaupt für die schweizerischen Liberalen ein längst überwundener Standpunkt ist. Die deutschen Liberalen wollen ein ziemliches Maß von Gemeindefreiheit, die französischen nicht

eine Spur davon, die belgischen unbedingte Lehrfreiheit, auch für den Klerus, die italienischen völlige Ausschließung des letztern von den Schulen, die holländischen und andere unbedingte Glaubensfreiheit, die spanischen Aufrechthaltung der katholischen Landesreligion, mit höchstens sehr schwacher Duldung der „Ketzer". Worin liegt also eine Übereinstimmung unter den Liberalen verschiedener Länder? Eine absolute Übereinstimmung unter denselben gibt es allerdings nicht; denn eine solche besteht ja nicht einmal unter denjenigen eines Landes, ja nicht einmal unter denen der gegenüber dem Auslande so kleinen schweizerischen Kantone! Die gemeinsamen Merkmale des Liberalismus können daher nur sehr vage, dehnbare sein; man wird im Allgemeinen nur sagen können, der Liberalismus fange da an, wo der ebenso vage Konservatismus aufhöre, d. h. wer nach den in seinem Lande herrschenden Begriffen nicht mehr konservativ ist, d. h. nicht mehr das Bestehende durch Dick und Dünn vertheidigt und für vorzüglich erklärt, wird gemeinhin für liberal gehalten. Im Ganzen ist mithin liberal eine Richtung, welche sich einigermaßen dem Fortschritte, jedoch bei leibe nicht einem allzu raschen, energischen und weitgehenden zuwendet. Da die konservative Richtung naturgemäß ihre Stützen im Adel und Klerus, als den durch politische und religiöse Bewegungen zunächst bedrohten Klassen hat, so muß der Liberalismus die seinigen im besitzenden Bürgerthum suchen und demnach einen Einfluß desselben in öffentlichen Angelegenheiten anstreben. Ein solcher Einfluß kann in politischen Dingen nur durch Theilnahme des Bürgerthums an der Regierung, also durch eine parlamentarische Verfassung, welche mittels eines Vermögenscensus dem Bürgerthum die Mehrheit in der Volksvertretung sichert, erreicht werden, und in religiösen Dingen durch Beschränkung, beziehungsweise Aufhebung des Einflusses der Geistlichkeit im Staate. Die Liberalen werden mithin so ziemlich ohne Ausnahme konstitutionell und antiklerikal sein; in Republiken, wo sich der Konstitutionalismus von selbst versteht, müssen sie die Vorrechte eines Patriziates verwerfen; wo aber ein solches nie existirt hat, wie in Amerika, sind ihre politischen Programme manigfachen Schwankungen unterworfen. Der Liberalismus dürfte nach diesem auch als ein abgeblaßtes Bild der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen sein, deren politische Resultate wir oben (Bd. II. Seite 328 ff.) geschildert haben.

Der Liberalismus, welcher durch die Julirevolution von 1830 zunächst in Frankreich, wo er in der sogenannten Bourgeoisie verkörpert war, an das Staatsruder gelangte, eroberte sich von da aus nach und nach die Niederlande, die Schweiz, die beiden Reiche der pyrenäischen Halbinsel und Griechenland. In Großbritannien war er schon vor jener Revolution siegreich. In den deutschen Staaten kam er nicht zur Herrschaft, wol aber zu zeitweisem Einfluß in Folge seiner Verbreitung über das Bürgerthum. In Österreich und den italienischen Staaten, in Skandinavien und

Rußland gelangte er zu keiner Geltung; in der Türkei nahm sich der Sultan Mahmud ein dem Liberalismus analoges System zur Richtschnur, soweit solches mit dem Absolutismus verträglich war.

Aber gerade in den Staaten, in welchen 1830 und später der Liberalismus zur Herrschaft gekommen war, zeigte sich dessen Schwäche, Hohlheit und Inkonsequenz auf die deutlichste Weise, indem er, eine Reihe von Jahren obenan, seinen Ursprung vergaß und bald in dasselbe System der Reaktion hineingerieth, unter welchem seine eigenen Träger während der Restaurationsperiode zu leiden gehabt hatten, so daß er, als die neue Revolution von 1848 ihn überraschte, als ein ebenso sehr überwundener Standpunkt erschien, wie vor ihm der Absolutismus der Restauration. Diese Laufbahn des Liberalismus repräsentirt als Person Niemand so treffend, als Louis Philipp von Orleans, 1830—1848 König der Franzosen, in seinen Anfängen der von der Bourgeoisie und dem Geltadel emporgehobene liberale Bürgerkönig, die „beste Republik," wie ihn der alte Revolutionär Lafayette zu nennen die Geschmacklosigkeit hatte, in seinem Ausgange der mit Metternich und den Jesuiten gegen jede freie Regung des Geistes und der Völker konspirirende Reaktionär!

Der Pulverdampf und das Flintengeknatter auf den Barrikaden des Juli 1830 war für den gesammten Liberalismus Europa's das Signal zur Bewegung und Erhebung. Es zerfiel zuerst die unnatürliche Schöpfung eines Königreichs der Niederlande durch vereinigte nationale und klerikale Agitation, um einem ebenso unnatürlichen neuen Gebilde, **Belgien**, das Leben zu geben, in welchem sich die Parteien seitdem, Jesuiten hier, Freimaurer dort, heftiger aufreiben, als es in dem vereinigten Reiche je möglich gewesen wäre, und leicht die Zeit kommen kann, wo überdies Flamänder und Wallonen miteinander über die bisherige ausschließliche Herrschaft der französischen Sprache abrechnen werden.

Sofort blitzte es auch in allen Theilen **Deutschlands**, und einer der aufgeblasensten Duodezdespoten, Karl von Braunschweig, mußte vom Bundestage dem Volksunwillen geopfert werden. Aber es zersplitterte sich die ganze Bewegung in partikularistische Revolutiönchen, die hier zu neuen Verfassungen führten, dort jämmerlich scheiterten. Im Ganzen aber entwickelte sich der Liberalismus zu einer Macht, wenn auch nicht zu einer herrschenden, doch zu einer oppositionellen, d. h. in der Politik; in der Literatur herrschte er nach und nach immer unbedingter. Wir haben schon früher betont, daß die politischen Bewegungen Deutschlands niemals nackt und kahl dastanden, sondern stets durch solche im Gebiete der geistigen Kultur geschmückt und erwärmt wurden. So war es auch jetzt, in der Periode des Liberalismus. Der romantischen Schule, welche theils nebelhaften Traumgebilden nachgejagt, theils aber wohldurchdachte Plane einer Wiederherstellung der feudalen und hierarchischen Zustände des Mittelalters verfolgt hatte, stellte sich, wie wir bei Besprechung der schönen Literatur

näher darlegen werden, eine freisinnige Schule poetischer und prosaischer Schriftsteller gegenüber, und während die Romantiker mit wenigen Ausnahmen der ihrem Streben geistesverwandten politischen und religiösen Reaktion dienten, huldigten die neuen Koryphäen der Literatur dem Liberalismus in der Politik und dem Rationalismus in der Religion. Sie traten polemisch und mit vernichtender Satire gegen die Romantik und deren mystische Bestrebungen auf und nahmen sich wieder, statt des himmelnden, unklaren Mittelalters, das helle und freie Alterthum und die klassische Blütezeit der deutschen Literatur an der letzten Jahrhundertscheide zum Muster. So wirkten ein Platen und ein Chamisso, denen der sich selbst verspottende und seine eigenen Ideale vernichtende Weltschmerz eines Heine zur Seite trat, während ein Börne in ungebundener Sprache der Trauer und dem Zorne über die unfreien Zustände des zerrissenen Vaterlandes Luft machte. Und nachhaltiger noch arbeitete die forschende Wissenschaft. Es erstand eine Philosophie des Liberalismus in dem die konstitutionelle Regierungsform als staatsrechtliches Ideal setzenden Hegel'schen Systeme, das sich freilich in der Folge, wie aller Liberalismus, als höchst dehnbar und in alle möglichen Schattirungen zersetzbar erwies. Klarere und wärmere Lichtstrahlen warf, ihrem Charakter gemäß, die Geschichtschreibung des Liberalismus, in Rotteck's wunderbar alle Volksschichten durchdringendem Werke, dessen historische Auffassung jetzt freilich veraltet ist. — Es konnte nicht anders sein, als daß die studirende Jugend, deren Lehrer sich an dem Geisteskampfe der Zeit zum Theil so lebhaft bethätigten, demselben mit dem größten Interesse folgte. Die Burschenschaft war wieder in's Leben getreten; aber das öffentliche Leben war zu manigfaltig geworden, als daß sie ihre früheren Tendenzen ungetheilt hätte verfolgen können. Hatte sich unmittelbar nach dem Freiheitskriege der deutsche religiöse Sinn, im Gegensatze zur französischen Frivolität, mit dem wissenschaftlichen Forschungstriebe und der Sehnsucht nach freien politischen Zuständen noch vertragen, so waren diese Elemente seit der Demagogenhetze, deren pfäffisch gesinnte Leiter im Namen der Religion zu handeln vorgaben und die Jünger der Wissenschaft von der Politik, als einem verbotenen Felde, vertrieben, unvereinbar geworden. Es gab jetzt drei Burschenschaften, die Teutonia, welche, unter dem Schutze des für christliche Kunst schwärmenden, in Partizipien dichtenden Königs Ludwig von Baiern, von der Gegenwart ab- und der Vergangenheit zugewendet, sich altdeutschen und zugleich christlichen Grillen hingab, die Arminia, welche die Schwärmerei bei Seite ließ, sich der Wissenschaft widmete und die Politik der Zukunft überantwortete, und die Germania, welche auf revolutionäre Umgestaltung der politischen Zustände hinzielte. So entsprachen die drei Jugendbünde gewissermaßen den drei politischen Perioden der vergangenen Restauration, des gegenwärtigen Liberalismus und des künftigen Radikalismus. So war es denn auch die Germania, welche die letztere Richtung anticipirte

und sich mit Eifer am wild-dithyrambischen Hambacher Feste und an dem katzenjämmerlichen Frankfurter Attentate betheiligte, zwei Ereignissen, welche recht klar zeigten, daß weder schöne, vollklingende Phrasen von Freiheit und Einheit, noch Tumulte einer Handvoll Studenten und Handwerksburschen eine Revolution herbeizuführen, noch viel weniger den Völkern Glück und freie Zustände zu bringen geeignet seien. Sie haben nichts bewirkt, als eine Stärkung der Reaktion, und einer Anzahl gutmeinender, aber kurzsichtiger und das Volk nicht kennender Männer, denen sich auch manche schuldlos Verdächtigte anschließen mußten, Kerker oder Verbannung bescheert. Unterdrückung der vorher nicht stark belästigten Preß- und Vereinsfreiheit und neue lächerliche Jagd auf Farben und andere Abzeichen waren die nächsten Folgen, und die Verfolgungssucht der dreißiger Jahre konnte sich mit jener der zwanziger Jahre im komischen und tragischen Fache wohl messen. Die Reaktion gipfelte in dem schmählichen Verfassungsbruche, den der König von Hannover als geborner Engländer zu begehen sich nicht schämte; aber an diese Unthat knüpfte sich ein thatsächlicher Triumf des Liberalismus, der Beifall, den die Charakterfestigkeit der sieben Göttinger Professoren in Deutschland fand, und der ehrenhafte Widerstand der hannoverschen Stände. Das war das Grab des Ansehens der Reaktion; dieselbe verlor von da an naturgemäß die Sympathie jedes Ehrenmannes. Daher erfüllten auch ganz Deutschland neue Hoffnungen, als 1840 im mächtigsten deutschen Staate ein Fürst den Thron bestieg, welcher einen andern Geist auf die Wahlstatt des öffentlichen Lebens führte, als ihn der bisherige fruchtlose Kampf zwischen Liberalismus und Reaktion zu Tage gefördert hatte. Das romantisch angehauchte Wesen Friedrich Wilhelms IV., seine Liebe zu Wissenschaft und Kunst und sein Geistesreichthum ließen Großes erwarten, was freilich sein Mangel an Energie nicht schaffen konnte. Sein Ideal war ein friedliches, patriarchalisches Verhältniß zwischen Fürst und Volk; er wollte kein Stück Papier sich zwischen Beide eindrängen sehen, hingegen drang sein Edelmut (hart am Vorabende einer neuen Revolution!) bei dem Bundestage auf Abschaffung der Censur. Ein Verhältniß aber, wie er es sich dachte, war durch die Entwickelung des Volksgeistes und durch die riesige Gestaltung des Verkehrs ein unmögliches in unserer Zeit geworden. —

Hatte sich so in Deutschland der Liberalismus während der achtzehn Jahre, in denen er eine Rolle spielte, mit der Stellung eines fruchtlosen, ja ungehörten und verachteten Mahners begnügen müssen, dem die Machthaber die Verkündung des Herannahens einer neuen Katastrophe nicht glauben wollten, so saß er dagegen in dem kleineren, größtentheils stammverwandten, aber republikanischen Nachbarlande, der Schweiz, während jener Zeit obenan. Die im Jahre 1798 durch die französische Invasion gestürzten Vorrechte der Patrizier- und Hauptstädte waren durch Napoleons Mediation 1803 zu kleinem, durch die Restauration 1814 zu etwas

größerm Theile wieder hergestellt worden, doch ohne die Unterthanenländer ihrer neuen Würde als Kantone zu berauben. Schon vor der Julirevolution und ohne sie hatte eine Bewegung zur Abschaffung jener Vorrechte begonnen und wurde durchgeführt; aber der Partikularismus, an dem die Kantone krankten, und die Eifersucht der kleineren solchen gegen die größeren, von denen sie überstimmt zu werden fürchteten, verhinderten, daß der Revision der Kantonalverfassungen eine solche des Bundesvertrages folgte. Die Verhältnisse blieben im Ganzen eng und beschränkt, und der Liberalismus suchte seinen Ruhm, neben manchem anerkennenswerthem Wirken für Erziehung und Verkehr, in nicht nur fruchtlosem Kampfe mit der katholischen Hierarchie, sondern in einem solchen, der ihm selbst den Hals brach, nicht nur in den katholischen Kantonen, sondern auch in dem durch die Berufung des kühnen Verfassers des Lebens Jesu aufgeregten Zürich.

Der Liberalismus der britischen Inseln ging wieder ganz andere Wege, und zwar solche, wie sie den Begriffen von Freiheit entsprachen, die nirgends enger und beschränkter sind, als in dem unter der liberalen Philisterwelt für „frei" ausgeschrieenen Albion, dessen alte, ständische Reliquien der Franzose Montesquieu zuerst als Horte der Freiheit auszugeben den seltsamen Einfall gehabt hatte. Die Zähigkeit, mit welcher die Engländer an jenen Reliquien hängen, ist es, was ihnen den Ruhm eingebracht hat, als die Väter des Liberalismus zu gelten. In keinem Lande der Erde hat der Adel so ausgedehnte Macht wie im „freien" Albion, — in keinem einzigen, ausgenommen dort, besetzt er allein und ausschließlich eines der beiden gesetzgebenden Häuser, in keinem andern übt er eine solche systematische Opposition gegen jeden, auch den bescheidensten vernünftigen Fortschritt, den die Vertreter der „Gemeinen" anstreben. In keinem andern Lande besteht der schleppende, einen Fortschritt beinahe zur Unmöglichkeit machende Geschäftsgang dreifacher Lesung jeder Bill in jedem Hause, in keinem andern jener vertrackte Geschäftsstil, den man erst in die gewöhnliche Menschensprache übersetzen muß, um ihn verständlich zu machen. Nirgends sonst in einem konstitutionellen Staate bestand bis in so neue Zeit herab die Ausschließung einer ganzen großen, in einem bedeutenden Reichstheile die Mehrheit bildenden Religionsgenossenschaft, — und nirgends sonst eine so alterthümliche verquickte Wahleintheilung, nach welcher es möglich war, daß noch 1832 fünf Einwohner eines verfallenen Fleckens zwei Parlamentsmitglieder wählten, während von diesem Rechte Städte von mehr als hunderttausend Seelen ausgeschlossen waren. Es war daher auch nur im „freien" England möglich, die „Emancipation der Katholiken", welche den rastlosen O'Connell und die englischen Liberalen so viel Schweiß und Reden kostete, und die den Tories in heißem Kampf abgerungen werden mußte, als einen großen Fortschritt anzupreisen, während die empörende Einrichtung stehen blieb, daß die „Hochkirche" mit

ihren müßigen, vor Hochmut platzenden Reverends als Staatskirche Irlands die Steuern und Zehnten der dortigen hungernden Katholiken in Empfang nimmt; — es war nur dort möglich, daß zu dem Zwecke der Durchführung dieser Maßregel in Irland der Wahlcensus von zwei auf zehn Pfund erhöht und dadurch zweihunderttausend kleinere Pächter des Wahlrechtes beraubt werden mußten. Ebenso konnte es nur im „freien" Albion als ein Fortschritt gepriesen werden, daß 1832 endlich nach schweren Geburtswehen eine „Reformbill" zu Stande kam, welche lediglich darin bestand, daß sechszig verfallene Flecken das Wahlrecht, siebenundvierzig kleine Städte die Hälfte desselben verloren, sieben große Städte ein doppeltes und zwanzig minder große ein einfaches Wahlrecht erhielten, und daß nun die englischen Städte doppelt so viel Wähler hatten als die Grafschaften; und letztere so viel als ganz Schottland und Irland zusammen, das kleinere Schottland aber anderthalbmal so viel als das doppelt so stark bevölkerte, aber stiefmütterlich behandelte grüne Erin, dessen unglückliche Bewohner (freilich durch Trunksucht, Rauflust und Pfafferei vielfach aus eigener Schuld unglücklich!) in politischer und kirchlicher Sklaverei verblieben, während ihr „freies" Stiefmutterland das Joch der Neger zerbrach! Es war endlich nur in dem hochmütigen Britannien möglich, daß sich ein Bund bilden konnte, um im Namen des Protestantismus, der doch die Gewissensfreiheit auf seine Fahne schrieb, ein unterdrücktes Land noch mehr zu unterdrücken. Dies thaten die „Orange-Männer", welche seit 1794 unter Ceremonien, die den freimaurerischen nachgeahmt waren, die „Hochkirche" in ihrer Despotie über Irland zu stärken und die Gewissen der Iren zu knechten strebten. Sie besaßen in England und Irland je eine Großloge, hier mit über 1500 Logen (London soll 50,000 Mitglieder gezählt haben), sind jedoch jetzt glücklicher Weise verschollen.

Während in den genannten Ländern der Liberalismus seine Ziele verfolgte und auch theilweise erreichte, unterlag er im unseligen, nicht ohne eigene Schuld zerrissenen Polen vor der niederschmetternden Tatze des grimmigen nordischen Eisbären, welcher Kampf sowol die löwenhafte Tapferkeit, als die krankhafte Uneinigkeit des unglücklichen Volkes, auch die Selbstvergötterung seines Adels und dessen Gefühllosigkeit gegen das „gemeine Volk" an den Tag legte.

Und ebenso tragisch, wenn auch ohne jene Tapferkeit, erlagen die Carbonari und ihre Mitkämpfer, unter ihnen der mehr zu erwähnende verstellungskundige und machiavellistische Prätendent eines Kaiserthrones, im Kampfe um liberale Zustände; — nicht gegen die eigenen, unfähigen Truppen der insurgirten Länder (Kirchenstaat, Parma und Modena), sondern gegen die sich allen Despoten des schönen Italien als Schergen hinleihenden Österreicher; der Papst konnte seinen weltlichen Thron noch

einmal für einige Jahrzehnte besteigen und die Italiener durften sich wieder länger von Pfaffen und Räubern ausbeuten lassen.

Dagegen errang der Liberalismus Siege auf der iberischen Halbinsel. Wie in den romanischen Ländern stets, waren es aber nur Siege seines Namens, nicht seines Wesens. Der Sturz Dom Miguels in Portugal und die spätere Unterwerfung der Banden des Don Carlos in Spanien haben diesen geistig versumpften Ländern keinen Fortschritt, kein Licht, kein Recht gebracht. Die Aufhebungen der Klöster waren Finanzmaßregeln des verschuldeten Staates, und die schwarzen Mächte trieben ihr Wesen wie vorher, ohne daß eine freie Schule und mit ihr ein freies Bürgerthum aufkommen konnte. Ein Saldanha und Espartero wirkten, gleich allen romanischen Parteiführern, für ihr eigenes Interesse und nicht für des Landes Wohl, und das lange Weiber- und Günstlingsregiment beider Länder trug (so hoch eine Maria da Gloria über einer gekrönten Dirne Isabella stand) nur dazu bei, die Völker mehr und mehr zu entnerven.

Eine neue, aber noch weniger als im Westen kultivirte Provinz erlangte der Liberalismus gleichzeitig im Osten, und es war ein eigenes, wir wissen nicht ob mehr tragisches oder komisches Schauspiel, diese Klefthen, welche sich Hellenen nannten, Kammern, Verfassungen und Minister spielen zu sehen, bis jeweilen die den Romanen nachgeahmte Militärrevolution ihr grausiges Haupt hinter dem Vorhange erhob, dem ein harmloser und unfähiger deutscher Jüngling als Zierbild dienen mußte.

Das unerfreulichste Blatt in der Geschichte des Liberalismus zeigt uns aber jenes Volk, unter dem diese politische Richtung weder unterlegen ist, noch unfähig war, sich aufrecht zu erhalten, sondern wo sie am Ruder aufgeblasen und korrumpirt, von ihrem bessern Selbst abgefallen und zu dem heruntergesunken ist, was sie früher selbst bekämpfte. Nach dem Auftreten und den Versprechungen der beiden Hände des neuen Bürgerkönigs, der rechten oder militärischen, Lafayette und der linken oder finanziellen, Laffitte, mußte die Welt glauben, es handle sich um die Verwirklichung eines bisher nicht dagewesenen Ideals, um einen volksthümlichen Thron, umgeben von republikanischen Einrichtungen. Aber Solches in's Leben rufen zu wollen bei den Franzosen! Dieses unglückliche Volk hat niemals eine andere Staatsverfassung gekannt, als Despotie oder Anarchie in endlosem Wechsel. Um der Anarchie zu steuern, mußte man stets zur Despotie greifen; um diese los zu werden, mußte man sich in Anarchie stürzen! Schon in den ersten Monaten, nachdem die Julirevolution scheinbare Ordnung gebracht, spukte die Anarchie in Vereinen und Aufläufen revolutionärer Tendenz. Es mußten daher andere Saiten aufgezogen werden, und die Regierung des Bürgerkönigs scheute sich nicht, in das Fahrwasser der Reaktion einzulaufen. Lafayette und Laffitte, welche sich übrigens durch Eitelkeit und ungeschicktes Benehmen kompromittirten, mußten geopfert werden; der Erste verlor seinen militärischen Rang, der

Letztere seinen finanziellen Kredit. Und so wurde auch die Kriegspartei unter General Lamarque, welche nach Gloire lechzte, überstimmt und beseitigt, damit das neue Frankreich mit der „heiligen Allianz“ auf keinem schlechten Fuße stehe, und der Sieger in diesem parlamentarischen Kampfe, Sebastiani, konnte sein berüchtigtes „l'ordre règne à Varsovie“ hinwerfen, das ihm die Franzosen niemals vergessen haben. So hauste denn die Reaktion nicht ohne Widerstand der revolutionären Volkstheile, deren Aufstände in Paris und Lyon mit Wiederholungen der Schreckensscenen aus der ersten Revolution drohten und nicht lange zögerten, neben der politischen auch eine sociale, auf den Sieg des Arbeiterstandes hinzielende Gestalt anzunehmen, mit deren Phasen wir uns weiter unten eingehend beschäftigen werden. Die tollköpfige Besetzung von Ancona, halb im Schergendienste Metternich's, halb zum Trotze gegen denselben durch Sebastiani's Stellvertreter, den damals mächtigsten Minister Perier zu Stande gebracht, verbesserte die Lage der Regierung nicht, und als die Cholera ausbrach, gingen unter dem Volke die erstaunlichsten Gerüchte, daß es von seinen Lenkern vergiftet werde! Ludwig Philipp hatte seit seiner Erhebung auf den Thron darnach gestrebt, selbst zu regieren; die beiden Männer, die ihn hinauf gehoben, Lafayette und Laffitte, waren ihm nur revolutionäre Hindernisse gewesen, die er bei Seite schob; ihr Nachfolger Perier, obschon ein Feind der Revolution, war dem Könige zu selbstständig, zu sehr der Bedeutung des Bürgerstandes anhänglich; als er starb, ergriff der schlaue Orleanide die längst ersehnte Selbstherrschaft. Seine Willkür, die er nun entwickelte, ging bis zu einem Versuche, die Geschworenengerichte der Entscheidung über die Straffälligkeit verbotener Vereinigungen zu berauben, was mit Hülfe einer ehemals revolutionären und jetzt servilen Kammer und des damaligen gefügigen Werkzeuges königlicher Machtfülle, des wandelbaren Thiers, nur allzu gut gelang. Die nächste Folge waren die blutigen Arbeiteraufstände von 1834. Die Regierung antwortete mit einem Schreckenssystem, und statt der einen Bastille des alten Regiments wimmelten nun deren hundert von politischen Gefangenen, die mit scheußlicher Härte behandelt wurden. Nun begann die ominöse Reihe jener unheimlichen Attentate, die mit Höllenmaschinen und anderen Waffen dem Leben des Königs galten, aber nur dazu beitrugen, daß erst die Freiheit der Presse und dann andere in weit schärferm Maße unterdrückt wurden, als zur Zeit der Restauration. Die famosen Ordonnanzen Karls X. waren bereits überordonnirt und die absolutistischen Höfe Osteuropa's begannen den Emporkömmling an der Seine mit versöhnter Zärtlichkeit zu betrachten. Dafür beeilte sich die französische Regierung, namentlich seit Thiers an ihre Spitze trat (1836), den Prätensionen anderer Mächte gegenüber den bereitwilligen Katzenbuckel zu machen und gegen politische Flüchtlinge mit Ausweisungen dreinzufahren, die kleine Schweiz aber derb und hochfahrend über ihr Asylrecht zu maßregeln.

Dies trug nicht wenig dazu bei, den angeblichen Neffen des großen Kaisers, Louis Bonaparte, zu seinen tollen Grenzattentaten in Straßburg und Boulogne zu entflammen, deren jämmerliches Scheitern ihn so lange in den unverdienten Ruf der Dummheit brachte. Die französische Gloiresucht aber, welcher der Abenteurer hätte Nahrung bringen wollen, wurde inzwischen durch die in ihrer Folge zweifelhaften Siege in Algerien gekitzelt, auch mitunter durch Rückzüge, wie den entsetzlichen von Konstantine, empfindlich gedemütigt, — während die Offiziere der „großen Nation", indem sie sich mit dem tapfern und listigen Abdelkader herumschlugen und an den Beduinen lernen konnten, was Vaterlandsliebe vermag, sich immer mehr aller wissenschaftlichen Kriegführung entschlugen und in das roheste Haudegensystem hineinrannten. — Und zugleich wurden wohlfeile Lorbeeren in Mexiko gepflückt und konnte der französische Name ohne große Anstrengung in zwei Hemisphären glänzen. Endlich aber lief, — das war der Juliregierung vorbehalten, — die französische Gloire in ohnmächtigen, komödienhaften Pomp aus, als Thiers, zum zweiten Male Minister, in Ermangelung neuern Waffenruhmes, die Asche des Imperators aus dessen einsamem Felsengrabe herüberholen und im Invalidendome bestatten ließ, welches Fest vom Pariser Pöbel durch wüstes Gebrüll gegen das „Ausland" gefeiert wurde. Dieses Gebahren wurde aber so marktschreierisch und kompromittirend, namentlich als die lächerlichen Rheindrohungen gegen Deutschland ausgestoßen wurden und Frankreich in der Orientfrage isolirt dastand, daß der kleine Staatsmann und große Fabelschreiber dem gemäßigten und gegen den „Bürgerkönig" fügsamern G u i z o t, dem letzten Minister des Julikönigthums, weichen mußte, noch ehe die von ihm durchgesetzten Befestigungen von Paris recht in Angriff genommen waren. Die erste Warnung der Nemesis erreichte den nach völligem Absolutismus strebenden König, als sein Thronerbe verunglückte. Sie war umsonst. Die immer schärfer hervortretende Reaktion, der Widerstand gegen die Reform der Wahlen mittels Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, die an den Tag kommenden Bestechungsscandale, der Gattenmord an der Tochter des Marschalls Sebastiani u. s. w. waren die unheimlichen Vorboten einer Revolution, welche dem Liberalismus und seinen Entartungen den Todesstoß gab und abermals ein neues politisches System zur vorwiegenden Geltung in Europa brachte.

Fünfter Abschnitt.

Der Radikalismus.

Die Charakterlosigkeit des Liberalismus und sein ewiges Hin- und Herschwanken zwischen Revolution und Reaktion mußten ihm am Ende den Hals brechen und an seiner Stelle ein entschiedeneres, weitergehendes System der Bewegung in die Scene rufen. Es ist dies der Radikalismus, dessen Herrschaft von 1848, dessen Entstehung aber schon von den ersten Jahren nach der Julirevolution herstammt. Fragen wir nun nach einem System von Grundsätzen bei dem Radikalismus, so fällt die Ausbeute freilich eben so mager aus, wie bei dem Liberalismus. Der Radikalismus unterscheidet sich von seinem Vorgänger, — der verwilderte Sohn von dem zahmen Vater, — nur dadurch, daß er eben weiter geht, und daß er zur Erreichung seiner Ziele die Gewalt nicht scheut, folglich das Schwanken zwischen Revolution und Reaktion gänzlich bei Seite wirft und offen einer permanenten Revolution huldigt, — als ob eine solche möglich wäre! Sie ist es so wenig, als ein beständiges Aufstehen ohne dazwischen tretendes Schlafengehen. Der Radikalismus hat keine Grundsätze, — er schützt solche nur vor, um die Herrschaft seiner Partei zu begründen. Er will nicht die Demokratie; denn er führt unter Umständen die Diktatur ein, welche sich von der absoluten Monarchie nur in Rücksicht auf die herrschenden Personen unterscheidet. Er will nicht die Vereins- und Preßfreiheit; denn er unterdrückt ohne Scheu die reaktionären oder auch schon die gemäßigten Vereine und Preßorgane. Er will nicht Religions- und Glaubensfreiheit, sondern die Ausrottung aller Religion und alles Glaubens, — nicht durch die überzeugende Macht der wissenschaftlichen Forschung, sondern durch brutale Gewalt. Er will nicht Freiheit der individuellen Bewegung, sondern knebelt solche, sobald sie seinem Parteidiktate nicht gehorcht, ohne Bedenken. Er thut wenig für die Wissenschaft, d. h. nur soviel, um sie für seine Zwecke auszunützen, gar nichts für die Kunst, die er als eine Liebhaberei der Vornehmen und Reichen verachtet, und verhält sich geradezu feindlich gegen die Moralität, welcher er ohne Scheu Hohn spricht, worin er allerdings ehrlicher ist, als die Reaktion, die nur im Geheimen der verbotenen Frucht nachschleicht, während sie öffentlich mit verdrehten Augen über die verdorbene Welt seufzt. Was heißt überhaupt „radikal"? Das Beginnen, Alles mit der Wurzel auszureißen. Und ist dies ein grundsätzliches Verfahren? Nein, blos ein einer Partei dienendes. Der Radikalismus will weder die Menschen glücklich und zufrieden machen, noch erhabene Ideen zur Geltung

bringen, — er will blos herrschen. Wenn dessenungeachtet die Radikalen, wo sie herrschten, hie und da auch Schulen und wohlthätige Anstalten, Straßen und andere Verkehrsmittel errichtet haben, so thaten sie dies nicht als Radikale; denn sowol Konservative als Liberale haben dasselbe gethan. Sie folgten damit vielmehr nur einem zwingenden Gesetze, nach welchem ein Staat in mancher Hinsicht für das Wohl seiner Bürger sorgen muß, auch wenn er nicht wollte.

Der Radikalismus hat seine Wurzeln in der ersten französischen Revolution. Nach Beendigung derselben trat er zurück und ließ den Liberalismus statt seiner handeln, bis er denselben durch die Julirevolution vor sich hergeschoben und zur Herrschaft gebracht hatte, weil er mit ihm schneller fertig zu werden hoffte, als mit der kompaktern und konsequentern Reaktion. Seine Angriffe gegen den herrschenden Liberalismus begannen in Frankreich mit den Aufständen von 1832, 1834 und 1839, in Deutschland mit dem Hambacher und Frankfurter Schwindel, in Italien mit Mazzini's Giovine Italia. Zu dauernder Geltung brachte er sich zuerst in der Schweiz. Hier hatte der Liberalismus durch Unentschiedenheit und Ungeschicklichkeit am Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre einer pietistischen und ultramontanen Reaktion Platz gemacht, der er nicht mehr gewachsen war. Da trat der Radikalismus in die Bresche. Nach anfänglichem Scheitern seiner Freischaarenzüge bemächtigte er sich durch Verfassungsrevisionen der Gewalt in mehreren Kantonen und erwarb sich das wirkliche Verdienst, den jesuitischen Sonderbund niederzuwerfen; denn der Liberalismus, — und diesmal auch der Geist der Geschichte, — hatten sich mit ihm vereinigt. Das (November 1847) war das Signal zur Revolution in Europa; sie war diesmal nicht von Frankreich ausgegangen. Der Revolutionsheerd an der Seine hinkte erst im Februar 1848 nach; sogar Sicilien war ihm im Januar vorangeschritten. —

Italien hatte überhaupt in den revolutionären Ereignissen, welche nun einander rasch, Blitz auf Blitz, folgten, eine durchaus selbständige, auf die Vorgänge an der Seine keine Rücksicht nehmende Bedeutung. Kein Land war durch den Wiener Kongreß so mißhandelt und zerrissen, wie der schöne Garten Europa's; denn während das ebenso zerrissene Deutschland doch wenigstens einen deutschen Bund bildete und alle deutschen Staaten auch unter deutschen Regierungen standen, existirte von Italien nicht einmal mehr der Name, schmachteten Lombardei und Venedig unter fremder, österreichischer Herrschaft, standen sich Sardinien, die Kleinstaaten Mittelitaliens, der Kirchenstaat und die beiden Sicilien wie fremde Mächte, ohne ein Band der Zusammengehörigkeit, gegenüber, und durfte sich in ganz Italien kein Gedanke regen, außer der Vormund aller italienischen Regierungen, der schlaue Metternich, hätte ihn gebilligt! Solche Zustände waren längst reif zur Revolution; am Anfange der zwanziger Jahre hatten Neapel, Sicilien und Piemont, am Anfange der dreißiger der Kirchenstaat, Parma

und Modena sich erhoben; nur Sardinien, das wenigstens eine nationale, und Toscana, das eine ziemlich liberalisirende Regierung hatten, nebst den geknebelten österreichischen Provinzen, die sich aber doch einer geordnetern Verwaltung erfreuten, waren ruhig geblieben. Aber in den Geistern der national gesinnten Italiener hatte es überall gegärt. An die Stelle der liberalen Carbonaria war das radikale „junge Italien“ unter der Leitung des genialen und edelsinnigen Verschwörers Mazzini getreten. Die kühnen jungen Männer der gebildeten Stände schwärmten nicht nur, sondern wirkten auch für Italiens Einheit und Freiheit und schwuren auf Mazzini's Worte und geheimnißvolle Befehle, im Dunkel der Nacht durch dolchbewehrte Emissarien verbreitet. Anders die Älteren, Klügeren, Erfahreneren. Sie suchten sich einen hochstehenden Führer aus, auf den sie bauten, von dem sie die Zukunft des Vaterlandes erwarteten. Karl Albert von Savoien, der Verräther der Carbonari von 1821, war der Erkorene, das „Schwert Italiens“. Sein Stern wurde jedoch seit 1846 geraume Zeit verdunkelt durch einen über dem Vatikan neu aufgegangenen. Ein gutmütiger und sanfter, aber wenig gebildeter und höchst eitler Priester hatte unter dem Namen Pius IX. den sogenannten Stuhl Petri erstiegen und ließ durch gewisse schüchterne Reformen, welche den ersten Schritt wagten, das Pfaffenregiment des unsinnigen Machwerkes, Kirchenstaat genannt, etwas zu verweltlichen, einen Reformer ahnen, von welchem die leichtgläubige Welt bald wähnte, daß er auch die Kirche in ein Geleise des Fortschrittes und der Vernunft bringen werde, was wol noch etwas schwieriger sein dürfte, als Walfische fliegen zu lehren. Doch, das thut nichts; viva Pio nono hieß nun der Wahlspruch Italiens vom Splügen bis zum Cap Noto, und des guten Mastai Bild wurde bekränzt, geherzt, beweihraucht und in den Himmel erhoben. Man verstand unter diesem Kultus die Befreiung Italiens vom geistlichen und weltlichen Absolutismus und war so — kindlich, dieselbe von dem schwachen und eiteln Priester zu erwarten. Doch bewirkte die Begeisterung und die von ihr getragene Demonstration, daß bereits **vor** der Pariser Februarrevolution alle Staaten Italiens mit Papierfetzen versehen waren, die man „Konstitutionen“ nannte und welche die Fürsten halten konnten, — wenn sie wollten. Zum bewaffneten Losbrechen aber gab allerdings die französische Revolution den Anstoß. Es galt, Österreich aus Italien hinauszutreiben, wobei ungeschickter Weise die Tedeschi mit den Austriaci zusammengeworfen wurden. Und zu dieser Operation war freilich die Spada d'Italia geeigneter als Pio nono, der nun in den Hintergrund trat. Glaubten die nationalen Italiener nicht, daß der ehemalige Verräther der Carbonari plötzlich zum feurigen Patrioten geworden, so waren sie doch überzeugt, daß er eifrig helfen werde, sein Haus durch Eroberungen und durch die italienische Krone neu auszustaffiren. Der Erfolg ist bekannt. Trotz anfänglichen Kriegsglücks haben die Italiener dem in der Feldherrnkunst ihnen himmelweit überlegenen alten Radetzky nicht

widerstehen können, und dem Siege des Doppeladlers folgte auch die Reaktion auf der ganzen Halbinsel; zuletzt in Rom, zu dessen Bändigung sich, als Hetzhunde des „heiligen Vaters", der jetzt allen Liberalismus über Bord warf, — die französischen „Republikaner" hergaben. Die italische Misère wurde miserabler als vorher, und nicht die mindeste Errungenschaft hatte die Revolution (Sardinien ausgenommen) dem unglücklichen Lande gebracht!

Es hat wol wenig grauenhaftere Täuschungen gegeben, als diejenige, in welcher ein, freilich stufenweise an Zahl abnehmender, Theil der Menschheit von 1789 bis 1871 befangen war, diejenige nämlich, daß die Franzosen Republikaner seien oder sein könnten. Die Republik war bei diesem Volke noch niemals etwas Anderes, als ein Vorwand, um durch eine Regierungsveränderung die radikale Partei an das Ruder zu bringen; so war es 1792, so 1848, so im September 1870. Alle drei Male ist in Frankreich nichts verändert worden, als der officielle Titel des Staates und die Persönlichkeiten der Regierenden. Niemals wurde damit das stehende Heer abgeschafft, niemals Gemeindefreiheit, niemals allgemeiner Unterricht eingeführt, niemals der arroganten Herrschaft der glänzenden Lasterhöhle Paris über ganz Frankreich ein Ende gemacht. „Es war keine Zeit dazu", sagen die Anhänger jener Umwälzungen. Aufrichtig, ihr Herren, keine Spiegelfechterei! Die Wahrheit ist: es dachte kein Franzose daran, es wollte es Keiner und noch jetzt will es Keiner! Ja selbst die blutige und brandmalbefleckte Commune vom März 1871 wollte nur für Paris Gemeindefreiheit und unter diesem Titel eine noch unbedingtere Herrschaft der Hauptstadt!

Die Fabel, daß die Franzosen Republikaner seien, hat unendlich viel Blut, Unheil und — verbohrte Dummheit über Europa gebracht und sogar das freie Amerika geblendet. Wie oft hat sie die Völker hoffen gemacht, daß die Franzosen ihnen Freiheit bringen werden, — und selbst die furchtbarsten Greuel, welche statt dieser Freiheit kamen, konnten große Massen nicht von der Richtigkeit ihres Wahnes überzeugen. Es gehört dies zu dem Fluche der Grundsatzlosigkeit und Grundsatzheuchelei des Radikalismus, der von jeher für nichts sorgte, als für die Geldbeutel, Mägen und Gelüste seiner Bekenner.

Der Ehrlichste unter den Franzosen war noch stets der Socialist Proudhon, abgesehen von seinen bodenlosen, aber genialen Verirrungen. Er sah nämlich in den Ereignissen des Jahres 1848 nichts als eine Reihenfolge von Reaktionen. Die Revolution vom Februar war ihm eine „Reaktion Lamartine", der Auflauf vom März eine „Reaktion Louis Blanc", der Sturm vom April eine „Reaktion Ledru-Rollin", die Demonstration vom Mai eine „Reaktion Bastide und Marrast", die schauerliche Schlacht vom Juni eine „Reaktion Cavaignac" und so weiter bis zur Reaktion Bonaparte im December! Nur weichen wir darin von dem Erfinder der ächt französischen Phrase „la propriété c'est le vol" ab, daß er jene

Reaktionen als solche gegen die rothe Republik, das Eldorado der Galgenstricke, betrachtet, — wir aber als solche gegen den geordneten freien Rechtsstaat. Ja, eine solche Reaktion ist jedes Streben nach Parteiherrschaft, von jener der Rothen, welche im Juni auf ihre Fahne schrieben „le meurtre, la rapine et le viol", bis zu jener des Spitzbuben, der im December durch klingende Francs und Gloire-Versprechen den Präsidentenstuhl bestieg und darauf einen Eid schwor, den er drei Jahre später brach!

In solchem Ende lief die dritte französische Revolution aus; es war ihrer würdig. Ein Volk, das nicht über die Ziele von Parteien zu einem dem Gemeinwohle dienenden Staatsideal hinauskommt, verdient auch nichts weiter, als von einer Partei, und zwar von jener, welche dazu die Macht sich zu verschaffen weiß, ausgesaugt zu werden.

Deutschland hat es von je schwer büßen müssen, wenn es die Revolutionen des ihm stets so unheilvollen westlichen Nachbarlandes, die es in seiner Vertrauensseligkeit für eine Idee gefochten wähnte, auf seinem Gebiete nachahmte. So 1830, so auch wieder 1848, doch glücklicher Weise zum letzten Male. Beide Male ging die Phrasenhaftigkeit des französischen Windbeutelthums in die bis dahin nur allzuleicht auswärtiger Mode sich anbequemenden deutschen Denkerköpfe über, — nur daß sich hier mit dem üblichen Bombast der Rede und dem gewohnten Pomp der Fahnen, Musiken und Lieder noch ein deutlich formulirtes Programm verband. Die deutschen Revolutionäre von 1848 haben wol unter allen Solchen jener Zeit am besten gewußt, was sie wollten, — sie haben es offenbar am redlichsten erstrebt; denn sie hatten nicht nur den Eigennutz der Partei, wie die Franzosen, nicht nur die nationale Abrundung wie die Italiener, sondern ein wirkliches Ideal der Humanität im Auge, von dessen Sternen sie auch wenigstens zwei, die Preßfreiheit und die Geschwornengerichte, sich dauernd zu fesseln gewußt haben. Freilich ist dieses Ideal durch den Antheil, welchen die Partei an der Bewegung zu erhaschen gewußt, vielfach wieder entstellt worden. Der Partikularismus der Kleinstaaten und Provinzen zertheilte die gutgemeinte Bewegung und verhinderte jedes Zusammenwirken, der alte Liberalismus, der an seinem Lebensabend auch noch ein bischen regieren wollte, was ihm bisher noch nicht geglückt, verpfuschte die Sache durch seine Farblosigkeit, durch sein Schweifwedeln vor Volk und Thron zugleich, und der rohkräftige Radikalismus richtete Alles zu Grunde durch seine Brutalität, mit der er kurz und klein schlug, was sich nicht in seine Taschen stecken ließ. An dem leider von Frankreich her importirten Komödienspielen erkrankte und siechte das Streben nach Besserm. Während die Liberalen Minister und Kammerredner spielten und in der Paulskirche einen babylonischen Thurm von Phrasen emporschwätzten, nahmen die Radikalen verrostete Flinten und Säbel hervor, spielten zuerst Barrikadenhelden, um in Folge von „Mißverständnissen" Pariserscenen aufzuführen, und sodann Freischaaren, um sich in der großen

Kunst aller Freischaaren von Alters her, — im Davonlaufen zu üben. Beide aber, Liberale und Radikale, pätschelten und hätschelten den Partikularismus; während ein Land sich erhob, blieben sicher alle Nachbarländer ruhig; aber dennoch kämpfte man in dem revolutionären Lande für die — Reichsverfassung, welche den Führern so gleichgültig war wie die chinesische Mauer. So ging das Gute, was an der Bewegung war, im französischen Parteigeiste unter, und es war in Deutschland ein Glück, daß die Reaktion nicht viel einiger war als die Revolution und daher wenig Kraft aufwenden konnte, die März-Errungenschaften zu vernichten. Sie hat sich vielmehr bei Bronnzell mit unsterblicher Lächerlichkeit bedeckt.

So hatten sich drei große Kulturvölker Europa's an der Bewegung von 1848 und 1849 betheiligt. Der staatliche Zusammenhang gesellte ihnen noch ein viertes Volk bei, wenn auch nur ein wenig zahlreiches und blos halb civilisirtes. Österreich hatte in seiner nationalen Vielgestaltigkeit bereits Antheil an der deutschen (mit Wien) und an der italischen Revolution (mit Lombardei und Venedig), und so war es natürlich, daß auch jenes Volk vom Kaiserstaate alle Rechte und Freiheiten zurückforderte, welches ihm nicht nur theilweise, wie die Deutschen und Italiener, sondern ganz angehörte, — die Magyaren. Obgleich arm an Volkszahl und in ihrem Lande Ungarn von Angehörigen anderer Nationalitäten ganz durchfurcht und durchsäet, ja sogar numerisch übertroffen, fühlten sich die kühnen Söhne Asiens in ihrer nunmehr bald tausend Jahre besessenen europäischen Kolonie als die Herren zwischen Karpathen und Save. Es war kein phrasenhaftes Gebahren, was sie der Welt zeigten, auch kein Jagen nach Idealen, sondern das sehr konkrete und sehr egoistisch-menschliche Streben nach Unabhängigkeit nicht nur, sondern auch nach Beherrschung aller Bewohner Ungarns. Alle sollten magyarisch lernen, alle das für westliche Ohren barbarisch klingende Gemische von ö's und ü's, von k's und cz's melodisch finden, verstehen und das darin Diktirte befolgen. Die Italiener hatten blos die Söhne der Muttersprache Dante's befreien und einigen wollen; die Magyaren wollten über in Ungarn wohnende Deutsche, Slowaken, Ruthenen, Walachen, Serben und Kroaten die Peitsche der Czikosen und Gulyasen schwingen; ihr Streben hatte daher nichts Ähnliches mit dem ihrer westlichen Nachbarn nördlich und südlich der Alpen, wohl aber mit dem der Franzosen, insofern sie an die Stelle der Partei die Sprache setzten. Es waren Radikale, rothe Republikaner in Reitstiefeln und Sporen. Um die Stichwörter der westlichen Radikalen kümmerten sie sich wenig; aber ihre Praxis befolgten sie genau. Und so entwickelte sich jener unheilvolle Kampf zwischen zwei nicht durch bestimmte Grenzen geschiedenen und daher vom gesunden Menschenverstande zur Einigung angewiesenen Nationalitäten, den Magyaren und den Slawen. Die Letzteren waren hierdurch vom Felde der Revolution, auf dem sie ihre deutschen und magyarischen Erbfeinde erblickten, ferngehalten und getreu

dem Charakter des ihre panslawistischen Weltunterdrückungsträume schützenden und stützenden russischen Kolosses, auf das Feld der Reaktion verwiesen, also mit dem Kaiserstaate solidarisch, und dieser betrat damit die slawische Laufbahn, die er schon unter Metternich geplant hatte und die ihn schließlich nach Verdienen aus dem deutschen Verbande hinauswarf, bis er einst, in seine natürlichen geographischen (nicht streng ethnographischen) Bestandtheile aufgelöst, dem deutschen Reiche seine Ostmark zurückgeben wird.

Die revolutionären Rufe und Lieder der beiden Sturmjahre hatten ausgeklungen. Nur vier Gräber noch — Rastatt, Venedig, Komorn und Paris voll durchschossener Leichen hochstrebender, aber von Phrasen geblendeter und von der Feigheit ihrer Landsleute verrathener Helden, deren Blut eines bessern Schicksals würdig war, — zeugten von verschiedenartigen und doch so manigfaltig ineinander verwebten Zielen blutigen Ringens. Der Radikalismus hatte seine Rolle in Europa schneller ausgespielt, als der Liberalismus, und lag nun gleich diesem in der Rumpelkammer der Geschichte.

Seitdem haben sich die politischen Standpunkte noch nicht soweit geklärt und ausgeschieden, daß gesagt werden könnte, ob ein System, und welches, an der Stelle des Radikalismus, an die Spitze des politischen Lebens und Treibens getreten sei.

An Versuchen dazu hat es nicht gemangelt. Hieher gehört namentlich das Unternehmen des Abenteurers Louis Napoleon, Sohnes der Königin Hortense von Holland und eines unbekannten Vaters, welcher, gestützt auf seine angebliche Abstammung von den Bonaparte, seit dem Tode des Sohnes Napoleons I. als Prätendent auf die französische Kaiserkrone auftrat und in seinen „Idées Napoléoniennes" ein Programm der Wiederherstellung des Imperialismus aufstellte. Durch Bestechungen und Versprechungen zur Präsidentschaft der französischen Republik und durch ein Blutbad, unter dem Vorwande, die Gesellschaft vor dem Socialismus zu retten, zur absoluten Gewalt gelangt, suchte er in der That, die Politik seines angeblichen Oheims wieder in's Leben zu führen. Ein Feldherr nicht von ferne, suchte er doch die Franzosen mit Krieg zu beschäftigen und die Nachbarnationen machiavellistisch zu ruiniren, während in Frankreich selbst die Unsittlichkeit und die Spielwut, namentlich in den höchsten Kreisen, gepflegt wurden, — bis die deutschen Siege sein System zertrümmerten *).

Wir sind offenbar in einer Übergangsepoche begriffen, welche gänzlich veränderten politischen Konstellationen zusteuert. Das einseitige Parteitreiben, welches Schlagwörter und Phrasen vorschützt, ohne deren Inhalt redlich zu verfechten, weil es ihrer nur zu selbstsüchtigen Zwecken bedarf, ist augenscheinlich am Verscheiden und hat keinen Boden mehr, ausge-

*) Der Verf. beurtheilt diesen Menschen nicht etwa erst seit seinem Sturze so, sondern bereits seit seinem Auftreten im J. 1848.

nommen in Frankreich und Spanien, wo die Dynastie oder die Nichtdynastie das leitende Prinzip des politischen Handelns bildet. In England verlieren die alten Tories und Whigs ihre Bedeutung und muß bald eine entschiedene Wendung zum Fortschritt eintreten, wenn die Welt nicht an der Lebensfähigkeit des „großindischen" Weltreiches verzweifeln soll. Deutschland befolgt vor Allem eine nationale Politik und ist durch dieselbe groß geworden, weil es die Nothwendigkeit der Einheit zwischen Volk und Heer einerseits, welche Revolution und Reaktion aneinander gehetzt hatten, und zwischen Nord und Süd anderseits endlich begriffen hat. Seine sich selbst verleugnende Zersplitterung in Mittel- und Kleinstaaten war ein Gegenstand des Spottes; an ihre Stelle ist Einheit und allgemeine Achtung, ja sogar Furcht vor den unüberwindlichen deutschen Waffen getreten, doch ohne daß letztere Lust hätten, unangegriffen wehe zu thun, da sie vielmehr nach Frieden sich sehnen. Dieselben nationalen Ziele fährt Italien fort zu verfolgen, doch ohne Anspruch auf eine dem weichen Nationalcharakter fremde imponirende Macht. Die kleine Schweiz beweist im Stillen die Möglichkeit des friedlichen Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten. Dasselbe will in Belgien nicht recht gelingen (oben S. 54), und Holland zittert vor der Wahrheit, daß es nur ein Bruchtheil einer Nationalität ist, von der es sich künstlich abgesondert hat. Voneinander getrennt, sind die skandinavischen Länder, Dänemark, Schweden und Norwegen harmlose Gebilde nordischen Unabhängigkeitsgeistes; vereinigt könnten sie eine Macht zweiten Ranges bilden. Griechenland krankt an seiner widernatürlichen Abgrenzung und an der ungebändigten Wildheit seiner Völker. Die Türkei geht dem natürlichen Ende eines „kranken Mannes" entgegen; nur mißgönnt sie ein Erbe dem Andern. Rußland scheint durch widerliche Verfolgung der Nationalitäten und Religionen, welche nicht die bevorzugten des Czarenthums sind, nach dem Ruhme des Zurücksinkens in alte Barbarei zu geizen.

Außerhalb unseres Kulturkreises stehen die asiatischen und afrikanischen Staaten. In Europa's emanzipirter Kolonienwelt Amerika müssen die Vereinigten Staaten bald, wenn sie die Nachwehen der aufgehobenen Sklaverei nicht zu besiegen im Stande sind, beweisen, ob sie ein Weltreich zu werden oder in mehrere Republiken zu zerfallen bestimmt seien. Von dieser Alternative wird auch das Schicksal der Diktatorate Mittel- und Südamerika's abhängen, von denen sich jedoch einige, wie Chile und Argentina, Dank vorzüglich deutscher Einwanderung, geordneten Zuständen nähern. Brasilien endlich wird sich wol nur durch endliche Aufhebung der Sklaverei vor der drohenden Fäulniß retten können. So begegnen wir überall noch einem unfertigen Wesen und erkennen daran, daß wir uns mitten in einer Krise befinden, deren Dauer, Entwicklung und Ziele noch nicht abzusehen sind. — —

Zweites Buch.

Die sociale Krankheit der Zeit.

Erster Abschnitt.

Die humane Seite.

A. Aufhebung der Leibeigenschaft.

Unsere Periode hat wie keine andere tief in das sociale Leben hinein gegriffen; denn es war eine natürliche Folge einerseits des ausgedehntern und lebhaftern Verkehrs unter den Völkern und Ständen, anderseits der durch die amerikanische und französische Revolution laut gewordenen Ideen, daß überall die Unterdrückten und Benachtheiligten auf ihre Lage und auf ihre angeborene Menschenwürde aufmerksam wurden und daher einsehen mußten, daß erstere der letztern nicht entspreche. Dies Bewußtsein, das mit der Zeit wuchs, lenkte denn auch das allgemeine Interesse immer mehr auf die im gesellschaftlichen Verkehr und Treiben herrschenden Übelstände und Schattenseiten. Man erkannte in steigendem Maße, daß Verhältnisse, welche aus dem Mittelalter stammten, wie die Leibeigenschaft, oder gar aus dem Alterthum, wie die Sklaverei, die civilisirten Staaten Europa's und Amerika's nicht zierten, vielmehr mit schwarzen Flecken belasteten. Neben dieser die Gesetze der Humanität verletzenden Seite der herrschenden Zustände traten aber auch Mißverhältnisse hervor, welche den Unterschied in der ökonomischen Lage verschiedener Stände als einen grellen und für die Benachtheiligten unerträglichen erscheinen ließen. Es kam der Pauperismus zur Erkenntniß, und es tauchten Ideen auf, welche ihm mit socialistischen Planen und Theorien, und wieder solche, die ihm mit kommunistischen Gewaltstreichen abzuhelfen suchten. Alle diese Erscheinungen aber enthüllten wieder die Wahrheit, daß der Mensch gewissen Leidenschaften unterworfen ist, die er nie ganz besiegt, daß

daher die Anstrengungen der Religionslehrer und Philosophen aller Zeiten, eine bessere moralische Zukunft herbeizuführen, noch wenig Erfolg gehabt hatten, und daß der sinnlichen Ausschweifung, der Habsucht und der Grausamkeit, diesen Verirrungen des Fortpflanzungs-, Erwerbs- und Selbsterhaltungstriebes, noch stets, wie früher, zahlreiche Opfer fielen.

Von den Übelständen, welche wir so eben genannt, fand zuerst ein Ende die Leibeigenschaft. Ihr Ursprung, ihr Wesen und ihre Zustände gehören der Kulturgeschichte des Mittelalters an. Wir haben hier nur daran zu erinnern, daß es eine ältere Zeit gegeben hat, in welcher den germanischen Völkern keine Art der Unfreiheit bekannt war, als die Schuldknechtschaft und die Kriegsgefangenschaft. Erst in Folge fester Ansiedelungen der Germanen nach der Völkerwanderung und der Annahme des Christenthums durch dieselben wurden sowol die genannten Unfreien, als zahlreiche bisher Freie, entweder durch Armut gezwungen, in die Dienste der Grundbesitzer, oder durch Frömmigkeit veranlaßt, in die Dienste der Kirche zu treten. Indessen fanden schon bald nach der Entstehung dieser Verhältnisse und während des ganzen Mittelalters zahlreiche Freilassungen von Leibeigenen statt, namentlich in England und Frankreich, wo die Könige in dem Streben nach Centralisation sich der Leibeigenen gegen den Letztere bedrückenden Adel annahmen und daher die Leibeigenschaft schon frühe „nur noch ein Privatvermögensrecht war, und der insofern seinem Herrn gegenüber Unfreie jedem Dritten wie dem Staate gegenüber als Rechtssubjekt oder als frei galt*).“ In keinem dieser beiden Länder wurde jemals auf frühere minder freie Verhältnisse zurückgegriffen, sondern fand vielmehr eine ununterbrochene Bewegung in der Richtung zur Freiheit statt. Dagegen verursachte in Deutschland die Vermehrung und Stärkung der fürstlichen Souveränetäten eine fortschreitende Decentralisation und damit eine immer größere Selbständigkeit der einzelnen freien Landsassen gegenüber dem immer ohnmächtigern Kaiser. So war in Deutschland die Leibeigenschaft nicht blos ein Theil des Privatrechts, sondern auch des öffentlichen Rechts. Gerade dadurch aber, daß die Leibeigenen eine öffentliche Bedeutung hatten, gewannen sie auch bürgerliche Rechte und wurden nach und nach großentheils bloße „Hörige“. Wie in Frankreich und England die Könige, so schützten in Deutschland die Landesherren die Leibeigenen, und die freien Grundbesitzer konnten diesem Schutze keine Hindernisse bereiten, wenn sie nicht ihre Leibeigenen durch Flucht in die Städte verlieren oder die Landesherrn gegen sich aufbringen wollten. So nahm auch hier die Leibeigenschaft fortwährend ab und war schon nach den Kreuzzügen nur noch äußerst gering. Es sollte jedoch leider nicht so bleiben. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, als das Reich immer schwächer wurde und die Fürsten nach absoluter Gewalt strebten, worin sie die Einführung des

*) Art. Leibeigenschaft von Held in Rotteck und Welckers Staatslexikon.

römischen Rechts bestärkte, machten auch die hiedurch verletzten Adeligen ihre Privatrechte gegenüber den Fürsten wieder eifriger geltend und drückten nicht nur viele freie Bauern zur Hörigkeit, sondern auch viele Hörige wieder zur Leibeigenschaft herab. Diese Vorgänge waren es, welche die deutschen Bauern zum Aufstand von 1525 reizten, zu welcher Zeit in der Schweiz Zürich auf Zwingli's Antrieb mit Aufhebung der Leibeigenschaft voranging.

Die Lasten, welche die Leibeigenen und Hörigen drückten, waren von mancherlei Art. Die Frondienste oder Roboten bestanden in oft unbedeutenden Dienstleistungen, durch welche aber in der Regel der Belastete mehr Schaden erlitt, als der Berechtigte Gewinn hatte. Nach dem Weiderechte mußte der Verpflichtete nicht nur jährlich einen Theil seiner Äcker zur Weide des Viehes des Berechtigten brach liegen lassen, sondern es gab dies Anlaß zu den gehässigsten Chikanen, besonders wenn jenes Recht Mehreren zustand (die Koppelhut), was ohnedies Krankheiten unter dem Vieh beförderte und die Kleesaaten zu Grunde richtete. Der Zehnten gab Gelegenheit zu den manigfaltigsten Betrügereien und Übervortheilungen, und hatte zur Folge, daß die Belasteten weniger anbauten, als sie hätten können und daß den Grundstücken durch die Abgabe auch ein wesentlicher Theil der Ernährung entzogen wurde; namentlich drückte dieselbe in Jahren der Theuerung. Noch lästiger war das Jagdrecht, welches die Ernten oft völlig vernichtete; auch die Gesetze, welche gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Vergütung des Schadens verordneten, genügten nicht. Das Lehnrecht verhinderte durch die Höhe seiner Zinse das Emporkommen von Anfängern in der Landwirthschaft, das Zinsrecht hatte ähnliche Übelstände wie der Zehnt, und die Bannrechte, welche die Belasteten verpflichteten, Lebensmittel und Getränke nur von einem bestimmten Gute zu beziehen, erstickten die Konkurrenz und verhinderten alle Verbesserung in der Produktion.

Die ersten Anfänge einer Besserung dieser Zustände zeigten sich mit dem Emporkommen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Manche Staaten, wie Preußen und jene des sächsischen Hauses, suchten durch Rentenbanken zu helfen, welche dem Belasteten durch Zinse die Ablösung seiner Lasten erleichtern sollten. Ebenso begünstigten sie die Theilung der gemeinschaftlichen Grundstücke ganzer Ortschaften und der gemeinschaftlichen Weiderechte, und die Zusammenlegung zerstückelter Grundbesitze. Die ersten Schritte gegen die Leibeigenschaft aber that Preußen unter Friedrich dem Großen. Ihm folgten in Österreich Maria Theresia und Josef II., in Baden Markgraf Karl Friedrich (1783), in Dänemark Bernstorff. Bei dem Widerstande des Adels waren die Erfolge jedoch gering. Erst die französische Revolution, welche in der Nacht vom 4. August alle Feudalrechte aufhob, gab der Sache größern Schwung. Im Jahre 1798 verlor die Schweiz die letzten Reste der Leibeigenschaft. In Preußen

bewirkte der große Stein, auf Hardenbergs Antrieb seit 1807 die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, und verband damit die Einführung einer Autonomie der Gemeinden.

Das Edikt vom 9. Oktober 1807 sprach den Grundsatz der Befreiung des Grundbesitzes von Frohnen und anderen Feudallasten, die Verordnung vom 27. Juli 1808 denjenigen der Freiheit der Bauern aus. Zwei Edikte vom 14. September 1811 trafen Maßregeln zur Verbesserung der Landeskultur; sie erklärten ein Drittel des Ackers für hutfrei, beschränkten die übrigen Lasten nach dem Gesetze, erklärten sie gegen Entschädigung und nach sachverständigem Urtheil für ablösbar und gestatteten jedem Grundeigenthümer die freie Verfügung über sein Grundstück. Noch in demselben Jahre wurden die Ackerbauangelegenheiten förmlich in den Schutz des Staates genommen. Zwar wurde zu derselben Zeit in den meisten der unter Napoleons Herrschaft stehenden Rheinbundsstaaten die Leibeigenschaft aufgehoben; aber sie konnte bei der Fortdauer verheerender Kriege und bei der Sperrung alles Handels und Verkehrs keinen Segen bringen. Nach dem Befreiungskriege regulirte Preußen 1817 die Verhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern, indem es festsetzte, daß die Abhängigkeit der Letzteren allmälig gelöst werden solle und daß die Ersteren eine Entschädigung dafür erhielten, von welcher jedoch Alles in Abzug kam, was die bisherigen Unterthanen aus freier Verfügung und Benutzung künftig ziehen konnten, sowie Alles, was die Befreiten benachtheiligt und gedrückt hatte. Nach und nach folgten diesem Beispiele auch Oldenburg, Mecklenburg und Hannover und zuletzt, nach 1830, das Königreich Sachsen in Bezug auf die Oberlausitz. Nicht überall aber machten die Bauern Gebrauch von der ihnen gestatteten Ablösung der Grundlasten und Frondienste; Kurzsichtigkeit und Gewohnheit veranlaßte Viele, im alten Joche zu bleiben, wie hinwieder auch manche Regierungen nicht nur nichts thaten, den Bauern jene Maßregel zu erleichtern, sondern sie sogar erschwerten. Diesen Übelständen machten die Ereignisse von 1848 ein Ende, indem die neuen Verfassungen und Gesetze alle Grundlasten aufhoben, theilweise sogar ohne Entschädigung. Nur Mecklenburg und Holstein blieben zurück, wo daher, sofern im letztern Lande die preußische Herrschaft nicht abgeholfen hat, leider noch jetzt manche mittelalterliche Zustände anzutreffen sind.

Länger und in weit härterer Form bestand die Leibeigenschaft in Rußland. In den ältesten Zeiten gab es dort nur eine solche Art derselben, welche an den persönlichen Dienst des Herrn gebunden ist*). Die Fürsten der Russen waren eben damals noch Nomaden. Erst seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts begannen sie im Nordosten des Landes sich fest an-

*) Tschitscherin, die Leibeigenschaft in Rußland, in Bluntschli's Staatswörterbuch. VI. Bd. S. 393 ff.

zusiedeln; der Adel aber behielt die nomadischen Neigungen weit länger. Schon damals indessen konnten alle Arten von Abhängigkeit, namentlich jene des Schuldners vom Gläubiger, die erwähnte Art der Leibeigenschaft begründen, und es galt für kein Verbrechen, wenn der Herr den Knecht erschlug. Doch war es Sitte, im Testament die Freiheit seiner Leibeigenen zu verordnen. Als aber das Reich sich zu konsolidiren und die Adeligen sich anzusiedeln begannen, preßten Gutsherren und Gemeinden oft Ansiedler für ihre Ländereien mit Gewalt, erhielten solche aber auch durch freie Verträge. Diese Ansiedler wurden aber nach und nach durch ihre Frondienste und Fruchtzinse Unterthanen der Gutsherren, und da mit ihren Leistungen auch der Kriegsdienst verbunden war, indem der Gutsherr ohne Mannschaft denselben, der ihm oblag, nicht erfüllen konnte, so lag es auch im Interesse des Staates, daß die Bauern an die Scholle gefesselt waren. Weil die Güter der Kirche ihre Hörigen am wenigsten mit Abgaben drückten, und daher die Bauern gern nach solchen Gütern zogen, schaffte 1584 die Kirchenversammlung die Privilegien der Kirchengüter ab, und als dies nicht durchgeführt werden konnte, indem sich großer Widerstand dagegen erhob, verbot 1592 der Czar Feodor Iwanowitsch den fernern Übergang der Bauern von einem Herrn zum andern, welcher nur polizeilichen Maßregel 1649 die Einführung fester Gebundenheit der grundherrlichen Bauern an ihr Gut nachfolgte, die dann immer mehr zur förmlichen Leibeigenschaft wurde, und es gab nun zwei Klassen von Leibeigenen, die Knechte und die Bauern. Die ausführlichere Darstellung dieser Verhältnisse ist nicht unsere Aufgabe. Wir erwähnen nur, daß Peter der Große die Leibeigenen, ohne nach der Einwilligung der Herren zu fragen, zum Kriegsdienste zog und, damit ihm seine Soldaten nicht entgingen, 1724 die Entfernung der Leibeigenen von ihrem Aufenthaltsorte ohne Erlaubniß des Herrn untersagte. Nach und nach durften nur noch die Adeligen Leibeigene besitzen und Solche, wenn es ihnen beliebte, als Kolonisten nach Sibirien schicken. Im Jahre 1781 wurde der freiwillige Eintritt in die Leibeigenschaft verboten. Von nun an wurde auch eine leibeigene Frau durch Heirat mit einem freien Manne frei.

Kaiser Alexander I. that die ersten Schritte zur Schöpfung eines freien Bauernstandes, die aber wenig Erfolg hatten. Nikolaus I. ging, um den Adel zu schwächen, mit Planen einer Aufhebung der Leibeigenschaft um; aber er gelangte nicht dazu, sie auszuführen. Erst sein Sohn Alexander II. nahm die Sache mit Kraft an die Hand. Schon seit 1857 führte er darüber Verhandlungen mit dem widerstrebenden Adel, und endlich beschloß der Reichsrath, unter Vorsitz des Kaisers, am 28. Januar 1861 die Aufhebung der Leibeigenschaft. Am 3. März erschien der Ukas, der diesen Schritt bekräftigte, und die Leibeigenen erhielten zunächst gegen zum Voraus bestimmte Abgaben die volle unabhängige Nutznießung ihrer Gehöfte, und sodann das Recht, jene Abgaben abzulösen und dadurch freie

Eigenthümer zu werden. Die meisten Befreiten machten jedoch aus Hang zum Trunk und Müssiggang keinen Gebrauch von ihrem schönen Rechte, und die edel gemeinte Maßregel hat daher bis jetzt die gehofften Früchte noch nicht getragen*).

B. Aufhebung der Sklaverei.

Es war eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, daß die härtere Art der Unfreiheit, welche im Alterthum die Unterlegenen gedrückt hatte, die Sklaverei, gerade zu der Zeit, da die mildere Unfreiheit des Mittelalters, die Leibeigenschaft, im christlichen Europa ihre ersten Erschütterungen durch die Reformation empfing, durch die christlichen Europäer selbst nach der von ihnen im Westen entdeckten neuen Welt verpflanzt werden mußte (Bd. I. S. 374). Und dort hat sie gegenüber der glorreichen Unabhängigkeitserklärung und den aus ihr entspringenden freien Verfassungen dieselbe traurige Mission erfüllt, wie gleichzeitig der europäische Absolutismus, den die Monarchen zwischen 1815 und 1848 zu ihrem eigenen Schaden in Scene setzten, gegenüber den großartigen Ideen des Beginns der französischen Revolution, welche freilich diese selbst in Blut ertränkt hatte. So hat die Sklaverei in der neuen Welt namentlich dazu beigetragen, die träumerische Illusion zu zerstören, als ob die Freiheit nothwendig an die Republik geknüpft wäre. Die Sklaverei in Amerika hat die traurige Wahrheit an den Tag gebracht, daß die republikanische Form nicht vor der empörendsten Besudelung und Zerstörung der Freiheit schützt.

Nach dem christlichen Europa, und zwar nach Portugal, wurden 1441 die ersten Neger als Gefangene gebracht, welche sich aber bald mit Waaren (und darunter auch mit — Sklaven ihres Landes!) loskauften. Darauf begannen die Portugiesen selbst mit Menschenfleisch Handel zu treiben, woran sich selbst der große Columbus betheiligte.

Nachdem 1517 Karl V. das erste Monopol zur Negereinfuhr nach Westindien verliehen hatte, wußten sich bald die Portugiesen des Negerhandels nach jenen Kolonien zu bemächtigen, erhielten jedoch an den Engländern, welche das schändliche Geschäft seit 1553 trieben, gefährliche Konkurrenten, mit denen Spanien, das selbst keine Sklaven verhandelte, sondern nur in seinen Kolonien benutzte, sogenannte Assientos (Lieferungsverträge) abschloß, die 1778 ein Ende nahmen. Sir John Hawkins befehligte das erste englische Sklavenschiff und soll die jungfräuliche Königin Elisabeth zur hohen Partnerin am Gewinnste gehabt haben. Die Stuarts ermächtigten vier Gesellschaften zum Sklavenfange, bei deren einer Karl II. als Aktionär und Jakob II. sogar als Präsident betheiligt waren. Die „Königliche Afrikanische Gesellschaft“ wurde sogar aus Staatsmitteln

*) Art. Rußland v. H. Schultheß im Nachtrag zu Bluntschli's Staatswörterbuch.

unterstützt. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden unter englischer Flagge jährlich 30,000 Neger nach Amerika geführt. London befrachtete damals fünfundachtzig, Liverpool gar hundertundfünf Schiffe mit der lebendigen Waare! Doch wurde in England schon 1702 durch den Oberrichter Lord Holt und wieder 1772 durch Lord Mansfield richterlich entschieden, daß ein Sklave, der Englands Boden betrete, frei sei.

Trotzdem erließ das Parlament noch 1788 eine Akte zum Schutze der Sklavenhändler. Im Jahre vorher hatte sich ein Verein zur Abschaffung dieses Handels gebildet, Männer wie Pitt und Fox sprachen sich zu Gunsten dieser Bestrebungen aus, und 1793 erließ das Unterhaus eine Bill in diesem Sinne, die aber vom Oberhause, diesem ewigen Hemmschuh alles Fortschrittes, verworfen wurde. Erst im Jahre 1807 ging das betreffende Gesetz durch. Im Jahre 1811 wurde der Sklavenhandel mit Strafe bedroht und 1813 schloß England mit Schweden einen Vertrag gegen denselben, dem auch die Niederlande beitraten (Dänemark hatte den Handel schon 1804 verboten). Die Sklaverei blieb dagegen noch bestehen. Auch gegen sie traten aber verdienstvolle Menschenfreunde auf, wie Clarkson, Wilberforce, Buxton u. A., welche 1823 einen Verein zur allmäligen Abschaffung der Sklaverei gründeten, welchem Ziele die Quakerin Elisabeth Heyrick mit der Forderung sofortiger Abschaffung entgegentrat. Im Jahre 1824 bewirkte Canning den Parlamentsbeschluß, daß die Sklaven zu einer künftigen Befreiung durch passende Gesetze sittlich heranzubilden seien, sowie denjenigen, den Sklavenhandel gleich der Seeräuberei zu bestrafen. Vergebens lehnten sich die Pflanzer gegen solche Tendenzen auf, und Aufstände der Neger, welche entschiedenere Maßregeln wünschten, wurden bald gedämpft.

Endlich ließ sich, nachdem die Parlamentsreform von 1832 in's Leben getreten, dieser schwerfällige Körper herbei, der großen Angelegenheit des Menschenwohls, von der wir sprechen, auf den Grund zu gehen. Im Jahre 1833 wurde auf Vorschlag des Ministeriums den Sklavenhaltern eine Entschädigung von zwanzig Millionen Pfund Sterling gegen Freilassung der Neger gewährt und für Letztere eine „Lehrlingszeit“ von sechs Jahren als Übergangsperiode festgesetzt, die aber in einigen Kolonien gar nicht beobachtet wurde, sich nirgends bewährte und 1838 ihre Abschaffung erlebte. Endlich bewirkte England 1841 auch, daß sämmtliche europäische Großmächte einander das Durchsuchungsrecht der als Sklavenhändler verdächtigen Schiffe zugestanden.

Als die französische Nationalversammlung 1791 alle Menschen für frei und gleich erklärte, wandten dies auch die Negersklaven in den französischen Kolonien auf sich an und erhoben sich, namentlich auf Haiti, unter furchtbaren Metzeleien. Dies hatte die Befreiung sämmtlicher französischer Sklaven zur Folge. Napoleon, nicht zufrieden, die Weißen unterjocht zu haben, stellte auch die Sklaverei der Schwarzen, ausgenommen in

Haiti, wieder her. Während der hundert Tage erklärte er, um sich beliebt zu machen, wenigstens den Sklavenhandel für abgeschafft, was 1819 auch die bourbonische Regierung bestätigte. Erst die provisorische Regierung von 1848 hob die Sklaverei wieder auf, und zwar ohne Entschädigung der Sklavenbesitzer. Schweden hatte dasselbe schon 1847 gethan, Dänemark folgte 1848 und die Niederlande 1860 nach. Die mittel- und südamerikanischen Republiken kennen seit ihrer Befreiung von Spanien keine Sklaverei mehr, sondern nur eine Unterdrückung aller ihrer „freien Bürger", ohne Unterschied der Farbe, durch ehrgeizige Militärhäuptlinge.

Im Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten lief, zu derselben Zeit, als die „Pilgerväter" der Puritaner es betraten, auch das erste Sklavenschiff, ein holländisches, 1620 zu Jamestown in Virginien ein, so daß Freiheit und Sklaverei dort miteinander ihren Einzug hielten! Man glaubt, daß seitdem vierzig Millionen Neger aus Afrika lebend nach Amerika gebracht und zwanzig Millionen auf der Reise umgekommen seien! Bereits ein Jahr darauf begann in jenem Lande die Kultur der Baumwolle, so daß der schmählichste Handel mit der Waare, die ihn stets vorzüglich aufrechterhalten, von Anfang an Hand in Hand ging. Damals wurde der zur weitesten Freiheit und zur furchtbarsten Sklaverei zugleich bestimmte Boden zum wichtigsten Markte jener beiden Waaren, der weißen und der schwarzen. Schon bevor diese dunkelste Race das „jungfräuliche" Land betreten, war dasselbe bereits durch die Sklaverei rother und weißer Menschen befleckt worden. Außer den Indianern hielt man nämlich mittellose Einwanderer aus Europa, welche man an die Meistbietenden — verkaufte, in unfreiwilliger Dienstbarkeit, bis sie die Kosten ihrer Reise abverdient hatten, Dienstboten, namentlich deutscher Herkunft, noch länger, und Kriegsgefangene oder schottische und irische „Rebellen", die man aus England hinsandte, ihr Leben lang. So drang die Sklaverei, besonders mit der Zunahme des Tabakbaues, in alle nordamerikanischen Kolonien. Massachusetts zählte 1715 schon über zweitausend und Konnektikut etwa fünfzehnhundert Sklaven, aus denen sogar ein Sechstel der Bevölkerung von New-York bestand, während sich dagegen Rhode-Island unter Roger Williams (Bd. II. S. 179) von diesem Flecken frei erhielt. Außerdem aber waren es schon damals die deutschen Einwanderer, welche gegen die Schmach der Sklaverei auftraten. Bereits 1688 hatten sie, während die frommen Quaker jene Institution duldeten, der Landesversammlung von Pennsylvanien eine Bittschrift um Abschaffung der Sklaverei eingereicht. Die größte Ausdehnung erhielt aber letztere in den Südstaaten. In Süd-Carolina kam die Anzahl der Sklaven, den Weißen gegenüber, schon dem Verhältniß von zweiundzwanzig zu zwölf gleich, und in Georgia, wo man die Sklaverei zuerst förmlich ausgeschlossen, führte man sie nachträglich 1749 noch ein. In den damaligen dreizehn englischen Kolonien Nordamerika's zusammen wurden von 1620 bis 1740 hundertdreißig-

tausend, von 1740 bis 1776 aber dreihunderttausend Sklaven eingeführt.

So waren denn die „vereinigten dreizehn Kolonien" bereits von der Pest der Sklaverei angefressen, als sie die Ketten brachen, die ihnen das stolze Albion angelegt. Den Widerspruch aber, der darin lag, die noch empörenderen Ketten, in denen die Schwarzen schmachteten, nicht zu brechen, fühlten nur die Nordstaaten. Voran ging Vermont, das 1777 seine siebenzehn Sklaven befreite; die übrigen gingen freilich erst soweit, daß sie die fernere Sklaveneinfuhr verpönten, welche sogar Nord-Carolina 1786 beschränkte. Nur Pennsylvanien schritt bis zur Freierklärung jeder dort geborenen achtundzwanzigjährigen Person. Im Jahre 1790 hatten die Nordstaaten noch 40,370, welche indessen bald darauf verschwanden, und zwar größtentheils durch Verkauf an den Süden, — die Südstaaten aber (Virginien, beide Carolina und Georgia) 567,527 Sklaven. Dies begründete jedoch damals noch keinen tiefern Antagonismus; sogar in den Südstaaten war die Bevölkerung größtentheils der Sklaverei abgeneigt; aber dieselbe war zu stark geworden, als daß man gewagt hätte, ihr zu Leibe zu gehen. Auch die damaligen Staatsmänner der jungen Republik, die Franklin, Washington, Jefferson u. A., waren entschiedene Gegner der Sklaverei.

Nachdem die Unabhängigkeit der „Vereinigten Staaten" errungen war, schlug daher Jefferson vor, daß in den Gebieten, westlich von den dreizehn alten Staaten, welche einzelne derselben als ihr Eigenthum ansprachen, jedoch nach und nach dem Kongresse abgetreten hatten, keine Sklaverei eingeführt werden dürfe. Leider erhielt dieser schöne Antrag nicht die zu einem Beschlusse nothwendige Stimmenzahl der damals (1784) nur locker zu einer Konföderation verbundenen Staaten; welche erst 1787 durch die jetzige festere Union verbunden wurden. Während dieser Umwandlung setzte dann Nathan Dane aus Massachusetts wenigstens Das durch, daß nordwestlich vom Ohio die Sklaverei nicht eingeführt werden dürfe, konnte aber nicht verhindern, daß der Kongreß zugleich die Auslieferung der dorthin fliehenden Sklaven an ihre Herren verordnete.

Als es sich dann um die Regelung der Besteuerung und der Volksvertretung handelte, gab die Sklaverei Anlaß zu mancher Verlegenheit und Verwickelung und zu Verhandlungen, in welchen die späteren Streitfragen zwischen den beiden Parteien zum ersten Male wetterleuchteten. Die Sklavenstaaten bewiesen dabei ihre Unredlichkeit dadurch, daß sie ihre Sklaven nicht als volle Menschen gerechnet wissen wollten, um nicht ihrer Befreiung vorzuarbeiten, aber auch zugleich nicht ganz auf ihre Berechnung verzichteten, um in der Vertretung den freien Staaten nicht nachzustehen. So kam jenes erbärmliche Auskunftsmittel zu Stande, welches die Sklaven bei Berechnung der Repräsentation im Kongresse als — Dreifünftelsmenschen zählte, — so daß sie also ihre Herren mit vertreten helfen mußten, ohne

selbst stimmen und wählen zu dürfen. Das war der erste Sieg der Sklavenhalter und der erste Schritt zu ihrer spätern Herrschaft in der Union.

Schon gleich nach dem Frieden fingen die beiden südlichsten Staaten des nunmehrigen „Landes der Freiheit", Süd-Carolina und Georgia, den Sklavenhandel wieder an, ja Süd-Carolina, stets der Sitz des schwärzesten Fanatismus für die Sklaverei, erklärte sogar, ohne Bewilligung jenes Handels gar nicht in die Union treten zu wollen. So mußte auch hier wieder der Norden nachgeben und den Handel mit Menschenwaare wenigstens bis Ende des Jahrhunderts dulden zu wollen sich erklären, welche Frist aber sofort schon auf Verlangen Süd-Carolina's bis 1806 ausgedehnt wurde. In Folge dessen vermehrten sich die Sklaven zwischen 1790 und 1810 in den beiden Carolina's um zweiunddreißig und sechsunddreißig Procent.

Als die neue Verfassung der Union berathen wurde, verlangte Süd-Carolina sogar, daß die Auslieferung der flüchtigen Sklaven, gleich derjenigen von Verbrechern, in dieselbe aufgenommen werde, und brachte, als dies damals nicht durchdrang, durch einen Vertrag der einzelnen Staaten wenigstens jene Bestimmung in die Verfassung, nach welcher „Personen, die in einem Staate zu Dienst und Arbeit verpflichtet sind, durch Flucht in einen andern Staat nicht davon befreit werden, sondern auf Antrag des Berechtigten an diesen auszuliefern seien." Es schien, als ob man sich schämte, das Wort „Sklaven" auszusprechen. So siegten denn die Sklavenstaaten auch, als es sich um den künftigen Sitz der Bundesregierung handelte; er wurde, entgegen den Wünschen der freien Staaten, zwischen die zwei Sklavenstaaten Maryland und Virginien verlegt.

Nun begannen doch den freien Männern im Norden die Augen aufzugehen. Es bildeten sich die ersten Abolitionistenvereine; an der Spitze desjenigen zu Philadelphia stand der edle greise Franklin; die Presbyterianer und Methodisten des Nordens predigten mit Eifer gegen die Sklaverei und stießen Sklavenhalter aus ihren Kirchen. Im Jahre 1790 brachte Franklin die Frage auch vor den Kongreß, indem er eine Bittschrift der Quaker um Abschaffung der Sklaverei unterstützte; aber die Süd-Caroliner drohten mit — Auflösung der Union, und der ganze Süden heulte ihnen Beifall. So blieb die Sache auf sich beruhen und inzwischen vermehrten sich beide Parteien, indem man regelmäßig die Staaten nördlich vom Ohio (zuerst Ohio selbst) als freie, die südlich gelegenen aber (Kentucky und Tennessee) als Sklavenstaaten in die Union aufnahm. Und letzteres that man ohne zu erröthen, obschon die Verfassung vorschrieb, daß die aufzunehmenden Staaten — republikanisch sein sollten!

Seitdem jedoch die Vereinigten Staaten das weite Territorium Louisiana 1803 durch Kauf von Napoleon I. erworben hatten, und die Union damit einen Gebietszuwachs erhielt, welcher seinem Klima gemäß höchst günstig für den damals stark aufblühenden Anbau der Baum-

wolle war, und somit, bei der schwierigen Bereitung dieses Produktes, auch für den Sklavenmarkt einen guten Absatz versprach, wurden die Sklavenstaaten, indem sie nun ungescheut alle Begeisterung für die Freiheit wegwarfen und nur noch für die Baumwolle und die damit zusammenhängende Sklaverei Interesse empfanden, stets begehrlicher, und ihre Herrschsucht untergrub die große Republik und demoralisirte ihre Bevölkerung. Der Sklavenhandel mit Afrika hörte zwar 1808 gesetzlich auf; aber der Süden bewirkte, daß die Sklavenhändler nicht Todesstrafe, sondern nur Gefängniß traf, der Handel wurde dafür um so eifriger zwischen den nördlicheren Sklavenstaaten, welche der schwarzen Waare weniger bedurften, und den Baumwollenstaaten betrieben, und jene züchteten nun förmlich Sklaven für die Ausfuhr nach dem Baumwollenreiche. Da nun die Sklavenarbeit und Plantagenwirthschaft den Boden schnell aussaugt und die derselben Huldigenden daher ihre Sitze öfter wechseln, beziehungsweise erweitern müssen, so wurden in dem Zeitraum von 1803 bis 1821 in Folge genannten Zuwachses, vier neue Sklavenstaaten, Louisiana, Mississippi, Alabama und Missouri, und blos zwei freie Staaten, Indiana und Illinois, aufgenommen. Damit hing denn auch die rücksichts- und gewissenlose Vertreibung der Rothhäute aus ihren Heimaten zusammen, welche weiteres Gebiet für die Sklaverei versprachen. Auch das von Spanien gekaufte Florida wurde (1821) zum Sklavereireiche geschlagen, nachdem die Sklavenhalter unter der Leitung des Generals (und spätern Präsidenten) Jackson wider alles Völkerrecht in's Land gefallen, Rothe wie Schwarze niedergemacht und dem Reste das Christenthum „unter der Gestalt von Schnaps und Syphilis" gebracht hatten, — wie denn damals aller Orten, wo die armen gehetzten Indianer der „Civilisation" im Wege standen, Bestechung durch schnödes Gelt und giftigen Branntwein das Möglichste thun mußte, die Rothhäute — namentlich zu Gunsten der Sklavenhalter, — unschädlich zu machen. Im Jahre 1827 erklärte die Gesetzgebung des Staates Georgia diesen für berechtigt, von den Ländereien der Indianer gewaltsam Besitz zu ergreifen und schlug 1828 wirklich solche zum Staatsgebiete. Ebenso verordnete sie, daß kein Cherokese Partei oder Zeuge in einem Gerichtshofe des Staates sein dürfe, und später, daß ein Cherokesenhäuptling, der seinen Stamm von der Auswanderung abhalte, mit vier Jahren Gefängniß zu bestrafen sei, — ein Cherokese, der seinen Häuptling verhindere, Land zu verkaufen, mit vier bis sechs Jahren! Dem nämlichen Principe entsprangen auch die heuchlerisch unter dem Scheine der Freiheit vorgenommene Vereinigung von Texas mit der Union und die späteren Flibustier-Expeditionen nach Cuba und Nicaragua. Erst der Mangel an Sklaven that den weiteren Annexionen und Versuchen solcher Einhalt. Dagegen suchten die nicht Sklaven besitzenden Weißen des Südens in immer größerer Zahl dem unheimlichen Regimente, das sich in ihrer Heimat entwickelte, zu entgehen und im freien Norden eine

Heimat zu erlangen. Zehnmal mehr Angehörige der Sklavenstaaten wandten sich, als die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in mächtigen Zügen dem nach und nach angebauten Westen zuströmte, nach dessen freien, als nach dessen Sklavenstaaten. Die Zustände in den letzteren wurden stets drückender. Südliche Angehörige durften es nicht mehr wagen, an Abolitionistenvereinen theilzunehmen; nicht nur den Sklaven, sondern auch den freien Negern und Mischlingen wurde jede Versammlung, ja sogar der Gottesdienst und Unterricht verboten. Virginien ließ jeden freigegebenen Sklaven, der nach seiner Freilassung über ein Jahr im Staate blieb, zu Gunsten des — Armenfonds verkaufen, Kentucky zwang (1808) jeden freien Neger, der den Staat betrat, denselben binnen vierzehn Tagen wieder zu verlassen, widrigenfalls er für ein Jahr verkauft wurde, und Süd-Carolina erlaubte jeden mit einem Schiffe ankommenden farbigen Matrosen einzusperren. Der Sitz der Bundesregierung selbst und der ihm gegebene Name des Gründers der amerikanischen Freiheit, wurden durch Errichtung eines der größten Sklavenmärkte geschändet. Ohne Umstände wurden bei den Verkäufen Familien getrennt, und die Einzelnen brutal behandelt, während das Klima sofort nicht weniger als fünfundzwanzig Procent der in den Süden verkauften Sklaven tödtete. Unter dem Vorwande der Einbringung entlaufener Sklaven wurden sogar freie Neger aus den freien Staaten geraubt. Um solche freie Neger, deren man sich nicht bemächtigen konnte, los zu werden, gründete man für sie die sogenannte Negerrepublik Liberia in Afrika, wohin sie freiwillig oder unfreiwillig gebracht wurden. Indessen muß hier bemerkt werden, daß die freien Farbigen (Neger sowol als Mischlinge) auch im Norden kein Eldorado hatten. Bis auf die neueste Zeit wurden sie von der Gesellschaft ausgestoßen und durften es nicht wagen, mit Weißen zugleich in einem Omnibus oder Eisenbahnwaggon zu fahren, ja nicht einmal mit den „Herren der Schöpfung" in Kirchen den Schöpfer zu verehren, so daß man genöthigt wurde, eigene Kirchen für Farbige zu errichten.

Im Jahre 1818 brachten es die Sklavenhalter im Kongresse zur Annahme eines Gesetzes, welches die flüchtigen Sklaven auf gleiche Weise wie die flüchtigen Verbrecher zu behandeln vorschrieb, aber schließlich nicht zum Vollzuge kam. Zugleich wurde der Sklavenhandel durch Schmuggelei immer fortgeführt und nur selten bestraft. Ein Antrag, der im Abgeordnetenhause bereits angenommen war, aus dem neuen Staate Missouri die Sklaverei auszuschließen, fiel im Senat durch, weil sich ein großer Theil der Senatoren aus den freien Staaten zu den Sklavenzüchtern geschlagen hatte. Dieses Zusammenhalten war die Folge eines Kompromisses zwischen den Sklavenhaltern und den mit ihnen verbundenen „Demokraten" des Nordens, welches dahin ging, daß dafür die Sklavereimänner zu einem Gesetze Hand boten, welches die Sklaverei aus allen nördlicher als sechsunddreißig und einen halben Grad nördlicher Breite gelegenen Gebieten,

die nicht zum Staate Missouri gehören, für immer verbannte. Mit Mühe und nur durch Verrath und Bestechung von Freistaatsmitgliedern wurde das Abgeordnetenhaus dahin gebracht, jenem Schacher um die Freiheit Missouri's beizutreten (1820), und der Präsident Monroe genehmigte das Beschlossene. Damit waren Süden und Norden als zwei getrennte Reiche anerkannt und der letztere dem erstern unterthan und mundtodt, bis einst eine bessere Zeit kommen sollte!

Die nun herrschenden Sklavenhalter verriethen den sie beseelenden Geist unter Anderm dadurch, daß sie die Betheiligung der Vereinigten Staaten am Kongresse der amerikanischen Republiken zu Panama verhinderten, — weil dort auch Farbige erscheinen könnten und man somit deren Gleichberechtigung anerkennen würde! Mit der Negerrepublik Haiti wurden konsequent niemals diplomatische Beziehungen eröffnet, weil es nicht geduldet werden konnte, daß schwarze Gesandte und Konsuln den nordamerikanischen Sklaven ein — schlechtes Beispiel gäben, wie man frei werden könne! Und offen erklärten die Sklavenhalter schon damals im Kongresse, daß jeder Versuch, sich in ihre „inneren Angelegenheiten" zu mischen, sie aus dem Bunde hinaustreiben würde. Ja die extremen Südländer riefen schon damals deutlich nach einem südlichen Sonderbunde!

Und in diesen ihren Bestrebungen wurden die Menschen, welche das Land, in dem der Welt eine neue Sonne der Freiheit aufzugehen geschienen hatte, zu einem Sklavenkerker und einer Räuberhöhle entwürdigten, von einer zahlreichen Partei in den freien Staaten, die sich heuchlerischer Weise „Demokraten" nannten, eifrigst unterstützt. Die Gegner dieser Partei, welche jedoch oft zerfuhren, sich zersplitterten und ihr Programm änderten, so daß sie nicht, was eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, gegen die Pest der Sklaverei arbeiteten, hießen Republikaner, zeitweise auch Whigs. An der Spitze des Südens stand zu der Zeit, da die Politik der Vereinigten Staaten aufhörte, durch die Ideen der Freiheit, und begann, durch die nackten, plumpen Interessen der Baumwolle beherrscht zu werden, d. h. in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, John Calhoun (geb. 1782, gest. 1850). Er war es, der zuerst verkündete, „eine wirkliche Demokratie sei ein Unding und die Sklaverei das konservative Prinzip der menschlichen Gesellschaft;" die letztere sei — soweit ging die Frechheit! — „göttlich in ihrem Ursprung und wohlthätig in ihren Folgen." Er war der Vater jenes ausgeschämten Gebahrens der Südländer, das von da an bis zum Bürgerkriege die Union so unglücklich, — Freiheit und Gleichheit dort zur schamlosen Lüge machte, alle Rechte im Staate nur für eine Kaste reklamirte und nach der Unterdrückung aller nicht zu derselben Gehörenden strebte. In seinem Werke „Disquisition on the government" brachte er die seither von den Südländern praktizirte Lehre, daß jeder Staat das Recht habe, bei Verletzung seiner „Rechte" (d. h. dessen was er

dafür hält) sich dem Bunde zu widersetzen, wie weiland die polnischen Reichstagsboten, — in ein System.

Ihm gegenüber stand als Vertreter der zwischen beiden kämpfenden Parteien Vermittlung und Versöhnung suchenden Whigs der auch aus einem Sklavenstaate stammende Henry Clay (geb. 1777, gest. 1852). Er verließ freiwillig den unfreien Süden und siedelte sich in dem zukunftreichen Westen an, wo eine redlichere und tüchtigere Race, als die mit wenigen Ausnahmen korrumpirten Yankees, die der deutschen Einwanderer, das Land bebaute und nach und nach auf die wahre, unverfälschte Freiheit vorbereitete. Diese aufstrebende, noch unverdorbene Gegend führte er in die amerikanische Politik ein. Vor keiner Niederlage zurückschreckend, unbeugsam, dabei wohlwollend, alle Welt gewinnend und stets konsequent und praktisch, führte er die Freunde der Mäßigung durch die Klippen, die sich auf ihrem Wege stetsfort aufthürmten.

Ein entschiedener und warmer Verfechter der freien Prinzipien und Feind der Sklaverei war dagegen der jüngere Adams, der letzte in Wahrheit republikanische Präsident, den das beneidenswerthe Schicksal getroffen hatte, die Union während des fünfzigjährigen Jubiläums ihrer Unabhängigkeit (4. Juli 1826) zu leiten, an welchem Tage merkwürdiger Weise zwei der Stifter amerikanischer Freiheit, zu ihrer Zeit Gegner, aber um edlere Fragen, die Augen schloßen, der ältere Adams und der edle Jefferson. Es war dies der letzte Sonnenblick des Freistaates gewesen. Adams fiel 1829 den Machinationen der Feinde aller Freiheit zum Opfer. —

Der Mann aber, der von nun an, die Herrschaft der fälschlich so genannten demokratischen Partei eigentlich begründete, war der Präsident Jackson. Gleich Clay ein Hinterwäldler, aber ein roher, ganz Soldat, und zwar ein solcher nach der Art des Faustrechtes früherer Zeiten, hielt er während seiner doppeltzeitigen Präsidentschaft 1829 bis 1837 die Union unter einer strammen militärischen Diktatur. Eine Secession hätte er niemals geduldet, und darin stand er seinem Parteigenossen Calhoun und den Sklavenhaltern durchaus entgegen. Und doch mußte er mit dieser intriganten Bande, als (1833) das fanatische Süd-Carolina aus Anlaß des ihm mißbeliebigen Zollgesetzes die Waffen gegen die Union erhoben hatte, ein Kompromiß schließen, statt sie zur Rechenschaft zu ziehen!

Um diese Zeit begannen die längere Zeit eingeschlafenen Abolitionisten, sich wieder zu rühren. Bis dahin hatte den Norden in seinem Kampfe gegen den Süden beinahe nur der aus verschiedener Beschäftigung und theilweise auch verschiedener Abstammung und Religion entspringende Haß gegen denselben geleitet, keineswegs aber die Menschlichkeit und das ihr entspringende Mitleid mit den Sklaven. Vielmehr wurden im Norden die freien Neger und Mischlinge noch mehr verachtet, wo möglich noch härter behandelt als die Sklaven im Süden, wie wir bereits oben erwähnt haben. — Erst nach und nach verbreiteten sich

humanere Ideen, und zwar nicht ohne große Einwirkung der einwandernden Deutschen. — Geistvolle Männer, wie der sittlich ernste und talentvolle Redner Mendel Philips, der freisinnige Theolog Theodor Parker, der deutsche Dichter und Republikaner Karl Follen, und Andere standen vorne in ihren Reihen. Die Sklavenhalter aber säumten nicht, das ganze Land gegen sie aufzuhetzen, namentlich als in Virginien ein Sklavenaufstand ausgebrochen, aber bald blutig unterdrückt war, und verlangten von den freien Staaten die Unterdrückung der Vereine jener Richtung, ja sogar das Verbot der Beförderung aller sklavereifeindlichen Schriften durch die Post! Und die damalige Bundespostverwaltung, welche gleich der gesammten Beamtenhierarchie von Jackson nach seinem Sinne besetzt war, (Kendall hieß der Ehrenmann-Postmeister) gab sich bereitwillig zum Werkzeuge der Agitation für die Sklaverei her! Ja, Jackson selbst und Calhoun wandten Alles an, ein Verbot der Verbreitung aller die Sklaverei betreffenden Bücher und Bilder im Senate durchzusetzen, doch ohne Erfolg. Das Abgeordnetenhaus aber, da diesmal die Rollen umgekehrt waren, und hier Adams nicht einmal das Wort gestattet wurde, beschloß, daß dem Kongresse kein Recht über die Sklaverei zustehe und daß künftig alle Petitionen gegen die Sklaverei ungelesen und unbehandelt bleiben sollten. Dessenungeachtet stieg die Zahl solcher Petitionen, deren das Jahr 1836 blos 37,000 geliefert hatte, im folgenden Jahre auf 110,000. Der edle Adams gab sich in hohem Alter selbstaufopfernd zum Vermittler derselben her, ob sie von Weißen oder Schwarzen kamen. Die ganze Meute der Sklavenhalter kläffte im Hause selbst wütend gegen ihn und verlangte seine Ausstoßung oder Verhaftung. Als es aber herauskam, daß die Petition, welche diesen Lärm zunächst veranlaßt, nicht die Abschaffung, sondern die Aufrechterhaltung der Sklaverei verlangte, beschlossen die beschämten Wüteriche wenigstens, daß Sklaven gar nicht petitioniren dürften. Ebenso bewirkten sie die Vergrößerung des Staates Missouri und damit des Sklavereigebietes und nahmen den neuen Staat Arkansas mit der Bestimmung in seiner Verfassung auf, daß die zu bildende Legislatur niemals die Emancipation der Sklaven beschließen dürfe! Dem fruchtlos widerstrebenden Norden drohten sie damit, die Sklaverei einst auch in sein Gebiet zu übertragen! Auch der Senat fügte sich jetzt und that, was die Sklavenhalter wollten.

Als im Jahre 1850, in welchem, was höchst bezeichnend für die nächsten Ereignisse ist, der Export der Baumwolle das Vierfache desjenigen von 1820 erreichte, — Kalifornien sich als Staat mit Ausschließung der Sklaverei organisirte und der damalige Präsident Zacharias Taylor, obschon selbst Sklavenhalter, aber Whig, die Aufnahme des neuen Staates befürwortete, als dies die Sklavenhalter ungemein aufregte, namentlich da der sterbende Calhoun sich in den Kongreß schleppen ließ und noch in seiner fanatischen Manier einwirkte und der Sklavenhalter Foote in der Sitzung auf seinen

Gegner Benton schießen wollte, da riß Verrath und Abfall in den Reihen der bisherigen Freiheitsmänner ein. Daniel Webster, bisher ein heftiger Gegner der Sklaverei, wurde Staatssekretär und damit zugleich ein Freund der Sklavenhalter, und seinem Beispiele folgten mehrere Genossen. Nun konnten die Sklavenhalter zwar die Zulassung von Kalifornien ohne Sklaverei nicht verhindern, aber dafür erlangten sie durch schamlose Bestechung die Annahme jenes fürchterlichen Gesetzes, welches die Jagd auf alle in die freien Staaten fliehenden Sklaven und deren Auslieferung an ihre Eigenthümer vorschrieb und jeden, der zur Flucht eines Sklaven behülflich war, mit enormen Gelt- und Gefängnißstrafen bedrohte. So wurde die Sklaverei zur Nationalsache!! Die Vereinigten Staaten aber wurden zum Lande des Fluchs für jeden Menschenfreund, und die größte Republik der Erde erlebte die Schande, daß das benachbarte monarchisch regierte Kanada als ein Paradies der Freiheit und Asyl der Verfolgten gepriesen wurde. Es herrschte der Schrecken; die Sklaven nicht nur, sondern alle Gegner der Sklaverei waren ärgerer Willkür und Tyrannei preisgegeben, als unter dem französischen Convente. Schon vor Jahrzehnten geflohene und nun frei lebende Schwarze wurden nachträglich ausgeliefert und mit Gewalt nach dem Süden geschleppt. Und der als Vicepräsident an des verstorbenen Taylors Stelle getretene Präsident Fillmore, obschon ein Nordstaater, handhabte das schmähliche Gesetz mit dem Eifer eines blutigen asiatischen Despoten! Die freien Männer des Nordens bebten vor Entrüstung, und es brachen Volksaufstände gegen die Schreckensherrschaft aus. So konnte denn auch des Wüterichs Foote lächerlich-schändlicher Antrag, das Sklavenjagdgesetz für so heilig als die Republik und Verfassung selbst zu erklären, nicht durchdringen. Es war die Zeit, da der Mistreß Harriet Beecher-Stowe wacker gemeinter, aber allzu sentimentaler Roman „Uncle Tom's Cabin“ alle Gemüter zweier civilisirter Kontinente in Bewegung, Rührung und Entrüstung versetzte. Es bildete sich aus verschiedenen Bestandtheilen früherer Parteien die neue Partei der Freesoilers, welche sich offen gegen die Sklaverei aussprach und die Abschaffung des Jagdgesetzes verlangte. Da sahen die Südlichen ein, daß sie wieder etwas thun müßten, namentlich da durch die rasch zunehmende Kolonisirung des freien Nordwestens ein Übergewicht der freien über die Sklavenstaaten sich zu bilden begann. Sie erlasen sich als Beute die noch wenig bevölkerten Gebiete des fernen Westen, und da diese durch das Missouri-Kompromiß, als nördlich von $36^1/_2$ Grad nördlicher Breite liegend, von der Sklaverei befreit waren, mußte dieses Kompromiß durch eine neue Schöpfung sklavenhalterischer Willkür ersetzt werden. Die „Seele dieser Verschwörung“, wie unser Gewährsmann in dieser Sache, Friedrich Kapp (Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika, Hamburg 1861) ihn nennt, war der Senator Douglas (geb. 1813), auch ein abgefallener Freistaatbürger (aus Ver-

mont) und ein Bewunderer Napoleons III. und des Russenkaisers Nikolaus. Dieser gewissenlose Demagog, der ächte Typus der gemeinsten Yankee-Seele, strebte nach einer amerikanischen Nachahmung der December-Schandthat seines Idols zu Gunsten der Sklaverei. Gestützt darauf, daß in den durch den Krieg mit Mexiko erworbenen Gebieten Utah und Neu-Mexiko die Entscheidung über Gestattung oder Ausschließung der Sklaverei der Gesetzgebung überlassen worden war, verlangte er, daß für das neu zu organisirende Territorium Nebraska dieselbe Bestimmung aufgestellt werde. Über das Missouri-Kompromiß suchte er dabei hinwegzukommen, indem er durch Schliche und Ränke zu beweisen versuchte, daß es durch die erwähnte Bestimmung über die vormals mexikanischen Gebiete faktisch aufgehoben sei. Die nördliche Grenzlinie von $36^1/_2$ Grad sollte also fallen und mittels Einwanderung von Sklavenhaltern die rohen Elemente einer angehenden Bevölkerung das Recht erhalten, in jedem Gebiete den Verkauf von Menschen als Gesetz einzuführen! Natürlich aber war es den Sklavenhaltern mehr darum zu thun, Stimmen für ihre Partei zu gewinnen, als in jenen nach Klima und Produkten zur Sklavenarbeit nicht geeigneten Gebieten Sklaven einzuführen. Nachdem sodann das Territorium in zwei solche: Kansas und Nebraska getheilt worden, nahm der Senat den Antrag von Douglas an; das Haus der Abgeordneten aber war nur nach Anwendung der gewöhnlichen unsauberen Mittel und nachdem die Sklavenhalter es durch wüstes Geheul und durch Prügeleien im Sitzungssaale in Schrecken gesetzt, zum Jasagen zu bringen (1854). Die Vereinigten Staaten waren eine völlige Oligarchie der Sklavenhalter geworden, und es kam so weit, daß die Regierung der Union ungescheut zu Gunsten der Sklavenstaaten öffentliche Werke bewilligte, welche sie den freien Staaten verweigerte. So warf Präsident Pierce damals 160,000 Dollars für die Reinigung des Hafens von Savannah aus, während er dem Staate Michigan einen vom Kongresse bewilligten Beitrag von 45,000 Dollars für die Verbesserung der Untiefen im St. Clair-See vorenthielt.

Die Folge war ein schauerliches Vorspiel des spätern Bürgerkrieges. Tausende von Freesoilers zogen nach Kansas, um den Sklavenhaltern den Vorsprung abzugewinnen; und obschon bereits die Grenze von Missouri gegen Kansas stark mit Sklaven besetzt war, um sie schnell einführen zu können, so bildeten doch Jene die Mehrheit gegenüber den Sklavenhaltern. Aber als es zu Wahlen kam, drangen bewaffnete Anhänger der Sklaverei aus Missouri ein und vertrieben die Ansiedler gewaltsam von der Stimmgabe, verübten die ärgsten Greuel gegen dieselben und fälschten so das Resultat zu Gunsten ihres Lieblingsinstitutes. Anführer dieser Mordbande war Niemand geringerer, als der Präsident des Senates der Vereinigten Staaten, David Atchison; er hauste wie ein Räuberhauptmann gegen die „philanthropischen Schufte", wie die Freesoilers genannt wurden. Und der Präsident der Vereinigten Staaten, Pierce, welcher den Namen

des großen Franklin entehrte, indem er ihn als Vornamen trug, mahnte — nicht die Sklavenhalter, sondern die nördlichen Ansiedler zur Ruhe und klagte sie an, die Sklavenhalter dadurch gereizt zu haben, daß sie aus Kansas einen freien Staat machen wollten, und den von ihm selbst eingesetzten Gouverneur, Reader, der die erwähnten Gewaltthaten mißbilligte, suchte er durch Ränke von seinem Posten zu entfernen, wo er sich mit einer Bande herumzuschlagen hatte, welche die Rolle einer gesetzgebenden Behörde spielte! Dieselbe erklärte jeden von den nördlichen Ansiedlern Gewählten als illegitim, dagegen jeden Anhänger der Sklaverei als stimmberechtigt, und nahm das Gesetz von Missouri an, nach welchem Jeder, der einem Sklaven zur Flucht behülflich war, der Todesstrafe anheimfiel. Auf ihre Klage entsetzte denn auch wirklich der saubere Präsident den unfügsamen Gouverneur. Sein Nachfolger, obschon ein Nordstaater, war ein williges Werkzeug der sklavenhaltenden Mörder und Räuber. Nun organisirten sich die freistaatlichen Ansiedler selbst, und Kansas hatte zwei Regierungen, die sich einen förmlichen Bürgerkrieg lieferten! Der Präsident Pierce aber erklärte die Ansiedler für Rebellen, die Strolche als die rechtmäßigen Organe des Bundes! Ja, er ließ Truppen gegen Erstere marschiren. Die Ansiedler zogen den rohen Banden gegenüber den Kürzern, mußten fliehen, wurden ermordet und — skalpiert, ihre Dörfer verbrannt und alle Habe zerstört. Später aber ermannten sie sich unter Anführung von John Brown, und verschafften sich fortan Respekt. Obschon die Regierung im Interesse der Sklavenhalter die Volkszählung gefälscht hatte, errangen sie bei den nächsten Wahlen den Sieg; aber der Präsident anerkannte nur die Wahlen der sklavereifreundlichen Minorität, so daß die Männer der Freiheit sich bei der Abstimmung über Einführung oder Verwerfung der Sklaverei der Stimmgabe enthalten mußten, und die Sklaverei in die Verfassung von Kansas kam. Da jedoch die freistaatliche Mehrheit die letztere verwarf, hatte endlich auch das Abgeordnetenhaus in Washington den Mut, die Aufnahme von Kansas als Sklavenstaat zu verweigern. Die zähen Sklavenhalter vernichteten jedoch diese Weigerung wieder dadurch, daß sie durchsetzten, das Volk von Kansas habe über die Sklavenverfassung abzustimmen und erhalte im Falle der Annahme — fünf Millionen Acker Land. Mit ungeheurer Mehrheit warfen jedoch die freien Männer von Kansas dem Kongresse diesen Judaslohn vor die Füße und verwarfen die Sklaverei abermals (1858). Dieses Ereigniß führte dazu, daß die Sklavenhalter nun nicht mehr zufrieden waren, ein Territorium über die Sklaverei abstimmen zu lassen, sondern einem jeden solchen geradezu das Recht absprachen, dieselbe auszuschließen, und so kam es zu nichts Geringerm als zur Spaltung der bisherigen demokratischen Partei! Die nördlichen Demokraten fühlten, im Angesichte der im ganzen Norden sich gegen die Sklaverei kundgebenden Volksstimmung, daß es nicht mehr in ihrem Interesse liege, sich von den Sklavenhaltern als Werkzeuge benutzen

zu lassen, wenn sie nicht ihre ganze Popularität zu Hause einbüßen wollten, und ließen, den genannten Douglas an der Spitze, die Menschenverschacherer im Stiche! Kansas sowol, als Nebraska nahmen nun Verfassungen ohne Sklaverei an; aber der Sklavenpräsident Buchanan ließ sie durch seine Gouverneure mit dem Veto belegen! Der Mann aber, der die Freiheit in Kansas zum Siege geführt, der arme John Brown, unterlag im Oktober 1859 bei dem gutgemeinten, aber unklugen Versuche eines Aufstandes zur Befreiung der Sklaven in Harpers Ferry.

Indessen hatten sich die Gegner der Sklaverei immer besser ermannt und endlich zu einer neuen „republikanischen" Partei organisirt. Im Jahr 1856 gelang es ihnen zwar noch nicht, ihren Kandidaten Fremont durchzusetzen; aber ihre Haltung nöthigte Achtung ab. Um so glücklicher waren sie dafür vier Jahre später. Aber der Sieg des wackern Hinterwäldlers Abraham Lincoln über die in Nördliche (mit dem Candidaten Douglas) und Südliche zersplitterten ehemaligen Demokraten war das Zeichen zum Abfalle der Sklavenstaaten von dem nicht mehr ihnen gehorchenden Bunde, und damit auch zum verheerenden, aber unvermeidlichen Bürgerkriege. Das schamlose Gebahren der Sklavenhalter, Jahrzehnte hindurch, hatte so vielen Zündstoff der Entrüstung über niedergetretene Menschenwürde und Menschenliebe, über verhöhnte Rechtlichkeit und geschändete Freiheit aufgehäuft, daß es zum furchtbaren Ausbruche eines Kampfes kommen mußte, der endlich die so lange blos fälschlich vorgegebene Freiheit jenes Landes zur Wahrheit gemacht hat. Der Hergang dieses Kampfes gehört der politischen Geschichte an. Der Ausgang war ein glänzender für die Sache der Freiheit und Menschlichkeit; die Schamlosigkeit der Sklavenhalter fand den verdienten Lohn.

Schon im Beginne des Krieges waren endlich Kansas und Nebraska als freie Staaten in die Union aufgenommen worden. Im weitern Verlaufe desselben sodann, als die Ueberzeugung allgemein geworden war, daß das Institut, welches den guten Ruf der Vereinigten Staaten im Auslande sowol, als die innere Einigkeit derselben zerstörte, unbedingt ein Ende finden müsse, wurden (1861) alle Sklaven für frei erklärt, welche sich unter Zustimmung ihrer Herren am Kampfe betheiligten. Dann erließ der Präsident Lincoln, nachdem er bereits auf allmälige Abschaffung der Sklaverei hingedeutet, Anfangs 1863 ein Dekret, welches in allen damals im Aufstande begriffenen Staaten und Gebieten die Sklaverei abschaffte. Im April 1864 nahm der Senat sodann einen Zusatzartikel zur Verfassung an, welcher die Sklaverei förmlich aufhob. Das Repräsentantenhaus, damals noch getheilter Meinung, trat jenem Beschlusse erst im Januar 1865 bei. Zur Einführung eines Verfassungsartikels ist indessen die Zustimmung von drei Viertheilen der einzelnen Staaten nothwendig; unter den unionstreuen Staaten aber waren Kentucky, Delaware und New-Jersey noch nicht so weit, der Maßregel beitreten zu wollen. Ehe Weiteres geschah, fiel

aber Lincoln durch die meuchlerische Hand eines südstaatlichen Schauspielers. Er selbst war wol für die Aufhebung der Sklaverei, aber durchaus nicht für das Stimm- oder gar Wahlrecht der Neger gewesen; auch hatte er gegen die Unterworfenen so human zu handeln beabsichtigt, daß er sie auch sofort wieder als Bundesglieder zu betrachten Willens war. Diese Gesinnung starb mit ihm. Sein Nachfolger Andrew Johnson verfuhr in seltsamer Wandelung zuerst als radikaler Unterdrücker der ehemaligen Sklavenstaaten, nachher aber brachte er sich in den Verdacht eines grundsatzlosen Unterhändlers mit denselben und gerieth in argen Widerspruch mit den extremen und nicht von Fanatismus freien Abolitionisten, welche sofortige Befreiung aller Sklaven ohne Rücksicht, weder auf deren eigenes Loos, noch auf die Verluste der Besitzer, und sofortiges Stimm- und Wahlrecht der Neger verlangten, während man in den meisten Nordstaaten selbst es den dortigen freien Negern keineswegs zu ertheilen beabsichtigte! Sie hatten auch die Ansicht ausgesprochen, bei Ratifikation des Antisklaverei-Artikels seien blos die unionstreuen Staaten zu berechnen, und drei Viertheile dieser genügten zur Annahme; Johnson aber hatte statt dessen so viele der von ihm „rekonstruirten" ehemaligen Sklavenstaaten zur Ratifikation bewogen, daß nun dieselbe von drei Viertheilen sämmtlicher Staaten ausgesprochen war, und der neue Artikel wurde demzufolge am 18. Dezember 1865 veröffentlicht und als rechtsgültig erklärt. Die Radikalen eiferten hiegegen mit aller Macht und setzten gegen Johnsons Willen und Ansicht im Kongresse die Stimmberechtigung der Neger im Bundesdistrikte Columbia durch. Darauf versuchten sie die Ausdehnung dieser Maßregel auf die Südstaaten dadurch, daß sie eine Bill erließen, welche die sogenannten Freedmen's-Büreaux, d. h. während des Krieges errichteten Anstalten zur Vertheilung von Land unter freigewordene Neger, mit weitgehenden Befugnissen ausstattete. Johnson legte hiergegen sein Veto ein, und so bekämpften sich nun Kongreß und Präsident auf das Unermüdlichste auch ferner, und der erstere schien an Fanatismus mit den früheren Kongressen, in denen die Sklavenhalter dominirt hatten, wetteifern zu wollen, — nur von gegentheiligem Standpunkte. Es war eine Haltung, welche in Folge ihrer Taktlosigkeit sogar zu Negeraufständen ermutigte; aber keineswegs würdiger benahm sich Johnson auf einer Rundreise, indem er es nicht verschmähte, sich mit dem Pöbel herumzuzanken. Es drohten sich unter solchen Umständen ganz bedenkliche Konsequenzen zu entwickeln. Zahlreiche abolitionistische Fanatiker zogen nach dem Süden, wo sie, nicht zufrieden mit der Aufhebung der Sklaverei, im Vereine mit den Negern gegen deren frühere Bedrücker Greuel ausübten, während hinwieder die Letzteren, als geheime Gesellschaft unter dem Namen „Ku-Klux-Klan" jene Greuel gegenüber den Negern und deren Freunden noch zu überbieten suchten.

Gutes konnte jedenfalls aus den Maßregeln nicht hervorgehen, welche

der Kongreß im Süden anordnete. Neger und nördliche Einwanderer regierten dort in seinem Namen; ja in sechs Staaten (Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Florida und Süd-Carolina) hatten nun die Neger die Mehrheit gegenüber den Weißen, und es gaben also dort Leute den Ausschlag in der Politik, welche bisher nicht nur keine politischen Rechte, sondern nicht einmal Schulbildung genossen hatten! Die nördlichen Fanatiker, an ihrer Spitze der „amerikanische Robespierre", Thaddäus Stevens, machten auch gar kein Hehl daraus, daß ihr Treiben die Verfassung offenbar verletze.

Es bewirkte dies eine Reaktion zu Gunsten der demokratischen Partei, und im Senate fiel die von den „Republikanern" gegen Johnson erhobene Anklage durch. Doch war Letzterer zur Unmöglichkeit geworden; ein entschiedener Republikaner, General Grant, hat ihn 1869 ersetzt, und die Extreme schienen in der Abschwächung begriffen zu sein, wie auch die Emancipation der Schwarzen ihren geregelten, durch keine bedenklichen Störungen mehr aufgehaltenen Weg zu gehen, — als in den letzten Jahren die furchtbare Kunde von jenem geheimen Mordbunde der alten Sklavenhalterpartei, dem „Ku-Klux-Klan", nach Europa drang. Diese Bluthunde suchten durch den Schrecken die Errungenschaften der letzten Jahre, den glorreichen Sieg des Prinzips der Freiheit über die Sklaverei, mit den verworfensten Mitteln wieder rückgängig zu machen. Ihre Banden zerstören die Schulen und Häuser der Schwarzen, ermorden Jeden, der ihnen Unterricht gibt oder sie sonst zu heben sucht, und streben offen nach Wiederherstellung der Sklaverei durch Einschüchterung ihrer Gegner. Während wir dies schreiben, sind diese Terroristen, namentlich in dem fanatischen Süd-Carolina, noch in voller Arbeit begriffen, und die Bundesgewalt scheint wenig gegen sie ausrichten zu können!

Der Sklavenhandel und die Sklaverei bestehen, soweit sie neuern Ursprungs sind, heutzutage noch in den spanischen Kolonien, besonders auf Kuba und in Brasilien und zwar in großer Härte, ungeachtet Spanien bereits 1821 versprochen hatte, den Sklavenhandel abzuschaffen und Brasilien ihn 1826 abgeschafft erklärt, — Beide, ohne ihrem Worte Nachachtung zu verschaffen. Doch soll in Brasilien die Beseitigung des größten Schandflecks der Menschheit beabsichtigt werden. Im mohammedanischen Orient hat derselbe seit dem Alterthum ohne Aufhören fortgedauert. —

Zweiter Abschnitt.

Die ökonomische Seite.

A. Der Pauperismus.

Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, die Sklaverei ist abgeschafft oder (in Brasilien und den spanischen Kolonien) im Begriffe abgeschafft zu werden, — das Proletariat aber, d. h. das durch die Arbeit dem Kapital leibeigen und bisweilen sogar sklavisch unterworfene arme Volk, ist noch da. Wir haben damit drei Stufen der gesellschaftlichen Unfreiheit und Ungleichheit unter den Menschen genannt. Auf der untersten, unfreiesten, ist ein Mensch vollständiges Eigenthum eines Andern, der mit ihm schalten und walten kann wie es ihm beliebt, — Sklaverei. Es ist die Form der Unfreiheit im Alterthum, mit Ausnahme der Kastenstaaten Indien und Ägypten, und sie ist abnormer Weise, für die europäischen Kolonien in fremden Erdtheilen, auch in die Neuzeit übergegangen, während sie im Orient gar nie aufgehört hat. Die mittlere Stufe betrachtet einen Menschen, wenn auch nicht als völliges Eigenthum, wie ein Vieh oder eine Sache, doch als einem Andern eigen oder hörig; der Unterworfene kann nicht gekauft oder verkauft werden; aber er kann sich nicht frei bewegen und der Hörigkeit nie oder nur unter schwierigen Bedingungen entgehn, — Leibeigenschaft. Es ist die Form der Unfreiheit im Mittelalter, zog sich an vielen Orten bis weit in die neuere Zeit herein, ist aber gegenwärtig bei den civilisirten Völkern, — zuletzt in Rußland, — verschwunden. Die dritte Stufe kennt keinerlei Eigenthum, keine Zutheilung Einzelner an Einzelne, sondern beruht auf Abschließung der Menschen in gewisse Abtheilungen oder Grade, welche durch die Abstammung, den Besitz oder den Beruf oder durch alle diese Umstände bestimmt werden, und von denen die unteren den oberen, d. h. den mit Reichthum oder Macht begünstigten, unterworfen oder wenigstens von ihnen abhängig sind. Diese Stufe hat zweierlei Formen, diejenige der Kasten, welche im alten Ägypten galten und in Indien jetzt noch gelten, und welche der ihnen Angehörige nicht überschreiten darf, — und diejenige der Stände, welche im klassischen Alterthum noch neben der Sklaverei, im Mittelalter neben der Leibeigenschaft herrschte und jetzt noch auf der ganzen Erde eine große Rolle spielt. Der Angehörige eines Standes darf denselben wol überschreiten, aber er kann es meistens nicht, weil ihm die ökonomischen Mittel dazu fehlen. Alle Erklärungen der Menschenrechte in Revolutionen, alle Verfassungsartikel der Republiken und konstitutionellen Monarchien, welche die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze verkündet, sind in gesellschaftlicher Beziehung unwirksam und haben es niemals ver-

mocht, den Standesunterschied zu verbannen, der sich ja sogar in dem modernsten Verkehrsmittel, auf der Eisenbahn, durch Eintheilung in drei (oder vier) Klassen bemerkbar macht. Die alten drei oder vier Stände haben sich manigfach abgeschliffen, und ihre Unterschiede sind vielfach abgeschwächt; aber einen Stand gibt es noch immer, der von allen anderen ziemlich schroff geschieden ist, die Folgen seiner Zurücksetzung und die Unmöglichkeit, sich emporzuschwingen, bitter fühlt und seine Lage zu verändern oder gar aufzuheben bestrebt ist, — das Proletariat.

„Proletariat" ist nicht schlechtweg „armes Volk", sondern blos solches armes Volk, welches das Bewußtsein seiner Lage hat und entschlossen ist, eine Verbesserung derselben herbeizuführen. Schlechtweg armes Volk gab es immer, ein Proletariat aber, in dem Sinne, welchen dieser einer niedern Steuerklasse des römischen Volkes (proletarii) entnommene Ausdruck gegenwärtig hat, — gibt es erst seit neuerer Zeit in den civilisirten Staaten Europa's, namentlich aber Mitteleuropa's. Der Grund der Existenz eines Proletariates in diesem Sinne liegt daher — offen gestanden, — in den Fortschritten der Civilisation, — nicht in der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter. Letztere existirte seit den ältesten Zeiten, und zwar oft in weit schrecklicherer Weise als gegenwärtig. Gerade Paris, die Geburtsstätte des modernen Proletariates, umfaßte z. B. zur Zeit Ludwigs XIV. vierzigtausend Arme, was im Verhältnisse zur damaligen Bevölkerung weit mehr ausmacht, als die Zahl der heutigen unterstützungsbedürftigen Personen. Aber diese Armen hatten, gleich ihren Zeit- und Schicksalsgenossen anderer Städte und Länder, kein Bewußtsein ihrer Lage und daher auch nicht die Fähigkeit, nach Verbesserung, beziehungsweise Aufhebung derselben zu streben. Dieses Bewußtsein und diese Fähigkeit nun, nach und nach vorbereitet durch die Wirksamkeit der aufklärerischen Literatur, nahmen ihren Anfang während der französischen Revolution seit 1789 und durch dieselbe. Dieses gewaltige Ereigniß, zu dessen Durchführung die Arme der Unbemittelten zu Hülfe genommen wurden, weckte deren Selbstbewußtsein und erhob sie nach und nach zu jener furchtbaren Phalanx, welche bisher nur in Folge ihres Mangels an Einheit, an Bildung und an Klarheit des Zweckes nicht so gefährlich geworden ist, als sie unter anderen Umständen sein könnte. Die Ideen der französischen Revolution von der Gleichberechtigung Aller, von der Souveränetät des Volkes und von der Freiheit zu thun und zu lassen, was den Ansichten des Volkes gemäß ist, haben in den Proletariern das Streben nach einer gleichmäßigern oder gar völlig gleichmäßigen Vertheilung der Besitzthümer erzeugt. Wie die französische Revolution im Allgemeinen der verunglückte Versuch war, den von der zunehmenden und fortschreitenden Civilisation gepflanzten und genährten Gedanken zu verwirklichen, daß jeder Mensch berufen sei, im entsprechenden Maße an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, so erweiterte im Besondern

das durch die Revolution großgezogene Proletariat jenen Anspruch in der Weise, daß es nicht nur mitzusprechen, sondern auch mitzugenießen, das unveräußerliche Recht zu haben behauptete.

Und diese Behauptung ist keine leere. Es ist nicht zu läugnen, daß die wahre Civilisation eines Zeit- oder eines Länderraumes in der Theilnahme Aller an den Wohlthaten besteht, welche die Menschheit ihrem Fortschreiten zur Erkenntniß des Wahren, Schönen und Guten verdankt. So lange es in einem Zeit- oder Länderraume Ausnahmen von dieser Regel gibt, so lange ist die Civilisation keine vollständige, keine ihrem Begriffe völlig entsprechende. Es ist allerdings niemals möglich, daß Alle in gleichem Maße an den Wohlthaten des Fortschrittes theilnehmen; denn es sind nicht Alle gleich begabt und geartet; aber so lange es Menschen gibt, welche von jenen Wohlthaten gänzlich ausgeschlossen sind, so lange gibt es auch dunkle Flecken der Barbarei innerhalb des betreffenden der Civilisation geöffneten Raumes, und solche Flecken trüben das Licht, das der Civilisation entstrahlen soll; sie stehen daher im Widerspruche mit ihr. Diejenigen aber, welche durch solche Widersprüche betroffen, d. h. benachtheiligt werden, indem sie die Wohlthaten der Civilisation durch Anschauung kennen, aber ihrer nicht theilhaftig werden können, bedenken nicht, daß jeder Fortschritt nur langsam geschehen kann, widrigenfalls er sich überstürzt und damit selbst vereitelt, daß es nur mit der Zeit, nach und nach, möglich ist, Allen zugänglich zu machen, was Einzelne genießen; sie bedenken auch nicht, daß es Aufgabe jedes Einzelnen ist, der sich zur Theilnahme an deu Genüssen der Civilisation berufen glaubt, sein Möglichstes zu thun, um sich durch eigene Kraft diesem Ziele zu nähern, nnd daß es daher nicht der Fehler Einiger ist, wenn Andere Mangel an den Gütern der Welt leiden. Dieses Nichtbedenken ist die Wurzel des Proletariates. — Statt von regem Eifer, sich emporzuschwingen, sei es allein oder in Gesellschaft Anderer von gleicher Lage und gleichem Streben, ist der Proletarier von finsterm Haß und blassem Neide gegen die allerdings oft unverdienter Weise glücklichen Besitzenden erfüllt. Wol hat in neuester Zeit, worauf wir zurückkommen werden, der Gedanke der Association in England und Deutschland Wurzel gefaßt; aber im Vaterlande des Proletariates, in Frankreich, lebt unter dem letztern vorwiegend der Gedanke der brutalen Gewalt als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. So rächt es sich fortwährend, daß das französische Proletariat seine Entstehung der dortigen Revolution verdankt, während in den übrigen Ländern, wo bisher ein Proletariat entstanden ist, dies ohne gewaltsame Ereignisse, entweder durch das Beispiel Frankreichs oder durch die Entwickelung der ökonomischen und industriellen Verhältnisse herbeigeführt wurde.

Es ist nicht zu verkennen, daß in Frankreich seit der Revolution die politischen Ideen und Kämpfe hinter den socialen an Bedeutung zurück-

geblieben sind. Wie L. Stein, dem wir hier im Wesentlichen folgen („Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs", Leipzig 1842), richtig sagt, kennt dieses Land, seitdem Ludwig XIV. erklärt hatte „l'état c'est moi", den deutschen Begriff des Staates nicht mehr, sondern spricht in seinen Untersuchungen über öffentliche Rechtsverhältnisse stets nur von der Société und beiläufig noch vom Gouvernement. Es gibt keine Parteien mehr, welche verschiedene politische Grundsätze aufstellen, sondern nur solche, welche verschiedene Regierungsformen oder Dynastien verfechten. Dagegen unterscheiden sich diese Parteien sehr deutlich in ihren socialen und nationalökonomischen Bestrebungen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß nur jene Regierungen sich halten konnten, welche den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen und den socialen Bestrebungen einigermaßen gerecht wurden oder sie wenigstens zu beschwichtigen wußten.

Es gab in Frankreich vor der Revolution drei Stände, zwei bevorzugte und einen zurückgesetzten. Erstere waren der Adel und die Geistlichkeit, — der dritte hatte nicht einmal eine wirkliche Benennung, sondern wurde schlechtweg und verächtlich der „Tiers-État" genannt, obschon viele seiner Bestandtheile den beiden höheren Ständen sowol an Besitz, als an Bildung vielfach überlegen waren. Darin lag die Unerträglichkeit der damaligen Zustände begründet; denn mehr als in irgend einem andern Lande näherte sich der französische Standesunterschied dem indischen Kastensystem. Daher that denn auch die Literatur der Aufklärung ihr Möglichstes, gegen die Standesvorurtheile und Standeseinrichtungen anzukämpfen. Voltaire war der Erste, welcher in Frankreich den von den Puritanern in England und Amerika längst geäußerten und befolgten Gedanken aussprach, daß alle Menschen mit gleichen Rechten geboren seien, und bewies durch seinen Kampf gegen die Macht und die Lehren der Geistlichkeit seine und der Aufgeklärten seines Standes geistige Überlegenheit gegenüber derselben. Die Encyklopädisten und die gleichzeitigen materialistischen Schriftsteller betonten vorzüglich die geistige Gleichheit der Menschen, bis Rousseau auftrat und die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit in ein staatsrechtliches System brachte, dessen Grundlagen er nirgends anders geschöpft hatte, als in den Einrichtungen seiner engern Heimat Genf und in den Bestrebungen der dortigen von den Altbürgern hintangesetzten Neubürger. Beaumarchais endlich brachte die Idee der Gleichheit in seinen Figarostücken (Bd. II. S. 515) auf die Bühne und pflanzte sie so in das Bewußtsein noch weiterer Kreise als derjenigen der Leser philosophischer Bücher.

So trat denn der Tiers-État vorbereitet und selbstbewußt unter die Vertreter der Stände, welche 1789 berufen wurden, der Finanznoth des Reiches abzuhelfen. Von vorne herein entschlossen, das Prinzip der Gleichheit zur Geltung zu bringen, forderte er im Namen des Volkes die

Erklärung der Menschenrechte, eine jener in Revolutionen beliebten Demonstrationen, welche sich auf dem Papier schön und auf der Rednerbühne imposant ausnehmen, in der Wirklichkeit aber so wenig jemals in's Leben treten, als die glänzenden Versprechungen eines Liebhabers, und von jedem Machthaber oder von jeder Rotte Solcher nach Belieben und mit Hohn niedergetreten und vernichtet werden. Es war eine erhabene, begeisterte Nacht, die vom vierten August; aber wie viele schreckliche Enttäuschungen, brutale Widerlegungen und lähmender Katzenjammer sind ihr nicht nachgefolgt? Es ist ein herrliches Ideal, das der Menschenrechte, — die Erklärung, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, erhebt jedes fühlende Menschenherz; aber sie ist noch nie, auch in der entschiedensten Demokratie nicht, — Wahrheit geworden. Stets haben faktische Vorrechte der Hochgeborenen oder der Reichen oder der Gebildeten oder der Parteien, abgesehen von denen des Alters und des Geschlechts, den schönen Traum zu nichte gemacht. Bezeichnend ist aber, daß die Verfassung von 1791, welche doch den Adel und sogar die Zünfte und Innungen der Handwerker, als gegen die Gleichheit verstoßend, aufhob, trotzdem sowol die Monarchie bestehen ließ, welche ja der Gleichheit diametral widerspricht, als auch die aktiven bürgerlichen Rechte an eine gewisse Abgabe knüpfte und so nur den vorher zurückgesetzten besitzenden Bürgerstand an der Gleichheit theilnehmen ließ, von welcher daher der besitzlose Arbeiter, der Proletarier, ausgeschlossen blieb. So enthielt die erste revolutionäre Verfassung Frankreichs bereits eine Lüge! Nur die Besitzenden waren in Wirklichkeit gleich, — nicht die Menschen! Das Proletariat aber war bereits im Aufstreben begriffen, es nahm bewaffneten Antheil an den Ereignissen der Revolution und konnte nicht länger unberücksichtigt bleiben. Nachdem das Königthum gefallen, schaffte die erste republikanische Verfassung von 1793 den Unterschied ab, den bisher der Besitz in der Wahlberechtigung begründet hatte. Jeder Mensch war jetzt auch Bürger, — d. h. auf dem Papiere; denn jene Verfassung trat niemals in Kraft. In Wirklichkeit regierte nicht das Volk, nicht die Gesammtheit der Bürger, sondern die Partei, — es war nicht eine Herrschaft des Gesetzes, sondern die ewig berüchtigte Schreckensherrschaft, unter welcher Frankreich schmachtete. Daß die Gesammtheit der Franzosen die Souveränetät ausübe, war abermals eine große Lüge! Die Schreckensherrschaft fiel, und mit ihr jene unausgeführte Verfassung, deren Prinzipien im Blut erstickt waren. Es folgte die Verfassung von 1795, die des Direktoriums, und sie wußte die Herrschaft der Partei und des Schreckens nicht anders zu vermeiden, als indem sie aus ihrer Vorgängerin von 1791 den Unterschied des Besitzes wieder zu Ehren zog, ja diesen Unterschied in den größeren Städten noch weiter machte, als in den kleineren und auf dem Lande. — Die Besitzlosen waren aufs Neue aus der politischen Gesellschaft verdrängt, und die Folge war, — daß sie ihr den Krieg erklärten! — —

Er wurde zwar nicht sofort begonnen, dieser Krieg, aber man bereitete sich auf ihn vor und rüstete eifrig. Die kriegerische Gloire, welche der corsische Heerführer seit den Tagen des Direktoriums an Frankreichs Fahnen kettete, verdeckte den Vulkan, welcher in den Herzen der Arbeiter kochte. Während die französischen Heere im Auslande siegten und indessen zu Hause die Besitzenden sich bereicherten, dachte Niemand mehr der Proletarier, die doch in der Schreckenszeit so keck aufgetreten waren; und nachdem ihr erster kopfloser Versuch unter Babeuf mißlungen war, wurden sie als Geächtete behandelt. Der corsische Sieger blendete das große Volk, das er an seinen Triumfwagen kettete, dadurch, daß er zum Ersatze der ihm weggenommenen Freiheit die Gleichheit von 1793 wiederherstellte, natürlich nur zum Scheine; denn das Volk hatte keinen Einfluß, weder auf Wahlen, die ihm von oben herab diktirt wurden, noch viel weniger auf die Gesetzgebung. Die Aufhebung des Vermögensunterschiedes, welche sonach die Verfassung des Konsulates von 1799 enthielt, bewahrte auch die Verfassung des Kaiserreichs von 1804. Nicht so die bourbonische Charte nach der Restauration des Hauses, das nichts gelernt und nichts vergessen. Stimm- und Wahlrecht wurden nun wieder an eine Abgabe, und zwar an eine solche von dreihundert Franken und an das Alter von dreißig Jahren geknüpft. — Bisher war die Kluft zwischen den Besitzenden einer- und den besitzlosen Arbeitern anderseits keine fühlbare gewesen, theils weil die napoleonischen Kriege einen großen Theil der Arbeiter auswärts geführt, theils weil die Letzteren in ihren Zielen noch unklar waren, theils endlich in Folge der wieder eingeführten politischen Gleichberechtigung. Die Wiederaufhebung der letztern, verbunden mit den reaktionären Tendenzen der Restaurationszeit überhaupt, bildeten die angedeutete Kluft völlig aus und erweiterten sie immer mehr. Die Julirevolution von 1830 brachte diese Kluft zwischen der Bourgeoisie, welche das Kapital, und dem Peuple, welches die Arbeitskraft beinahe ausschließlich vertrat, zuerst an das Tageslicht. Beide neuen Stände, zur Zeit der Restauration beinahe gleicher Weise unterdrückt, hatten vereinigt den Kampf ausgefochten, welcher das feudale Königthum und den Adel neuerdings stürzte; die Früchte dieses Kampfes aber erntete blos die Bourgeoisie, und das Proletariat ging leer aus. Der Wahlcensus blieb aufrecht, er wurde blos auf zweihundert Franken herabgesetzt. Die Bourgeoisie wurde der herrschende Stand, die Regierung wurde das „Bürgerkönigthum" genannt. Dieses Resultat heißer Kampftage entflammte das arme Volk zur endlichen Aufnahme des Kampfes mit dem Joche des Kapitals. Das Eigenthum, welches so schreiende, verletzende Ungleichheiten und Kontraste darbot, hörte dem Proletarier auf, heilig zu sein, und es kam die Zeit jener socialistischen Systeme und kommunistischen Bewegungen, mit denen wir uns weiterhin eingehend beschäftigen werden. Denn immer weniger war die Arbeit im Stande, so viel zu erwerben, wie das Kapital dies konnte, dem ja Arbeits-

kraft genug zu Gebote stand, während letztere über kein Kapital verfügen konnte. Die wachsende Konkurrenz drückte die Arbeitslöhne herunter, und so geriethen die Arbeiter in ein zusehends furchtbarer werdendes Elend, das nicht selten in den großen Städten und in den Fabrikdistrikten zur Hungersnoth sich steigerte. Und diese entsetzlichen Zustände, deren Einzelnheiten bekannt genug sind, walteten nicht nur in Frankreich, sondern auch in den industriellen Centren Englands; sie theilten sich auch Deutschland mit, und wer erinnert sich nicht des Elends der sächsischen und schlesischen Weber und anderer Arbeiter? So hat es denn das civilisirte Europa durch die Rücksichtlosigkeit und Härte des Kapitals gegenüber der Arbeit endlich zur Schöpfung einer Menschenklasse gebracht, gegenüber welcher die indischen Parias, die Negersklaven und die ehemaligen europäischen Leibeigenen mit Recht glücklich genannt werden können; denn die ersten nährt ein üppiges Klima, die zweiten erhält ihr Herr, und die dritten hatten in der Scholle, an die sie gebunden waren, bei Abwesenheit aller Konkurrenz, eine nie versiegende Quelle des Auskommens.

Die vorherrschende Beschäftigung der Proletarier ist in neuester Zeit in zunehmendem Maße die Industrie, und zwar jene in den Fabriken, geworden. Die Heimat des Proletariates und damit des Pauperismus sind daher in der Regel die großen Städte und die ausgedehnten Fabrikdistrikte. Es werden zur Fabrikarbeit nicht nur Männer und Frauen, sondern selbst Kinder verwendet, und letzteres ist, neben der langen Arbeitszeit und dem geringen Lohne, in Rücksicht auf die sanitarischen, moralischen und intellektuellen Folgen ein Hauptübelstand, der bei Betrachtung des Zustandes der Proletarier berücksichtigt werden muß. Man wurde auf denselben schon bald nach der ersten Anwendung der Erfindung Arkwrigth's in England, 1796, aufmerksam, und Dr. Aikin schilderte denselben am Anfang unseres Jahrhunderts so eindringlich, daß man genöthigt war, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Ein Erfolg trat erst 1833 durch einen Parlamentsbeschluß ein, welcher vorschrieb, es dürfe kein Kind unter neun Jahren zur Fabrikarbeit verwendet werden, keines unter dreizehn Jahren in der Woche mehr als achtundvierzig oder im Tage mehr als neun Stunden, keine Person unter achtzehn Jahren in der Woche über neunundsechszig oder im Tage über zwölf Stunden und nicht zur Nachtzeit arbeiten, für das Essen müssen eine und eine halbe Stunde freigegeben werden, welche bei der Arbeitszeit nicht in Berechnung fallen, und jedes Kind, das auf achtundvierzig wöchentliche Arbeitsstunden beschränkt sei, müsse täglich zwei Stunden die Schule besuchen. Dieses Gesetz bezog sich jedoch lediglich auf die Baumwollen-, Wollen-, Flachs-, Werg-, Hanf- und Seidefabriken, welche von Dampfmaschinen oder hydraulischen Rädern getrieben werden.

In Frankreich war noch keine Abhülfe getroffen worden. Noch am Anfange der vierziger Jahre dauerte die Arbeit der Kinder gewöhnlich

zwölf bis dreizehn Stunden, in gewissen Gegenden, z. B. in eigentlichen Fabrikdistrikten, sogar vierzehn bis sechszehn Stunden täglich. In manchen Fabriken arbeitet man die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag durch, ja unter Umständen auch noch andere Nächte. Die Generalräthe des Handels und der Manufakturen machten damals Vorschläge, die den Grundsätzen des erwähnten englischen Gesetzes ähnlich waren. — Auch in der Schweiz sind in neuester Zeit gesetzliche Maßregeln gegen den Mißbrauch der Kinder zu angestrengter Arbeit in den Fabriken ergriffen worden. Gegen die übrigen Mißverhältnisse des Fabrikwesens, wie die allzulange Arbeit Erwachsener, die karg zugemessene Erholungszeit über die Mittagsstunde und den knappen Lohn, einzuschreiten hat seine bedeutenden Schwierigkeiten, und es sind darüber, namentlich seitdem hier weitverbreitete Arbeitervereine durch Aufmunterung zur Arbeitseinstellung und Unterstützung der Feiernden eingegriffen haben, noch schwere Krisen zu erwarten.

Gegen das Elend der armen, beziehungsweise arbeitenden Volksklassen sind mancherlei Mittel, weniger der Abhülfe, als der Linderung, versucht und in's Leben geführt worden. Dazu gehören die Leihhäuser, welche zuerst im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in Italien, und zwar meist auf Veranstaltung von Mönchen, auftauchten. In Deutschland, Frankreich und den Niederlanden fanden sie im sechszehnten bis achtzehnten Jahrhundert Eingang. Dasjenige von Paris wurde Anfangs des Jahres 1778 gegründet; es ging zwar sammt den übrigen Frankreichs in der Revolution unter, wurde aber vom Direktorium wieder errichtet, welches die Privatleihhäuser einer Genehmigung durch die Regierung unterwarf. Das Kaiserthum schloß die Privatleihhäuser gänzlich. Nach einer Berechnung von 1835 liehen die Leihhäuser von dreizehn größeren französischen Städten zusammen auf ungefähr soviel Pfandstücke, als sie Einwohner besaßen und in denselben Städten wurden durchschnittlich achtzig Procent der Pfänder, (in Paris $14^1/_2$ auf 20 Millionen Francs) wieder eingelöst. In Paris wurden 1837 im Durchschnitte jeden Werktag 3800 Pfandstücke angenommen und 3600 zurückgegeben, und von etwa 1,200,000 jährlich eingehenden Pfandstücken waren etwa 380,000 — Luxusgegenstände. In Hamburg besteht seit 1797 eine wohlthätige Vorschußkasse, welche den Armen unverzinsliche Anleihen macht, nicht mit baarem Gelde, sondern durch Tilgung ihrer Schulden, Auslösung ihrer Pfänder, Ankauf von Rohstoffen u. s. w., und bisher die Genugthuung hatte, daß ihre zahlungsfleißigen Schuldner zu-, die zahlungsunfähigen abnahmen. Dieselbe Wohlthat übt auch die Westminster friendly society in London aus. England ist reich an friendly oder amiable societies, deren erste durch Erlaß der Königin Anna 1706 gegründet wurde. Diese Gesellschaften, welche Vieles mit der Lebensversicherung gemein haben, stehen unter Aufsicht des Gesetzes und Regelung durch dasselbe und waren am Anfange unsers Jahrhunderts in der Zahl

von siebentausendzweihundert (blos in England und Wales) vorhanden. London allein zählte 1819 ihrer über sechshundertfünfzig. Die Zahl der Mitglieder soll 1815 eine Million übersteigen haben. In Schottland gibt es ähnliche Gesellschaften unter dem Namen Yearly societies.

Ähnlich sind auch die Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung in Holland, das 1827 ihrer über dreihundertvierzig mit zweiundsiebzigtausend Mitgliedern zählte, von denen über zwölftausend wegen Krankheit unterstützt und für zweitausendvierhundert die Beerdigungskosten bezahlt wurden. Außerdem bestanden damals sechsundzwanzig Witwenkassen mit dreizehntausend unterstützten Personen und einer jährlichen Ausgabe von 225,000 Gulden. Kleiner war gleichzeitig die Zahl der gegenseitigen Unterstützungskassen in dem politisch noch nicht von Holland getrennten Belgien (120 Kassen mit zwölftausend Mitgliedern).

In Norddeutschland begegnen wir Witwenkassen seit dem siebenzehnten Jahrhundert (1635 in Berlin); in Süddeutschland seit dem achtzehnten (1756 in Stuttgart). Sehr viele Städte besitzen Sterbekassen, Krankenkassen, Fürsorgegesellschaften u. s. w., und so auch in der Schweiz. In Frankreich wurde die erste gegenseitige Unterstützungsgesellschaft 1694 zu Paris gegründet und Paris zählte 1837 ihrer zweihundertachtundzwanzig mit durchschnittlich siebenzig Mitgliedern.

Die erste Sparkasse entstand 1778 zu Hamburg, die erste schweizerische 1787 zu Bern. In England (London) wurden diese nützlichen Anstalten 1804 eingebürgert; das Land zählte 1833 ihrer dreihundertfünfundachtzig, und das ganze britische Reich über eine Million Einleger. 1835 betrugen die Einlagen in England allein sechszehn und eine halbe Million Pfund Sterling. Frankreich erhielt 1818 die erste Sparkasse zu Paris, welche 1837 für vierundzwanzig und eine halbe Million Francs Einlagen erhielt. Die Departements zählten 1836 solcher Anstalten zweihundertzweiundzwanzig, welche mit derjenigen zu Paris sechszig Millionen Francs erhielten und beinahe neunundvierzig Millionen zurückzahlten. Die Statistik der Sparkassen ist indessen weiteren Kreisen zugänglich, und auf Vollständigkeit können wir des Raumes wegen doch keinen Anspruch machen. So viel Gutes alle diese Anstalten unstreitig stiften können, so wenig können sie doch dem Pauperismus begegnen, indem es leider immer genug Arme (und doppelt leider auch genug Nichtarme, aber durch Erziehung und Stellung zu einem ihre Kräfte erschöpfenden Auftreten Genöthigte) gibt, welche auch beim besten Willen nichts von ihren Einkünften erübrigen können.

Man hat Mittel gegen den Pauperismus auch in der Verhinderung der Heiraten suchen wollen, aber umsonst. Derartige Zwangsmaßregeln büreaukratischer Regierungen haben stets nur die Wirkung gehabt, die Zahl der unehelichen Kinder zu vermehren. Ebensowenig fruchtet die Beschränkung der freien Niederlassung; denn was hierdurch von dem einen

Lande ferngehalten wird, fällt natürlich nur einem andern zur Last. Die Auswanderung kann nur Solchen helfen, welche wenigstens etwas besitzen, für die ganz Armen ist sie ohne Werth. Dankbarer und zukunftreicher als alle diese Nothbehelfe ist jedenfalls die direkte Unterstützung der Armen, hinsichtlich deren es so viel Systeme als Staaten gibt, deren Aufzählung uns aber zu weit führen würde, so daß wir vorziehen, in dieser Hinsicht auf das ausführliche Werk von Emminghaus über das Armenwesen und die Armengesetzgebung in den europäischen Staaten (Berlin 1870) zu verweisen.

Neben der ökonomischen Vorsorge gegen den Pauperismus haben auch die Bemühungen zur Linderung seiner moralischen Folgen eine große Ausdehnung gewonnen. Dazu gehört vor Allem die Sorge für die proletarischen Kinder und deren Erziehung; denn wodurch wird der Pauperismus fortgepflanzt und verbreitet, als eben durch die Kindererzeugung innerhalb dieser unglücklichen Menschenklasse und durch das Heranwachsen dieser erbarmungswürdigen Wesen ohne Erziehung?

Die erste Gesellschaft zur Unterstützung stillender Mütter wurde vor der Revolution durch Marie Antoinette gegründet; in der Schreckenszeit ging sie natürlich ein, weil man es vorzog, große Kinder mit Blut zu stillen; aber Napoleon stellte sie 1810 wieder her; sie zählte 1837 in sechsunddreißig Städten Frankreichs Ortsvereine. Mehr Ausdehnung in allen civilisirten Ländern haben die Vereine zur Unterstützung armer Wöchnerinnen. Zu Gunsten entwöhnter Kinder entstanden, zuerst durch Robert Buchanan zu Lanark in Schottland, 1819, die Kleinkinderbewahranstalten, deren es 1837 in London allein bereits über hundert mit zwanzigtausend Kindern gab. Seit 1813 fanden sie in Deutschland (zu Berlin durch die Fürstin von Lippe-Detmold), seit 1826 in Frankreich Eingang, dann auch in Italien, Nordamerika u. s. w. Älter sind die Waisenanstalten, welche schon im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich, dann im sechzehnten in Italien vorkommen. Seit dem achtzehnten finden wir sie in Deutschland, und zwar bereits in allen Städten von Bedeutung, so auch in der Schweiz, Holland, England, Rußland, Nordamerika. Die Waisenhäuser werden aber im Alter noch weit übertroffen durch die Findelhäuser, welche schon das alte römische Reich kannte. Sie haben sich jedoch trotz der Wohlthaten, welche ihnen der Geist Vincents von Paul zuwendete, nicht bewährt, sondern nur die Zahl der ausgesetzten Kinder vergrößert, die Zahl der Kindesmorde nicht, wie man wähnte, vermindert, und dagegen eine schauerliche Sterblichkeit im Gefolge. In Frankreich betrug die Zahl der aufgenommenen Findlinge:

1784	40,000
1798	51,000
1815	68,000
1819	99,000
1834	130,000.

Das Königreich Sardinien zählte 1835 über achtzehntausend Findelkinder, wovon in diesem Jahre dreitausendvierhundertachtzig aufgenommen wurden und — eintausendneunhundertsechzig starben, und welche über zwei Millionen Francs kosteten. In Spanien beträgt die Zahl der gestorbenen Findelkinder die Hälfte von jener der aufgenommenen. Das Findelhaus in Wien, durch Josef II. gegründet, unterscheidet sich von jenen der romanischen Länder dadurch, daß es keine Drehlade zur Aufnahme freiwillig ausgesetzter Kinder hat, sondern nur unentgeltlich aufnimmt: im Entbindungshause geborene, auf der Straße ausgesetzte Kinder und solche von im Findelhause als Ammen dienenden Müttern, sowie solche von Verbrechern. Die übrigen Findelhäuser des katholischen Deutschlands haben ähnliche Einrichtungen. Die Reformation perhorrescirte diese Anstalten, und in den ihr anhängenden Ländern haben sie nur wenig Eingang gefunden, in der Schweiz, auch in der katholischen, gar keinen. Das eine Ausnahme in der protestantischen Welt bildende Findelhaus zu London nähert sich dem deutschen Systeme und unterstützt auch die Mütter. Rußland dagegen hat in seinen prachtvollen Findelhäusern zu Moskau und Petersburg das romanische System angenommen. — Von den Anstalten, welche vorzugsweise oder allein für die geistige Bildung der Kinder sorgen, werden wir bei Besprechung der Pädagogik handeln.

Neben den Kindern gebührt die dringendste sittliche Hülfe den durch Armut in die Bande der Prostitution gefallenen weiblichen Personen. Es gab deren mit klösterlichem Charakter schon frühe in Italien und Frankreich. In Paris besteht das in der Revolutionszeit unterbrochene Haus zum guten Hirten. In England (London) entstand 1758 das erste Magdalen Hospital, welchem sich später mehrere andere sehr zweckmäßig eingerichtete und streng beaufsichtigte ähnliche Anstalten anreihten.

In eine Übertreibung und Verirrung ist jedoch, durch das Einwirken närrischer Sekten, das Bestreben gerathen, auf die Beseitigung der Trunksucht unter dem Volke hinzuwirken, indem die augenverdrehenden englischen und amerikanischen Mäßigkeitsapostel das Kind mit dem Bade ausschütteten und alle geistigen Getränke rundweg verbannten, was in der Regel nur einer schamlosen Heuchelei rief und das Laster des Trunkes nur in geheimere Kreise verbannte. Großen Eifer in Verbreitung der „Mäßigkeit" hat der irische katholische Geistliche Theobald Mathews (geb. 1790, gest. 1856), der es indessen wahrscheinlich ehrlich meinte, entwickelt. — Die amerikanischen Mäßigkeitsvereine brachten es auf zwei Millionen Mitglieder und sogar dazu, daß mehrere östliche Staaten den Genuß geistiger Getränke verboten, dem aber nunmehr nur in desto gefährlicherem Maße insgeheim gefröhnt wurde.

Ein gutmütigeres und harmloseres Proletariat, als jenes unter dem gemeinen Volke, bilden die untergeordneten Beamten, namentlich in den kleineren Städten und auf dem Lande. Wir haben hier namentlich die

Subalternbeamten der deutschen Staaten im Zeitraume der dreißiger Jahre vor Augen. Damals erschien zu Weimar eine von der Landtagsopposition ausgehende Schrift, welche, nicht in revolutionärem Toben und Lärmen, sondern in bescheiden auftretender und darum nur um so beißenderer und wirkungsvollerer Satire das Leben eines solchen Unglücklichen und damit zugleich die Nothwendigkeit genügender Besoldung der Beamten mittels folgenden „durch Thränen lächelnden“ Budgets schilderte, das für die Kulturgeschichte in seinen meisten Theilen nicht ohne Interesse sein dürfte.

Frage:

Wie hat die Gattin eines mit 400 Thaler besoldeten Staatsdieners auf dem Lande es anzufangen, um jedes Jahr das viele Geld unter die Leute zu bringen?

Antwort:

Sie hat folgenden Etat genau zu beobachten:

	Thlr.	Gr.	Pf.
Jährliche Miethe für die Wohnung.	30	—	—
für Holz in die Küche, in Einen Ofen und zu den Wäschen, nebst Macherlohn.	30	—	—
für Frühstück, Mittag- und Abendessen, auch Getränke, nämlich täglich:	144	11	6
— Thlr. 2 Gr. — Pf. für dünnen Kaffee mit Milch f. 3 Pers.: Mann, Frau und Magd*),			
— „ 2 „ 4 „ Mittags 1 Pfund Fleisch für drei Personen,			
— „ 2 „ — „ für Gemüse und Schmelze,			
— „ — „ 6 „ für Gries, Graupen ꝛc. zur Suppe,			
— „ 1 „ — „ für Bier,			
— „ — „ 2 „ für Kofent (?) zur Aushülfe,			
— „ 1 „ 6 „ für das Abendessen, das abwechselnd in Butter oder Käse besteht,			
— „ — „ — „ Nachmittags Kaffee kann nicht passiren, fällt aus.			
— Thlr. 9 Gr. 6 Pf.			
für 16 Scheffel Korn. Hoffentlich wird man 16 Scheffel für drei Personen, welche bei dem Frühstück schon anfangen, über den Brodschrank zu gehen, nicht zu viel finden. Der Scheffel gutes Korn giebt gewöhnlich 100 Pfund. Wenn man für 3 Personen nur täglich 4 Pfund rechnet,	32	—	—
Übertrag:	236	11	6

*) Um den Kaffeegeschmack rein zu behalten, ist es besser, den Zucker ganz wegzulassen.

	Thlr.	Gr.	Pf.
so beträgt dieses Bedürfniß schon 1460 Pfd., und wie manches Stück Brod muß den Bettlern*) gereicht werden, da man sie nicht mit Geld abzufertigen vermag.			
Backlohn wird nicht berechnet; das sollen die Kleien bezahlen.	—	—	—
für Salz, womit statt Butter das Brod bestrichen wird und zu Kartoffeln mit Montur **).	—	12	—
für Braten auf die hohen Festtage, Weihnachten, Ostern und Pfingsten.	3	—	—
für 1 Scheffel Waizen zu Kuchenwerk.	3	—	—
für Zuthaten zu Kuchenwerk an Festtagen und zur Kirmse (kann wegen des Dienstmädchens nicht wegfallen).	2	—	—
für Talglicht, täglich 1 Stück von der Sorte, von denen 8 auf 1 Pfund gehen und zwar nur auf sieben Monate. Die übrigen fünf Monate des Jahres muß man sich mit Mondschein behelfen oder halb neun Uhr zu Bette legen.	5	10	6
für Brennöl, täglich 2 Pf. gerechnet, aber auch nur für 7 Monate***).	1	11	4
für Dochte in die Lampe und für Schwefelfaden,	—	3	—
für Seife, besonders zur Wäsche,	4	6	—
für Stärke und blaue Farbe zur Wäsche,	—	8	—
für Sand zum Scheuern und bei schmutzigem Wetter auf die Treppe zu streuen,	—	6	—
für irdenes Geschirr und Glaswerk, das jährlich abgeht und neu angeschafft werden muß, mit Einschluß zerbrochener Fensterscheiben, welche bei der besten Vorsicht doch zuweilen vorkommen, ohne an Schloßenwetter zu denken,	1	18	—
für Töpfe zu binden†),	—	12	—
für Böttcherlohn††),	—	12	—
Übertrag:	259	14	4

*) Wegen der zudringlichen Bettler, die sich mit Brod nicht abfinden lassen wollen, ist darauf zu sehen, daß die Hausthür immer verschlossen gehalten werde, welche Einrichtung sich ohnehin zu der ver- und abgeschlossenen Haltung eines Staatsdieners gut paßt und sich insbesondere dem Dienstgeheimniß wohl anschließt.

**) Auf die Salzsteuer ist dabei keine Rücksicht genommen; man hofft, daß diese nur den Handwerkern und Landwirthen zu Theil werde, da die Staatsdiener ohnehin selbst als Salz der Erde zu betrachten sind. —

***) Sollte die tägliche Portion einmal bei zu großem Appetit, zu einem Salat verwendet worden sein, so hat die Oellampe für diesen Tag Ferien. Der zum Salat nöthige Essig kann aus dem sauer gewordenen Bier gewonnen werden, wenn sich ja einmal, bei dem ohnehin spärlich zugezirkelten Bieretat, zufällig ein Rest verhalten haben sollte.

†) Es wird dabei darauf gerechnet, daß viel kalt gespeiset wird.

††) Nicht für das Abziehen des Weins, der im Keller und auf dem Tisch

	Thlr.	Gr.	Pf.
für Besen,	—	6	—
für Schuhwichse,	—	5	—
für Zwirn, Schuhband und leinen Band, Nähseide und dergl., um Kleidung und Wäsche im Stand zu erhalten,	2	—	—
für Strick-, Näh- und Stecknadeln,	—	10	—
für Wachholderbeeren zum Räuchern,	—	3	—
für Rauchtabak, wöchentlich 3 Gr. *),	6	6	—
dem Barbier wöchentlich 2mal, Mittwochs und Sonntags, wie jeder Schultheiß,	2	—	—
für einen gestempelten Hauskalender, damit man nicht so in den Tag hinein lebt,	—	1	6
Lohn, Weihnachtsgeschenke **) rc. dem Dienstmädchen,	20	—	—
für Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen zur Weihnachtsfeier ***),	—	12	—
Gewerbsteuer von 400 Thlr. Besoldung, 8 Pf. vom Thaler,	11	2	8
Agio davon,	—	16	8
Steuer auf die Magd von 40 Thlr. Steuerkapital (8 Pf. vom Thaler),	1	2	8
Agio,	—	1	8
Collecten, die von Haus zu Haus auf dem Lande gehen und zu Einsammlung bei Unglücksfällen, wo der Staatsdiener doch den Dorfgerichtspersonen sich gleichstellen muß,	1	12	—
Einlage in den Klingelbeutel, jeden Sonn- oder Festtag nur eine Person †),	—	5	—
Lohn dem Schlotfeger,	—	4	6
den Ofen zu reinigen,	—	8	—
für frisches Obst an Aepfeln, Birnen, Zwetschen, Kirschen,	1	20	—
Übertrag:	308	10	—

unsers Beamten eine ganz illegitime Erscheinung sein würde, sondern für Reparaturen an Eimern, Waschwannen, Brühfässern rc.

*) Die Tabakspfeifen, welche der Beamte hoffentlich vor der Anstellung sich verschafft hat, müssen stereotyp erhalten werden, da der Etat die Anschaffung einer neuen nicht gestattet.

**) Sind nur ein, leider nicht in Abgang zu bringendes Vorrecht des Dienstmädchens (jus singulare favorabile). Die Ehegatten können einander nur schenken, was sie außerdem, ein Paar Tage darauf, sich etatsmäßig anzuschaffen genöthigt wären.

***) Nämlich dem Dienstmädchen, nicht der Herrschaft, weil sich diese mit den Nüssen nur die Zähne verderben würde, und auch aus andern Gründen. — Die Herrschaft hat schon an der großen Nuß zu knacken, wie sie mit der Besoldung auskommen soll.

†) Bei Fast-, Buß- und Bettagen, wo vielleicht alle drei zum Haushalt gehörigen Personen die Kirche besuchen, müssen zwei nicken.

	Thlr.	Gr.	Pf.
für Milch und Thee von Schlüsselblumen oder Erdbeerblättern *), jeden Sonntag Abend mit einer Semmel genossen, die Person 6 Pf., vorausgesetzt daß der Thee im Frühjahr selbst gesammelt sein muß und also nichts kostet,	2	2	—
für Bewirthung guter Freunde oder Verwandten, welche zur Kirmse oder den Jahrmärkten Besuche machen,	6	—	—
für einigemale frische Milch den Sommer über **),	—	8	—
für Bier oder Zuckerwasser, wenn man dreimal des Jahres auf einen benachbarten öffentlichen Ort geht ***),	—	3	—
Hat der Eingangs gedachte Staatsdiener Verwandte in der Residenz, und nebst seiner Frau gesunde Füße, so darf er wohl schon einmal des Jahres zum Besuch des Theaters dahin gehen, wofür der Aufwand beträgt für 2 Billets ins Parterre, oder 4 Billets auf die Gallerie,	—	17	—
Trinkgeld ins Haus, wo man über Nacht bleibt,	—	4	3
für Dorf- †) und Abendzeitung in einem Zirkel zu lesen, um nicht aus aller Bekanntschaft mit der Welt zu kommen,	2	—	—
Neujahrsgeschenke in die Schule und sonst.	1	—	—
Schlüsselblumenthee mit etwas Rum zur Feier des jedesjährigen Sylvesterabends, um das alte löbliche Herkommen, das neue Jahr mit *frohem Muthe* zu begrüßen, nicht untergehen zu lassen.	—	3	—
für eine gesprungene Saite auf der am Sylvesterabend hart mitgenommenen Guitarre, bei Absingung der schönen Lieder: Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc. oder: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen ꝛc. oder: Scheucht den Gram aus eurer Brust ꝛc.	—	2	—
Krankheiten, bei denen man Arzt und Apotheker braucht, werden, bei der nothwendigen nüchternen Lebensweise			
Übertrag:	321	11	3

*) Auch in Nr. 1. der Weimarischen Staatszeitung empfohlen.

**) Jedoch ohne Zucker und Zimmt.

***) Dabei muß anderen gegenwärtigen Personen eröffnet werden, daß man homöopathische Mittel brauche und deßhalb keinen Kaffee oder sonst etwas Anderes genießen dürfe; ein anständiger Vorwand, der gewiß Glauben finden wird.

†) Die Dorfzeitung ist wegen der naseweisen Redensarten nicht wohl zu empfehlen. Ihren Platz mag Frau Holle oder die Oberpostamtszeitung, das Jarke'sche Wochenblatt oder sonst ein solides Blatt dieser Art einnehmen.

	Thlr.	Gr.	Pf.
nicht vorkommen, oder es muß das Armenrecht gesucht werden. Schnupfen und Husten werden mit Pechpflaster und Brustthee curirt, wofür	—	6	—
in Ansatz kommen.			
Kleidungsstücke für den Mann, nach dem Verzeichniß A.	51	—	—
Kleidungsstücke für die Frau, nach dem Verzeichniß B.	41	10	—
jährlichen Beitrag zu den Dingen, welche alle drei Jahre wieder zu erfetzen oder herzustellen sind, nach dem Verzeichniß C.	9	4	—
Summa:	423	1	3

Beilage A.

Kleidungsstücke für den Mann:

	Thlr.	Gr.	Pf.
zwei Paar Stiefeln,	5	—	—
Schuhwerk zu bessern,	1	4	—
Wollengarn zu Winterstrümpfen,	—	18	—
Baumwolle zu Sommerstrümpfen,	—	12	—
2 Paar Unterbeinkleider,	2	—	—
1 Paar tuchene Beinkleider die Elle höchstens zu 1 Thlr. 12 Gr.	3	9	—
Macherlohn und Zuthaten,	1	—	—
2 Westen,	2	12	—
Macherlohn und Zuthaten,	1	16	—
1 wollene Jacke,	1	10	—
2 schwarze Halstücher, zu Ersparniß der Wäsche,	2	—	—
2 weiße Vorhemdchen,	1	—	—
1 Hut } *),	2	—	—
1 Mütze }	1	6	—
4 Ellen Tuch zu einem Überrock,	8	—	—
Schneiderlohn,	1	4	—
Futter in den Leib und Ärmel,	—	19	—
Futterkattun zum Besetzen,	—	8	—
Seide,	—	4	—
Knöpfe,	—	18	—
Wattirung,	—	8	—
1 Paar Sommerbeinkleider einschließl. Macherlohn,	3	—	—
Übertrag:	40	4	—

*) Dies könnte einem vorschnellen Urtheiler zu viel erscheinen; doch mag er bedenken, daß unser Staatsdiener, bei von Jugend auf geübten ziemlich starken Rücken- und Halswirbeln, sich der Höflichkeit sehr zu befleißigen hat.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Leinwand zu 3 Hemden, nur 5 Gr. die Elle,	3	3	—
Schnupftücher,	—	18	—
1 Paar warme Handschuhe,	—	16	—
alle drei Jahre einen Frack, kostet 9 Thlr., also jährlich 3 Thlr.,	3	—	—
Zuschuß zu einem Morgenrock jährlich,	—	18	—
Zuschuß zu 1 Mantel à 20 Thaler, von 10jähriger Dauer,	2	—	—
dem Schneider, Risse und schadhafte Flecke auszubessern.	—	13	—
Summa:	51	—	—

Beilage B.

Kleidungsstücke für die Frau.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Schuhe und Pantoffeln,	3	6	—
dem Schuhmacher für Ausbesserungen,	1	—	—
Leinwand zu 3 Hemden à 5 Gr. die Elle,	3	3	—
Wolle zu 2 Paar wollenen Strümpfen,	—	16	—
Baumwolle zu Strümpfen,	—	12	—
Flanell zu 1 Rock,	1	—	—
Piqué zu 1 Rock,	1	—	—
1 Unterziehleibchen,	—	12	—
Halsbedeckung,	1	12	—
ein einfacher Strohhut für den Sommer,	2	—	—
ein schlichter schwarzer Hut für den Winter,	2	—	—
ein Paar Filzschuhe,	—	12	—
Handschuhe,	—	18	—
ein Merinokleid, 20 Ellen, die Elle zu 5 Gr.	4	4	—
Macherlohn,	1	—	—
Zuthaten,	—	12	—
Schnupftücher,	—	15	—
Zuschuß zu einem Hausrock,	2	—	—
ein Haarkamm,	—	8	—
eine Mütze,	1	—	—
ein einfacher Gürtel und Schnalle,	—	16	—
alle 3 Jahre einen Shawl zu 8 Thlr., thut jährlich,	2	16	—
alle 5 Jahr einen Mantel zu 15 Thlr., also jährlich,	3	—	—
Nachtzeug und Arbeitsschürzen, da sie jede häusliche Arbeit, z. E. Wäschen, mit dem Dienstmädchen verrichten muß,	2	12	—
1 Sommerkleid,	3	—	—
Macherlohn und Zuthaten,	1	12	—
ein Strickbeutel.	—	16	—
Summa:	41	10	—

Beilage O.

Haushaltungsstücke, welche ungefähr alle 3 bis 4 Jahre wieder neu anzuschaffen sind, als:

	Thlr.	Gr.	Pf.
Bettzeug,	4	18	—
Handtücher,	1	18	—
Tischzeug,	2	—	—
ein Tragkorb,	—	16	—
eine Waschleine,	—	18	—
ein Handkorb,	—	16	—
Stube und Kammer zu weißen und anzustreichen,	4	12	—
neue Überzüge auf Stühle und Sopha,	3	12	—
was an Meubles nachgeschafft oder gebessert werden muß,	3	12	—
ein Regenschirm,	4	—	—
für Kleider- und Schuhbürsten *),	1	—	—
für 2 Kämme.	—	10	—
Summa:	27	12	—

Thut zum dritten Theil jährlich 9 Thlr. 4 Gr. — Pf.

Nachbemerkungen:

1) Unglücksfälle aller Art, die ganze Tonleiter durch, vom Todesfall bis zum Riß oder Dintenklex herunter, können in den Etat nicht aufgenommen werden und — dürfen deshalb durchaus nicht vorkommen.

2) Proceßkosten können, weil der Familienvater, unter den vorliegenden Umständen, vor dem Verklagen nicht ganz sicher ist, allerdings vorkommen und müssen, wenn das Armenrecht nicht erlangt werden kann, der Großherzoglichen Landesregierung zur Moderation empfohlen werden.

3) Alle Arten von Brüchen: Arm- und Beinbrüche, Quetschungen, Verwundungen, Geschwüre, Brandwunden gehören zu den Unglücksfällen und — dürfen nicht vorkommen.

4) Wochenbetten können nicht gestattet werden. Sollten sich dergleichen nichts desto weniger ereignen, so darf das Kind nicht eher entwöhnt werden, bis sich die Einnahme des besagten Staatsdieners durch Beförderung verbessert hat und weil die Hoffnung mehr eine Kost für Erwachsene ist, die Kinder aber sich nicht damit abspeisen lassen wollen, so könnte man den kleinen Malvenuto wohl auch wie Caspar Haußer'n mit Wasser und Brod groß ziehen.

5) Brillen, Haarschmuck und dergleichen dürfen nicht getragen werden. Glatzen sind erlaubt.

*) Haar- und Zahnbürsten sind Luxus und dürfen nicht angeschafft werden. Es wird überhaupt in den Zähnen nicht viel hängen bleiben.

B. Der Socialismus und Kommunismus in Frankreich.

Das durch die politischen und socialen Zustände in's Leben getretene Proletariat erregte auf der einen Seite in fühlenden Menschenfreunden das Streben nach Verbesserung der Lage der arbeitenden und Noth leidenden Volksklassen, auf der andern in seiner Mitte selbst den Versuch und das Wagniß, dieser Lage durch Anwendung von Gewalt ein Ende zu machen. Das erste, bei der Theorie stehen gebliebene und allen praktischen Geschickes baare, aber doch positive, aufbauende, humane Streben nennen wir Socialismus, das andere, nach Theorie nicht fragende, aber in kopfloser Praxis sich überstürzende, rein negative, niederreißende, barbarische Treiben ist der Kommunismus.

Der Socialismus ist in Frankreich zu einem Systeme staatsphilosophischer und nationalökonomischer Lehren geworden, das jedoch bis jetzt noch keine wissenschaftlichen Früchte getragen hat. Sein Zweck ist, die menschliche Gesellschaft so darzustellen, wie sie sein sollte, und was sie sein sollte. Darunter verstehen die französischen Socialisten, dem Charakter ihrer Nation gemäß, welcher den Zweck des Lebens im Genusse sucht, — nicht mehr und nicht weniger, als das unbedingteste Wohlbefinden jedes einzelnen Menschen. Alles menschliche Thun und Treiben ist nur Mittel zu diesem Zwecke; das Volk, der Staat, die Religion, die Kunst, die Wissenschaft sind nichts als derlei Mittel. Der Socialismus ist daher so umfassend, als er unfruchtbar ist.

Die Vorläufer der französischen Socialisten finden wir in den Verfassern der verschiedenen utopischen Schriften, von Platons Republik an bis auf Thomas Morus (Bd. I. S. 200), Campanella's Sonnenstadt (S. 403), Bacon's (S. 407) Neue Atlantis u. A., denen sich noch Fenelon's (Bd. II. S. 440 und 505) „Voyage dans l'isle des plaisirs" anreihte. Und so ist auch der ganze Socialismus ein großes Utopien geblieben.

Der Begründer des französischen Socialismus war der Graf Claude Henri de Saint-Simon, Enkel des berühmten Memoirenverfassers (Bd. II. S. 518), geboren 1760 zu Paris. Reich an Titeln und Gütern, wandte er sich dennoch schon früh mit Vorliebe den Wissenschaften zu, und ließ sich als siebenzehnjähriger Jüngling täglich durch den Ruf seines Dieners wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf; denn Sie haben große Dinge zu vollführen". Bald darauf ging er nach Amerika, für dessen Freiheit er focht, suchte umsonst den Vicekönig von Mexiko für einen die beiden größten Weltmeere verbindenden Kanalbau zu interessiren, diente einige Jahre in Frankreich selbst, beabsichtigte eine Expedition gegen die englischen Besitzungen in Indien, und einen Kanal von Madrid zum Meere, verlor in der Revolution sein ganzes Vermögen, suchte sich durch

Betheiligung an dem Verkaufe der Nationalgüter zu entschädigen, jedoch nur um Mittel zu seinen großen Planen zu gewinnen, und widmete sich wirklich, nachdem er sich etwas erworben, wieder ganz den Studien. Er nannte die Wissenschaft, welche er studirte, die „physiko-politische“, ohne jedoch damit eine klare Vorstellung zu verbinden. Vergebens suchte er in England und in Deutschland die Verwirklichung seines Strebens; der wissenschaftliche Standpunkt jener Länder genügte ihm nicht. Er beschloß daher, in Frankreich zu bleiben und bemühte sich nun, neben den Büchern auch das Leben kennen zu lernen, das er zu wirklich wissenschaftlichen Zwecken, so sonderbar dies scheint, — in jeder Beziehung genoß. Darüber ging sein zweites Vermögen wieder zu Grunde. Nun begann er (1802) als Schriftsteller aufzutreten, zuerst in mystischer und fantastischer Form. Die ersten Ideen, welche er vorbrachte, betrafen die Unterstützung der Wissenschaft und die Reform der Religion, welche letztere er in Übereinstimmung mit der Wissenschaft zu setzen suchte. Er unternahm die schwierige Aufgabe, entblößt von allen materiellen Mitteln seine Ideen in einer Zeit zu verfechten, in welcher Frankreich an nichts Anderes dachte, als an die Kriege und Siege Napoleons, und daher für die Träumereien des armen Edelmanns, der zu allem noch die Keckheit hatte, den Krieg zu verurtheilen, weder Zeit noch Geschmack hatte. So blieb er vollständig unbeachtet. Er, der gewesene Millionär, der alle Genüsse des Lebens durchgekostet, mußte, um nicht zu verhungern, eine — Kopistenstelle mit — tausend Franken Gehalt und täglich neunstündiger Arbeit annehmen, die ihm erst nach sechs Monaten Wartens zu Theil wurde. Aus dieser seiner unwürdigen Lage erlöste ihn sein ehemaliger Diener Diard, der ihn zu sich nahm, nach dessen Tode er aber wieder in das furchtbarste Elend gerieth, oft nichts zu genießen hatte als Wasser und Brot, des Feuers entbehren und seine Kleider verkaufen mußte.

Da wurde Napoleons Sturz der wichtigste Wendepunkt im Geschicke Saint-Simon's. Die Periode des Kriegsruhms war für einmal wieder dahin und die Franzosen mußten ihr Augenmerk auf ihre inneren Angelegenheiten richten. Es handelte sich darum, dieselben von neuem wieder zu ordnen und gegenüber den über alles Maß hinaus gehenden Ansprüchen einer Reaktion, welche „nichts gelernt und nichts vergessen hatte“, die Grundsätze einer konstitutionellen Staatsordnung aufrecht zu erhalten. Saint-Simon lieh diesem Streben seit 1814 seine Feder. Als er in seiner „Parabole politique“ die in den Augen der Bourbons „staatsgefährliche“ Ansicht aussprach, daß Frankreich durch den Verlust seiner tausend besten Arbeiter mehr verlieren würde, als durch denjenigen seiner tausend besten Beamten oder — das war freilich stark! — der königlichen Familie, — wurde er gerichtlich belangt. Die Jugend hing ihm enthusiastisch an; aber seine Verhältnisse wollten sich nicht bessern, da die Verbreitung seiner Schriften ihres Inhaltes wegen auf die schroffsten Hindernisse stieß. Er

versuchte zuletzt, um dem Elende zu entgehen, das ihm bei zunehmendem Alter unerträglich wurde, sich selbst zu tödten, was ihm nicht gelang. Dennoch rastlos weiter arbeitend, lebte er noch zwei Jahre; er starb am 19. Mai 1825 in den Armen seiner Schüler.

Das System Saint-Simons besteht wesentlich aus einer socialen und einer religiösen Seite. Die Hauptergebnisse der ersten sind in seinem „Catéchisme des Industriels“, die der zweiten in seinem „Nouveau Christianisme“ enthalten.

Seine socialen Bestrebungen, jene welche er in seinen jüngern Jahren als „physiko-politische Wissenschaft“ bezeichnet, hatte er zuletzt in der Industrie konzentrirt. Indem er für die Rechte derselben spricht, stellt er eine originelle Ansicht über ihre Geschichte auf. Nach seiner Annahme stammen nämlich die Krieger und die Grundbesitzer, also die herrschende Klasse Frankreichs von den fränkischen Eroberern, die Arbeiter aber, die Masse des Volkes, die Unterdrückten, von den gallischen Ureinwohnern. Saint-Simon aber, welcher die Industriellen für die „nützlichsten und besten Glieder des Staates“ erklärte, unternahm es, sie auch „zur ersten Stufe der Achtung und der Macht zu erheben“. Die gestaltlose Freiheit und Gleichheit, welche in den Köpfen der damaligen Opposition, namentlich der Republikaner, gärte, wurde in ihm zu dem praktischen Verlangen, daß sich die Arbeitenden durch eignen Besitz vom Kapital emanzipiren sollen. Er erlebte jedoch den Ausbruch des Kampfes um Besitz, für den seine Zeit noch nicht reif war, nicht mehr.

Saint-Simons Religion gründet sich auf die eben so schöne, als unausführbare Lehre, daß die Menschen als Brüder sich lieben sollen. Von derselben ausgehend verwirft er sowol die katholische als die protestantische Kirche. Seine Religion ist mithin keine dogmatische, sondern eine rein humanistische und ethische.

Seine Schule überlebte ihn geraume Zeit; ja sie feierte erst nach seinem Tode ihre Blütezeit, fiel aber auch in die gröbsten Verirrungen. In der ersten Zeit war ihre Thätigkeit freilich gering; die meisten Schüler beschäftigten sich mehr mit den politischen, als mit den socialen Fragen; nur Olinde Rodrigues gab den „Producteur“ heraus, der aber bald einging, ohne etwas bewirkt zu haben. Dessenungeachtet ging der Saint-Simonismus nicht unter. Die zerstreuten Theile der Schule wurden durch einen Mann gesammelt, welcher von der politischen Agitation der französischen Carbonari zur socialen überging, ohne welche jene nutzlos war. Bazard, so hieß er, war auf beinahe wunderbare Weise der Verfolgung jenes politischen Geheimbundes entgangen und trat 1829 als öffentlicher Lehrer auf. Die Zahl seiner Zuhörer nahm bald zu. Die Lehre, welche er vortrug, war eine Erweiterung und Vervollständigung der fragmentarischen und zerstreuten Ideen Saint-Simons. Er geht von der Beobach-

tung aus, daß die damalige Zeit eine solche des Unsegens und Unfriedens für die Völker Europa's sei. Die Bestrebungen seien zersplittert, nirgends ein gemeinsamer Sinn zu entdecken. In Staat und Kirche befehden sich nur Parteien, die Kunst sei egoistisch geworden, die Gesellschaft in Elend versunken. Der Grund des Übels liege in der einseitigen Ausbildung der Individualität, welche einen ewigen Kampf zwischen den Einzelnen hervorrufe. Es müsse daher ein Gegengewicht gegen diese Einseitigkeit gefunden werden, und dieses bestehe in der Association. Zwar sei bereits eine solche vorhanden, welche in verschiedenen Formen, von der Familie durch die Gemeinde zur Nation und zum Staatenbunde aufsteige; aber diese Formen besitzen den Frieden nicht; ihre Glieder bekämpfen sich fortwährend. Die bisherigen Propheten, Religionsstifter und Staatengründer hätten diesem Unheil nicht abhelfen können; der hiezu Berufene sei Saint-Simon. Seine Mission bestehe vorerst in der Befreiung der Industrie; denn der Arbeiter der Neuzeit sei nur, was der Leibeigene im Mittelalter, der Sklave im Alterthum gewesen. Der Arbeiter leide am meisten unter dem in der menschlichen Gesellschaft bestehenden Antagonismus; die Verbesserung seiner Lage sei daher die Hauptaufgabe der neuen Lehre. Dies geschehe durch Emanzipation der Arbeit vom Besitze. Zu diesem Zwecke müsse die Ansicht als irrig anerkannt werden, daß das gegenwärtige Recht des Eigenthums ein absolutes und unveränderliches sei. Das Erbrecht müsse aufgehoben, das vorhandene Vermögen zur Verfügung des Staates gestellt und von diesem nach Verdienst vertheilt, die Besorgung dieses Geschäftes aber einem über das Land ausgebreiteten Systeme von Banken übertragen werden.

Hatte so Bazard, als Mann der exakten Wissenschaft, die sociale Seite von Saint-Simons Lehre ausgebildet, so war dies in Bezug auf die religiöse Seite seinem Mitarbeiter Enfantin vorbehalten. Den politischen Kämpfen abgeneigt und schwärmerischen Geistes, benützte er zu dem erwähnten Werke die später zu behandelnde Lehre Fouriers. Enfantin erblickt den Hauptmangel der bisherigen Religionen darin, daß in ihnen der Kampf des Geistes mit dem Fleische nicht versöhnt sei. Diesem Mangel helfe die Religion Saint-Simons ab, indem er sowol dem Geiste als dem Fleische das gebührende Recht widerfahren lasse. Durch diese nur zu Mißbräuchen Anlaß gebende Schwärmerei hat Enfantin die Schule, welcher selbe ursprünglich fremd war, untergraben und in Mißkredit gebracht.

Zur Vereinigung der Gläubigen des Saint-Simonismus wurde 1829 das Preßorgan des „Organisateur" und das Versammlungslokal des „Collège" gegründet, sowie Bazard und Enfantin zu Häuptern gewählt. Die Revolution des Juli 1830 benützten die Saint-Simonisten sofort zu Aufrufen an das Volk, sich ihnen anzuschließen. Das Proletariat wurde aufmerksam auf das neue Evangelium, die Bourgeoisie aber begann gleich, es zu verfolgen. In einer Adresse an die Kammer legten die Saint-

Simonisten ihre Grundsätze dar und erwarben 1831 das Organ des „Globe“, welches unter die Armen unentgeltlich vertheilt wurde. Bazard und Enfantin gaben Schriften heraus, in denen sie ihre Lehren entwickelten, und darauf konstituirte sich die neue Gesellschaft in einem Hause der Rue Monsigny als „Familie“ mit gemeinsamem Haushalt auf gemeinsame Kosten. In den zwölf Vierteln von Paris wurden saint-simonistische Schulen, in Toulouse, Montpellier, Lyon, Dijon und Metz sogar Kirchen dieser Lehrart gegründet, während in Paris an drei Orten wöchentliche und bald tägliche Predigten gehalten wurden, in deren Abfassung sich besonders der der Schule angehörende Nationalökonom Michel Chevalier auszeichnete. Es wurde der Welt alles Glänzende, Schöne und Herrliche für die Zukunft versprochen.

Aber an dem vielversprechenden neuen, wenn auch noch lange nicht vollendeten Gebäude nagte bereits der Wurm der Zwietracht zwischen den beiden Häuptern, dem politischen, Bazard, und dem religiösen, Enfantin. Der Grund davon lag einerseits in dem verschiedenen Charakter der Beiden. Der Erstgenannte wollte ruhig und nüchtern verfahren, die Menschen durch die Überzeugung gewinnen; der Zweite war ein Fanatiker, und lehrte nach und nach im Kreise der Eingeweihten Dinge, wie z. B. die Emanzipation der Frauen im schlimmen Sinne, womit sich Bazard nicht befreunden konnte. Letzterer blieb daher aus den Versammlungen weg, in denen der neue Hohepriester des emanzipirten Fleisches das neue Dogma verkündete: erst Mann und Weib zusammen machen den wahren Priester (couple-prêtre) aus, und ließ sich, als darauf alle Vernünftigeren ebenfalls austraten, zum „Vater der Familie“, den gläubigen Olinde Rodrigues aber an Bazards Stelle zum Haupt der Industrie ausrufen. Der Saint-Simonismus war damit in eine ganz andere Bahn eingelenkt, aus einer socialen Schule zu einer mystischen Sekte geworden. Enfantin gab sich nun, seinem Namen Ehre machend, damit ab, das Weib zu suchen, das mit ihm den Doppelpriester bilden sollte und für welches er neben sich einen leeren Stuhl aufstellen ließ. Man fand es aber nicht, und inzwischen verminderten sich durch den Austritt der nicht Fanatischen die Einnahmen und wuchsen die Deficite. Wie Bazard, der an gebrochenem Herzen starb, zerfiel nun auch Rodrigues mit Enfantin und trennte sich mit seinen Anhängern ebenfalls von der Familie, die sich nun aus der Rue Monsigny nach Enfantin's Gut Menilmontant zurückzog und dort der Landwirthschaft und ihren Kindereien lebte, eigenthümliche Tracht trug und Mahlzeiten mit besonderm Ceremoniell abhielt. Man erfand eine neue Lehre von der Weltschöpfung, und die Welt lachte über die Thoren. Eine gerichtliche Untersuchung wurde 1832 angehoben, Enfantin, Chevalier und die übrigen Treugebliebenen wegen unberechtigter Versammlungen vor die Assisen gestellt, wo sie in Procession erschienen und der Oberpriester sich wie ein Verrückter benahm, die Geschwornen aber so wenig einschüchterte,

daß sie die ganze Gesellschaft zur Gefängnißstrafe verurtheilten, womit die Farce ausgespielt war.

Die Lehre, welche zu dieser letzten possenhaften Entwickelung des Saint-Simonismus Anlaß bot, ein seltsames Gemisch von Sinn und Unsinn, war diejenige des Charles Fourier, welche sich zu jenem verhält, wie der Gedanke zum Gefühl, wie die Ausführung zum Entwurfe. Während Saint-Simon nur geahnt hatte, daß etwas geschehen müsse, um die Menschen glücklich zu machen, glaubte Fourier gefunden zu haben, was zu diesem Zwecke geschehen müsse. Saint-Simon hatte sich in den Strudel des Lebens gestürzt, um daraus Gedanken zu sammeln; Fourier vertiefte sich in Gedanken, um daraus das Leben erst zu entwickeln.

Zu Besançon im Jahre 1772 geboren, widmete sich Fourier dem Handel. Beobachtungen über die in diesem Zweige der menschlichen Thätigkeit vorkommenden Unredlichkeiten und Betrügereien erweckten in seinem tief fühlenden Herzen zuerst das Bedürfniß, über eine Verbesserung der socialen Zustände nachzudenken. In der Revolution ging auch sein beträchtliches Vermögen zu Grunde, und er blieb von da an Commis. Nachdem er seine wenigen Mußestunden zehn Jahre lang zur Verarbeitung der ihn erfüllenden Gedanken verwendet, gab er 1808 sein erstes Werk, die „Théorie des quatre mouvements“ heraus, welches seine Ideen auf eine noch ziemlich unklare Weise entwickelte. Er erklärte darin, die Vollendung des Menschen bestehe in der Harmonie des Genusses und der Wille Gottes in der Bestimmung der Menschen zu einem Leben, in welchem die Erde jeden Wunsch willig erfülle; das Buch blieb aber unbeachtet. Er geduldete sich ruhig und trat erst 1822 mit seinem „Traité de l'association domestique agricole“ auf. Der Grundgedanke dieses Werkes ist der, daß das Glück der Menschheit erreicht werde, wenn die Arbeit in Übereinstimmung mit der Lust dazu, die Begierden mit den Mitteln ihrer Befriedigung gebracht werden; dadurch würden, wie Fourier meinte, Krieg, Übel und Verbrechen für immer aus der Welt verbannt. Das Mittel hierzu glaubte er in der Idee des Phalansteriums gefunden zu haben, d. h. in der Errichtung von lauter, je für einen gewissen Flächenraum bestimmten großen Gebäuden an der Stelle der zu beseitigenden Städte und Dörfer, in welchen je eine gewisse Anzahl Menschen zusammenwohnen sollten. Er forderte in seinem Buche denjenigen Reichen, dem seine Idee einleuchten sollte, auf, ihm Mittags um zwölf Uhr in seiner Wohnung die zur Errichtung des ersten probeweisen Phalansteriums nöthige Million vorzustrecken, und begab sich, in der sichern Erwartung, daß dies einst geschehen werde, bis an sein Ende, täglich genau um zwölf Uhr nach Hause, um diese Million in Empfang zu nehmen; aber — sie erschien niemals. Niemand bekümmerte sich um seine Theorie, da Jene, welche überhaupt Interesse für die sociale Wissenschaft zeigten, ihre Aufmerksamkeit blos den Saint-Simonisten schenkten. Fourier's erster Schüler, und zwanzig Jahre lang der

Einzige, war Just Muiron. Erst als der Saint-Simonismus unterging, gelang es dem energischen, polytechnisch gebildeten Victor Considerant, zuerst einige gewesene Saint-Simonisten und dann auch andere Schüler zu gewinnen, und seit 1832 erschien, als Organ der neuen Schule, die Zeitschrift „le Phalanstère“, dessen einflußreichster Mitarbeiter der Deputirte Baudet-Dulary war, der sogar ein ihm gehörendes Grundstück zur Errichtung eines Phalansteriums hergab. Als jedoch dieser Versuch nicht gelingen wollte, gerieth auch Fourier's System überhaupt schon nach einem Jahre in Mißkredit, und die Zeitschrift der Schule mußte wieder eingehen. Da versuchte Considerant, der bis dahin in Metz Vorträge über das neue System gehalten, und jetzt nach Paris zurückkehrte, der Schule wieder aufzuhelfen. Er erklärte in seiner „Destinée sociale“ (1836 und 1838), während der alte Fourier (1837) lebensmüde starb, den bestehenden socialen Zuständen den Krieg, trat in öffentlichen Vorträgen in derselben Weise auf und fand mit seiner Opposition gegen die das Land aufreibenden politischen Parteikämpfe, deren man vielfach müde zu werden begann, soviel Anklang, daß die seit 1835 bestehende zweite Zeitschrift der Schule, „la Phalange“, seit 1839 täglich erscheinen konnte. In diesem Blatte und in der spätern „Démocratie pacifique“ wirkte Considerant noch bis über das Jahr 1848 hinaus. Seitdem ist das System Fourier's, namentlich seit dem Mißlingen der Errichtung eines Phalansteriums in Texas, nach und nach verschollen und vergessen.

Dasselbe hat indessen soviel Interesse, daß wir das Wichtigste daraus, sowol den Sinn als den Unsinn, zur Charakterisirung der Zeit anführen müssen. Fourier's System ist, als französisches Geisteskind, um so interessanter, als sein Urheber die Schwächen seiner Nation sonst sehr gut kannte. Das französische Volk ist nämlich, wie er wörtlich sagt, das schlechtest regierte in Europa, das am meisten von Blutsaugern aufgezehrte, das untauglichste in der auswärtigen Politik, das verschwenderischeste bezüglich des Blutes der Krieger, das einfältigste (le plus dupe) in Friedensschlüssen, Verträgen und Bündnissen, das vollkommenste für Schwindler und Agitatoren. Fourier hätte noch dazu setzen können: es sei das fruchtbarste an bodenlosen Fantasmen, und das bodenloseste davon sei Fourier's System.

Die allgemeinen Grundlagen desselben sind bereits kurz erwähnt. Sie bestehen in einer verworrenen metaphysischen Ethik, deren Hauptbegriff derjenige der Harmonie ist, d. h. eines höchst unklaren Zustandes von Übereinstimmung der menschlichen Triebe und ihrer Befriedigung. Er stellt ein weitläufiges System der Triebe auf, das die reinste Spielerei und Kinderei ist, und das wir daher übergehen. So langweilig dasselbe, so erheiternd, ja zwerchfellerschütternd sind die von dem guten Manne bitter ernst gemeinten Anwendungen desselben auf die Kosmogonie. Fourier nimmt nicht nur, wie die verschiedenen Religionen, eine vergangene Welt-

schöpfung, sondern auch zukünftige solche an. Er ist so gütig, der Erde eine Existenz von achtzigtausend Jahren zu versprechen, während welcher Zeit es achtzehn Schöpfungen geben soll, deren wir erst eine hinter uns haben! Die häufigen Nordlichter seien aber ein Beweis des Triebes der Erde zu einer zweiten Schöpfung! Diese werde damit beginnen, daß sich um den Nordpol eine Lichtkrone bilde, welche Licht und Wärme auch über die Länder der kalten Zone verbreite und dadurch die gesammte Erde fruchtbar und bewohnbar mache, so daß Orangen in Sibirien blühen und das Meerwasser sich in — Limonade verwandeln werde. Die gefährlichen Seethiere werden zu Grunde gehen, an ihrer Stelle andere entstehen, wie z. B. die Anti-Walfische, welche bei Windstillen die Schiffe ziehen, die Anti-Haie, welche für die Menschen Fische fangen u. s. w., und die eßbaren Fische werden an Größe und Schönheit zunehmen. Ebenso werden die schädlichen Landthiere durch andere ersetzt werden, die, statt uns zu fressen, uns mit Windeseile durch die Länder tragen. Noch verrückter als diese Schöpfungen erscheint ihre Erklärung, nämlich durch eine Begattung der Erde mit anderen Weltkörpern! Fourier, der von diesem Wahnsinn durch das darüber aufgeschlagene Gelächter in späteren Jahren abgelenkt wurde, beklagte sich, daß man in seinem System das Wahre von dem Falschen nicht zu unterscheiden gewußt, während man doch Newton's astronomische Entdeckungen nicht habe unter seinen Fantasien über die Apokalypse leiden lassen. Aber er vergaß dabei, daß diese Fantasien nicht in Verbindung mit Newton's Weltsystem, sondern isolirt davon entstanden und sich wenigstens auf ein altes Buch stützten, Fourier's Narrheiten aber auf die reinste Willkür!

Gleich einer eigenen Kosmogonie versuchte Fourier auch eine eigene Philosophie der Geschichte. Streng dem Vorbilde der Bibel folgend, gibt er der Menschheit das gleiche Alter wie der Erde, nach seinem System also achtzigtausend Jahre! Dieselben zerfallen in vier größere und zweiunddreißig kleinere Perioden. Die erste größere dauert nur fünftausend Jahre (!) und enthält sieben kleinere: die des Paradieses, der Wildheit, des Patriarchenthums, der Barbarei, der Civilisation (in welcher wir gegenwärtig leben), des „Garantisme“ und der „einfachen Gesellschaftung“. Dann soll, von der Bildung der Lichtkrone an, fünfunddreißigtausend Jahre hindurch „aufsteigendes“, ebensolang „absteigendes Glück“ stattfinden, endlich wieder eine Periode des Alters von abermals fünftausend Jahren eintreten, welcher Fourier die Lichtkrone wieder zu entziehen so grausam ist, und nach Schluß derselben die Auflösung der Erde erfolgen. Fourier war auch so glücklich, genau zu wissen, wie es sich mit der Fortdauer der Seele und mit dem Zustande derselben im Jenseits verhalte!

In der Hauptsache seines Strebens, in der socialen Frage, sieht Fourier sofort richtig ein, daß den mit derselben verbundenen Übelständen mit einer gleichmäßigen Vertheilung des Einkommens (wobei es in Frank-

reich z. B. — zweihundert Franken jährlich auf den Kopf träfe!) nicht abgeholfen würde. Um daher einem Jeden die zu seinem Glücke nothwendige materielle Unabhängigkeit, ein dieselbe sicherndes Minimum zu verschaffen, gibt es nur ein Mittel: den Reichthum überhaupt zu vermehren. Dies geschieht nach Fourier durch eine „Ordnung des Besitzes" und durch eine „Ordnung der Arbeit". Jene ist die „landwirthschaftliche Association", diese die „industrielle Attraktion".

Die landwirthschaftliche Association Fouriers wird dadurch gegründet, daß der Einzelne seinen Grundbesitz gegen eine (voraussichtlich zu hohem Fuße) verzinsbare Anweisung an die Gesellschaft abtritt, die industrielle Attraktion durch die Gruppirung der Arbeiter in Serien nach der Art ihrer Arbeit, durch die Verbindungen und Rivalitäten zwischen denselben und durch die Möglichkeit einer Abwechslung zwischen der Betheiligung an der einen oder andern. Solche Gruppen vereinigen sich zu einer Phalange, welche 1800 bis 2000 Personen zählt und einen Landstrich von einer Quadratmeile bebaut, auf welchem ihr Wohn- und Arbeitsgebäude, das Phalansterium, steht, ein Palast mit zwei Flügeln und weiten Höfen, einem Thurm, um den Feldarbeitern Signale zu geben, einer Galerie um das ganze Gebäude, einem Theater und einer Börse. Jede menschliche Beschäftigung erhält ihren besondern Raum, und Jeder kann die Beschäftigung ergreifen, welche ihm am Meisten zusagt. Man speist gemeinsam, und auch die „Last" der Kindererziehung wird von der Phalange den Eltern abgenommen. Denn das Leben in derselben ist der Art, daß es schwer zu bestimmen wäre, welchen Vater jedes Kind hat. Es herrscht nämlich sowol Vielweiberei als Vielmännerei, so daß sich weder Männer noch Frauen über Untreue beklagen dürfen. Die Männer, welche die Gunst einer Frau genießen, haben sogar verschiedene Titel: Favoris (welche noch kein Kind), Geniteurs (welche eines) und Epoux (welche zwei Kinder mit ihr erzeugt haben!) und entsprechende Titel führen auch die Frauen eines Mannes.

Fourier zweifelte nicht im Mindesten daran, daß die Phalansterien glänzende Geschäfte machen würden, ja er war davon fest überzeugt, so daß er z. B. ausrechnete, die englische Staatsschuld würde in einem Jahre blos mit den in sämmtlichen Phalansterien producirten Hühnereiern bezahlt werden können! Der Erlös der Arbeit in den Phalangen sollte in zwölf Theile getheilt, und davon drei dem Talent, vier dem zugeschossenen Kapital und fünf der geleisteten Arbeit abgegeben werden, indem die Leistungen des Talentes angenehme, die des Kapitals nützliche, die der Arbeit aber nothwendige seien, wobei Fourier, wie Stein mit Recht bemerkt, wieder vergißt, daß er anderswo jede Arbeit im Phalansterium als eine angenehme bezeichnet hatte. Für Erfindungen, Entdeckungen und solche Werke, welche als besonders verdienstvoll erkannt sind, sollten überdies Preise ausgesetzt, über deren Vertheilung unter den Phalangen abgestimmt und deren Betrag

dann unter dieselben vertheilt werden, deren Anzahl auf der Erde Fourier zu 600,000 annimmt, jedoch ihre allmälige Vermehrung auf drei bis vier Millionen in Aussicht stellt. Ihre Verfassung ist feudal-monarchisch. Über eine Phalange herrscht der Unarch, — ohne Garden und Waffen, da ja volle Freiheit jedes Verbrechen unmöglich macht. Gruppen von zwei, drei, vier und mehr Phalangen stehen unter Duarchen, Triarchen, Tetrarchen u. s. w., so größere Gruppen unter entsprechenden höheren Würdenträgern und alle Phalangen der Erde unter dem Omniarchen, welcher in der Central-Phalange auf der Stelle des ehemaligen Konstantinopel residirt und mit einem Ministerium die Angelegenheiten der gesammten Phalansterienwelt leitet.

Fourier weiß das Leben in den Phalansterien auf die reizendste Weise und mit ächt französischem Pomp zu schildern. Aber er ist den Beweis schuldig geblieben, wodurch die Phalangen, wenn sie noch so gut haushalten, das unermeßliche Kapital ersetzen sollen, das durch die Zerstörung der Städte und Dörfer und den Bau der Phalansterien verbraucht wird; er sagt nicht, wie die Menschen überall dazu gebracht werden sollen, Haus und Heim einer ungewissen, wenn auch glänzenden Zukunft zu opfern; denn auf bloße Versprechungen hin thäten sie es gewiß nicht; er bietet keinen Ersatz für die vernichtete Traulichkeit, Gemütlichkeit und erzieherische Kraft des monogamischen Familienlebens; er sagt nicht, wie die Fürsten und Regierungen zur Niederlegung ihrer Gewalt und die Völker zum Aufgeben ihres Vaterlandes bewogen werden sollen; er denkt nicht daran oder verschweigt es, daß auch der Trieb der Ortsveränderung, der das Reisen bedingt, ein berechtigter Trieb ist, der bei der Verwandlung der Erdoberfläche in lauter einförmige und langweilige Phalangen keine Befriedigung mehr fände, er sagt nicht, was mit Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Archiven und anderen wissenschaftlichen und mit Kunstsammlungen geschehen solle und denkt nicht an die in den Städten bestehenden historischen Denkmäler, wichtigen Gebäude, künstlerischen Vorrichtungen; denn Fourier ist in der Einseitigkeit befangen, für Nichts sorgen zu wollen, als für die gemeinsinnlichen Triebe, für Essen, Trinken, Ruhe und Fortpflanzung, (denn auch sein Theater gilt nur dem „Vergnügen“); und daran scheitern alle seine theilweise noch so blendenden Träume und Schäume. —

Saint-Simon und Fourier waren Beide Socialisten der Studirstube. Keiner von ihnen gehörte dem eigentlichen „Volke“ an; wenn auch Beide die Leiden desselben aus eigener Erfahrung kannten, so lebten sie doch nicht in den Höhlen des Proletariates, theilten nicht dessen Elend und dessen Durst nach Rache. Sie waren Männer des Buchstabens, nicht des Lebens, daher auch ihre Systeme voll unklarer, bei Fourier sogar wahnwitziger Ideen, dem Volke unverständlich und ungenießbar sind. Saint-Simon verirrte sich in ein Phrasengeklingel, Fourier in ein schimmerndes Utopien, — Beides ächt französische und darum unfruchtbare, unnütze

Resultate! Auch ihre Schüler, Bazard und Enfantin dort, Considerant u. A. hier, welche sonst das Zeug zu Volksmännern hatten, wurden durch die unpraktischen, fantastischen Systeme ihrer Lehrer von eingreifender Wirksamkeit auf das Volksleben abgehalten. Freilich steckt die sociale Wissenschaft noch so tief in den Kinderschuhen und sind ihre Bekenner so wenig über bloßes Ahnen, daß Etwas fehle, daß Etwas gethan werden müsse, hinausgekommen, daß ein unmittelbares Herantreten an das Volk, dem geholfen, dem Waffen gegen seine wirklichen oder angeblichen Unterdrücker in die Hand gegeben werden sollten, entweder fruchtlos bleiben oder dann die Unterdrückten zu blutigem, rücksichtlosem Kampfe treiben mußte.

Und an Männern, die sich, freilich ohne Ahnung, daß sie diese bedenkliche Alternative vor sich hatten, an das Volk wandten, fehlte es in Frankreich wahrlich nicht. Denn Jeder von ihnen hielt sein System für fruchtbar und volksthümlich und zweifelte nicht daran, daß es sich Bahn brechen und die Menschen zum Glücke führen werde, d. h. zu dem, was er unter Glück verstand.

Wir unterscheiden unter diesen Männern der That Solche, welche das Volk mehr mit Theorien bekannt machten, ohne deren Verwirklichung vorläufig in Aussicht zu nehmen, und Solche, welche sich unmittelbar mit der Inslebenführung ihrer Ideen beschäftigten. Jene nähern sich mehr den bereits angeführten socialistischen Systemen, denen sie aber weniger fantastische, realistischere anreihten, — Diese sind die Gründer und Fortbildner des Kommunismus, zu welchem Jene blos den Übergang bilden. Den Kommunisten ungleich, welchen Forschung und Wissenschaft überflüssig und nur das Streben nach Genuß nothwendig erscheint, sind die Socialisten des Übergangs Forscher, welche die Idee einer Verbesserung der socialen Zustände wenigstens auf der Grundlage des Wissens zu entwickeln suchen. Wir erblicken unter ihnen Lamennais, den religiösen, Leroux, den philosophischen, Proudhon, den nationalökonomischen und Blanc, den politischen Forscher.

Robert de la Mennais, geboren 1782 zu St. Malo und seit 1816 in Folge unglücklicher Liebe katholischer Geistlicher, befolgte zuerst eine streng ultramontane Richtung, welcher er in seinen Essais sur l'indifférence (1827) begeisterten Ausdruck verlieh. Gewaltig aber ergriff ihn die Julirevolution und überzeugte ihn, daß das römische System mit dem Fortschritte der Zeit unvereinbar sei. Er versuchte es daher, die nach seiner Überzeugung wahre katholische Lehre mit den freisinnigen Ideen in Einklang zu bringen, und schrieb zu diesem Zwecke die Zeitschrift l'Avenir. Rom aber wollte von einem „Beweise" der Wahrheit seiner Lehren nichts wissen und schleuderte 1832 in der Bulle „Mirari vos" den Bann gegen das freche Unterfangen, die blinde Unterwürfigkeit gegen die Kirche in Frage stellen zu wollen. Lamennais wurde zum Widerrufe gezwungen; da aber derselbe seinem Herzen fremd war, wurde er durch das Vorge-

fallene und durch die gleichzeitigen, dem freien Denken immer günstigeren Weltereignisse dem katholischen Dogma stets weiter entfremdet und wandte seine Aufmerksamkeit endlich ausschließlich den leidenden Volksklassen zu. Er war es, der dieselben zuerst als das eigentliche „Volk" (Peuple) anerkannte, und ihm die Wohlthaten der vom Dogma zu unterscheidenden „christlichen Liebe", wozu auch die „Freiheit" gehöre, verkündete, ohne indessen hiezu Mittel und Wege, ja ohne einen klaren Zweck anzuzeigen. Es ist dies der Charakter seiner berühmten kleinen Schrift „Paroles d'un Croyant", welche (1834) ungeheures Aufsehen erregte und, gleich dem Avenir, der Ehre, vom Papste verdammt zu werden, theilhaftig wurde. Im biblischen Tone und mit biblischer Auffassung, in kurzen, schlagenden Sätzen, in dunkeln apokalyptischen Bildern, in ergreifender Begeisterung für einen gereinigten, aber noch sehr in der Mystik stehen gebliebenen Gottesglauben entwickelt das Büchlein die unsterblichen Ideen der Freiheit und Gleichheit, und sucht sie durch die „christliche Liebe" zu verklären, ohne jedoch zu irgend einem Resultat zu gelangen. Denselben Geist athmen mehrere fernere Schriften, die ihm Gefängniß und Geltbuße brachten. Klarer ist nur sein wenigst verbreitetes Buch „de l'absolutisme et de la liberté". Er starb 1854, ohne sich der Kirche unterworfen zu haben.

Aus den Reihen der Saint-Simonisten trat Pierre Leroux hervor, geboren 1798 zu Paris, er verließ jene Schule, als Enfantin sie zur Sekte machte. Er trat 1837 als philosophischer Schriftsteller mit dem „Essai sur l'Egalité" und 1839 mit einer Streitschrift gegen den Eklektizismus auf. Dabei erklärte er sich gegen jede Trennung von Geist und Körper in der philosophischen Forschung. Aus dem ungetrennten Ich des Menschen entwickelte er dann in dem Werke De l'Humanité die Zusammengehörigkeit der menschlichen Gesellschaft und die Gleichheit ihrer Glieder, welche er dagegen der einheitlichen „Menschheit" rechtlos unterwirft. Alles individuelle Leben soll nach ihm in der Allgemeinheit aufgehen, weder ein besonderer Staat, noch eine einzelne Familie, noch persönliches Eigenthum bestehen. Die Menschheit soll nur einen Staat, eine Familie bilden, nur ein Eigenthum besitzen und all' dies durch eine einzige Religion befestigen, deren Inhalt die Idee der „höchsten Einheit", d. h. Gottes ist. Näheres aber sagt er nicht; er regt blos an, führt nicht aus und bleibt so vor der Thüre stehen, die zu öffnen er schon die Hand erhoben hatte. —

Mehr Beruf als der Theolog Lamennais und der Philosoph Leroux hatte offenbar der Nationalökonom Pierre Joseph Proudhon, geboren zu Besançon, der Vaterstadt Fouriers, 1809, zur Beurtheilung der socialen Zustände. Er hatte zwar seine Laufbahn als einfacher Schriftsetzer begonnen, aber sich nach und nach durch eigene Thätigkeit bedeutende Kenntnisse erworben, namentlich seitdem er die Werkstatt verlassen. Er eignete sich, was unter den Franzosen so selten, die deutsche Philosophie an und nannte sich gerne einen Schüler von Hegel, Strauß und Feuerbach.

Vor die Öffentlichkeit trat er zuerst mit Beantwortung einer Preisfrage der Akademie seiner Vaterstadt, vom Jahre 1839, über die gleiche Theilung der Güter unter die Kinder. Er gab seiner Arbeit den Titel „Qu'est-ce que la Propriété"? (1840) und stellte darin als Antwort auf diese Frage das weltbekannte Paradoxon auf „la Propriété c'est le vol"! Daß er darunter blos das ohne Arbeit erworbene Eigenthum verstand, beachteten in ihrem Eifer die durch seinen Ausspruch Betroffenen nicht, und die Akademie, welche die Preisfrage ausgeschrieben, verdammte die Antwort darauf in der schärfsten Weise. Das Buch aber wurde in Frankreich reißend schnell verbreitet und kam einer Umwälzung in den Ideen beinahe gleich.

Außer dem Eigenthum galt der Kampf Proudhon's in jener und in seinen folgenden Schriften*) vorzüglich dem Staate, dessen Auflösung und Ersetzung durch die „Anarchie" er forderte, — d. h. er verstand darunter die Abschaffung der centralistischen Bureaukratie zu Gunsten einer wirklichen Demokratie. Als größtes Hinderniß der letztern erkannte er schon im Jahre 1848 das stehende Heer und verlangte dessen Beseitigung ebenso entschieden, wie er sich der Mehrheit seiner Landsleute entgegen, für einen völligen Bruch mit den Traditionen der Gloire und des Eroberungskrieges aussprach. Den schonungslosesten Krieg aber erklärte er der Kirche nicht nur, sondern aller Religion, und trat ungescheut sogar gegen die „Hypothese von Gott" auf, wie er sich ausdrückte, da in derselben der Ursprung des ihm verhaßten Eigenthums liege. Ja er erklärte die Läugnung Gottes für die einzige Pflicht des Menschen, für die einzige Religion**)! Das Originellste dabei ist aber, daß Proudhon selbst Gott keineswegs läugnet, ja nicht einmal versucht, seine Nichtexistenz zu beweisen! Das rührt aber davon her, daß Proudhon vor Allem Kritiker ist, der Alles beurtheilt und verurtheilt, sogar seine Mitstrebenden, die Demokraten, Socialisten und Kommunisten, und gerade diese mit unerbittlichstem Hohne, — dabei aber, wie bei Allem, was er behandelt, nichts beweist und überhaupt, so sehr er dies zuerst zu versprechen scheint, keine Resultate seiner Forschung zu Tage fördert. Vor Allem gilt dies natürlich von dem einzigen Gegenstande, welchen er mit seiner Zersetzung und Läugnung verschont, nämlich von der Moral, in welcher er neue Grundsätze aufzustellen behauptet, die aber, so wenig er dies gelten lassen will, wesentlich keine anderen sind, als die des Urchristenthums, d. h. die der reinen Menschlichkeit, die ihre Jünger auch unter den Heiden vieler Nationen hatte. — Die wichtigsten volkswirthschaftlichen Reformen, welche Proudhon vorschlug und deren Unaus-

*) Système des Contradictions économiques, ou Philosophie de la Misère. 2 tomes. Paris 1846. — Les Confessions d'un Révolutionnaire, pour servir à l'histoire de la révolution de Février. Bruxelles 1849. — La Révolution sociale démontrée par le coup d'état du 2. Décembre. Bruxelles 1852. — De la justice dans la révolution et dans l'église. 3 tomes. Paris 1858. —

**) Philos. de la misère II. p. 306.

führbarkeit für alle Nationalökonomen klar ist, besteht in der Gründung einer Volksbank, welche nach und nach alles Kapital an sich ziehen sollte. Diesen Zweck, der mithin nahezu einer Abschaffung des nicht durch Arbeit erworbenen Eigenthums gleichkäme, glaubte er zu erreichen durch einen Tauschhandel jener Bank mit den Waaren der Arbeiter gegen Papiergelt, welches nach und nach das Metallgelt und damit auch die Zinse beseitigen würde! Ein Versuch, den er damit zu machen im Begriffe stand, wurde von den Behörden unterdrückt. Proudhon starb 1865 in Passy.

Blieb bei den drei zuletzt genannten Schriftstellern die sociale Frage mehr oder weniger im Banne der Gelehrsamkeit stehen, so führte sie dagegen Louis Blanc mitten in das öffentliche, politische und journalistische Leben hinaus; ja er ist es wesentlich, der den bis zur Mitte der Dreißiger Jahre wesentlich politischen Kampf der Parteien in Frankreich zu einem socialen umgestaltete. Von seinem Wirken datirt sich die Thatsache, daß in diesem Lande keine Revolution mehr anders als social sein kann. Es handelte sich nicht mehr um Republik oder Monarchie, sondern um die Herrschaft der Bourgeoisie oder des Proletariates, des Lamennais'schen Peuple, dessen Elend zugleich und dessen Lust nach besseren Zuständen als ein Schreckbild vor die Besitzenden hintrat. Es entstand eine Presse für die Interessen des Proletariates, verschieden von derjenigen, welche die Fantastereien des Saint-Simonismus und Fourierismus vertrat; während jedoch unter ihnen das Journal du Peuple nicht zu den äußersten Konsequenzen der Richtung vorzuschreiten wagte, that dies mit desto größerer Energie der Bon Sens, dessen Redaktion 1836 Louis Blanc übernahm. Er verlangte die Organisation der Arbeit; da er jedoch Princip und Form derselben, nach welchen die gespannte Welt fragte, noch nicht angeben konnte, mußte er schon 1838 eingehen. Die Revue du Progrès, welche Blanc vom nächsten Jahre an herausgab, brachte dann endlich nach und nach ein System, dasselbe, welches Blanc's kleine Schrift „Organisation du Travail“ (1841) später entwickelte. In derselben wird zuerst ein Feldzug gegen die Konkurrenz eröffnet. Es werden die Thesen aufgestellt und durchgeführt: die Konkurrenz sei für das Volk ein System der Vertilgung, sie sei auch eine Ursache des Ruins der wohlhabenden Bürgerschaft, sie führe nothwendig zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen England und Frankreich, weil in beiden Ländern ein und dieselbe Staatsökonomie herrsche (?), indem beide wesentlich auf die Seefahrt angewiesen seien (??). Nach diesem negativen Theile, dessen Resultat ist: die gegenwärtige sociale Ordnung sei schlecht, geht Blanc zu seinen „Heilmitteln“ über, die er indessen als blos „transitorische“ bezeichnet. Er beginnt gleich mit dem Verlangen, die Regierung müsse als oberste Leiterin der Produktion betrachtet und demgemäß mit einer großen Gewalt bekleidet werden. Ihre Aufgabe bestehe darin, die Konkurrenz mittels der Konkurrenz selbst zu verdrängen. Sie müsse ein Anleihen machen, dessen Er-

trag der Errichtung von Gesellschaftswerkstätten in den Hauptzweigen der Nationalindustrie zugewiesen werde. Die Regierung habe die Gesellschaftsstatuten zu entwerfen, welche Gesetzeskraft erhalten sollen. Zur Arbeit in diesen Werkstätten werden alle Arbeiter berufen, deren „Moralität" es gestatte. Der Lohn sei nach den Leistungen zu bemessen, bis eine ganz neue Erziehung Ideen und Sitten verändert habe. Für das erste Jahr des Bestehens der Werkstätten solle die Regierung die Leistungen beurtheilen, später aber solle der höhere Lohn „nach dem Wahlprinzip" unter den Arbeitern selbst bestimmt werden. Der jährlich zu berechnende Nettogewinn sei in drei Theile zu theilen; den ersten erhalten die Gesellschaftsmitglieder in gleichen Summen, der zweite diene zum Unterhalte der Greise, Kranken und Schwachen, der dritte zum Ankaufe von Werkzeugen für die neu beitretenden Mitglieder. Auch die Kapitalisten werden als solche berufen und erheben die Zinsen des von ihnen vorgestreckten Kapitals, nehmen aber am Gewinne nicht mehr Theil als die einfachen Arbeiter. Für jeden Hauptzweig der Industrie soll eine Werkstätte errichtet werden, welche mit der Privatindustrie konkurrirt und diese durch den Zusammenhang mit anderen Werkstätten und das gleiche Interesse mit denselben, sowie durch die Wohlfeilheit ihrer Waaren besiegt. — Das sind die Grundzüge von Blanc's System, — kühne Behauptungen und Forderungen, aber ohne die Spur eines Beweises ihrer Ausführbarkeit. Sie kamen indessen einer Revolution in den Meinungen gleich und damit nothwendig einer Revolution in der Gesellschaft näher, als alle vorher behandelten Systeme.

Der Versuch zu dieser Revolution in der Gesellschaft wurde erst durch die Kommunisten gemacht, deren Treiben sich zu dem Streben der Socialisten einerseits verhält, wie das Handeln zum Schreiben und Sprechen, anderseits wie das Wühlen im Finstern zum offenen Auftreten. Aus den Kreisen der Gebildeten führt uns der Kommunismus in diejenigen des aller Auszeichnungen entbehrenden, ja dieselben grimmig hassenden Volkes, des Proletariates. Die Kommunisten belehren das Volk nicht mehr über seine Rechte, wie die zuletzt behandelten socialistischen Schriftsteller, sondern sie rufen seine Leidenschaften wach und hetzen es zu Thaten empor, die ihm aber kein Heil bringen, — keines bringen können. Denn das im Kommunismus liegende Prinzip des Kampfes gegen alle und jede Ungleichheit trägt in sich selbst die Nothwendigkeit einer endlosen Fortsetzung, weil jener Kampf sich auf den Besitz wirft und daher jede Phase desselben unfehlbar wieder eine neue Art von Ungleichheit hervorrufen muß. Der Kommunismus verwirft nicht nur jede politische Regierung und jede Religion, sondern auch alle Ordnung und alle Bildung, ja zuletzt alle Freiheit. — Ein positives Resultat aber ist ihm durchaus fremd, — er kennt nur ein unklares Streben nach materiellem Wohlsein, d. h. nach ungestörter Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse. So berechtigt dies Streben an sich ist, so verderblich ist es, wenn es nicht durch selbstver-

läugnende Ordnung geregelt und durch Bildung verklärt wird, ohne welche veredelnden Elemente statt der Freiheit stets nur ein neues Faustrecht herrschen wird.

Der Kommunismus ist in Frankreich ungefähr eben so alt wie der Socialismus. Während Saint-Simon und Fourier ihre eigenthümlichen Ideen ausheckten, erhob bereits, ohne daß Jene es ahnten, die Umwälzung der socialen Zustände, welche sie durch jene Ideen zu regeln gewähnt hatten, ihr furchtbares Haupt. Die Herrschaft des Schreckens hatte das ungebildete und besitzlose Volk, dessen sie zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Plane bedurfte, zum Proletariate herangezogen, indem sie in ihm Bedürfnisse weckte, deren Erreichung nur durch die Gewalt möglich war. Mit ihr fiel zwar auch der Einfluß des Proletariates, nicht aber seine Begehrlichkeit, die weit über die Schranken einer demokratischen Verfassung hinausgriff und die ungehemmte Befriedigung der Wünsche jedes Einzelnen zum Inhalte hatte. Zum Träger dieser Tendenzen machte sich einer der Schreckensmänner selbst, der jedoch unter diesen nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte. An dem Gelingen einer rein politischen Revolution gegen die Reaktion der Direktorialverfassung verzweifelnd und zugleich den Gefühlen der Masse Rechnung tragend, vereinigte Babeuf, der sich den bezeichnenden Vornamen „Gracchus" beilegte, gegen Ende des Jahres 1795 sowol Anhänger der Verfassung von 1793, Demokraten, als Solche einer socialen Revolution, Kommunisten, um sich und entwickelte ihnen seine Ideen, welche in absoluter Gleichheit aller Menschen und in Aufhebung des persönlichen Eigenthums bestanden. Es war dies die „Gesellschaft des Pantheon", in ihrem Schoße selbst „Société des Egaux" genannt, und der „Tribun du Peuple" ihr publizistisches Organ. Das auf diese Erscheinung aufmerksam gewordene Direktorium schloß die Versammlungen der Gesellschaft, was jedoch Babeuf keineswegs bedauerte; der „Gleichmacher" wollte unumschränkt herrschen, und da er einigen Widerspruch unter seinen Genossen erfahren, so verzichtete er selbst auf geheimen Fortbestand der Gesellschaft und beherrschte von nun an seine Partei als Diktator, worin ihm die Verschwörer Darthé und Buonarotti und der kynische „Philosoph" Silvain Maréchal, ein Zögling der Helvetius und Lamettrie, als „geheimes Direktorium" an der Seite standen. Sie wählten aus ihren Anhängern auch eine „geheime Nationalversammlung" und gewannen durch Aufnahme einer Wiederherstellung der Verfassung von 1793 in ihr Programm auch die bisher mißtrauischen Demokraten für ihre Sache. Der Zusammenhang der Verschworenen war eng und stramm, obschon ihre Ziele aller Klarheit entbehrten und nur durch Zerstörungslust glänzten. Staat, Regierung, Kirche, Wissenschaft, Kunst, Eigenthum, Alles sollte abgeschafft, die Städte vernichtet, die Stände und Berufsarten aufgehoben werden, keine Bücher mehr erscheinen, die Erziehung gemeinsam und gleich, die Landwirthschaft aber, neben den nothwendigsten Handwerken, die

einzige Beschäftigung der Menschen sein. Die in der Unterdrückung aller Bildung, alles geistigen Aufschwungs und aller selbständigen Thätigkeit liegende Verläugnung der Freiheit wurde noch verschärft durch die Forderung einer Censur, welche alle den herrschenden Grundsätzen entgegenstehenden schriftlichen oder mündlichen Äußerungen streng verfolgen sollte. Es war die traurige Konsequenz des Geistes der Schreckensherrschaft, es war, — was noch trauriger für den Fortschritt und für die Literatur, — die Konsequenz der Absurditäten, zu denen sich ein Rousseau hatte hinreißen lassen. —

Als aber Babeuf im Jahre 1796 ein Manifest an die Mauern von Paris anschlagen ließ, in welchem er die Hauptsätze seiner Lehre verkündete, als er außer seiner Partei, welche bereits fünfzehntausend Mitglieder zählte, auch einen Theil der bewaffneten Macht gewonnen hatte, und als nun der Ausbruch der socialen Revolution bevorstand, wurde der Plan derselben dem Direktorium verrathen und sechsundfünfzig Rädelsführer plötzlich verhaftet, — ohne daß sich unter dem den Mut verlierenden Volke ein Arm für sie erhob. Ein außerordentlicher Gerichtshof, in Vendome eingesetzt und mit Truppen umgeben, verurtheilte Babeuf und Darthé zum Tode, welche sofort versuchten, sich gegenseitig zu erdolchen, jedoch daran verhindert wurden und auf der Guillotine, Robespierre's Namen anrufend, endeten (26. Mai). Buonarotti u. A. wurden deportirt.

Der Letztgenannte war es, der den Kommunismus der ersten Revolution mit demjenigen der spätern Zeit verknüpfte; denn während des Konsulates, des Kaiserthums und der Restaurationszeit ruhte jene Erscheinung, ohne sich weiter zu äußern. Napoleon hatte das kommunistisch gesinnte Proletariat in den Waffenrock gesteckt und mit Gloire gefüttert, und die Reaktion der Bourbons hielt die Anhänger politischen Fortschritts so sehr wach, daß neben demselben die sociale Revolution keinen Platz in den Gemütern fand. Erst die Julirevolution weckte, wie wir bereits (oben S. 96) gesehen, das Proletariat wieder auf. Es stellte sich, da es allein noch zu wenig vermochte, mit richtigem Takt unter die Fahnen der republikanischen Opposition gegen das sogenannte Bürgerkönigthum. Die geheimen Gesellschaften, welche unter der Restauration konstitutionelle gewesen, wurden jetzt republikanische, und waren der Herd jener Aufstände, welche im Februar 1831, Juni 1832 und April 1834 zu Paris, im November 1831 und April 1834 zu Lyon ausbrachen. Die Kommunisten traten dabei noch nicht als Solche hervor; erst seit 1835 geschah dies, und zwar auf rastloses Betreiben desselben, jetzt alten Buonarotti, welcher in der Verschwörung Babeuf's eine Rolle gespielt und seitdem zu Brüssel eine Geschichte derselben herausgegeben hatte. Die Gefängnisse, in welchen man die zahlreichen Empörer von 1834 zusammengepfercht hatte, waren die Brutstätte einer Umwandlung der thätigsten seitherigen Republikaner in „Babouvisten", d. h. Schüler Babeuf's, welche sich nun selbstbewußt

von den blos politische Ziele verfolgenden Republikanern trennten. Es entstanden neue, kommunistische Geheimbünde und dem Gesetze zum Trotz der „Moniteur républicain" (1837) als ihr Organ; derselbe datirte nach dem französischen Revolutionskalender und predigte offen den Mord des Königs, der Minister, ja sogar aller Liberalen und Besitzenden und pries solche Thaten als „heroische Akte!" Schon 1838 ging das Blatt ein; aber es folgten ihm andere, welche allen Besitz für das „Volk" reklamirten, die Gütergemeinschaft und die Aufhebung des Erbrechts verlangten. Die Propheten dieser Lehre waren Adolf Blanqui (Bruder des Nationalökonomen dieses Namens), Barbès und Martin Bernard, um welche sich die geheime Société des Saisons sammelte, die sich in „Jahre", „Jahreszeiten", „Monate" und „Wochen" theilte und ihre Ceremonien und Katechismen hatte. Verrath und Ungehorsam der Mitglieder wurden mit dem Tode bedroht, und die Gesellschaft sammelte Waffen aller Art zum künftigen Aufstande, welcher schon am 12. Mai 1839 ausbrach und das Hôtel de ville in Besitz nahm, aber bald unterdrückt wurde. Dieser Aufstand trennte für immer das Proletariat und die Bourgeoisie in zwei feindliche Lager und trieb letztere in die Arme der Regierung. Der Kommunismus aber, als Religion des Proletariates, breitete sich von nun an so stark aus, daß er, wie Stein sagt, nicht mehr blos in geheimen Gesellschaften, sondern vielmehr letztere noch in ihm vorkamen. Die Kommunisten übernahmen die Attentate, welche vorher von ihnen in Verbindung mit den Republikanern besorgt worden, nun allein. Es war 1840, als Darmès das seinige auf den König vollführte; er gehörte zur Gesellschaft der Travailleurs égalitaires. Diese kommunistische Sekte, welche aus der Société des Saisons stammte, hatte ihre Zeitschriften, „l'Humanitaire" in Paris und „le Travail" in Lyon, strebte nach nationalen Werkstätten, wechselseitigen Schulen, Anerkennung des Materialismus, Aufhebung der Ehe und Familie, Abschaffung des Luxus, Zerstörung der Städte u. s. w.

Von ihnen unterschieden sich die Réformistes durch Anlehnung an die politischen Republikaner und Verwerfung des Meuchelmords und anderer Extravaganzen; sie strebten übrigens nach Gemeinsamkeit der Arbeit oder „industrieller Gesellschaftung", wol in ähnlicher Weise wie Louis Blanc. Eine dritte Abtheilung der socialen Umsturzmänner waren die ikarischen Kommunisten, so genannt nach dem Werke „Voyage en Icarie", welches 1840 ihr Führer Etienne Cabet (geb. 1788) herausgab, und in welchem er mittels einer Art von Utopie das Bild eines kommunistischen Gemeinwesens nach seiner Vorstellung lieferte, das nicht frei von Wahnideen nach Fourier's Art ist. Er dachte dabei so wenig an Aufhebung des Staates, daß er das „Gesetz" nicht nur für die öffentliche Ordnung, sondern für alle Privatangelegenheiten, sogar für die Lebensmittel und die Toilette sorgen lassen wollte. Die Freiheit war hiernach ein ganz überflüssiges Ding; alle schlechten, d. h. nicht von der Regierung gutgeheißenen Bücher

sollten in Ikarien verbrannt werden. Und dies kindisch-läppische Buch war lange Zeit das Evangelium der Großzahl französischer Kommunisten und erlebte viele Auflagen. Dem magern Theismus jedoch, welchen Cabet in seinem Schlaraffenlande noch duldete, trat in dem „Code de la Communauté“ Dezamy mit einem nackten Atheismus und Cabet's Konstruktion eines beschränkten Familienlebens mit dem Rufe nach Abschaffung der Ehe entgegen. Nach diesem „Code“ sollte die gesammte Staatsverwaltung als „Geschäft“ behandelt, die Regierung durch „Verwalter und Rechnungsführer“, die Verfassung durch ein „Register“, die Gesetze durch die „Wissenschaft“ (!) ersetzt werden. Wol eine saubere Wissenschaft! — —

So stand es mit den socialistischen und kommunistischen Lehren und Systemen, als die Revolution vom Februar 1848, die erste sociale, ausbrach. Sie erhob sich im Namen der Freiheit und sollte doch in letzter Linie nur denen zur Erreichung ihrer Ziele verhelfen, welche nichts von Freiheit wissen wollten, wie uns die erwähnten Lehren und Systeme deutlich genug gezeigt haben! Die Proletarier waren es, welche zum Erstaunen der Bourgeoisie die Republik zu Stande brachten, d. h. was man in Frankreich so nennt. Die socialen Systeme, von da an nicht mehr genau in socialistische und kommunistische unterschieden, waren in der provisorischen Regierung durch Ledru-Rollin, Louis Blanc, Flocon, den Arbeiter Albert u. A. vertreten und beherrschten die Lage der Dinge so sehr, daß die wichtigsten Maßregeln der neuen Behörden wesentlich socialistisch waren und auch alle Krisen Frankreichs in jenem Jahre diesen Charakter trugen. Die Arbeitszeit wurde von der provisorischen Regierung auf zehn Stunden in Paris und auf elf in den Departementen herabgesetzt, — so augenscheinlich hätschelte man das Pariser Proletariat. Die Abgaben auf Getränke, Fleisch, Brot und Salz, welche den Pariser Arbeitern besonders lästig waren, wurden aufgehoben oder vermindert, und der daherige Ausfall durch eine Steuer von einem Procent auf die hypothekarischen Forderungen und durch Erhöhung der Grundsteuer um 45 Centimes gedeckt, womit man zu Gunsten der Proletarier den Besitzenden, namentlich aber der Landbevölkerung, den Krieg erklärte! Gab es so für die Proletarier ein besonderes Recht und eine besondere Freiheit, so erhielten sie vollends noch ein eigenes Parlament, welches Louis Blanc in den Luxembourg-Palast berief und dort leitete, das sich aber nur durch Verwirrung auszeichnete. Freilich war diese Einrichtung nur ein klug ausgedachter Handstreich von Seite der antisocialistischen Republikaner und der provisorischen Regierung, um den Socialismus zu kompromittiren, und dieselbe Richtung war es auch, welche, um die Arbeiter für sich zu gewinnen, und damit dem Socialismus die Spitze abzubrechen, das unheilvolle Institut der sogenannten Nationalwerkstätten in's Leben rief. Dieselben bestanden zum größten Theil in — nutzlosen Erdarbeiten, wofür täglich ein und ein halber Frank bezahlt wurde, so daß die Arbeiter sich massenhaft herzudrängten und in

der Zeit vom Mai bis Juni von vierzehntausend auf hundertundsiebzehntausend stiegen, was eine Ausgabe von 20,000 bis zu 208,000 Franken verursachte. Zugleich aber war eine Folge dieser Einrichtung, daß die Arbeiter, welche in so großer Anzahl nicht gut kontrollirt werden konnten, vielfach den Staat um den Lohn betrogen und entweder faullenzten oder anderer Arbeit nachgingen. Die vernünftigen Socialisten, wie z. B. Proudhon, so extravagant er in Manchem sonst war, verurtheilten offen jene socialistischen Spottgebilde, zu denen sich der Dupirte Louis Blanc hergab. So zuckte es denn seit dem Februar 1848 gewitterschwül; der März, der April und der Mai hatten jeder seine politisch-socialen Aufstände und Tumulte, und zu guter Letzt erschien, als man zwar in die neue Verfassung das „Recht auf Arbeit" aufnahm, aber die unnützen Nationalwerkstätten ohne weiters aufheben zu können wähnte, — der Juni mit seinem furchtbaren Blutbade, in welchem die Kommunisten, empört über die Intriguen der eigentlichen Republikaner und über die lächerliche Schwäche der meisten Socialisten, die furchtbarsten der revolutionären Kräfte entwickelten, die bis dahin Paris unterwühlt hatten, und so mit gräßlichen Schriftzügen darlegten, was von einem Siege der ungebildeten rohen Massen zu erwarten war. Das waren die praktischen Folgen von Lamenais' Ausscheidung des Proletariates als „Peuple", von Proudhon's Erklärung des Eigenthums als Diebstahl und Lobpreisung der Anarchie, von Blanc's Krieg gegen die Konkurrenz und ausschließlicher Herrschaft der Arbeiter, und von Cabet's hirnverbrannten Utopien. Der rücksichtlosen Unterdrückung des Aufstandes durch die Militärdiktatur folgte die Ausmerzung des „Rechtes auf Arbeit" aus dem Verfassungsentwurfe, und die durch ganz Frankreich gepflanzte Abneigung gegen die socialistischen und kommunistischen Tendenzen trieb die todtkranke junge Republik dem intriganten Prätendenten in die Arme, der seitdem seine Macht so schlau auszunützen verstanden.

Die den socialen Umsturz anstrebenden Parteien verloren ihren Halt und Zusammenhang. Cabet, der alte Ikarier, zog noch 1848 nach der neuen Welt, um dort seine Träume zu verwirklichen, was aber sowol an deren innerlicher Hohlheit, als an seinem diktatorischen Auftreten scheiterte. Aus seiner eigenen Schöpfung zu Nauvoo, dem ehemaligen Tummelplatze anderer Thoren, der Mormonen, vertrieben, starb er 1856 zu St. Louis in Missouri.

Die Socialisten dagegen gaben sich eine Zeit lang der Illusion hin, daß der neue Napoleon der Heiland ihrer Theorien sein werde; ja sogar Proudhon verzichtete darauf, etwas gegen den Staatsstreich von 1851 zu sagen, nahm das fait accompli an, sah darin, natürlich mit beißender Ironie, den Triumf der „revolutionären Idee" und suchte dann den Gedanken auszuführen, daß ein französischer Machthaber, um sich oben zu erhalten, blos die sociale Frage zu lösen und die Politik „abzuschaffen" brauche.

Napoleon III. erfüllte diese Erwartungen insoweit, als er die unruhigen Volksklassen zu beschäftigen suchte, damit sie seine Pläne nicht störten. Er gab ihnen Arbeit durch seine Bauten, mit denen er die Weltstadt an der Seine schmückte, während er sie auf der andern Seite durch die an seinem Hof begünstigte und dann auch unter dem Volke um sich fressende Spekulations- und Spielwut demoralisirte. Die bisherigen Arbeiterassociationen verschwanden nach und nach. Es handelte sich nicht mehr um „das Recht auf Arbeit", sondern um das Recht auf Genuß, und es brauchte nur so fortzugehen, um schließlich die Proletarier nach dem Rechte, nicht arbeiten zu müssen, rufen zu hören. Und während so die Genußsucht von Oben nach Unten, so stieg umgekehrt die Tendenz der Aufhebung des Eigenthums von Unten nach Oben, und es kam 1857 vor, daß ein Häuserbesitzer in Paris eine Schrift herausgab, in welcher er die Expropriation der Häuser von Paris durch die Stadtgemeinde verlangte. Gab ja die Regierung selbst durch die Konfiskation der Orleans'schen Familiengüter das Signal dazu!

Da indessen zu Gunsten der Arbeiter nicht geschah, was diese erwarteten, bildete sich im Geheimen jene berüchtigte Gesellschaft der „Marianne", welche erst durch einen leicht unterdrückten Aufstand zu Angers, 1855, zur Kenntniß der Welt kam. In derselben walteten Tendenzen nach Umwandlung aller größeren Vermögen in Staatseigenthum und nach Deportation aller Gegner solcher Tendenzen nach Algerien.

Die neuesten socialistischen und kommunistischen Ideen und Absichten in Frankreich sind wenig bekannt geworden; in praktischer Beziehung dagegen haben die Associationen von Handwerkern zugenommen, welche jedoch stets nur dann gediehen, wenn sie von energischen Persönlichkeiten geleitet wurden. Im Jahre 1854 kannte Huber in Paris einunddreißig Associationen mit etwa siebenhundert Mitgliedern. Die Association des ouvriers maçons hatte 1860 bereits Bauten von einer Million übernommen, arbeitete auf mehr als zwanzig großen Bauplätzen, besaß auch eine Bibliothek und beabsichtigte die Herausgabe einer Zeitung. Die meisten Genossenschaften aber brachten es nicht weit, und zwar in Folge der unter ihnen stets spukenden socialistischen und kommunistischen Theorien. Letztere suchte in neuester Zeit die mehr oder weniger geheimnißvolle „Internationale" praktischer zu gestalten; aber der allem Anscheine nach von ihr geleitete Aufstand der Commune von Paris im Mai 1871 läßt weder von der Klarheit und Konsequenz ihrer Ideen, noch von ihrem moralischen und intellektuellen Gehalte eine vortheilhafte Meinung aufkommen. Eine Bewegung, welche in die gemeinste und zwecklos gegen alle historischen Erinnerungen wütende Brandstiftung ausläuft, hat sich selbst gerichtet!

C. Die sociale Frage in anderen Ländern.

Während in Frankreich kopflose Theorien und kopflose Versuche zur Verwirklichung derselben sich ablösten, um, wie ihre Urheber meinten, die socialen Schäden des Landes und Volkes zu heilen, zogen es die germanischen Völker vor, nüchtern zu prüfen, woher die in Frankreich bekämpften Zustände stammten und was zu ihrer Verbesserung unternommen werden könne. Hier begegnen wir daher keiner socialen Revolution, keinem Blutbade um den Besitz, sondern, wenn auch heißen Kämpfen um sociale Grundsätze, doch nur einem bewußten Streben nach wirklich erreichbaren Zielen.

England ging voran. Der Vater des dortigen Socialismus, wenn man ein durchaus praktisches Beginnen mit diesem an unfruchtbare Hirngespinnste erinnernden Namen benennen will, war Robert Owen. Geboren 1771 zu Newtown in Wales, erhielt er 1801 von seinem Schwiegervater Dale die Leitung der großen Baumwollspinnerei zu New-Lanark in Schottland. Der schlimme physische, moralische und intellektuelle Zustand der dortigen Arbeiter erweckte in ihm den Gedanken, zur Verbesserung desselben sein Möglichstes zu thun. Er stellte zu diesem Zwecke ein moralisches System auf, welches auf dem Grundsatze ruhte, daß der Mensch von Natur weder gut noch böse sei, sondern dies oder jenes erst durch Erziehung, Beispiel oder andere Verhältnisse werde, daß er demnach unzurechnungsfähig sei, weder Lob noch Tadel verdiene, weder belohnt noch bestraft werden dürfe. Was auch gegen diese Theorie eingewendet werden möge, — sie bewährte sich glänzend. Die Zustände der Arbeiter wurden besser in jeder Beziehung, und das Geschäft blühte. Owen verband damit auch eine Schule, in welcher die Erziehung nach demselben Princip durchgeführt wurde, und versuchte dann sein System durch mehrere Schriften (seit 1812) auch in weiteren Kreisen zu verbreiten. Er predigte darin allgemeine Gleichheit in Pflichten und Rechten und Abschaffung der Herrschaft des Kapitals. Während er dafür vielfache Anerkennung, selbst von seiner und ausländischen Regierungen erntete, feindete ihn die Geistlichkeit an und verfolgte ihn seiner moralischen Grundsätze wegen so hartnäckig, daß er sich 1823 zur Auswanderung nach Nordamerika gezwungen sah. Dort kaufte er von dem Würtemberger Rapp die Kolonie New-Harmony im Staate Indiana und versuchte ein kommunistisches Gemeinwesen einzurichten, das aber nur von Armen und Abenteurern Zuwachs erhielt und daher nach wenigen Jahren ökonomischen und moralischen Bankrott machte. Owen kehrte 1827 nach England zurück und lebte hier an der Spitze zahlreicher Schüler als socialistischer Prediger und Schriftsteller. Er gründete eine Bank in Verbindung mit einem Bazar, wo Erzeugnisse der Industrie gegen Arbeitsstunden ausgetauscht wurden, welches Unternehmen aber 1832 zu Grunde ging. Er hörte zwar nicht auf, für seine Ideen

zu wirken, fand aber keinen Anhang und Anklang mehr, wurde mit zunehmendem Alter kindisch, gab sich mit dem Unsinn des Tischrückens ab und starb 1858 zu Newtown. Sein Hauptwerk war „the book of the new moral world", welches seine bereits angedeuteten moralischen Grundsätze systematisch zu entwickeln suchte und daraus eine liebenswürdige, aber unpraktische optimistische Weltanschauung entwickelte. Anderswo zeichnete er seinen Plan künftiger Organisation der arbeitenden Menschheit. Dieselbe sollte sich nach und nach in Genossenschaften (communities) von drei- bis viertausend Personen gruppiren, welche bei gemeinsamem Besitz sich mit Industrie und Landwirthschaft beschäftigen und durch die eigene Produktion den eigenen Verbrauch decken würden.

Owen's Streben wurde indessen, so fruchtlos es für ihn selbst war, zur Wurzel der seit seiner Zeit, namentlich seit 1848, in England entstandenen und durch die „Strikes" der Arbeiter wesentlich beförderten und vermehrten „Cooperativ-Vereine", deren es 1854 erst zweihundertzwanzig, 1860 aber schon über vierhundert gab. Dieselben beschäftigen sich zum Theil mit Anschaffung von Lebensmitteln zu billigeren Preisen, zum Theil mit gemeinsamer Produktion von Waaren. Der bedeutendste derselben, welcher beide Arten von Thätigkeit umfaßt, ist derjenige der „Pioniere" in Rochdale, einem Hauptsitze der englischen Flanell- und Baumwollindustrie, welcher 1844 mit zwanzig Mitgliedern anfing und 1860 deren bereits dreitausend zählte, ein Kapital von 35,000 Pfund Sterling besaß und einen Reingewinn von 16,000 Pfund erzielte. Derselbe betreibt außerdem als Zweiggeschäft eine Getreidemühle (seit 1852) mit einem Reingewinn von 10,000 Pfund, (seit 1858) eine Spinnerei und Weberei und eine Baugesellschaft mit einem Aktienkapital von 80,000 Pfund. Die Leistungen der übrigen englischen Cooperativvereine lassen sich nicht von ferne mit denen von Rochdale vergleichen. Die zahlreicheren unter ihnen sind jene, welche den Ankauf von Lebensmitteln für ihre Mitglieder betreiben, cooperative stores genannt; sie zählten 1860 fünfzig- bis sechszigtausend Mitglieder und besaßen ein Betriebskapital von zwei Millionen. In Schottland gab es 1858 etwa einhundertfünfzig solcher Stores. Die zahlreich unter diesen Vereinen vertretenen Mühlen, people's mills, leiten ihren Ursprung aus dem Vorbilde Rochdale's her. Die Baugesellschaften (Building societies) wurden namentlich durch die Anti-cornlaw-league begünstigt, um die Zahl der zum Parlament wahlfähigen Personen zu vermehren. Die Spar- und Hülfsvereine (Friendly societies) müssen dagegen, um gedeihen zu können, die Hülfe des Staates in Anspruch nehmen. Auch gibt es zahlreiche Vereine von Personen der besitzenden und gebildeten Klassen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter.

In Deutschland waren sowol Socialismus als Kommunismus vor der Revolution von 1848 wenig bekannt. In den vierziger Jahren machte zwar bereits der halbgebildete Schneider Weitling mit seinen

aus Frankreich importirten, kommunistischen Ideen, die er aber mit manchen an die bekannte Grübelei der deutschen Handwerker erinnernden originellen Einfällen ausschmückte, viel von sich reden, erregte aber im Ganzen nur Spott und wenig weitere Beachtung, während in der Schweiz die Umtriebe seiner Anhänger, namentlich in Zürich, zu einem weitläufigen, doch erfolglosen Processe Anlaß boten. Nach 1848 wirkte Weitling in Amerika, wo er eine kommunistische Zeitschrift, doch ferne von den Extravaganzen der Franzosen, herausgab und erst 1870 starb.

Spuren socialistischer Vergesellschaftung finden wir schon in den Gemeinden der Herrnhuter (Bd. II. S. 190 ff.), von denen sie theilweise auch auf andere religiöse Vereinigungen übergingen. Unter diesen hat sich die Gemeinde des württembergischen Reisepredigers Gustav Werner in neuester Zeit durch dessen wohlthätige Schulen, Armen- und Arbeitsanstalten hervorgethan.

In den revolutionären Bewegungen von 1848 und 1849 gaben sich zwar socialistische und kommunistische Tendenzen hin und wieder kund, mußten sich aber schließlich überall vor den dringenderen und größere Kreise interessirenden politischen Fragen in den Hintergrund zurückziehen.

Bedeutendere und folgenreichere sociale Systeme haben erst die zwei jüngsten, beziehungsweise das jüngste Jahrzehnt in Deutschland zu Tage gefördert, und zwar ihrer zwei in himmelweitem Abstande von einander klaffende. Wir meinen die Genossenschaften Schulze's aus Delitzsch und die Arbeitervereine Lassalle's.

Es war im Jahre 1850, als der damalige Gerichtsassessor und spätere Kreisrichter Schulze aus Delitzsch in Preußisch-Sachsen sein „Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter" herausgab, in welchem er die socialistischen Systeme als fruchtlos und abgethan erklärte und den Übergang von der Theorie zur Praxis, und zwar auf dem Wege der Association, forderte. Knüpfte er dabei auch noch an den französischen Socialismus an, konnte er sich auch damals noch nicht von dem Vorurtheil losmachen, daß der Arbeit ein Vorzug vor dem Kapital gebühre, während beide unauflöslich an einander gebunden und ohne einander nutzlos und todt sind, — so verzichtete er doch in deutscher Selbständigkeit auf alle Hülfe des Staates und verlangte, daß die Arbeiter durch eigene Kraft ihre Lage verbessern sollen. Als Verfechter der in Preußen aufgekommenen Bewegung für Steuerverweigerung im Abgeordnetenhause verlor er sein Staatsamt und widmete sich von da an ganz seiner Idee. Seine Bestrebungen fielen auf fruchtbaren Boden. Sein erstes Resultat war die Kranken- und Sterbekasse zu Delitzsch. Es folgten die Vorschußvereine, auf der Grundlage außergewöhnlicher kleiner Beiträge von Seite der Vorschuß Suchenden selbst, die dadurch auch Theilnehmer am Risiko wurden. Der erste entstand 1850 zu Eilenburg; 1859 waren von achtzig Vereinen die Rechnungsabschlüsse mit 246,000 Thalern an Guthaben und 512,350 Thalern

an Spareinlagen bekannt. In demselben Jahre wurden in jenen achtzig Vereinen über vier Millionen Thaler an Vorschüssen bezahlt und blos 470 Thaler gingen verloren! Es bestanden jedoch damals nicht nur jene, sondern bereits einhundertdreiundachtzig derartige Vereine in Deutschland und zwar in den meisten Staaten.

Neben den Vorschußvereinen begründete Schulze auch gewerbliche Vereine nach Art der englischen. Im Jahre 1859 gab es siebenundsechszig Rohstoffvereine, darunter zweiundvierzig blos für Schuster. Schulze begnügte sich jedoch nicht mit dem Bestande der einzelnen Vereine; er verknüpfte sie auch zu einem Bunde, welcher seit 1859 jährliche Vereinstage abhält, und gründete für sie das Blatt „die Innung der Zukunft“.

Während sich so in ächt deutscher Weise, nach den Grundsätzen weiser Sparsamkeit, treuen Zusammenhaltens und festen Selbstvertrauens ein zukunftreicher Bau germanischen Stils erhob, säumte das fremdartige, unruhige, lüderliche, semitisch-romanische Element, das sich stets so gerne in Deutschland breit gemacht, nicht, Unkraut in den Weizen zu säen. Französische Leichtfertigkeit pflanzte die Lust nach mühelosem Genuß und die Begehrlichkeit des faulen und genußsüchtigen Individuums nach Unterstützung durch die Gesammtheit, nach Staatshülfe, und diese Richtung rief 1862 den ächt französischen Plan eines „Arbeiterkongresses“ hervor, d. h. einer Versammlung, an welcher die faulsten und genußsüchtigsten sogenannten Arbeiter als die lautesten Schreier ihre Herrschaft über die arbeitslustige und gebildete Welt und damit ein neues Faustrecht der rohesten Art begründen sollten. Der brave Schulze rieth wohlmeinend und in ruhiger Sprache von diesem Schwindel ab, und schon schickte sich der Berliner Arbeiterverein an, diesen deutschen Ruf zu unterstützen, als ein neuer Apostel des französischen Socialismus und Kommunismus auftrat, um den deutschen Boden für denselben zu erobern.

Der ohne Zweifel ursprünglich französische Jude Ferdinand Lassalle aus Breslau, ein geistreicher Kopf und äußerst gewandter Schriftsteller, wissenschaftlich gebildeter Jurist und Nationalökonom, auch witziger Satiriker und Polemiker, aber eine durch und durch mit dem Gifte des modernen Salonstreibens und der üppigsten Frivolität genährte Persönlichkeit, war bisher durch seine Führung des Ehescheidungsprocesses der Gräfin Hatzfeldt bekannt geworden, wobei zwei andere Juden eine Kassette gestohlen hatten, welche zu seinen Gunsten sprechende Dokumente enthielt, welcher Handel 1848 vor den Assisen zu Köln ein interessantes Vorspiel zur Revolution darbot. Nachdem Lassalle mit Ausdauer jenen Proceß beendet, trat er 1863 mit der Flugschrift „Arbeiterprogramm“ hervor, in welcher er proklamirte, daß auf die vorrevolutionäre Herrschaft des Grundbesitzes und die seitherige des Kapitals diejenige des Arbeiterstandes folgen müsse, welcher die gesammte Menschheit repräsentire. Lassalle wurde für diese Schrift, weil er in derselben „die besitzlosen Klassen zum Haß und zur

Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich aufgereizt" habe, in Preußen kriminell angeklagt; aber er war dafür von nun an der Abgott der mit französischem Schwindel gefütterten und getränkten Arbeiter in Deutschland, welche nun den Anhängern Schulze's gegenüber eine kompakte Partei bildeten, und es kam leider nicht selten vor, daß sich die Jünger der Selbsthülfe und der Staatshülfe grimmige Kämpfe lieferten. Lassalle gefiel sich in seiner neuen Rolle, zu welcher es keiner der französischen Socialisten trotz langjähriger Arbeit gebracht und die ihm nach so kurzer Zeit in den Schoos gefallen war, und der reiche Banquierssohn in Glacéhandschuhen hielt in Leipzig, Frankfurt am Main und an anderen Orten Arbeiterversammlungen ab und brachte schon im Mai 1863 die Gründung eines allgemeinen deutschen Arbeitervereines zu Stande, dessen Präsident er wurde. Zugleich ließ er mehrere agitatorische Schriften vom Stapel laufen, unter Anderm eine Streitschrift gegen Schulze. Aber seine Laufbahn war eben so kurz, als sein Ende tragisch. Der neue Heiland der Arbeiter hatte auch Neigungen, die nicht zur Arbeit gehörten, und er fiel denselben zum Opfer. Eine die ganze Lüderlichkeit und Faulheit eines großen Theils der sogenannten höheren Stände enthüllende Intrigue verband seine Geliebte, die Tochter des baierischen Diplomaten Dönniges, mit dem walachischen Bojaren Rakowicza, in Folge dessen der zurückgesetzte Freier in einem Duell mit dem bevorzugten am 31. August 1864 bei Genf das Leben verlor (der Sieger überlebte ihn nicht lange!). Ein förmlicher Kultus wurde dem gefallenen Heros von Seite seiner Anhänger zu Theil, und sie blieben eng geschaart, wenn auch an Zahl abnehmend, weil unter unfähigen und sich bedenkliche Blößen gebenden Führern, und weil das Volksbewußtsein ihrer Sache keine Gunst zuwenden wollte. —

Lassalle's socialistisches System ist kein neues; es besteht aus einer Kritik der bestehenden Zustände, wie sie Andere auch geübt haben und aus Vorschlägen, die zugleich an Proudhon und an Louis Blanc erinnern. Mit des Erstern Volksbank will er des Letztern Associationen unterstützen, damit sie, nach dem Vorbilde der englischen Gewerkvereine, zugleich Arbeitgeber und Arbeiter sein können, wozu noch in der (seither in Deutschland von anderer Seite eingeführten) allgemeinen Stimmberechtigung ein politischer Anhang kommt. Auch begeht er ganz dieselben Fehler wie die Franzosen. Er übertreibt das Elend der Arbeiter (welches nur theilweise wirklich ein solches ist) und beschränkt sich, obschon er durch die Arbeiter die gesammte Menschheit repräsentirt wissen will, auf die körperliche Arbeit. Sowol die Franzosen als er lassen den geistigen Arbeiter, welcher zu seiner Ausbildung eines weit bedeutendern Kapitals bedarf und durchschnittlich für seine Arbeit, mit Rücksicht auf den innern Werth und äußern Nutzen derselben, viel schlechter bezahlt wird, als der körperliche, ruhig in seinem Elende fortvegetiren. Es ist die rücksichtloseste Vergötterung der materiellen Bedürfnisse und der Tod alles geistigen Lebens,

was aus den französisch-jüdischdeutschen socialistischen Systemen hervorgrinst. In ihrer bisherigen absoluten Erfolglosigkeit liegt aber die Nemesis für ihr tolles Treiben.

In den übrigen europäischen Ländern haben die socialen Fragen bisher weder bedeutendes Aufsehen erregt, noch irgend welche tief greifende Bewegungen veranlaßt. Eigene Systeme sind nirgends aufgestellt worden, wenn auch wachsende Ansprüche der Arbeiter, namentlich jener in den Fabriken, Vereinigungen derselben zur Geltendmachung solcher und hin und wieder versuchte, aber stets wieder im Sande verlaufende Arbeitseinstellungen, voran in der Schweiz und in Belgien, nicht mehr zu den Seltenheiten gehören und die von Frankreich ausgehende Gesellschaft der Internationalen ihre Netze und ihre aus räthselhaften Quellen bezogenen klingenden Aufmunterungen zu Strike's überall hin auswirft.

Bei der in Nordamerika herrschenden Freiheit und Ungebundenheit konnte es nicht an Versuchen zur Gründung socialistischer und kommunistischer Vereinigungen fehlen, wenn auch dieselben in eben derselben individuellen Ungebundenheit der wirksamsten Schranke ihrer Ausbreitung begegnen mußten. Derartige Versuche gingen in der Regel von Europa aus. Der Fourierist Considérant (oben S. 115) wollte im Vereine mit Franzosen und Schweizern in Texas ein Phalanstere gründen, es mißlang aber gänzlich, und dasselbe Schicksal hatte Cabet's Gründung eines Ikarien zu Nauvoo (S. 128). So scheiterte auch nicht nur Rapp's (S. 130) Colonie New-Harmony, sondern auch seines Nachfolgers Owen dortiges Unternehmen, und dasselbe war ohne Zweifel der Fall mit den Schöpfungen des Oweniten Warren, Utopia am Ohio und Modern-Times auf Long-Island. Dagegen haben sich einige einheimische Unternehmungen in den Vereinigten Staaten noch erhalten, welche dem dortigen Charakter gemäß zugleich Sekten sind, nämlich die kommunistische Gesellschaft der Shakers, welche der Ehelosigkeit und totalen Enthaltsamkeit huldigt, und deren Gegenpol, die Free-Lovers, welche in besonderen Kolonien nicht nur der Güter-, sondern auch der Weibergemeinschaft ergeben sind!

Dritter Abschnitt.

Die moralische Seite.

A. Die sinnliche Ausschweifung.

Eine geheimnißvolle, mystische Leidenschaft ist diejenige, auf deren Ausübung die Fortpflanzung der Menschheit beruht, und zwar um so geheimnißvoller und räthselhafter, als der Trieb hiezu die Bedürfnisse, ja

sogar die Möglichkeit der Fortpflanzung in unendlichem Maße übersteigt. Auf diesem Geheimniß beruhen denn auch alle jene unzähligen Verirrungen, deren täglich sich wiederholende und allbekannte traurige Folgen ihnen nicht Einhalt zu thun vermögen; ja sogar die eigenthümliche furchtbare Krankheit, welche seit Beginn der neuern Zeit mit dieser Leidenschaft verbunden ist (Bd. I. S. 98), hat keineswegs als ein hemmender, sondern leider nur als ein jene Folgen mit stets erneutem Schauder und Entsetzen vermehrender Umstand gedient. So sind denn diese Verirrungen weit entfernt, abzunehmen, und wir haben ihrer kulturhistorischen Übersicht, die wir (Bd. I. 571 ff., Bd. II. S. 39 ff. und 623) begonnen, gerade noch das Schrecklichste, weil uns nach Zeit und Raum am Nächsten Liegende, nachzutragen.

Die geschlechtliche Ausschweifung nimmt eine wesentlich verschiedene Gestalt unter dem Volke des Landes und der kleineren Städte und hinwieder unter demjenigen der Großstädte an*). Die Gewohnheiten übercivilisirter und übervölkerter Wohnplätze haben natürlich andere Bedürfnisse, als diejenigen un- oder halbcivilisirter mit einer schwächern und in ihren Anschauungen einfachern und schneller befriedigten Bevölkerung.

So stellt sich uns die geschlechtliche Ausschweifung unter dem Landvolke gleich roher und rücksichtloser, aber auch ehrlicher und genügsamer als in den raffinirten Städten dar. Die Einfalt und Unschuld der Landbewohner existirt nirgends als in Romanen und in dem Zwitterding der Idyllen, und die „unverdorbenen" Kinder der „freien Natur" sind verhältnißmäßig so sinnlich und lüstern als die Städter. Bietet ja das Zusammenwirken beider Geschlechter bei der Feldarbeit, in der größten Hitze und in möglichst ungenirter Kleidung Anlaß genug zu den stärksten Erregungen der Leidenschaft, von welcher wir sprechen und die Einsamkeit der Umgebung zu ihrer ungestörtesten Befriedigung. Leider sollen die gebildeten Gutsbesitzer, Verwalter, Pächter u. s. w. dabei nicht immer mit dem besten Beispiele voranleuchten. Kommen dann vollends die Söhne der Gegend aus dem Militärdienste heim, den sie in Städten und Lagern geleistet, oder gar aus dem entsittlichenden Kriege, so verbreiten sie unter dem mit ihnen bekannten und verwandten Volke nicht nur Kenntnisse und Aufklärung, die sie sich gesammelt und angeeignet, sondern damit unglücklicher Weise auch die Laster und die denselben anklebenden Krankheiten, die beide dort wüten, wo sie ihre Waffenpflicht gethan. Daher soll in vielen für unverdorben gehaltenen Landgegenden die „Lustseuche" in erschreckender Weise verbreitet sein, und zwar in um so gefährlicherm Maße, als dagegen

*) Eros oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Kultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. 2 Bde. Stuttgart 1849. — Die Geschlechtsausschweifungen unter den Völkern der alten und neuen Welt geschichtlich und das Gewerbe feiler Weiber staatsrechtlich dargestellt. Leipzig 1848. — Dr. Phil. Löwe, die Hetären aller Zeiten und Völker. Berlin (1868). — Die Sinnenlust und ihre Opfer. Geschichte der Prostitution ꝛc. Berlin 1870.

sanitarische Schritte viel schwieriger sein müssen, als in bestimmt abgegrenzten Bezirken, wie die Städte sind.

Weit besser steht es indessen in dieser Beziehung noch in den nördlicheren kälteren Ländern Europa's, als in den südlicheren, wärmeren. Abgesehen von den bereits angedeuteten Verirrungen und Übelständen, ist dort die geschlechtliche Ausschweifung in manchen Gegenden gewissermaßen durch die Volkssitte organisirt. Erscheinungen dieser Art sind die „Kommnächte" und „Probenächte" im Schwarzwald, das Fensterln im bairischen Gebirge, der „Kiltgang" in der Schweiz, besonders im Kanton Bern und in den angrenzenden Gegenden; sie alle sind in ihren Einzelnheiten hinlänglich bekannt, das „Kilten" namentlich aus Jeremias Gotthelf's Schriften. Diese Sitten oder Unsitten (je nach der Auffassung) halten die Leidenschaften bis zu einem gewissen Maße im Zaum, und wenn sie auch einer Menge unehelicher Kinder das Leben geben, so verhindern sie doch eine eigentliche Prostitution.

Weit zügelloser lebt das Volk im heißen Süden, namentlich Italiens und Spaniens. Wol hat im erstgenannten Lande in unserm Jahrhundert das (im II. Bd. erwähnte) Cicisbeat und das Kastratenthum abgenommen, ja es können beide als so gut wie verschwunden betrachtet werden, allein damit ist keine Besserung eingetreten. Scham, Keuschheit und eheliche Treue sind, in Italien, wie in Spanien, unbekannte Begriffe, und der Ehebruch bildet nicht, wie im Norden (von den großen Städten freilich abgesehen) die Ausnahme, sondern die Regel. In beiden Ländern und wol auch in dem mit ihnen zusammenhängenden, sitten- und stammverwandten südlichen Frankreich, trägt die Geistlichkeit nicht nur nicht zur Regelung der Sitten bei, sondern arbeitet nach Kräften an ihrer Zerrüttung, wie Jeder bezeugt, der dort gelebt hat. Die Zügellosigkeit des größten Theils der Priester, namentlich aber der Mönche, ist sprichwörtlich, und es ist für ein Mädchen oder eine Frau selbst dort, wo man Alles wagt, der größte Schimpf, sich mit einem der elenden müßigen Kuttenträger einzulassen. Ohne alles Bedenken geben sich die schönen Töchter am Fuße des Appennin in der unverhüllten Pracht ihrer Reize zu Modellen für den Pinsel und Meisel der glücklichen Kunstjünger gegen Bezahlung hin, womit sie zwar der Kunst nützen, aber, da dies nicht ihre Absicht ist, ihr besseres Selbst leichtfertig zu Markte tragen. Und bei dem Volke, dessen höchster Genuß die blutigen Stiergefechte, wirkt, wenn auch nicht unbekleidet, doch mit desto frecherer Zurschautragung aller Geheimnisse der Liebe in Mienen und Geberden, der wollüstige Fandango zur Untergrabung edlerer Gefühle.

Beginnt schon mit den Städten als solchen, sie mögen noch so klein sein, irgend welche Prostitution, bald in Wirthschaften, bald in mehr oder weniger bekannten sonstigen Häusern, oder auch an vereinzelten Orten, in abgelegenen Straßen, Spaziergängen u. s. w., — ein Treiben, das je

nach den Gesetzen und herrschenden Übungen oder Anschauungen bald verfolgt, bald mehr oder weniger geduldet wird, so entwickelt sich dagegen diese große gesellschaftliche Krankheit förmlich zum weitausgedehnten Systeme in jenen großen geordneten, theils glänzenden, theils in Schmutz starrenden Steinhaufen, in denen es von Menschen wimmelt wie in Bienenkörben oder Ameisenhaufen von den betreffenden Insekten, und welche in ihrem ganzen Thun und Treiben ein furchtbarer, wenn auch leider unvermeidlicher Auswuchs unserer Civilisation sind. Wie es denn ganze Klassen verworfener Menschen gibt, die aus allen möglichen Leidenschaften ihren Nutzen ziehen, wie die falschen Spieler, die Diebe u. s. w., so nehmen neben diesen die der sinnlichen Unmäßigkeit dienenden Personen eine einflußreiche Stellung ein und umfassen eine Menge verschiedener Klassen. Die weitaus große Mehrzahl unter ihnen bilden die Dirnen, d. h. weibliche Personen, die sich Gewinns halber Männern hingeben. Es ist dies, wenn man so sagen darf, die normale Prostitution, und ihre Jüngerinnen bilden wieder drei deutlich geschiedene Abtheilungen, nämlich die gewerbsmäßigen Dirnen, welche ausschließlich der Wollust leben und sich entweder in einem besonders dazu bestimmten und eingerichteten Hause (Bordell) oder auf der Straße finden lassen, um dann mit Denen, mit welchen sie einig werden, abgelegene Orte zu besuchen, — dann Diejenigen, welche irgend einen Beruf, den sie sonst betreiben, z. B. den einer Putzmacherin, Näherin, Kellnerin, Dienstmagd u. s. w., gelegentlich zu Gunsten der Prostitution unterbrechen, und endlich Jene, welche von einzelnen Männern zu deren ausschließlichem Gebrauche unterhalten werden. Mit dem Heere der gewerbsmäßigen Dirnen, dem zahlreichsten in der Armee der Prostitution, stehen dann wieder andere Schaaren in Verbindung, welche sich zwar nicht der Prostitution ergeben, aber von ihr leben. Es sind dies die sogenannten Zuhälter, in Berlin „Louis" genannt, d. h. „Freunde, beziehungsweise Geliebte einzelner Dirnen, welche an ihnen mit bewundernswerther, eines bessern Gegenstandes würdiger Liebe hangen, ihren Verdienst, ja ihr letztes Besitzthum mit ihnen theilen und dafür nur zu oft — harte Behandlung, ja Mißhandlung ernten, ohne darum in ihrer Treue nachzulassen!"

Im Leben der Bordell- und Gassendirnen sind wiederholt die erschütterndsten Schicksalswechsel vorgekommen, wie sie kein Roman greller ausmalen kann. Solche, welche in Leckerbissen und Wein schwelgten, auf Seide schliefen, in kostbaren Stoffen und Brillanten stolzirten, kamen so herunter, daß die armseligste, schmutzigste Strohschütte ihr Lager wurde und das Nothwendigste an Speise und Trank ihnen mangelte. Ähnliches kommt auch bei den von Einzelnen unterhaltenen Prostituirten, bei Mätressen und Concubinen vor, welche nicht selten, wenn ihre Liebhaber ihrer satt sind oder sterben, zu Gassendirnen herabsinken.

Der geschlechtlichen Leidenschaft genügt jedoch die normale Prostitution nicht; es gibt auch eine abnorme und zwar sehr verschiedenartige. Hieher-

gehört zunächst die Ungeheuerlichkeit, daß es wollüstige Weiber gibt, welche die Scham- und Zuchtlosigkeit soweit treiben, zu ihrer Befriedigung — unsittliche Männer zu suchen, die sich für Geld hierzu verstehen. Noch tiefer aber steht jene Prostitution, welche nicht nur selbst abnorm ist, sondern auch einem ganz abnormen, unnatürlichen Triebe dient, wovon wir später zu handeln der Vollständigkeit wegen leider nicht unterlassen dürfen.

Der Ort, welchem die Ehre, Hauptsitz und Ausgangspunkt aller Prostitution Europa's zu sein, weder jemals streitig gemacht worden ist, noch werden kann, ist die Revolutions-, Moden- und Hetären-Capitale an der Seine, das „neue Babylon", wie es die Franzosen selbst nicht ohne Stolz nennen, — Paris. Wir knüpfen zur Zeit der Revolution an, in welcher wir dieselbe (Bd. II. S. 41) verlassen haben. Damals gab es keine Schranke der „freien Liebe"; ja dieselbe wurde von den Regierungen der „Wohlfahrt" sogar gehätschelt und großgezogen, indem man sie einerseits zur Ausspionirung mißbeliebiger Ansichten und Personen, beziehungsweise zur Fütterung der stets hungrigen und durstigen Guillotine, andererseits zur Nährung des Bedürfnisses nach Gloire benutzte. Die Dirnen liefen halbnackt in den Straßen herum und das vielgestaltige Palais-Royal (damals National und später Impérial, je nach Laune der grande nation) wurde das „erste Bordell der Welt". Dieselben Zustände dauerten auch unter dem Kaiserreiche des blutigen Korsen fort. Als aber die Bourbonen zurückkehrten, hoben sie die Freiheiten der Prostitution, die doch unter ihren Vorfahren so ungescheut geherrscht hatten, nach und nach auf; das Regiment des „Bürgerkönigs" aber trieb die Priesterinnen der Venus auch aus dem Palais-Royal aus. Seit dieser Zeit hat sich in Paris die sogenannte legale Prostitution ausgebildet, welche hinsichtlich der Ordnung und Organisation der geschlechtlichen Ausschweifung so viel geleistet hat, als in einem so entsittlichten Lasterpfuhl wie Paris nur möglich ist, wo die sinnliche Liebe gewissermaßen die Hauptbeschäftigung, das tägliche Ziel und Streben, das stete Denken und Trachten des größten Theils der Bevölkerung beider Geschlechter bildet.

Als ein Noviziat in dem Orden der Venus dient in Paris das sonderbare Amt der Sunamitinnen. Gestützt auf die bekannte Erzählung von der Erwärmung des altersschwachen und entnervten Wüstlings und Blutmenschen David, dieses Ideals frommer Seelen, durch ihm zur Seite gelegte junge Mädchen, glaubt man dort an die Wirksamkeit dieser Operation bei abgelebten Greisen, und Kupplerinnen verwenden hiezu junge, noch unberührte Mädchen gegen enorme Summen, und nach einer bestimmten Theorie, in welcher sich Habsucht und Aberglauben die Hände reichen. Nachdem diese Mädchen den Schwindel drei Jahre lang mitgemacht haben, treten sie in das Heer der — Buhlerinnen. Es gibt Angaben, nach welchen die letzteren in Paris die Zahl von fünfzigtausend erreichen. Eine andere Schätzung, welche nur die polizeilich anerkannten

Dirnen berücksichtigt, zählt deren etwa fünfzehnhundert „internirte", d. h. in Bordellen lebende und etwa fünftausend „isolirte", d. h. allein wohnende. Die Bordelle der Seinestadt zerfallen nach ihrer Ausstattung in vier Klassen, nach der Form der Gewerbsbetreibung aber in maisons fermées oder publiques, in welchen nur dort wohnende Dirnen, und in maisons de passe oder de tolérance, in welchen außer wenigen dort wohnenden auch anderwärts dahin bestellte benützt werden. Die Herschaffung der diesem „Berufe" sich widmenden Mädchen besorgen gegen reichliche Belohnung, eigene Kupplerinnen, Placeuses, Courtières oder Entremetteuses genannt; dieselben wählen ihre Rekruten aus der großen Zahl der elternlosen oder vom Hause geflohenen oder aus Diensten fortgeschickten Mädchen oder aus sonstwie Verlassenen und einsam Dastehenden. Oft machen auch die Bordellwirthe, meist Männer oder Zuhälter ehemaliger Dirnen, „Geschäftsreisen" zur Aufsuchung neuer Lockvögel.

Die Polizei überwacht die Eröffnung, Lage und Einrichtung neuer Bordelle genau, ordnet die sorgfältige fortdauernde Verschließung ihrer Thüren und Fenster an (so daß jedem Gaste besonders geöffnet werden muß), verpönt das Ausgehen ihrer Insassen auf Beute und sorgt für ihre öftere ärztliche Untersuchung, bei welcher die Geübten indessen vorhandene syphilitische Übel geschickt zu verbergen wissen. Den Weg zur Befriedigung des Hanges, dem diese Unglücklichen dienen, wissen alle Kellner der Kaffeehäuser und Gasthöfe und alle Miethkutscher zu weisen. Die Besuche beginnen meist Abends zwischen sieben und acht Uhr, und die Verlangten präsentiren sich denselben in einem mehr oder weniger eleganten Salon, bald in verschwenderischer Toilette nach neuester Mode, bald in nichts als einem Atlashemde, bald gar in Eva's Kostüm. In letzterm lassen auch manche Wüstlinge zur Erregung ihrer abgespannten Nerven durch die Unglücklichen — lebende Bilder der schamlosesten Art aufführen, wie hinwieder Vorsorge getroffen ist, Lüsternen zum unbemerkten Anschauen der geheimsten Scenen zu verhelfen! Auch cirkuliren in solchen Häusern die obscönsten Photographien. Die Besuche dauern bis gegen Morgen; manche übernachten auch völlig, — gegen höhere Taxen, — in den Armen der Schande. Nicht selten sind solche Lokale auch der Schauplatz wilder Excesse von Seite leidenschaftlicher oder rachsüchtiger Gäste, wie nicht minder unter den Dirnen aus Eifersucht oder anderen Gründen Kämpfe der scheußlichsten Art vorfallen, die ihrer Schönheit oft gefährlich sind. Viele gefallene Mädchen haben ihre Liebhaber, deren unentgeltlichen Besuch sie sich ausbedingen und denen sie sehr anhänglich sind; manche auch sind so ängstlich in Bezug auf Ansteckung, daß sie ihre Gäste selbst untersuchen; oft übernehmen die Wirthinnen selbst mit Skrupulosität dieses Geschäft.

Ein freieres Leben führen die „isolirten" Mädchen. Es gab und gibt ihrer eine große Anzahl von Gattungen, die ihren besonderen Namen führten und führen. In den dreißiger Jahren waren die „Grisetten" die

bekannteste und wohl auch die harmloseste derselben. Ohne viel Eigennutz und im Ganzen nicht gerade schamlos, gaben sie sich meist längere Zeit einem Einzigen, einem Studenten, Künstler oder andern gebildeten jungen Mann hin, mit dem sie oft zusammenlebten, um nach seinem Weggange eine andere Liaison einzugehen. Nicht selten wirkte ein solches Verhältniß veredelnd auf sie und endete wol gar mit einer Heirat. Diese oft liebenswürdige Race, welche Eugen Sue in seiner „Rigolette" zeichnet, ist leider ausgestorben und hat, namentlich seit dem fäulnißreichen zweiten Kaiserreiche, gelt- und genußsüchtigen, aller Herzensregungen baaren und schamlosen Geschöpfen Platz gemacht. Diese Lorettes, Cocotten, Biches und wie sie Alle heißen, benutzen Liebe, Anmut und Eleganz nur zur Maske der niedrigsten Leidenschaften und verrathen, bestehlen oder betrügen ohne Gewissensbisse Den, dem sie sich hingeben. Oft stecken sie auch in heimlichem Bunde mit den gefährlichsten Industrierittern, denen sie ihre Beute in's Garn jagen. Die Rendez-vous mit solchen Personen sind die erwähnten Maisons de passe, welche in ihren geringeren Abarten oft die Erdgeschoße ganzer Straßen einnehmen, in denen es zuweilen, namentlich wenn Matrosen dahin kommen, recht gemein, roh und selbst blutig zugeht. Die gemeinen Dirnen ergeben sich stark dem Trunke und sind bis zum Ekel schamlos.

Die Zustände der Prostitution in den übrigen größeren Städten Frankreichs, sowie die denselben nachgeahmten der Hauptstädte Belgiens, der Niederlande und Spaniens*), sind denen von Paris analog. In unsern Tagen hat aber die revolutionäre „Commune" jener Weltstadt, welche so eifrig darauf bedacht schien, alle Sympathien für Frankreich, welche sich während des Krieges mit Deutschland manigfach gebildet, zu zerstören, den Ruhm erwerben zu sollen geglaubt, — die Sittenpolizei abzuschaffen und die „freie Liebe" der Revolution wieder einzuführen.

Ganz anders als in Frankreich und in den von ihm beeinflußten Ländern sind die Verhältnisse der Prostitution in Italien. Dieselbe ist dort in keiner Weise geregelt oder beaufsichtigt, sondern, — sogar in Rom, völlig freigegeben, wovon denn auch ein ausgedehnter Gebrauch gemacht wird. Die der Venus huldigenden Damen geben sich in ihren auf die Straßen mündenden Gemächern öffentlich den Blicken der Vorübergehenden preis um sie anzulocken. So in Florenz und Neapel. In Genua soll die gesammte weibliche Bevölkerung, die höchsten Stände nicht ausgenommen, ein zuchtloses Leben führen.

Höchst roh und unverfeinert waltet die Prostitution in Petersburg, wo jährlich tausend syphilitische Fälle behandelt werden.

---

*) In Lyon kommen jährlich gegen fünfhundert, in Brüssel und Haag etwas über zweihundert, in Madrid — zweitausendfünfhundert syphilitische Erkrankungen vor!

Wir kommen zu den deutschen Großstädten und beginnen unter ihnen mit der neuen Kaiserresidenz.

Berlin erhielt im Jahre 1792, in Folge der allseitigen Entwickelung seiner Verhältnisse, ein neues Bordellreglement, und gleichzeitig wurde auch eine „Heilungskasse" für Prostituirte gegründet, in welche Jede dieser Unglücklichen einen monatlichen Beitrag zu legen hatte. Im Jahre 1795 hatte die preußische Hauptstadt auf einhundertdreiundsiebzigtausend Einwohner bereits zweihundertsiebenundfünfzig polizeilich eingezeichnete öffentliche Dirnen und auf sechstausendsechshundertundsechzig Häuser vierundfünfzig Tempel der Venus. Die französische Invasion von 1806 verschlimmerte diese Verhältnisse noch bedeutend, und seit dieser Zeit wurde auch über Zunahme der Syphilis geklagt. Die Franzosen, nach welchen das Volk diese Krankheit stets benennt, und die ohne Zweifel das Meiste zu ihrer Verbreitung beigetragen, waren so naiv, sich bei den preußischen Behörden darüber zu beklagen. Die in Folge dessen vorgenommene Untersuchung ergab unter der auf einhundertfünfzigtausend Seelen herabgesunkenen Bevölkerung Berlins vierhundertdreiunddreißig eingeschriebene und — siebenhundertvierundsechzig nicht eingeschriebene Dirnen! Die Demoralisation war so groß, daß — Mädchen von kaum dreizehn Jahren auf den Straßen herumlungerten und — sich den französischen Soldaten anboten. Nachdem die Invasion aufgehört, nahm auch die Prostitution in Berlin wieder ab. Im Jahre 1810 waren die Bordelle auf dreiundvierzig vermindert; aber noch wütete die Syphilis arg, besonders in der preußischen Armee. Unter solchen Umständen erhob sich starke Opposition gegen die Duldung von Bordellen, welcher der König 1809 so weit folgte, daß er diese Anstalten aus allen stark besuchten Straßen verbannte, und die Stadtverordneten erklärten die Bordellwirthe des Bürgerrechtes verlustig. Seit 1810 wurden denn auch keine Concessionen mehr zur Errichtung derlei Anstalten ertheilt. Hartnäckig aber bestanden die alten fort, und seit 1828 wurden wieder heftige Klagen ob des mit denselben verbundenen Skandals laut, welche endlich, nach wiederholten Bitten und Eingaben, 1839 zu einem königlichen Befehle führten, der sämmtliche Bordelle, damals dreiunddreißig an der Zahl, an die „Königsmauer" verbannte, wo nun eine Kupplerstadt im Kleinen bestand, in welcher natürlich kein ehrbarer Mensch mehr wohnte. Man kann sich das dortige Leben denken, oder vielmehr man kann es nicht, wenn man solche Dinge nicht aus Erfahrung kennt. Das polizeilich für den Beruf einer Dirne vorgeschriebene vierundzwanzigste Altersjahr umging man durch Fälschung von Taufscheinen. Die dem fraglichen Institute bewiesene Verachtung erhellt aber schon daraus, daß in dem polizeilichen Vertrage zwischen einer Kupplerin und einer ihrer Untergebenen Letztere geradezu H... und ihr Gewerbe H...rei genannt wurde. Es geschah dies noch im Jahre 1820. An der „Königsmauer" ging es bunt genug zu; die Dirnen führten ein müßiges, flottes

und schändliches Leben und saßen halb entkleidet an den Fenstern, um die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, wie sie auch, der Polizei zum Trotz, Wachen aus ihrer Mitte auf die Treppe und vor die Thüre stellten. Mit dem Dunkelwerden aber begann unter ihnen und ihren Gästen ein wildes Singen und Jubiliren zu dem Geklimper von Harfenspielerinnen, unter dessen Tönen ein Paar um das andere — in die oberen Stockwerke verschwand. Für den Fall von Tumult und Streit war für handfeste „Ritter“ der sauberen Schönen gesorgt. Der Kuppler, welches Geschäft aber in der Regel ein Weib ausübte, schenkte Getränke bis zu dem sechsfachen Preise gewöhnlicher Wirthschaften aus, durfte aber seine Kinder nicht in dem Hause der Schande erziehen. Häufig genug waren die Bordelle auch die Schlupfwinkel von Dieben und Diebshehlern. Es gingen hier „Mysterien“ vor, welche kein Eugen Sue verewigt hat. Seit dem Jahre 1842 begannen sich die Nachbarn der „Königsmauer“ gegen das dortige schändliche Leben und Treiben zu beschweren, namentlich da sich dasselbe in besonders verletzender Weise auch bei Trauungen und Taufen aus dem Kreise der Bordellbewohner geltend machte, indem dabei der Pöbel seinem Hohn freien Lauf ließ. Die Regierung wußte diesen Klagen gegenüber keinen andern Ausweg, als die völlige Aufhebung der Bordelle, welche denn auch das Ministerium des Innern 1843 insofern anbahnte, als es auf dreimalige Verletzung des Bordellreglementes unnachsichtliche Entziehung der Konzession folgen zu lassen erklärte. Die Erwartung, daß dies ein Todesstoß für jene Anstalten sein würde, wurde jedoch nicht erfüllt, und im Jahre 1844 war noch Veranlassung zu einem solchen Unwillen gegen die Bordelle, daß eine Kabinetsordre dieselben mit Ende des Jahres 1845 zu schließen befahl. Doch, dieser Maßregel folgte noch bitterere Enttäuschung als jener; die Prostitution breitete sich nun im Geheimen, aber unaufhaltsam, über alle Straßen aus, und mit ihr der fürchterliche Schatten, der ihr überall folgt, die Syphilis. — Diese Ergebnisse waren so erschütternd, daß seitdem die preußische Regierung im Felde der geschlechtlichen Moral den Kompaß noch nicht gefunden hat und noch nicht im Reinen ist, ob Regelung der Prostitution oder Unterdrückung derselben das Richtige sei. Der erwähnten Unterdrückung folgte 1851 die Wiedereröffnung und 1854 neuerdings die Schließung der Bordelle, die aber erst 1856 vollendet war. Seitdem ist die Prostitution in Berlin zu einer Macht geworden und durchsäuert die dortigen Verhältnisse in einer Weise, daß ihrem Einflusse kein irgendwie der Oeffentlichkeit angehörendes Lokal mehr entgeht, — von ihren geheimen Orgien vollends zu schweigen. Die Aufhebung der Bordelle hat zur Folge gehabt, daß nicht nur der Unerfahrene, sondern auch jeder nicht selbst durch die Brandung des Meeres der Sinnenlust Geschwommene, die Grenze zwischen Schande und Ehrbarkeit nicht mehr wahrnehmen kann. Unter der anständigsten Maske hat sich oft die furchtbarste Fäulniß verborgen; es fehlt nicht an Ehegatten,

welche im selben Hause getrennt leben und jeder seine eigenen Bekanntschaften hat, an Männern und Vätern, welche von der Schande ihrer Frauen und Töchter Vortheil ziehen, an Müttern, welche dem verzogenen Sohne selbst die Kupplerin für seine Gelüste machen, an Eltern sogar, welche für empfangene Wohlthaten dem Urheber derselben — die Blüte der heranwachsenden Tochter zum Lohne anbieten! Die Prostitution ist nicht mehr an gewisse Lokale gebannt, — sie ist überall, sogar in Droschken, die man dann ihres langsamen Fahrens wegen — Porzellanfuhren nennt. — Dabei ist aber auch anzuerkennen, daß sie in neuester Zeit den rohen und gemeinen Charakter, den sie früher trug, mehr und mehr verliert, daß ihre Jünger nicht nur die bloße thierische Fleischeslust, sondern mit derselben auch ästhetische Genüsse, geistreiche Unterhaltung zu verbinden suchen, und daß die ehemalige Frechheit und Schamlosigkeit der Dirnen in bedeutendem Abnehmen begriffen ist und einer Art (wenn man hier so sagen darf) Bescheidenheit Platz macht, welche gleichsam für die Thatsache um Entschuldigung bittet, daß die Prostitution bei der Beschaffenheit der Menschen und unter den bestehenden Verhältnissen leider ein nothwendiges Übel ist. Auch soll neben dem unter diesen Unglücklichen, welche oft nichts besitzen als ihren Körper und dessen ganze Bekleidung in der Regel miethen, stark vorhandenen Hange zum Lügen und Stehlen und zur Unmäßigkeit im Trinken, doch bei der Mehrheit Gutmütigkeit, ziemliche Reinlichkeit, ja sogar ein gewisser Grad von Schamhaftigkeit vorherrschen. Neben der noch von der frühern Rohheit herrührenden Dirnensprache, einer Schwester der Diebssprache, und den derselben entsprechenden Spitznamen gefallen sich die Bedauernswerthen in der Annahme schönklingender Namen aus Romanen. So scheint sich ein Übergang vorzubereiten zu einer Auffassungs- und Anschauungsweise dieser heikeln Sache, welche von der bisherigen wesentlich verschieden ist. Die Heuchelei, welche im Geheimen dem rohen, unverfeinerten Laster fröhnte und dasselbe zu gleicher Zeit öffentlich mit Entrüstung von sich wies, weicht dem Bekenntniß, daß weder jeder Mensch für das solide, bürgerliche Eheleben geschaffen, noch durch die Verhältnisse zur Eingehung desselben begünstigt ist, daß die verzehrende Leidenschaft, von der wir sprechen und die jedenfalls auf einer Abnormität der Natur beruht, wie wir bereits (oben S. 135) andeuteten, ihre Abzugskanäle zum Schutze der ehrbaren Frauen und Töchter haben muß, daß aber auch zugleich die fortgeschrittene Bildung das Verlangen stellt, auch diesen nicht wegzuläugnenden mächtigen Trieb möglichst zu veredeln durch eine Art uninteressirten, unbefangenen Kultus der Schönheit. Es können dies nur entweder Heuchler oder von der Natur mit Fischblut Begabte bestreiten. Dieser unabweisbaren Thatsache hat denn in neuester Zeit namentlich Berlin Rechnung getragen. Den älteren Lokalen zur Benützung der in sinnlicher Hinsicht Ungenügsamen, welche noch beinahe ganz in der alten Rohheit stecken, sind solche an die Seite getreten, welche das unglaublichste

Raffinement überzuckerter Sünde zur Schau tragen. Zu den ersteren gehören die abgetheilten Kabinette der Weinkeller, welche z. B. in den „Rittern vom Geiste“ eine Rolle spielen, und die „Nachtkonditoreien“. Viel wichtiger und folgenschwerer sind aber die vielen Tanzlokale, deren es von den einfachsten bis zu den mit dem großartigsten Luxus ausgestatteten gibt. Solche alle Sinne berauschende, feenhaft ausgeschmückte Saalgebäude mit ihren prachtvollen Logen entstanden namentlich in den letzten Jahren, und zwar ohne die Absicht, der Prostitution zu dienen. Aber die Gewohnheit der anständigeren Berliner, sich in ihre Familien zurückzuziehen und öffentliche Lokale nicht zu besuchen, außer etwa einmal aus Neugierde, hat die angedeuteten Vergnügungsorte zu Haupttummelplätzen der zügellosesten Sinnlichkeit gemacht, und neben schöngeschmückten Dirnen, die dem Uneingeweihten als Damen erscheinen, treiben dort Spieler und Diebe, namentlich die sogenannten „Bauernfänger“, unter der Maske eleganter Herren ihr Wesen. Zu den glänzendsten dieser Lokale gehört das „Orpheum“ mit seinem märchenhaften Glassalon, dem Pavillon, in welchem — eigens bestellte Pariser den Cancan — hoffentlich jetzt nicht mehr — tanzen, und dem bezaubernden, fontänen-, lauben- und blumenreichen Garten; am nächsten kommen ihm das Ballhaus in der Joachimsstraße, das unter den Linden, die Villa-Colonna, die Villa Nova und andere. Weit umfangreicher und prachtvoller ist aber Kroll's Etablissement mit seinem ein geschmackvolles Theater umfassenden Königssaal und seinen anderweitigen eleganten Räumlichkeiten, in denen sich die sogenannten feineren Dirnen lustig machen und treffen lassen, welche nicht auf den Gassen streifen, sondern in ihren Wohnungen — empfangen oder auch bei Kupplerinnen Stelldicheins gewähren. Ähnliche Zwecke erfüllen die zahlreichen Cafés chantants, die sich aber, wie z. B. die Tonhalle, die Walhalla und andere, neulich meist in kleine Theater verwandelt haben und im Ganzen Kopien ähnlicher Pariser Anstalten sind. Die Absteigequartiere, welche die Sirenen solcher Lokale mit ihrer Beute besuchen, sind zudem der Sammelplatz frivoler Personen beider Geschlechter, und unter den Damen soll es nicht nur solche geben, welche um des Gewinnes, sondern auch solche, welche um des Vergnügens oder gar der Sinnlichkeit willen hinkommen, ja sogar Töchter und — Frauen anständiger Familien, deren Angehörige von dieser Ungeheuerlichkeit nichts ahnen! Die Berliner Polizei duldet solche Schlupfwinkel nicht und nimmt sie aus, sowie sie dieselben auskundschaftet, wie es ihr überhaupt nachzurühmen ist, daß sie strenger als dies in irgend einer andern Großstadt der Fall ist, über die Prostitution wacht und dieselbe nur soweit duldet, als sie gegenüber den thatsächlichen Verhältnissen dazu gezwungen ist.

Dem steten Schwanken Berlins zwischen Gestattung und Unterdrückung der Venustempel gegenüber finden wir ein konstantes Verfahren in der großen Freistadt Hamburg. Nachdem dort noch im vorigen

Jahrhundert die größte Sittenstrenge geherrscht (s. Bd. II. Zusätze), brachten zuerst die der französischen Revolution entfliehenden adeligen Emigranten lockere Ansichten und Gewohnheiten dahin, noch mehr aber später die französischen Heere Napoleons. Der Prätor Abendroth verfaßte 1807 das erste Bordellreglement, welches den Dirnen eine Taxe von zwei Mark jährlich auferlegte. Ein anderes solches erließ der französische Generalkommissär d'Aubignose während der Besetzung Hamburgs durch die Soldaten des Empire. Von 1814 bis 1825 unterblieb die Erhebung jener Taxe, wurde dann aber wieder eingeführt. Im Jahre 1812 waren fünfundsiebzig Dirnen eingeschrieben, 1824 aber schon fünfhundert in etwa neunzig Häusern und gegenwärtig existiren gar hundertneunundvierzig Bordelle mit elfhundert deren Bestimmung erfüllenden Personen, — was von dem zunehmenden Handels- und Seeverkehre Hamburgs herrührt, der stets eine große Menge kräftiger und während ihrer Seereisen natürlich zur Enthaltsamkeit gezwungener Matrosen in die belebte Stadt bringt. Das neueste Bordellreglement, das sogenannte Blau-Buch, erschien im Jahre 1834. Die Hamburger Polizei geht von dem Grundsatze aus, daß die Prostitution nicht zu vermeiden sei, überwacht sie aber strenge, und ein eigener Beamter hat sich mit diesem wenig beneidenswerthen Geschäftszweige zu befassen. Unter seiner Aufsicht vermitteln Kupplerinnen die Übergabe geeigneter Persönlichkeiten an die geduldeten Bordellwirthe, und er besorgt deren ärztliche Untersuchung und Einschreibung. Wirthe und Dirnen zerfallen in drei Klassen, welche monatlich drei, zwei und eine Mark zu entrichten haben, von welchen Anordnungen die St. Pauli-Vorstadt abgesondert ist, aber nicht minder streng beaufsichtigt wird. Äußerst zahlreich sind die Straßen, in denen der Venus gehuldigt wird; die feinste unter denselben ist aber die Schwiegerstraße, in welcher große Ordnung und Reinlichkeit und ziemlich sicherer Schutz gegen Ansteckung herrschen soll. Dann geht es in anderen Straßen stufenweise abwärts und immer gemeiner zu, bis am Ende die schmutzigsten und rohesten Matrosen aller Nationen die gewöhnlichsten Stammgäste der baufälligen und winklichten Unzuchtshäuser sind. Die Polizei gestattet aber überdies auch einzeln wohnenden Dirnen die Ausübung ihres „Berufes", der sie entweder ihre Gäste zu Hause erwartend, oder Abends die Straßen durchziehend, nachgehen. Es gibt Unglückliche, welche ihrer Schmach bis in hohes Alter (!) leben und leider auch solche, welche dieselbe zu Diebereien benützen. Umsonst sind die Streifzüge, welche die Polizei von Zeit zu Zeit gegen diese Auswürflinge der „Civilisation" unternimmt, um sie einzufangen und dem Strafarbeitshause zu überliefern.

Während in den übrigen norddeutschen Städten die Prostitution entweder nach dem Muster von Berlin oder von Hamburg behandelt wird, besteht, nach italienischer Weise, gar keine Regelung in den süddeutschen und österreichischen Städten, unter welchen natürlich in Wien die größten Ausschweifungen stattfinden. Es war erst im Jahre 1863, daß hier der

Gemeinderath bei der medicinischen Fakultät der Hochschule ein Gutachten darüber einholte, ob es zweckmäßig wäre, öffentlich geduldete Bordelle einzuführen. Das Gutachten lautete, auf die geringen moralischen und sanitarischen Erfolge der Regelung dieses Lasters in anderen Städten gestützt, — verneinend. Manche Organe der Presse waren anderer Ansicht und wiesen auf die kolossale Schamlosigkeit der zwanzigtausend vagirenden Wiener Dirnen und die stete Zunahme der Syphilis hin, welchen Thatsachen gegenüber die Verhältnisse Berlins weit harmloser seien.

Die größte Zuchtlosigkeit in Europa aber, gegen welche die Zustände in Berlin, Wien und Hamburg, ja sogar in Paris, noch moralisch sind, wütet in der Hauptstadt des frommen Englands, freilich auch der größten Stadt des Erdballs, — in London. Der scheußlichste Zug der dortigen Prostitution, von welchem der Kontinent wenig weiß, ist der Mißbrauch, ja die systematische Verführung und der schamloseste Verkauf unreifer und halbreifer Mädchen, von denen das zarte Alter zwischen zehn und sechszehn Jahren über ein Drittheil der Prostituirten ausmacht! Schon im zartesten Alter leiden beide Geschlechter an der Syphilis, welche im Jahre nicht weniger als achttausend tödtliche Opfer fordert, die mit dem Leben davonkommenden also gar nicht gerechnet! Von den an Zahl wahrscheinlich achtzig- bis neunzigtausend Dirnen Londons kennt die dortige Polizei nur etwa zehntausend in 1352 Bordellen und 516 Wirthschaften. Die Bordellwirthe lassen ihre lists of ladies mit ausführlicher Beschreibung der Reize derselben (!) drucken und öffentlich verkaufen, wobei in wenigen Tagen bis auf vierzehntausend Exemplare abgesetzt werden! Den Bedarf dieser Wirthe schaffen über fünftausend Kupplerinnen herbei, und nur allzuhäufig verfallen die Prostituirten auch dem Verbrechen, indem sie auf zehntausend demselben verfallene Personen durchschnittlich dreitausendsechshundert stellen. Herren der Geltaristokratie feiern mit Dirnen zu hunderten zügellose Orgien! Ähnlich, im Verhältnisse der Bevölkerung, sind die moralischen Zustände Edinburghs, wo sogar Pfarrerstöchter dem schmählichen Gewerbe obliegen und zwei Drittel der Prostituirten nicht über zwanzig Jahre zählen! — In neuester Zeit hat Großbritannien, das auf Reisen stets sein holy book mitschleppt und sich überall seinen divine service halten läßt, arge Skandale erlebt, namentlich in den höchsten Ständen, wobei sogar der Thronerbe verwickelt wurde. Ebenso ist man dem schändlichen Institute der baby-farmings auf die Spur gekommen, in welchem Kinder im Einverständnisse mit deren unnatürlichen Eltern, zu Tode — gefüttert werden!

Den europäischen Großstädten gibt das „Babylon der neuen Welt“, New-York, an Sittenlosigkeit nicht viel nach. Die gewöhnlichsten Orte der Prostitution in dieser Riesen-Kolonialstadt werden betitelt „Basement mit freundlicher Bedienung“*). Es sind dies Kellerwirthschaften, kennt-

*) Nach Th. Griesinger, lebende Bilder aus Amerika. Stuttgart 1858.

lich durch Vorhänge von weißer und irgend einer andern grellen Farbe daneben, und durch lockende Inschriften, wie z. B. zum stillen Vergnügen, zum Venustempel u. s. w. Diese Wirthschaften werden leider meist von Deutschen aus den Hansestädten oder der Nordseegegend geleitet. Die „Hauptsache" in denselben sind zwei bis zwölf gefällige Mädchen von achtzehn bis dreißig Jahren, meist Jüdinnen, welche ihre Zärtlichkeiten in zu diesem Zwecke im Keller angebrachten Verschlägen mit den nöthigen Bequemlichkeiten ertheilen. Die Gäste werden gehörig zum Trinken verleitet und die Dirnen sind in dieser Kunst äußerst bewandert, namentlich soweit sie „Gebranntes" betrifft. Die Gäste verlieren jedoch nicht nur die Nüchternheit da unten, sondern auch oft Geld und Uhr oder sonstige Kostbarkeiten, — von der Gesundheit nicht zu sprechen. Die Polizei wird vom Wirthe bestochen, nichts gegen ihn zu unternehmen, derselbe macht ein gutes Geschäft, und die Dirnen werden früh alt und häßlich und verfallen dem Spital oder Friedhofe.

Höher stehen die „Damen", welche besonders in Mercerstreet oder anderen „stillen" Straßen hübsche und fein ausgestattete Backsteinhäuser bewohnen, und zwar ihrer zehn oder zwölf zusammen, Alle junge und schöne, aber heruntergekommene und entartete Töchter höherer Stände, meist Amerikanerinnen. Jede hat ihr eigenes elegant möblirtes Zimmer; das Ganze aber steht unter der Leitung einer sogenannten „Madame", und Nachts geht es im „Salon", wo die Schönen von den Besuchern getroffen werden, bei Pianotönen und Champagnerknallen lustig zu, während ein Paar um das andere verschwindet, bis gegen Morgen. Das Ende der Herrlichkeit ist aber auch hier das Spital oder — die Straßenprostitution. Die letztere ist in New-York ein Abgrund von Schande und Gemeinheit, am Tage unter Schmutz starrend, betäubt durch Branntwein und Tabak, Nachts auf der Jagd nach leichtfertigen Männern, die in den Lasterhöhlen, wohin sie geführt werden, nicht allein ihr Eigenthum, sondern manchmal auch beinahe oder ganz das Leben verlieren. Der Thörichte wird entweder während des Schlafes bestohlen oder durch den eindringenden angeblichen Mann oder Bruder der Dirne beraubt und geprügelt, bei heftigem Widerstande auch erschlagen. Diese Sirenen aber enden scheußlich, sie verfaulen bei lebendem Leibe! Eine in New-York blühende Institution ist auch die sogenannte freie Liebe, die sich aber nur Reiche erlauben können. Man versteht darunter Zusammenkünfte von besonders eingeladenen Herren und Damen, welche sich in sehr leichter Bekleidung mit Tanz und nachher mit noch Anderm unterhalten, aber Alles unter dem Genusse des höchsten Luxus. Ähnliche Zustände herrschen auch in den übrigen amerikanischen Großstädten.

Neben den geschilderten Ausschreitungen im Gebiete der sinnlichen Liebe zwischen den beiden von der Natur aufgestellten Geschlechtern war es unserer Zeit seltsamer Weise vorbehalten, auch jener sonderbaren und

dem nach gewöhnlicher Art organisirten Menschen unbegreiflichen Gattung von sinnlicher Liebe, nicht nur zu huldigen, sondern auch das Wort zu reden, welche man die griechische zu nennen pflegt, weil sie bei diesem Volke in seiner Blütezeit in ausgedehnter Weise geherrscht hatte (s. Bd. II. S. 99). Seitdem der „göttliche" Platon in seinem „Phädros" und in seinem „Symposion" dieselbe an der Hand einer drolligen Mythe zu erklären versucht und seine berühmte Parallele zwischen den beiden „Wagenrossen" der reinen und der unreinen Männerliebe gezogen, was in neuerer Zeit die komische Wirkung gehabt hat, von einer „platonischen" Weiberliebe(!) zu träumen, die niemals existirt hat, außer etwa im Gehirn einiger romantischer Dichter, — seitdem hatte man vom hellenischen „Eros" nichts mehr vernommen, ausgenommen von seinen scheußlichsten Verirrungen, welche das Mittelalter und die ihm zunächst folgende Zeit als ein des Feuers würdiges Verbrechen der Ketzerei und Hexerei an die Seite setzte. Da erschien im Jahre 1836 zu Glarus in der Schweiz ein von einem sonst unbekannten Manne, dem zum literarischen Autodidakten gewordenen Geschäftsmanne Heinrich Hößli, verfaßtes Buch unter dem wunderlichen Doppeltitel „Eros. Die Männerliebe der Griechen; ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten" und „Die Unzuverlässigkeit der äußeren Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung, für Sitten-, Natur- und Völkerkunde." Im Jahre 1838 folgte zu St. Gallen der zweite Band nach. Als Veranlassung seiner Schrift gibt der Verfasser die Hinrichtung des Advokaten Desgouttes an, welcher am 30. September 1817 zu Aarwangen im Kanton Bern wegen Ermordung eines jungen Mannes, seines Schreibers, den man für seinen „Liebling" hielt, gerädert wurde. Die gedruckte Darstellung des Kriminalfalles läßt zwischen den Beiden nichts als innige Freundschaft stattfinden, hüllt jedoch die Motive zu der Schauerthat in undurchdringliches Dunkel. Hößli's Buch aber wurde im Kanton Bern verboten und verfolgt. — Dasselbe ist breit, schwülstig und verworren geschrieben, und der kurze Sinn seiner langen Rede ist der, daß die Bestrafung der Liebe zwischen Männern ein ebenso fluchwürdiger Mißbrauch sei als die Hexenprocesse, und gleich diesen ein Ende nehmen müsse, was mit zahlreichen, von seltener Belesenheit zeugenden Citaten nachzuweisen versucht wird. Aus dem Buche spricht hohe Begeisterung für alles Schöne und Gute, namentlich für die Griechenwelt, über deren Zurücksetzung gegenüber der Judenwelt im christlichen Kirchensysteme sich der Verfasser mit Recht empört. Kein unanständiges Wort kommt im Buche vor, das die existirenden scheußlichen Entartungen der von ihm vertretenen Sache selbst mit Entschiedenheit verurtheilt.

Das Werk Hößli's wurde wieder vergessen, und es erschien keines von ähnlichem Inhalt, bis vom Jahre 1864 an eine Reihe von Broschüren

unter dem gemeinsamen Titel „Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe" und wieder jede unter einer besondern Benennung, auftauchten. Der Verfasser nannte sich zuerst „Numa Numantius", trat aber später aus dem Schleier der Pseudonymität hervor, als „Karl Heinrich Ulrichs, hannoverscher Amtsassessor a. D." Seine Schriften, in denen er sich, ohne anfangs von Hößli etwas gewußt zu haben, zum Anwalte einer mehr nach ihren Ausschreitungen als nach ihrem eigentlichen Wesen bekannten und daher unter dem Publikum tief verabscheuten und grimmig gehaßten Sache zu machen den Mut hat, haben bis 1871 die Zahl von elf erreicht und stellen folgende Theorie auf.

Mit der Unterscheidung der Menschen in die bekannten beiden Geschlechter seien die thatsächlichen geschlechtlichen Verhältnisse keineswegs abgethan. Während nämlich die weitaus meisten Menschen durch ein tief eingewurzeltes Naturgesetz in ihren sinnlichen Neigungen stets zu dem entgegengesetzten Geschlechte, also die Männer zu den Weibern und umgekehrt hingezogen werden, — gebe es eine Minderheit von Personen männlichen Geschlechtes, welche sich nicht vom weiblichen, sondern vom männlichen Geschlecht angezogen fühlen. Diese Menschen nennt Ulrichs, nach der ihnen von Platon beigelegten mutterlosen Abstammung von Uranos (Symposion Kap. 8 und 9), „Urninge", die weiberliebenden Männer dagegen, nach der Abstammung ihrer Neigung von Dione, Mutter der Venus, „Dioninge". Die Urninge, sagt er, lieben keineswegs, wie oft aus Mißverstand des griechischen Wortes παῖς geglaubt wird, — Knaben, sondern erwachsene junge Männer, und auch Diese, mit Ausnahme verhältnißmäßig seltener verworfener Wüstlinge, keineswegs in der jedes Gefühl empörenden Weise, welche man gemeinhin παιδεραστία zu nennen pflegt, sondern, soweit sie überhaupt der Sinnlichkeit huldigen, per masturbationem mutuam, was allerdings für die normalen Menschen eklich genug, aber doch lange nicht so abstoßend ist, wie das andere. Es gibt der Urninge eine sehr große Anzahl, und zwar, wie Ulrichs glaubt, durchschnittlich einen auf fünfhundert erwachsene Männer oder auf zweitausend Seelen. Von diesen Leuten glaubt nun Ulrichs vor Allem, daß ihnen ihre Neigung angeboren sei, und erklärt dies Phänomen dadurch, daß ein Urning kein wahrer Mann sei, sondern vom Manne in der Regel blos die Genitalien, die übrigen körperlichen und geistigen Eigenschaften aber, sämmtlich oder theilweise, vom Weibe habe. Ulrichs drückt dies aus: anima muliebris, virili corpore inclusa, welches letztere Wort er später verbesserte: innata, in welcher Ausdrucksweise allerdings noch der alte abgethane Dualismus von Leib und Seele spukt.

Durch zahlreiche Beispiele sucht nun Ulrichs derlei als „weiblich" geltende Eigenschaften bei den Urningen nachzuweisen; mit Sicherheit kann er dies jedoch nur in Bezug auf die Eigenschaft, von welcher er eben aus-

geht, nämlich auf den Geschlechtstrieb, welcher bei den Urningen ein weiblicher sei und sich eben deshalb auf Männer richte; derselbe sei daher keineswegs unnatürlich, und die Dioninge haben kein Recht, ihn so zu nennen, — weil sie ihn nicht fühlen. — Alle übrigen „weiblichen" Eigenthümlichkeiten kommen nun aber entweder nur bei einzelnen Urningen oder dann auch bei zahlreichen Dioningen vor, wie ja die tägliche Erfahrung lehrt, daß es eine Menge Männer von als weibisch geltendem Charakter gibt, welche doch hinlängliche Beweise dafür abgelegt haben, daß sie keine Urninge sind! Die Ulrichs'sche Theorie hat daher sehr schwache Seiten. Was bei vielen oder auch bei fast allen weiblichen Personen, mit Ausnahme der Genitalien, vorkommt, ist deshalb noch nicht ohne Willkür geradezu als „weiblich" zu bezeichnen, so wenig wie Alles, was die Männer gewöhnlich kennzeichnet, geradezu als „männlich", indem solches oft anerzogen oder durch Vorurtheile herbeigeführt ist. Die Begriffe „männlich" und „weiblich" oder „weibisch" sind daher, soweit sie sich nicht auf das Geschlechtsleben selbst beziehen, höchst schwankend. Die Ulrichs'sche Theorie bewegt sich übrigens in einem Zirkelschlusse: Weil die Urningsliebe so ist, ist sie angeboren, und weil sie angeboren ist, — ist sie so! Wir, die wir derselben nicht unterworfen sind, müssen die aufgestellten Behauptungen eben — Behauptungen sein lassen, und sind der Ansicht, es lasse sich vom Urningthum nichts Anderes nachweisen, als daß es eine Abnormität, eine Verirrung der Natur ist. Daß es in manchen Fällen angeboren sein könne, geben wir schon zu; allein wir glauben, es sei auch gewiß oft angeeignet, sei es durch Erziehung, durch Beispiel oder durch Mangel an passendem weiblichem Umgange. Gerechtfertigter als Herrn Ulrichs anthropologische Theorie scheint uns sein kriminalistischer Standpunkt, wenn auch aus anderen Gründen, als denjenigen, auf die er sich stützt, und es ist dies auch der eigentliche Kern seiner Agitation. Weil er die urnische Neigung für angeboren hält, erklärt er auch ihre Bestrafung für unberechtigt, — oder vielmehr, da die Neigung als solche nirgends bestraft wird, — ihre Äußerungen, sofern sie nicht solchen entsprechen, die auf der dionischen Seite ebenfalls bestraft werden. Nach unserer Ansicht sollte überhaupt jede Gesetzgebung den Grundsatz festhalten, nur Rechtsverletzungen seien zu bestrafen. Bloße Immoralitäten, oder was man dafür hält, gehen den Staat nichts an, und werden auch, mit einziger Ausnahme des Uranismus, thatsächlich nicht bestraft. Wer bestraft z. B. das Lügen, die Trunkenheit, das Hazardspiel, die Unzucht mit Weibern u. s. w., ausgenommen in Fällen öffentlichen Ärgernisses? Eine solche ausnahmsweise Behandlung aber verträgt sich mit der Gerechtigkeit nicht, ja sie wirkt vielmehr unmoralisch, indem sie zur Angeberei und Spionirerei ermuntert. Geschlechtliche Handlungen also, sie mögen stattfinden zwischen wem sie wollen, können nach Vernunft und strengem Rechte nur dann bestraft werden, wenn sie mit Gewaltanwendung, Jugendverführung, Verletzung

der Gesundheit oder Erregung öffentlichen Ärgernisses verbunden sind*).

Für unsern Zweck sind indessen weit wichtiger, als die Ulrichs'schen Ansichten, die kulturhistorischen Erscheinungen, über welche dieser Schriftsteller in seinen Flugschriften Auskunft ertheilt. Wir erfahren aus denselben, gewiß zur Überraschung der meisten Leser, daß es nicht nur Urninge gibt, wie wol beinahe Jedermann weiß, sondern auch „Urniginnen“, Priesterinnen der „lesbischen Liebe“ (s. Band II. S. 41), d. h. Personen weiblichen Geschlechts, welche nicht zu Männern, sondern zu schönen Mädchen Liebe fühlen, was Ulrichs, seiner Theorie gemäß, aus einer in ihren Körper gebannten „männlichen Seele“ herleitet! Solche Mannweiber, deren es aber, vom Geschlechtstriebe abgesehen, auch hinlänglich Viele unter den männerliebenden Damen gibt, sollen seltener vorkommen (oder vielleicht seltener entdeckt werden) als die Urninge, aber eine unwiderstehliche Neigung haben, sich männlich zu kleiden, zu betragen u. s. w. Es ist indessen bekannt, daß auch emanzipirte Dioniginnen solche Liebhabereien haben, rauchen, trinken, reiten u. s. w. Noch weit stärker soll unter den männlichen Urningen die Neigung zu weiblicher Kleidung, weiblichen Arbeiten, zum Schmuck, Kokettiren u. s. w. walten. Wir wissen jedoch, daß es auch nicht wenige Dioninge gibt, welche Lust an weiblichen Arbeiten haben und zu kokettiren verstehen, auch sehr viel Eitelkeit besitzen, und wollen daher nicht entscheiden, ob es angeborene „Weiblichkeit“ jener Urninge und nicht vielmehr eine aus ihrer abnormen Neigung hervorgehende weitere Abnormität ist, welche sie zu ihrem närrischen Beginnen treibt. Denn sie geben sich in ihren besonderen Versammlungen, welche sie abhalten, weibliche Namen, sprechen in hohen Stimmen, affektiren Nervenschwäche und weibliche Manieren und lieben es, in weiblicher Kleidung sogar öffentliche Bälle, Theater, Promenaden zu besuchen, was in den Städten, wo solches vorkommt, wie London, (wo man solche Leute „Mary-Anns“ nennt), Paris, Berlin, Wien u. s. w., oft nicht geringes Aufsehen, ja geradezu Skandal verursacht. (Wir erinnern nur an den berüchtigten Proceß Boulton und Park in London, den die Gerichte — niederzuschlagen für gut fanden!) Ob es aber stets Urninge sind, die dies treiben und nicht vielmehr oft Diebe oder Gauner, welche die Verkleidung zu anderen Zwecken benutzen, wagen wir nicht zu entscheiden. Die wirklichen Urninge indessen sollen seit Ulrichs' Auftreten bereits einen Bund bilden, dessen

---

*) Nach dem Gesagten bittet der Verf. Das zu beurtheilen, was in der Schrift „Araxes“ von Ulrichs (1870, S. 14) gesagt ist: Dasselbe steht weder im richtigen Zusammenhang, noch kannte der Verf. damals die gesammte Reihenfolge der U.'schen Schriften. Was er dort zu sagen sich bestimmen ließ, ist demnach blos eine wissenschaftliche Ansicht und durchaus weder Sympathie mit dem Urningthum, noch auch nur der Versuch einer Rechtfertigung desselben, für das er ja „naturgemäß“ nichts fühlen kann!

Aufgabe das Streben nach Abschaffung der ihre Neigung verpönenden Strafgesetze bildet, und sich an Zeichen erkennen, welche den freimaurerischen ähnlich sind; auch führen sie besondere griechische oder lateinische Namen. Die erwähnten Strafgesetze bewirken daher nicht nur das Gegentheil dessen, was sie beabsichtigen, sondern sie wirken auch in anderweitiger Beziehung mehr immoralisch als moralisch, indem sie eine Klasse verworfener Subjekte, die man „Rupfer" nennt, indirekt dazu ermutigen, sich Personen, die ihre urnische Neigung verrathen, zur Befriedigung derselben anzubieten und ihnen dann entweder bedeutende Geldsummen zu erpressen oder sie dem Strafrichter auszuliefern! —

So gibt es denn auch eine urnische Prostitution, sowol in gewissen, den Urningen bekannten Straßen größerer Städte, als sogar in Häusern. Ob es auch eine solche für Urniginnen gebe, ist nicht hinlänglich bekannt, leider aber zu vermuten.

Schon zahlreiche Urninge, denen außer ihrer unseligen Neigung, die sie nicht überwinden zu können erklären, durchaus nichts Nachtheiliges nachgewiesen werden konnte, sind, in Folge der erwähnten „Rupfereien", das Opfer langjähriger Kerkerleiden geworden (eine furchtbare Ironie auf den Strafzweck der — Besserung!) oder haben wenigstens ihre bürgerliche Ehre, sociale und ökonomische Existenz verloren, oder gar ihr Vaterland meiden müssen. Ja, nicht Wenige sind zum Selbstmorde getrieben worden, während wieder nicht selten in Folge der bestehenden Verhältnisse der Urning am Geliebten oder umgekehrt zum Mörder geworden ist. Andere wieder haben in Ehen, zu denen sie gezwunger oder überredet worden, oder die sie gar in der täuschenden Hoffnung auf Überwindung ihres Triebes eingegangen, ein Jammerleben durchgemacht. Vollkommen träumerisch und unausführbar erscheint dagegen Ulrichs' abenteuerlicher Vorschlag zur Gestattung urnischer Ehen (!), bei welchem Anlasse wir erfahren, daß bei gewissen Stämmen der Südslawen derartige Bündnisse am Altare geweiht werden sollen. Ulrichs' schwärmerische Appellation an den Papst dürfte höchstens einen Bannfluch zur Folge haben! Wir erfahren übrigens auch, daß Urninge sehr oft zu den geliebten Dioningen wahre, reine, schwärmerische Liebe fühlen und daß unter solchen Liebespaaren die rührendste Hingebung vorkommt. So hat der Uranismus auch seine Poesie, und den Koryphäen derselben, wie Theokrit, Vergil, Tibull, Hafis, Graf Platen u. A., haben sich neuere, weniger bekannte urnische Dichter angeschlossen. Auf der andern Seite aber gibt es auch unter den Urningen schlechte Menschen, sei es als Verräther ihrer eigenen „Naturgenossen", sei es durch den Mißbrauch und das Übermaß ihrer Neigung, und zwar sowol in einer widerlichen Passivität, welche an die Ungeheuerlichkeiten des elenden Heliogabal erinnert, als in einer alle Schranken der Menschlichkeit übersteigenden empörenden Aktivität, für welche in neuester Zeit der bekannte Fall des scheußlichen Wüstlings Zastrow in Berlin ein Beispiel geliefert

hat, wo jedenfalls von „Weiblichkeit" (!) keine Rede mehr sein kann. Auch soll es, um dieser Manigfaltigkeit von abnormen Erscheinungen die Krone aufzusetzen, sowol Menschen geben, welche bald der dionischen, bald der urnischen Liebe pflegen („Uranodioninge"), was übrigens noch nicht hinlänglich erwiesen, geschweige denn erklärt ist, als hinwieder Solche, welche sich eine ihrer ursprünglichen Natur entgegengesetzte Art der Wollust aneignen („Uraniaster"). Zum Schlusse dieses unerquicklichen, aber in einer Kulturgeschichte unvermeidlichen Gegenstandes erwähnen wir, daß gegen das Urningthum, beziehungsweise gegen Ulrichs, erst eine besondere Schrift erschienen ist, nämlich des Professor Geigel „Paradoxon der Venus Urania" (Würzburg 1869), welche jedoch ohne alle wissenschaftliche Kritik verfährt und den Uranismus ohne weiters, und ganz unrichtig mit der *παιδεραστία* zusammenwirft. Ein anonymer Verfasser ist dagegen in der Schrift „§ 143 des preußischen Strafgesetzbuches" ꝛc. (Leipzig 1869) vom kriminalrechtlichen Standpunkte für die verfolgten Urninge, soweit ihr Treiben nicht verbrecherischer Natur ist, aufgetreten.

B. Die Habsucht.

Wie die aus der französischen Revolution entsprungenen Kriege ein furchtbares Überhandnehmen der Gauner- und Räuberbanden im Gefolge hatten, haben wir schon im ersten Bande (S. 12 und 13) gezeigt. Es bleiben uns noch Vervollständigungen jener in unsere Periode hereingreifenden Angaben übrig. — Die Räuberbanden am Main, im Spessart und im Odenwalde fanden ihr Ende 1811, als in Heidelberg, Mannheim, Mainz, Gießen, Darmstadt, Wiesbaden, Würzburg u. a. O. 69 Mitglieder derselben gefangen gesetzt wurden, denen neben 91 noch nicht Verhafteten nicht weniger als 266 Einbrüche und Straßenräubereien, theilweise mit Mordthaten verbunden, zur Last lagen. Vier von ihnen, Manne Friedrich, Hölzerlips, Krämermathes und Veit Krämer, wurden am 31. Juli 1812 bei Heidelberg enthauptet*). Gleich den Revolutionskriegen entfesselten aber auch die Befreiungskriege seit 1813 das gesellschaftfeindliche Element. Bei der Besetzung von Kassel durch die Russen entsprangen 171 Sträflinge, in Heiligenstadt ihrer 88 und so noch an vielen anderen Orten. Es entstanden wieder neue Banden, welche jedoch nach den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 durch die wieder in's Leben getretene Gensdarmerie gezwungen wurden, vom Raubmorde abzulassen. Als Diebesbanden fortbestehend, unterlagen sie im Laufe der zwanziger Jahre mehreren streng und gewandt geführten Untersuchungen, namentlich in Kassel, Frankfurt am Main, Wiesbaden, Magdeburg u. a. O., wobei immer noch zahlreiche Überreste der alten rheinischen Banden entdeckt

*) Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden ꝛc. Vom Stadtdirektor Pfister zu Heidelberg. — Nachtrag zu derselben. Von Demselben. Heidelberg 1812.

wurden. Im Jahre 1825 sah auch die Schweiz einen weitverzweigten Gaunerproceß, welcher 1255 Diebstähle betraf, aber von einer politischen Partei so sehr zur Ausforschung von Umtrieben ihrer Gegner benutzt wurde, daß die Untersuchungsrichter zwanzig Mordthaten und vierzehn Brandstiftungen heraus inquirirten, welche gar nicht stattgefunden hatten! Es wurden drei Gauner in Luzern enthauptet, ein Solcher und seine Schwester zu zwölf Jahren Ketten und Zuchthaus verurtheilt (s. Schweizergesch. des Verf. III. S. 251 ff). In späterer Zeit erregte der Anfangs 1831 zu Berlin erhobene Gaunerproceß gegen die jüdische Bande des Moses Levi Löwenthal großes Aufsehen, da in denselben 520 Personen verwickelt waren, denen über achthundert Verbrechen mit einem nachgewiesenen Schaden von 210,000 Thalern zur Last lagen. Die Urtheile zählten zusammen 1264 Jahre Zuchthaus und 1380 Hiebe, in zweiter Instanz noch 858 Jahre und 1060 Hiebe. Kecker ist das Gaunerthum seit dem Revolutionsjahre 1848 wieder aufgetreten. Davon zeugt unter anderm der Proceß der Windmichel'schen, Löschenkohl'schen und Graßl'schen Bande in Österreich während der ersten fünfziger Jahre und der Gaunerprozeß, welcher in Holstein 1856 abgeschlossen wurde.

Das Gaunerthum der Gegenwart ist eine nicht zu unterschätzende Macht geworden. In den vielgestaltigsten Erscheinungen durchsänert und vergiftet es alle Stände und Berufsarten, wie Avé-Lallemant sagt, vom verdrängten Thronerben mit dem Stern auf der Brust bis zum elendesten Bettler. Im Jahre 1820 zählte Schrencken 650 jüdische und 1189 christliche Gauner auf, und 1840 schätzte Thiele die Zahl der Gauner in den deutsch sprechenden Ländern auf 10,000. Nach obiger Berechnung wären die Juden, im Verhältniß zu ihrer Anzahl, unter den Gaunern mindestens fünfzigmal so stark vertreten als die Christen, und wirklich sind Sprache und Schrift der Gauner immer noch beinahe ganz hebräischen Ursprungs. Auch zeichnen sich die jüdischen Gauner vor den christlichen dadurch aus, daß sie das Gestohlene ängstlich festhalten, während die Letzteren es in der Regel prahlerisch verschleudern, und daß sie gewisse gaunerische Manipulationen, welche große Vorsicht und Gewandtheit erfordern, allein auszuführen im Stande sind. Beide Klassen aber stimmen in Rohheit, Gewissenlosigkeit und namentlich in dem Hange zur Unzucht und Völlerei vollkommen überein, während bei beiden der tolle Mut der ehemaligen Räuberbanden einem feigen, unheimlichen Schleichen im Finstern gewichen ist. Unverändert ist dagegen der Aberglaube geblieben (s. Bd. II. S. 138), den die Gauner sowol selbst eifrig bewahren, als hinwieder auf Seite ihrer Opfer benützen. Noch in den letzten Jahren hielt der Geschichtschreiber des Gaunerthums Leichenschau ab über eine 62jährige Weibsperson, welche früher Lohndirne, dann Kartenschlägerin gewesen und mit einem geschriebenen Zaubersegen auf der Brust und einer in einem Beutel um den Leib gebundenen lebenden Katze in's Wasser gesprungen war, um, wie sie meinte,

sich verjüngen und ihr Leben von Neuem beginnen zu können. Bei Einbrüchen und anderen Thaten halten die Diebe und Gauner viel auf eine angebliche Wunderkraft der menschlichen Exkremente, welche daher bei solchen Gelegenheiten stets an passenden oder unpassenden Orten deponirt werden. Auch ist unter den Gaunern der scheußliche Glaube verbreitet, daß die Berührung unreifer Mädchen von der Syphilis befreie. Mit dem weltlichen Aberglauben verbinden die Gauner aber auch den kirchlichen, d. h. sie huldigen, und zwar Juden mehr als Christen, dem Formenwesen ihrer Religionen in ängstlichster Weise, während ihnen an deren geistigem und sittlichem Gehalte nichts liegt. Doch kommt es auch vor, daß Gauner ohne alle Ahnung von religiösen Dingen aufwachsen und nicht einmal wissen, welcher Kirche sie ursprünglich angehören.

Erscheinen hiernach die Gauner schon von vorn herein in allen möglichen Gestalten, so verleihen sie sich deren noch mehrere zur bessern Durchführung ihres Lebenszweckes. Es ist ihnen eine Kleinigkeit, die Signalements der Pässe zu hintergehen. Dahin gehören falsche Zähne, Haare, Bärte, gefärbte Haare und Augenbrauen, simulirte körperliche Gebrechen, eingeäzte Muttermale, Leberflecken, Tätowirungen und deren Beseitigung, u. s. w. Zu gewissen Zwecken, z. B. zur Milderung der Haft oder gar zum Strafnachlasse, werden angewendet: erheuchelte oder verheimlichte Schwangerschaft, künstliche Nachahmung der Epilepsie; vorgegebene Taubstummheit und Schwerhörigkeit dienen dazu, den Untersuchungsrichter zu necken, zu täuschen oder hinzuhalten; verrückt, albern, betrunken oder in verschiedenen Affekten stellen sich die Gauner, um die Aufmerksamkeit der Leute von ihren Spießgesellen abzulenken.

Die Gauner bilden eine wirkliche geheime Gesellschaft, deren Zusammenhang außer dem saubern Gewerbe selbst vorzüglich durch die Gaunersprache oder das Rothwälsch (franz. argot, engl. slang) erhalten wird. Dieselbe (Bd. I. S. 568) besteht, wie schon bemerkt, größtentheils aus einer Mischung des Hebräischen und Deutschen, ist also hierin mit dem sogenannten Jüdischdeutschen nahe verwandt, ohne mit ihm Eines zu sein; sie enthält vielmehr außer demselben auch noch Elemente der Zigeunersprache, verschiedener anderer Sprachen, der einzelnen deutschen Dialekte und der eigenthümlichen Sprache mehrerer Volksgruppen, wie z. B. der Studenten, Jäger, Handwerksgesellen, Soldaten, vor Allem aber der Bordellsprache, indem diese Institute in Folge ihres Charakters und ihrer Heimlichkeit ein besonders beliebter Schlupfwinkel der Gauner sind. Als Schrift wird jedoch von den Gaunern nur die gewöhnliche gebraucht, höchstens mit Verstellungen der Buchstaben.

Außer der Sprache verständigen sich die Gauner durch das Zinkenen, d. h. durch Mienen, Zeichen u. s. w. Dazu gehört unter Anderm das Fingeralphabet der Taubstummen, das den Gaunern wohl bekannt ist, das Schreiben in die Luft, in die Hand u. s. w. Die Gauner erkennen

sich gegenseitig an der Handstellung, welche das C im Taubstummenalphabet hat, als Cheffen, d. h. Genossen, am Schließen des Auges auf der Seite des Begegnenden, während das andere Diesen anschielt („Scheinlingszwickeln) u. s. w. Jeder Gauner hat auch ein eigenes Zeichen, gleichsam ein Wappen, welches er an die Stelle seiner Thaten oder da, wo er will, daß Genossen seine Anwesenheit erfahren, an die Wand oder sonstwo hinzeichnet. Solche Zeichen haben auch gewisse Landsmannschaften der Gauner, gewisse Abarten derselben, z. B. falsche Spieler, gemeinsam. Das Vorübergehen, die Zahl, die Absichten u. s. w. einer Bande wird den Genossen durch gewisse Zeichen, die man an Bäumen, im Schnee u. s. w. anbringt, kund gegeben. Ein Pfeil zeigt ihre Richtung an. Vernehmbare Zinken unter den Gaunern sind z. B. das Nachahmen der Thierstimmen, Schnalzen, Husten, Niesen, gewisse Gaunerworte; in den Gefängnissen bedienen sie sich zur Verständigung des Klopfens („Hakesen"), durch welches die verschiedenen Buchstaben, meist nach der Zahl ihrer Stellung im Alphabet, oder nach dem Alphabet des Morse'schen Telegraphen, dargestellt werden.

Um ihr Gewerbe leichter ausüben zu können, sorgen die Gauner dafür, daß ihre Genossen „Vertuss" machen, d. h. Einer begeht irgend eine auffallende Handlung, er zerbricht z. B. eine Fensterscheibe, mißhandelt ein Kind, fängt Streit an, spielt den Betrunkenen, damit der Andere den „Freier", d. h. den, auf den es abgesehen ist, ungestört bestehlen kann. Auch Gaunerkinder helfen dazu, indem sie auf offener Straße zu weinen anfangen, über Verlorenes klagen u. s. w. In den Läden, wo ein Gauner stehlen will, sucht oft ein Anderer, der „Schrekener", unterdessen des Verkäufers Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Den plötzlich zum Schauplatze eines Diebstahls herannahenden Bestohlenen, Polizeidiener u. s. w. beschäftigen, nennen die Gauner „Meistern".

Zur bessern Verheimlichung des Diebstahls wird die gestohlene Waare so schnell wie möglich bereitstehenden Genossen zur Entfernung vom Platze übergeben; man nennt dies „zuplanten", und derselbe Ausdruck wird auch gebraucht, wenn die Genossen dem gefangenen Gauner durch seine angebliche Frau, Kinder, seinen „treuen Hund" u. s. w. Gegenstände zukommen lassen, deren er bedarf, und die er beim Umarmen der Seinigen ihnen leicht abnimmt, ohne daß es der Wärter merkt. Auch die Gefangenen unter sich wissen sich Gegenstände zuzustellen durch das Kassipern, wozu unter Anderm die „Kutsche" gehört, d. h. eine Schnur, die von einem Fenster zum andern gelassen wird. Finden die Gauner durch das Kassipern oder Zuplanten keine Werkzeuge zu ihrer Befreiung, so wissen sie sich oft durch das „Maremokum" zu retten, d. h. durch den Schwur eines Genossen, daß sie sich während der That an einem andern Orte befunden hätten.

Die Auskundschaftung der Gelegenheit zu einem Fange, das „Baldowern", gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Gauners. Dazu ver-

wendet man außer den Gewandtesten des Gewerbes z. B. „Dappelschicksen“, d. h. gaunerische Dirnen, welche sich dem zu Bestehlenden preisgeben. Die Baldowerer nehmen unter Umständen auch die Gestalt von Polizeidienern, Dienstmännern, Handelsreisenden, Gewerbsleuten, Dienstmägden u. s. w. an. Dabei werden unter Umständen auch bereits Schlüsselabdrücke gefertigt. Das Gestohlene, der „Massematten“, wird nicht nur zugeplantet, sondern auch in die „Kawure“ gebracht, d. h. in ein Versteck, wozu die verschiedensten Haustheile, Kleidungsstücke, Körperöffnungen Verwendung finden; dasselbe geschieht auch mit Befreiungsinstrumenten, Sägen, Feilen u. s. w. in den Gefängnissen.

Die Gauner betreiben, theils gemeinsam, theils einzeln, eine Menge der verschiedensten Arten, sich fremdes Gut anzueignen. Man unterscheidet z. B. die Schränker (Einbrecher), Chassnegänger (Einbrecher und Räuber), Lailegänger oder Fichtehändler (Diebe zur Nachtzeit), Traxarumgänger (Postdiebe), Schuckgänger oder Jeridhändler (Marktdiebe), Schottenfeller (Ladendiebe), Chalfener (Geltdiebe in Bankgeschäften), Schussimlatchener (Pferdediebe), Golehopser oder Kracherfetzer (die Koffer von Wagen stehlen), Jaskehändler (Kirchendiebe), Reiwechfetzer (Beutelschneider), Cheilefzieher (Taschendiebe), Schärfenspieler (die gestohlene Sachen kaufen), Vertussmacher (die Gelegenheit zum Stehlen verschaffen), Fallmacher (die zum Spiele verlocken), Freischupper (falsche Spieler), Kassiwe- oder Fleppemelochner (die falsche Pässe anfertigen), Kittenschieber (die in Häuser einschleichen), Hochstappler (die unter der Maske hohen Standes betteln), Linkstappler (die dazu falsche Urkunden verwenden), Linkemesummemelochner (Münzfälscher), Spiesse (Gaunerwirthe, zugleich Kuppler), u. s. w. Manche dieser „Gewerbe“ erfordern ein ausführliches und eingehendes Studium, z. B. das der Schränker die Kenntniß der Schlösser, Schlüssel, Dietriche, des Fensteröffnens, welche in ihrer praktischen Ausführung das „Makkenen“ heißt. Im eignen Verfertigen beweglicher Schlüsselbärte wird dabei oft Erstaunliches geleistet. Sehr erfinderisch sind auch die Schottenfeller, welches Gewerbe oft Weiber treiben, im Unterbringen der gestohlenen Sachen in Kleider, Schirme, Körbe, Muffe u. s. w. Hinsichtlich weiterer Spezialitäten verweisen wir auf Avé-Lallemant's treffliches Werk über das deutsche Gaunerthum.

Ein glänzendes Eldorado des Gaunerthums ist die Weltstadt London. Wir geben hier eine Skizze der dortigen Gefahren für das Eigenthum aus dem Jahre 1818*). Damals, wo London bereits an overgrown city genannt wurde, lauerten schon in den Gasthöfen die Gauner auf die ankommenden Reisenden als willkommene Beute und wechselten ihnen aus Gefälligkeit falsches Geld und falsche Banknoten aus, oder waren zuvor-

*) The London Guide, and stranger's safeguard against the Cheats, Swindlers and Pickpockets etc. London 1818.

kommend bereit, ihnen das Gepäck zu tragen, mit dem sie dann plötzlich um die Ecke verschwanden. Die Straßen waren im höchsten Grade unsicher vor Taschendieben. Aufläufe oder Gedränge zu verursachen, war für sie ein Hauptspaß; denn da machten sie die beste Beute. Oder sie wiesen Personen, welche so unerfahren waren, in London nach dem Wege zu fragen, in Quartiere, wo sie leicht ausgeraubt werden konnten, wobei sich mehrere Diebe bereitwillig Hülfe leisteten. Weiber waren ebenso gewandt im Stehlen als Männer und dies gelang ihnen noch besser, wenn sie an ihre Opfer Liebkosungen verschwendeten oder Letztere gar so dumm waren, ihnen in ihre Höhlen zu folgen. Auch Kinder wurden bei Zeiten zu dem edeln Gewerbe abgerichtet. Ging die Sache nicht so leicht, so nahmen die Beutelschneider keinen Anstand, die zu Beraubenden, als ob es aus Versehen geschähe, niederzuwerfen oder ihnen den Mund zu- oder die Arme festzuhalten. Auch gab es damals in der Umgegend von London noch Straßenräuber, wenn auch nicht mehr in so großer Anzahl wie früher.

Es gab ferner Gauner in London, welche die Fremden auf der Straße oder in Kaffeehäusern freundlich anredeten und Bekanntschaft mit ihnen anknüpften, dann aber sie zu Wetten verführten, welche ein „Ehrenmann", natürlich ein Spießgeselle, entscheiden mußte, oder auch zum Kartenspiele in einem schlechten Wirthslokale, natürlich mit falschen Karten, und sie so gehörig ausbeuteten. Ging dem Geprellten das Gelt aus, so liefen die Gauner davon und ließen ihn für die Rechnung Rede stehen; suchte er sich ihnen zu entziehen, so überfielen und mißhandelten sie ihn. Andere hatten die Schamlosigkeit, Fremde auf der Straße anzuhalten und sie geradezu eines Verbrechens, eines Diebstahls z. B. oder der Verführung der angeblichen Frau oder Schwester des Gauners oder gar unnatürlicher Laster zu beschuldigen und auf diesem Wege, damit sie schwiegen, Gelt zu erpressen. Wieder Andere nahmen die Maske gedienter Offiziere an, um unter derselben ihren Opfern zu imponiren. Kutscher waren nicht selten mit den Dieben einverstanden und wußten ihnen das Gepäck der Reisenden, welche sie fuhren, ohne daß Diese es merkten, über die Kutsche hin einzuhändigen. Dirnen und Bettler waren Beide ebenfalls Diebe, die Ersteren waren gefährlicher bei Tag (so hatte sich die Zeit schon geändert!) und die Letzteren bei Nacht. Jene führten ihr Opfer in die Quartiere, welche sie bewohnten und wo sie stets Kerle zur Hand hatten, den Verführten, wenn er nicht genug zahlte, niederzuschlagen. Überhaupt war „knocking down" die Hauptkunst der Londoner Schurken, deren es noch eine Menge von Abarten gab, bis zu falschen Geistlichen, Advokaten, Ärzten u. s. w., die wir aber hier verlassen, weil sie im Ganzen nicht wesentlich von den Gaunern anderer Städte und neuerer Zeiten verschieden sind. In den jüngsten Jahren hat bekanntlich in London die furchtbare Praxis des **Garottirens** ungeheures Aufsehen erregt und eine Zeit lang die Einwohner und Besucher jenes Häusermeers in Schrecken gesetzt.

Eine Gaunerei im Großen, die sich würdig der kleinern anschließt, und wahrlich eher schädlicher, als weniger schädlich ist, sind die leider noch nicht abgeschafften, vom Unwillen der redlich Denkenden mit Recht so genannten Spielhöllen. Obschon es in allen civilisirten Ländern Lokale gibt, in denen hoch gespielt wird, und zwar je verborgener, desto verderblicher, namentlich in den Großstädten London und Paris, so haben doch keine derselben so viel Aufsehen erregt, als, in Folge der massenhaft zusammenströmenden Menschen und der Preisgebung vor der Öffentlichkeit, — die Spielbanken deutscher Badeorte, wie Homburg, Wiesbaden, Ems und Baden-Baden, denen sich die kleineren kurhessischen Nester wie Nauheim, Wilhelmsbad u. s. w. und außerhalb Deutschlands der Winterkurort Nizza, das Miniaturfürstenthum Monaco, das ehemalige Hôtel Fazy in Genf, das Bad Saxon im schweizerischen Kanton Wallis und Spa in Belgien anreihen. Es sind an allen diesen Orten französische Spiele, die da gespielt werden, das Trente-et-quarante, die Roulette u. s. w. Die mit allem Luxus der Neuzeit ausgestatteten Kurhäuser sind die Schauplätze dieses glänzenden Elends, das sich in kolossalen Spiegeln und glitzernden Kronleuchtern reflektirt. Da sammeln sich die reisenden englischen Lords, spanischen Dons, russischen Fürsten und amerikanischen Millionäre, die Pariser Demi-Monde und Elegants aller Nationen, Gauner in Fräcken und Dirnen in Spitzenmantillen. Raffinirte Spieler haben sich klug ausgerechnete Systeme und Methoden gebildet, nach denen sie beinahe nur gewinnen können, und die nicht berufsmäßigen, aber von Leidenschaft verblendeten Opfer dieser Art von Unterhaltung werden von Jenen und von den Bankhaltern, welche stets Franzosen sind, gehörig gerupft, und bekannt ist es, wie so viele Unglückliche schon das Spiel, nachdem es ihnen alle ihre Habe gekostet, zum grauenvollen Selbstmorde, oft in der Nähe des Glanzes der Spiellokale, gebracht hat.

In Homburg wurde das Spielhaus durch die Brüder Blanc aus Paris gegründet, welche sich zu ihrem saubern Berufe in Nizza und Monaco ausgebildet hatten. Ohne Schwierigkeit erhielten sie Anfangs der vierziger Jahre von dem ältesten und kleinsten deutschen Fürsten, dem Landgrafen von Homburg, die Erlaubniß zur Errichtung ihrer Gaunerbank, welche jenes elende Örtchen zu einem glänzenden Stelldichein von Reichthum und — Schande — umwandeln sollte. Durch Theater, Concerte und andere Erholungen, sowie namentlich durch weibliche Lockvögel, besonders Pariser Loretten, gelang es ihnen, die Spiellustigen heranzuziehen, so daß, ungeachtet das Frankfurter Parlament die deutschen Spielhöllen aufgehoben hatte, nach eingetretener Reaktion in Homburg ein den Erwartungen der Pariser Spitzbuben entsprechendes Leben im Haut-goût der modernen Verderbtheit aufkam. Die gewinnsüchtige Presse bot dazu, die deutsche durch Inserate der Spielbanken und die französische durch anlockende Feuilleton-Artikel hülfreiche Hand. Blanc nahm keinen Anstand,

die frommen Engländer auch durch Erbauung einer englischen Kirche zu gewinnen, damit sie durch ihr unentbehrliches Divine Service ihr Devil's service abbüßen und so ihre Heuchelei genugsam üben konnten. Ähnlich sind die Zustände in den übrigen genannten Badeorten Westdeutschlands. In Wiesbaden ging es, obschon es eine Residenz — war, in den fünfziger Jahren noch schamloser zu als in Homburg; die Loretten aus Paris beherrschten den Kursaal förmlich, und dies in einem Lande, das wie Nassau, bis 1866 so ostentativ Religion und Moral zu schützen — vorgegeben hat! Doch die nassauische Regierung machte ja ein gutes Geschäft mit dem Spiele, welches in den fünfziger Jahren an den beiden Badeorten Wiesbaden und Ems jährlich gegen anderthalb Million Gulden reinen Gewinn trug. Weit anständiger sind dem Anscheine nach die Verhältnisse in Baden-Baden. Die herrliche Natur mit ihren wundervollen Spaziergängen und Aussichtspunkten bewirkt, daß dort das Spiel gewissermaßen nur eine geduldete Nebensache ist und in den schönen Anlagen des Konversations- und des Kurgebäudes so zu sagen verschwindet. Das ist jedoch nicht die Schuld des Spielpächters Bénazet, der sein Möglichstes gethan hat, die Spielhölle in Aufnahme zu bringen und sich dadurch den Titel Roi de Bade erwarb. Er veranstaltete Bälle und Jagden, ließ Opern und Vaudevilles für sein Theater schreiben, Säle der Kurgebäude prachtvoll herrichten, und gründete eine Rennbahn. Um die tugendhaften Leute zu beschwichtigen, baute er ebenfalls eine Kirche und auch ein Spital. Das ist aber nicht geeignet, grundsätzliche Menschen zu blenden; denn Bénazet ist Herr des Spiels, während dasselbe an den übrigen genannten Kurorten Aktiengesellschaften gehört; er ist also unabhängiger in seinen Operationen zum Einfangen der Gimpel, und gerade durch die scheinbare Verborgenheit des Spieles in Baden ist die Versuchung nahe gelegt, sich lieber hier zu ruiniren, als wo man mehr auffällt, wie auch durch die niedrigeren Sätze, die in Baden gestattet sind, die minder Reichen stärkerer Verführung unterliegen. Die Schamlosigkeit in Homburg und Wiesbaden ist weniger gefährlich, als der solide Anstrich in Baden, unter dem sich tiefe Fäulniß verbirgt, und das Spiel sowol, als die Wollust haben hier soviel unglückliche Opfer gefordert als anderswo*).

Eine ebenso große, unter Umständen noch häßlichere, weil der Reize des gesellschaftlichen Lebens beraubte Gaunerei, als die Spielhöllen, ist die in den Haupt- und Handelsstädten schwunghaft betriebene Börsenspekulation, über welche wir jedoch des Zusammenhangs wegen erst bei Besprechung des Handels nähere Angaben bringen werden.

*) Aus den deutschen Spielhöllen. Von S—g. Gartenlaube 1862.

C. Die Grausamkeit.

Die Verirrung des Triebes der Selbsterhaltung in denjenigen, andere Menschen, von denen man eine Beeinträchtigung desselben fürchten zu müssen wähnt, zu beseitigen und dadurch die gefürchtete Störung unmöglich zu machen, ist die schrecklichste, in welche der Mensch fallen kann; ihre Äußerungen sind aber auch die bekanntesten und in besonderen Büchern behandelt, deren Inhalt wir nicht im Entferntesten an Vollständigkeit erreichen können. Wir geben daher nur eine kurze Übersicht der Anläße, in welchen der Mensch seine thierische Anlage zur Grausamkeit an den Tag legt. Es gehören zu diesen Anläßen:

1) der Krieg. Seine lange Reihe von Greueln, auf welche wir, bezüglich früherer Zeiten am Anfange des II. Bandes hindeuteten, hat auch in unserm fortgeschrittenen Zeitalter eine sehr ausgiebige Fortsetzung gefunden. Wir erinnern nur an den beinahe endlosen Kampf zwischen dem revolutionären Frankreich und dem reaktionären Auslande, der zuletzt in einen solchen zwischen dem nicht länger mehr zu ertragenden Imperialismus des erstern Landes und der berechtigten nationalen Gegenwehr der übrigen Nationen auslief. Die Zahl seiner Opfer betrug fünf Millionen und hundertzwanzigtausend. Es folgten, wie wir oben gesehen, die Revolutionen in Spanien, Portugal und Italien und der griechische Freiheitskrieg, sowie jener der mittel- und südamerikanischen Kolonien Spaniens, die französische Julirevolution und die Erhebungen Belgiens, der Romagna und Polens, die Bürgerkriege in Spanien und Portugal, der Krieg gegen Mehemed Ali, die fortdauernden Kriege in Algerien, der schweizerische Sonderbundskrieg, die Revolutionen von 1848 in Paris, Wien und Berlin, die Revolutionskriege in Oberitalien, Ungarn, Sachsen, Baden, der Krieg an der Donau und auf der Krim, der ostindische Aufstand, wo das hochgebildete England die Civilisation durch das Anbinden gefangener Rebellen vor geladene Kanonen und durch deren „blowing up“ bereicherte, der Krieg um Italiens Einheit 1859 und 1860, der nordamerikanische Bürgerkrieg, nach dessen Ende die Union einundvierzig Nationalfriedhöfe für eine Viertelsmillion gefallener Krieger anlegen mußte, der mexikanische Krieg, der mit Dänemark zur Befreiung Schleswig-Holsteins, der innere Kampf in Deutschland 1866 und endlich derjenige, welcher Frankreichs Hegemonie in Europa niederwarf. Sie haben viel Schreckliches gehabt, diese Kriege, wobei neben den furchtbaren Mengen der Todten, Verwundeten und Verstümmelten, und den schauderhaftesten Scenen von Jammernden, Verschmachtenden und Sterbenden, von brennenden Häusern und rauchenden Trümmern, wol das Schauerlichste die Ausraubung der auf dem Schlachtfelde Liegenden durch menschliche Hyänen zur Nachtzeit ist (es soll vorgekommen sein, daß noch Lebende zu diesem Zwecke geblendet oder getödtet wurden!). Aber sie haben auch Erhebendes aufzuweisen. Wir rechnen

dazu die Tapferkeit der vom offiziellen christlichen Europa verlassenen Neugriechen, die begeisterte nationale Erhebung der Deutschen gegen fremde Bedrückung 1813 und gegen beispiellose Anmaßung 1870, die schönen Ziele, welche der italienische Krieg in der Einheit dieses zerrissenen Landes und der nordamerikanische in der Aufhebung der Sklaverei erreichte, und endlich die schöne, herzerhebende Fürsorge, welche seit 1864 in Folge der Genfer Konvention durch die humanen Schaaren des rothen Kreuzes im weißen Felde für die verwundeten und kranken Krieger eingetreten, leider aber noch nicht dahin gelangt ist, ihrer Aufgabe vollständig zu genügen. Daß der Krieg aufhöre, ist ungeachtet der „Ölblätter" des gutmeinenden, aber die Menschen nicht kennenden Elihu Burritt, niemals zu hoffen, wol aber, daß sein Ausbruch, nicht ohne Verdienst der neuesten deutschen Machtentwickelung, immer größeren Schwierigkeiten unterliegen werde*).

2) Das Duell, der Krieg im Kleinen, ist zum Bedauern aller vernünftigen Menschen noch nicht an der in ihm liegenden Widersinnigkeit zu Grunde gegangen; denn eine große Idee, welche doch oft ein Krieg zum Siege bringt, liegt diesem falschen Spiele angeblich beleidigter Ehre niemals zu Grunde. Ja es sind sogar den früher üblichen Arten, die Duelle auszufechten, neue beigefügt worden, welche ganz den verschrobenen, zugleich wilden und blasirten Charakter des Landes ihrer Entstehung, Nordamerika, tragen. Unter einem „amerikanischen Duell" versteht man bekanntlich die Tollheit, daß die beiden Gegner würfeln oder das Loos werfen, welcher von ihnen sich — erschießen müsse. Aber die Yankees kennen außerdem noch das Duell im Dunkeln, wobei die Gegner ganz nackt und mit Messer und Revolver bewaffnet in ein völlig dunkles Zimmer gesperrt werden, bis nur noch Einer (oder vielleicht auch Keiner mehr!) lebt.

3) Der Mord ist zu allen Zeiten vorgekommen (die heiligst gehaltene Urkunde schreibt seinen Ursprung den ersten beiden Brüdern zu!), und auch die unsrige hat noch kein Mittel gefunden, ihm entgegenzuarbeiten. Es sind teuflisch grausame Thaten noch in der neuesten Zeit verübt worden, von denen wir nur der in der volkreichen Stadt Paris vorgefallenen des scheußlichen Traupmann an einer wehrlosen Familie gedenken und im Übrigen auf den „Neuen Pitaval" und andere Sammlungen von Kriminalgeschichten verweisen. Sollten auf solche Erscheinungen nicht gewisse zur angeblichen Rettung der Gesellschaft vorgenommene Schreckensthaten gegen wehrloses Volk ermunternd eingewirkt haben? Noch existiren in Süditalien und Griechenland Räuberbanden, die sich kein Gewissen aus dem Morde machen. Mit der größten Ungenirtheit wird er aber unter den Söhnen Bruder Jonathans ausgeführt. Die dortige Geschwornenpraxis hat es dazu gebracht, ihn beinahe straflos zu machen.

*) Naundorff, Dr. Jul.; unter dem rothen Kreuz. Leipzig 1867.

Wer mit der größten Gewandtheit und Frechheit mordet, ist ein smart fellow und wird regelmäßig freigesprochen. Wehe aber Dem, der sich gegen herrschende Vorurtheile versündigt! Er fällt der mordenden Lynchjustiz des süßen Pöbels zum Opfer! Nicht empörend, sondern vielmehr traurig ist der in unserer Zeit so häufige Selbstmord, der zwar dem Gegentheile von Selbsterhaltung, aber doch einem ähnlichen Triebe entspringt, dem Streben, sich von unerträglichen Zuständen gründlich zu befreien. Wir halten seine Opfer nicht für Verbrecher, sondern für unglückliche, der Macht der Verzweiflung unterliegende Menschen. Ob er in früheren Zeiten nicht verhältnißmäßig eben so häufig war, ist bei dem Mangel einer Statistik, welche erst die neueste Zeit kennt, nicht mehr zu entscheiden. Sollte er aber zugenommen haben, so ist dies mit mehr Vernunft dem vermehrten und beschleunigten Verkehr, der zunehmenden Theurung und Konkurrenz, als irreligiösem Sinne zuzuschreiben, wie gewisse Heuchler so gerne thun; denn er hat ja sehr oft geradezu religiöser Schwärmerei seinen Ursprung zu verdanken. Bessere sociale Zustände dürften das geeignetste Mittel zu seiner Abnahme sein. —

Drittes Buch.

Die intellektuelle Krankheit der Zeit.

Erster Abschnitt.

Geisterseherei und anderer Aberglaube.

Bezüglich des Aberglaubens unterscheidet sich unsere Periode nur dadurch von der frühern, daß derselbe in ihr nicht mehr offiziell anerkannt wird, d. h. daß keine Hexenprozesse mehr stattfinden. Im Übrigen blüht er so üppig wie je, und die Dummheit der Menschen feiert so große Triumfe, daß die Dunkelmänner aller anderen Jahrhunderte das unsrige beneiden dürften.

Wir beginnen mit der Sorte von Aberglauben, welche sich am engsten an unsere Erzählung über derartige Verirrungen in der vorhergehenden Periode (Bd. II. S. 151—167) anschließt, nämlich mit dem Somnambulismus und der Geisterseherei. Es war auch in diesem Punkte wieder die allen Lichtfeinden so theure Restaurationszeit, welche den trotz der Revolution und der ihr folgenden Kriege durch Jung-Stilling gepflegten Wahn vom „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" weiter ausbildete und fortpflanzte. Als Prophet dieses widerlichen Glaubens, der dem krassesten Dualismus entspringt, erscheint uns in jener Zeit geistigen Rückschrittes der gewissermaßen aus Elementen Mesmers und Jungs zusammengesetzte schwäbische Arzt und Dichter Justinus Kerner in Weinsberg. Sein Evangelium führt den Titel: Die Seherin von Prevorst: Eröffnungen über das innere Leben des Menschen u. s. w. (2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1829).

In dem Dörfchen Prevorst bei Löwenstein in Würtemberg, auf einem Hügelchen von nicht ganz eintausendneunhundert Fuß über Meer, welches Kerner ein „Gebirge" nennt, wurde 1801 die spätere Frau Friederike

Hauffe als Tochter eines Försters geboren, und hielt sich in ihrer Jugend oft bei ihrem Großvater Schmidgall auf, welcher wiederholt an Geistererscheinungen litt. Schon frühe zeigte daher das Kind mystische Anlagen und sah auch richtig Geister. Sie verheiratete sich 1821; aber die am Tage ihrer Verlobung stattfindende Beerdigung eines von ihr verehrten Geistlichen ergriff sie so, daß sie schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit in ein Fieber fiel, während dessen Dauer, angeblich weil eine Bauersfrau sie „magnetisch" berührte, der „magnetische Schlaf" über sie kam, der sich, nach Unterbrechungen, im Jahre 1824 völlig ausbildete. Sie behauptete, von einem „Geiste" jeden Abend um sieben Uhr, sieben Tage lang, magnetisirt zu werden. Im Wachen sah sie eine Zeit lang hinter jeder Person, die sie erblickte, einen „Geist", erholte sich dann aber und schlief erst alle sieben Tage, dann alle sieben Wochen „magnetisch". Dazwischen erblickte sie wiederholt in einem Glase Wasser im Voraus Personen, die erst nach einer halben Stunde in das Zimmer traten und sah ihren Großvater sechs Wochen vor seinem Tode im Sarge liegen. Da ihre Eltern in einem ehemaligen Kloster wohnten, sah sie natürlich wiederholt die Geister von Rittern und Mönchen. Im Hause ihres Oheims sah sie einen Geist mit Akten unter dem Arm, die er hervornahm und in denen er blätterte. — Wiederholtes Magnetisiren, das man gegen ihre Leiden (sie hatte inzwischen zweimal schwer geboren) anwendete, untergrub ihre Gesundheit, wie es auch ihrem Rufe schadete. Sie begann im Schlafe Sprüche herzusagen. Mittel von einem Quacksalber und „Teufelsbanner" machten sie noch elender; sie drehte sich wie im Veitstanz und sprach in unverständlichen Zungen. Jener Quacksalber gab ihr auch ein „Amulett" von Leder, welches aber „von ihr weglief, daß man es fangen mußte." Endlich wurde Kerner zu ihr gerufen und nahm sie zu sich nach Weinsberg (1826), wo sie halb todt ankam. Obschon anfangs durchaus gegen magnetische Behandlung, verstand sich Kerner zu dieser, als die Somnambule solche sich selbst verschrieb. Sie verfaßte im schlafwachen Zustande religiöse Verse und schrieb sie in demselben selbst nieder. Kerner sagt, daß zu dieser Zeit ihr Körper ihren Geist nur noch wie ein Flor umgab und daß sie bereits mehr in der „andern Welt" lebte, als in dieser. Mineralien wirkten in eigenthümlicher Weise auf sie, versichert Kerner, der dafür noch von vielen anderen Personen verschiedener Zeiten Beispiele anführt; die Berührung mancher stillte ihre Krämpfe, andere riefen solche herbei, andere weckten sie auf, verursachten angenehmen oder widerwärtigen Geruch oder Geschmack u. s. w. Im Wasser sank sie nicht unter (?). Gleich den Mineralien hatten auch die Pflanzen verschiedene Wirkungen auf sie, mit welch' unnützem Zeug Kerner sich erstaunlich lange aufhält, — und so war es auch mit thierischen Stoffen, so auch mit Sonnen- und Mondschein, Blitz, Tönen u. s. w. Man muß die arme Frau mit solchen Dingen namenlos gequält haben. Sah sie im wachen Zustande in das rechte Auge

eines Menschen, so sah sie darin hinter ihrem Spiegelbild ein anderes Bild, das sie für jenes des „innern Menschen" jener Person hielt; im linken Auge aber „sah sie" das körperliche Leiden des Menschen und das Heilmittel dafür (?!). Im Auge eines Hundes erblickte sie ein Flämmchen, welches Kerner für die „Seele" des Thieres hielt. Die Augen gewisser Menschen, z. B. Tieck's, der sie besuchte, versetzten sie in schlafwachen Zustand. In Seifenblasen nahm sie entfernte Dinge wahr, bisweilen auch zukünftige (?). Auch sie konnte natürlich, wie alle sogenannten Somnambulen, mit der Herzgrube lesen oder wenigstens den ungefähren Sinn der geschriebenen Worte errathen. Sie sah hinter den Menschen deren Schutzgeister, welche oft verstorbene Verwandte derselben und, wenn sie jung gestorben, unterdessen gewachsen waren (!). Sie träumte von Gefahren, welche Verwandten drohten, und konnte sie daher abwenden. Sie sah auch mitunter wachend sich selbst ihr gegenüber sitzen, aufstehen und herumgehen. Die angebliche Kenntniß der Somnambulen von Heilmitteln für Krankheiten war natürlich auch ihr verliehen. Im magnetischen Schlafe hatte sie ferner Visionen, in welchen sie mit einer Führerin (ihrer Großmutter) ferne schöne Gegenden durchwandelte. Die Kreise und Figuren, die sie, wie wenigstens die vorliegenden Abdrücke zeigen, mit merkwürdiger Fertigkeit zeichnete, und welche ihr Sonnen-, Mond-, Lebenskreise und andere konfuse Sachen bedeuteten, sowie ihre „innere" Sprache und Schrift, welche beide keiner bekannten gleichen, wollen wir Kerner und seinem Freunde und Geistesbruder Eschenmayer zu erklären überlassen, ebenso was der „Nervengeist" sei, der in den somnambulen Visionen und Reden eine so große Rolle spielt und der den seligen Geistern nöthig ist, um zu „spuken". Mit diesen Dingen hatte der Unsinn seinen Gipfel erreicht. Träumer und Fantasten mögen in der „Seherin" (welche am 5. Mai 1829 heimkehrte, drei Monate später nach schweren Leiden starb und bis zum letzten Augenblicke „magnetisch" geblieben war) immerhin etwas Überirdisches sehen; wir entdecken nur überreizte Nerven, krankhafte Träume und eine unglückliche Anlage ihrer ganzen Familie (auch ihr Bruder und ihr Kind sahen Geister) zu Sinnestäuschungen, und all' dies vermehrt und vergeistigt durch die lebhafte dichterische Einbildungskraft des Barden von Weinsberg. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, welche das Ganze für Betrug erklärten. Kerner hat übrigens seinem Buche noch einen zweiten Theil „über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" folgen lassen. Es sind lauter Erscheinungen von weißen (frommen) und schwarzen (verbrecherischen) Geistern, welche die Frau Hauffe sah, abwechselnd mit Geistervisionen anderer Personen, woran das romantische Schwaben keinen Mangel hat. Wer gern allen möglichen Geisterspuk in überschwänglicher Fülle, ohne platte rationalistische Aufklärungen natürlichen Zugehens, sondern in der urwüchsigsten Volkspoesie des krassesten Aberglaubens liest, wie man sie übrigens auch von allen männlichen

und weiblichen Fraubasen hören kann und wie sie in jeder Familie traditionell sind, — und wem es Freude macht, sich „gruseln" zu lassen, dem kann dieser zweite Theil nur sehr lebhaft empfohlen werden. Wir erwähnen daraus nur als interessant, daß schon damals die Geister klopften, wenn auch nicht mit Tischbeinen, doch an den Fenstern, an den Wänden und am Boden.

Die „Seherin von Prevorst" hat, wie jeder Mode-Unsinn, zahlreiche Nachahmungen gehabt, und man wurde eine Zeit lang mit „Reisen in die Sonne, den Mond und mehrere Sterne", „Offenbarungen einer Somnambule" und dergleichen förmlich überschwemmt. Philosophen wie Eschenmayer, Ennemoser, Baader u. A. suchten die Hellseherei und Schlafwacherei in ein System zu bringen, was Alles jedoch, gleich allen Thorheiten und allen unnützen Anstrengungen des Menschengeistes, eine hypothetische andere Welt ergründen zu wollen, wieder im Sande verlief.

Ein verspäteter Apostel des thierischen Magnetismus war der Baron Du Potet de Sennevoy. In seinem Essai sur l'enseignement philosophique du Magnétisme (Paris 1845) mahnte er in dichterischer und prophetischer Sprache zur Anerkennung der „Wahrheiten" des Magnetismus. Die an demselben Zweifelnden behandelte er gleich allen Jenen, welche große Entdeckungen nicht begreifen wollten und versicherte der Welt: seit sechzig Jahren gehen die Magnetiseure auf Entdeckung einer „moralischen Welt" los! Feurig rief er den Materialisten, wie den Christen, den Phrenologen, den Freimaurern und den Philosophen zu, ihre bisherigen Bestrebungen seien unnütz; nur der Magnetismus und Somnambulismus seien im Stande, eine Wiedergeburt des verkommenen Menschengeschlechts zu begründen! Von dem hergebrachten Dualismus ausgehend, behauptet er, auf Beispiele von Scheintod gestützt, die Seele könne den Körper auf einige Stunden, ja Tage verlassen, die Todten können unter gewissen Umständen zurückkehren und uns Dinge erzählen, welche den Gelehrten unbekannt sind, ja uns die Zukunft enthüllen! Davon hofft er dann, wie ja alle Magier Feinde der Pfaffen sind, weil die beiden Formen des Aberglaubens, welche sie vertreten, einander gegenseitig den Sieg nicht gönnen, — die endliche Entlarvung des Priestertrugs, der Prophezeiungen und Wunder des Kirchenglaubens. Der Mensch wird, hofft er, das Priesterjoch abschütteln, — aber natürlich nicht, um frei zu werden, sondern um sich unter dasjenige der Magnetiseure zu begeben! Die Letzteren sollen die Nachfolger Jesu sein, unter denen Mesmer der bedeutendste ist, und zu denen sämmtliche als Zauberer Verfolgte gehören. Noch furchtbarer als die Priester sind aber dem Apostel des Magnetismus die Aerzte verhaßt, deren gänzlich nutzlose, ja schädliche Kunst durch die neue Lehre ersetzt werden soll! Und darin besteht denn der Haupttheil des Buches. Die Heilungsweise der Magnetiseure nimmt keinen geringern Ursprung, als von den Heilungen Jesu durch Handauflegen in Anspruch, welche Du Potet

selbst zu Stande gebracht hat, nur langsamer und mühevoller. Wir übergehen natürlich seine Krankengeschichten, deren Methode sich wenig bewährt haben muß, da sie allgemein aufgegeben ist! Selbst die wunderbaren Thaten, durch welche Du Potet Taube hörend gemacht haben will, müssen sich nicht wiederholt haben, sonst würde man schwerlich mehr Taubstummenanstalten errichten zu müssen glauben. Ebenso überflüssig ist es, der Geister-, Ahnungs- und Traumgeschichten, die er einflicht, Erwähnung zu thun, es kennt deren jede Stadt- und Dorfbase, während sie hartnäckig niemals einem denkenden Menschen passiren!

Als der Magnetismus mit der Zeit aus der Mode kam, versuchten es die Wundersüchtigen mit der Elektrizität. Im Jahre 1849 tauchte zu Guillonville im französischen Canton Orgères ein „elektrisches Mädchen“ auf. Es war vierzehn Jahre alt und mit einer solchen „Attraktionskraft“ begabt, daß es Möbel, Kleider, Wäsche und Anderes, sogar aus den Schränken heraus, an sich zog. Pferdekummete legten sich um ihre Schultern, Brotkörbe stellten sich auf ihren Kopf, Säcke hüllten sie ein, Schlösser sprangen von den Thüren weg und hängten sich an sie, Möbel tanzten um sie her u. s. w. Diese Eigenschaft hörte auf, als sich die Magd an einen andern Ort begab, trug sich aber merkwürdiger Weise auf ein Kind ihrer vorigen Herrschaft über, — bis der Pfarrer von Guillonville durch seinen Exorzismus den Bann hob, — was die Glaubwürdigkeit der Geschichte und die Bildung der dortigen Leute in das richtige Licht stellt.

Was sollen wir aber sagen, wenn damals nicht nur auf dem ungebildeten Lande, sondern auch in der „Hauptstadt der Civilisation“ Wunder geschahen oder wenigstens behauptet und geglaubt wurden? Im Jahre 1846, so wird erzählt, wurde zu Paris in der Nähe des Pantheon und der Sorbonne ein Haus, das von mehreren im Abbruche begriffenen Häusern umgeben war, Wochen lang jeden Abend und jede Nacht auf räthselhafte Weise mit Pflastersteinen, Bausteinen und Stücken jener anderen Häuser so beworfen, daß es über und über durchlöchert und beschädigt wurde. Die Polizei, heißt es, ließ den Platz bewachen, entdeckte aber die Quelle dieses Bombardements nicht, sowenig als jene eines gleichzeitigen — Geltregens (den sich übrigens Manche gerne gefallen ließen) in der Rue Montesquieu und des Läutens aller Glocken in der Rue de Malte von unsichtbarer Hand! Warum kommen solche Sachen in anderen Städten nicht vor, und warum sehen denkende Menschen niemals etwas Derartiges?

Um das Jahr 1848 tauchte in Amerika jene Erscheinung auf und verpflanzte sich seit 1852 auch in Europa, welche man das Tischrücken (table-moving) und in ihrer weitern Ausbildung das Tischklopfen oder Geisterklopfen (spirits-rapping) nannte. Sie bestand darin, daß sich Gläubige dieses neuen Evangeliums um einen runden Tisch setzten oder

stellten und auf den Rand desselben ihre sich gegenseitig berührenden Hände auflegten, so daß diese eine Kette bildeten. Die völlig orthodoxen Tische mußten einen runden Fuß haben, der unten in drei kleinere, kantige solche auslief. Waren nun die Theilnehmenden wirkliche Gläubige, so hatte nach einiger Zeit Wartens der Tisch die Gefälligkeit, sich mit ihnen, erst langsam, dann immer schneller, rund herum, hin und her, vor- und rückwärts, ja sogar im ganzen Zimmer herum zu bewegen. Die Verfertigung rückender Tische wurde ein Industrieartikel der über diese neue Erfindung sehr zufriedenen Schreiner; bald aber kam es, bei besonders starkem Glauben, dahin, daß die Gelehrigkeit der Tische auch auf andere Möbel, sogar auf die schwersten Klaviere, Schränke u. s. w. überging, und es war ein allgemeines Tollwerden der Zimmermöbel zu befürchten. Man wird nun mit Recht fragen, wozu denn diese neue Erfindung diente. Nun, vorläufig diente sie zu gar nichts, als zur Befriedigung der Wundersüchtigen, die nun dafür einen Beweis zu haben glaubten, daß Wunder nicht unmöglich seien. Es blieb jedoch nicht hierbei, sondern in kurzer Zeit wurde bekannt, daß die liebenswürdigen Tische nicht nur rückten, sondern auch — klopften. Es bestand dies darin, daß sie auf an sie durch die verzückten Rückenden gestellte Fragen zuvorkommend ihre Beine emporhoben und damit auf den Boden klopften. Woher konnte dies rühren, als von Geistern? Da indessen das Klopfen an sich keinen Sinn hat, so legten die Gläubigen einen solchen hinein. Drei Schläge z. B. sollten „ja“, zwei oder einer „nein“ bedeuten. Dauerte aber das Klopfen länger, so bedeutete die Zahl der Schläge zwischen einer Pause und der andern den Buchstaben des Alphabets, der in letzterm die Stelle jener Zahl einnimmt. Oder man sagte für jeden Buchstaben der gehofften Antwort das ganze Alphabet her, und der willige Geist klopfte bei dem betreffenden Buchstaben. Daraus konstruirte man Wörter und Sätze, — man kann denken, mit welcher Zuverlässigkeit bei einer so aufgeregten Zuhörerschaft. Was man auf diese Weise vernahm, waren Offenbarungen der Geister aus dem Jenseits, welche mit wirklich anerkennenswerther Bereitwilligkeit auf jeden Ruf erschienen und merkwürdiger Weise immer gerade jener Klopfsprache sich fügten, welche die anwesenden Gläubigen eingeführt hatten. — Das Klopfen wurde jedoch nach und nach langweilig und lästig, und man verfiel auf geistreichere Mittel der Geistermittheilung. Man band an eines der Tischbeine einen Bleistift und legte lange Papierstreifen auf den Boden. Sofort merkten die Geister, was man von ihnen wollte, und schrieben mittelst des Bleistiftes ihre Gedanken auf den Boden, und zwar, man staune! in ihrer Handschrift, deren sie sich im Leben bedient hatten! Ein gewisser Hornung, Rendant in Berlin, erfand den „Psychographen“, ein storchschnabelartiges Instrument, welches auf ein Alphabet und Zahlensystem geschraubt wurde und mit seinem Stifte auf jene Zeichen hinwies, deren die Wundersüchtigen bedurften, die denn auch bald, als man ihrer

Orakel überdrüssig war, solche unsichtbaren Geistern zuschrieben. Die „Psychographen" wurden ein einträglicher Industriezweig. Weit öfter aber vollführte man die Geisterschrift, da jene Art derselben doch mühsam war, durch ein Medium, wie man die für derlei Mittheilungen am besten geeigneten Personen, d. h. möglichst nervöse und überspannte, taufte. Das Medium nahm einfach ein Stück Papier vor sich und einen Bleistift in die Hand, gerieth nach der Citation des Geistes in Verzückungen, und schrieb dann wider ihren Willen, was der Geist offenbaren wollte.

Mit der Zeit vervollkommneten und vermehrten sich die Medien und wurden manigfaltiger. Es gab tischklopfende Medien, d. h. solche, mittels welcher die Geister ihre Ankunft durch Klopfen ankündeten, schreibende, deren wir bereits Erwähnung gethan, sprechende, welche, von Geistern inspirirt, in poetischem Schwunge und fremden Zungen redeten, heilende, welche im Zustande der Verzückung, gleich den Somnambulen, Krankheiten erkanuten und heilten, und wahrsagende, welche in eben solchem Zustande die Beschaffenheit anderer Welten schilderten und die Zukunft vorhersagten. Den schreibenden Medien gaben die Geister, z. B. einer nervösen Frau ihre verstorbene Mutter, förmliche Lektionen im Schreiben, indem sie sie zuerst Punkte, Linien, einzelne Buchstaben, und erst nach und nach zusammenhängende Gedanken schreiben machten, so daß ungebildete Personen geläufiger schreiben lernten, als der geübteste Kopist! Oft aber blamirten sich die Geister ganz gehörig. Dem Ex-Kapuziner Franz Ammann, z. B., welcher zwar seinen Orden, aber nicht dessen Hokuspokussucht aufgegeben hatte und im Jahre 1856 zu Zürich eifrig tischklopfte, wovon er die Resultate in der Schrift „die Ewigkeit ist kein Geheimniß mehr" veröffentlichte, wurde damals von Napoleon I. einmal geoffenbart, Napoleon III. werde nur noch neun Monate, ein zweites Mal (drei Monate später) wieder: neun Monate, und ein drittes Mal: noch zwei und ein halbes Jahr regieren!

Interessant ist, daß diese und andere Geisterschriften stets den geistigen Standpunkt und die Orthographie des schreibenden Mediums verriethen und niemals etwas enthielten, was dieses nicht bereits wußte oder wissen konnte.

Auch die Geistermanifestationen wurden indessen mit der Zeit, da das Klopfen und Schreiben eintönig werden mußte, manigfaltiger. Die Geister verlangten, sagt Ammann, daß man Schreibzeug, kleine Glöcklein, eine Guitarre oder eine Geige unter den Tisch lege, mittels welcher Gegenstände sie dann etwas hinschrieben (?), ließen auf ein angestimmtes Lied taktmäßig das Glöcklein klingen und begleiteten diese Musik harmonisch mit Guitarre oder Geige! Ferner trugen sie verschiedene Gegenstände, sogar schwere, auf einem Tische sitzende Männer, im Zimmer herum, neigten gedeckte, mit Speise und Trank übersetzte Tische beinahe bis zum Umstürzen auf die Seite, ohne daß, dem Gesetze der Schwere zum Trotze,

etwas herabfiel oder verschüttet wurde, machten Tische so schwer, daß sie mit der größten Kraftanwendung nicht von der Stelle bewegt werden konnten u. s. w.

Auffallende Vorstellungen im Geisterfache gaben 1852 zu St. Louis, im Sektionssaale der Universität von Missouri, die beiden Medien Misses Fox. Sie setzten sich unbeweglich auf den Sectionstisch, und sofort entstand ein Klopfen wie von Hammerschlägen auf den Tisch, und der Dekan der medicinischen Fakultät begann mit den Geistern ein wissenschaftliches Examen in der Klopfsprache, welches dieselben „trefflich bestanden", obschon sie, sagt der Berichterstatter naiv genug, nur mit „ja" und „nein" antworteten. Dieses Klopfen ließen die beiden Yankee-Damen auch von Besuchern in ihrer Wohnung vornehmen und durch ihre Geister Tische hin und her schieben, die Niemand zurückhalten konnte. Während man dort das „Lied der Geister" und andere Musikstücke sang, erschien vor dem Gesichte eines Gastes eine durchsichtige Hand, einem Schatten ähnlich, zog ihn an den Haaren, legte sich eiskalt auf sein Gesicht; er fühlte Schläge auf dem Kniee und sein Bein wurde gewaltsam unter den Tisch gestoßen, während zwei unsichtbare Hände auf seine Schultern schlugen und ihn auf seinem Stuhle fortzogen. Ein Pappdeckel durchflog das Zimmer in jeder Richtung, das Fensterrouleau rollte von selbst auf und ab, ein Sopha tanzte, Kommodenschubladen öffneten und schlossen sich mit ungeheurer Schnelligkeit und ein Spinnrad drehte sich, ohne daß es Jemand berührte, als ob eine Spinnerin daran säße. Zuletzt zitterte der Fußboden so heftig, als ob eine schwere Last darauf gefallen wäre. An anderen Orten im wundersüchtigen Nordamerika fingen mehrere musikalische Instrümente, die sich zusammen in einem Zimmer befanden, von selbst zu spielen an und gaben ein „herrliches Konzert"*). Ähnliche „Vorstellungen" gab der Amerikaner Home um 1860 in London, Paris und den übrigen europäischen Hauptstädten, sogar vor den Höfen! Er war so bescheiden, sich für keinen Geisterbeschwörer, sondern blos für ein Werkzeug der Geister auszugeben. Seine Geister trieben jedoch kindisches Zeug, ließen Hände erscheinen, warfen Blumen, Glöcklein und Anderes herum, musizirten u. s. w. Er selbst jedoch ließ sich in seinem Stuhle vom Boden heben und schwebte über den Köpfen der Anwesenden durch das Zimmer. Daß Tische und andere Möbel auch bei ihm übereinander hinstiegen und herumspazierten, versteht sich von selbst. Sogar Männer wie Lord Brougham, Faraday und Sir David Brewster, ließen sich von dem Taschenspieler anschwindeln. Die Krankheit wurde epidemisch, überall erfuhr man derlei „Manifestationen" in den manigfaltigsten Abarten; man gab spiritistische Vorstellungen, natürlich gegen Entrée, es bildeten sich spiritistische Vereine, es erschienen

*) Das Tischrücken. Geistige Agapen. Psychographische Mittheilungen der Pariser Deutsch-magnetischen Schule des Grafen F. von Szápary. Paris 1854.

zahlreiche Bücher mit pikanten Titeln, sowie Zeitschriften zur Pflege der neuen Narrheit; (in Amerika gab es drei Millionen Spiritualisten und siebenzehn Zeitschriften dieser Richtung), die ernsthaftesten Geistlichen und Richter ergaben sich ihr; man unterhielt sich mit den Geistern und glaubte bald solche nicht nur klopfen zu hören, sondern auch zu sehen, sie wie ein Prickeln auf der Haut zu fühlen und andern Unsinn mehr.

In Europa machte man diese Launen des Tochterlandes getreulich nach. Selbst auf dem Lande, in den Dörfern, fand die grassirende Manie Eingang, und zwar, z. B. in Thüringen, in der Form sektenartiger Versammlungen, welche die Arbeit ihres „Psychographen", oder ihrer „Geistermaschine" mit Singen und Beten begleiteten, und sich auch wol über Recepte gegen Krankheiten, über gestohlene Gegenstände und dergleichen Auskunft ertheilen ließen. — In England ließen sich sogar geistreiche Schriftsteller wie Bulwer und Thackeray von dem Spuk blenden und vertheidigten ihn öffentlich. In einer spiritistischen Versammlung zu Toulouse sprang ein Tisch auf Befehl nach einem flatternden Nachtfalter und suchte ihn zu erhaschen, und als man zum Scherze eine Teufelsfigur zeichnete und sie demselben geistreichen Tische als sein Bild vorwies, näherte er sich und suchte sie mit seiner Ecke auszukratzen. Ebendort wurden Personen von Geistern, die sie nicht gerufen, durch Klopfen und andern Spuk in ihrer Wohnung förmlich verfolgt, und, obschon sie selbe mit Weihwasser (!) zu vertreiben suchten, sogar an verschiedenen Körpertheilen gebissen, so daß man die Eindrücke von Zähnen sah! Der Dame vom Hause wurde der Kamm aus den Haaren gezogen und auf einen Stuhl gelegt, dem Herrn die Uhr weggenommen und in's Bett versteckt, ein anderes Mal gar der Dame unter die Kleider praktizirt. Ja die Geister konnten noch mehr; sie versetzten in Tassen, die Niemand berührt hatte, abwechselnd übelriechende Gegenstände und — Bonbons, welche, als man sie zum Conditor bringen wollte, um ihre Herkunft auszumitteln, plötzlich aus der Tasche verschwanden, zu Hause aber in räthselhaftem Überflusse überall ersetzt wurden, wohin man ging, — ja es fiel den Leuten sogar Konfekt auf den Kopf. Endlich vertrieben — Benedictus-Medaillen den ganzen Spuk, der somit wahrscheinlich pfäffischen Ursprungs war!

Die Naturforscher haben seitdem dargethan, daß das Tischrücken und Tischklopfen eine Folge unwillkürlicher mechanischer Einwirkung überreizter Personen auf jene Möbel sind. Die übrigen erwähnten Erscheinungen werden wohl zwischen Selbsttäuschung und Betrug vertheilt werden müssen, wie andere auch, und wir können uns über sie nicht verwundern, wenn wir bedenken, welche erstaunliche, für den Uneingeweihten unbegreifliche Dinge die Taschenspieler zu leisten vermögen.

Wie sehr der neue Geisterschwindel bereits abgeschwächt ist, zeigten in neuester Zeit die amerikanischen Brüder Davenport, und ihr

Schwager Fay, welche seit 1852 in ihrem Vaterland und seit 1864 in ganz Europa mit einem Schranke herum reisten und nichts Anderes zu machen wußten, als daß sich Einer der Drei von ihnen mit vorher zusammengebundenen Händen in den Schrank setzte und dann die Zuschauer nach einiger Zeit in dem mit einem Fenster versehenen geheimnißvollen Raume Geisterhände sich bewegen sahen und einen gräulichen Spektakel von Musikinstrumenten darin verursachen hörten. Nach Öffnung des Schrankes aber waren die darin Befindlichen immer noch gebunden. Sie ließen auch scheinbar Musikinstrumente und Anderes herumfliegen. Es begegnete ihnen jedoch das Fatale, daß es dem Taschenspieler Robin in Paris und nachher auch dem Goldarbeiter Hartmann in Dresden gelang, ihre Gaukeleien getreu nachzuahmen, worauf sie sich nicht mehr getrauten, von Geistern zu faseln und — fortan einfach als Taschenspieler reisten! —

Als ausführlicher gläubiger Schriftsteller über den Geisterschwindel trat in Deutschland zuerst Dr. Epp in Heidelberg auf, welcher in Amerika die „neue Wissenschaft" studirt hatte, alle ihre Manifestationen für baare Münze nahm, sich von Geistern der größten Männer, die alle zum Glauben an den Spiritismus bekehrt waren, Offenbarungen machen ließ, die am Ende stets, — und da lag wol der Hase im Pfeffer, — die katholische Religion für die wahre erklärten. — Indessen haben sich die katholischen Kirchenfürsten in ihren Erlassen stets gegen das Tischrücken und dessen Abarten erklärt; denn ein Aberglaube ist immer eifersüchtig auf den andern! —

In ein eigentliches System wurde der Wahn und Unsinn des Spiritismus gebracht durch den aus den russischen Ostseeprovinzen stammenden Baron Ludwig von G ü l d e n s t u b b e, gegenwärtig in Paris lebend. In seiner „positiven Pneumatologie" (Stuttgart 1870) behauptet er, die Zahl der Anhänger des Spiritismus (den er unrichtig „Spiritualismus" nennt) betrage in Amerika mehr als vier Millionen, und seine „Phänomene" seien von gegen elf Millionen gesehen worden. „Alle christlichen und politisch-socialen Sekten, die Anhänger der Wiederkunft Christi, die neue Paulinische Kirche der Freiheit der Kinder Gottes, sowie die Anhänger Owen's und Fourier's (kürzer wäre: alle Schwärmer und Narren!) strömen in den großen Ocean (!) des „ „Spiritualismus" ", welchem die Zukunft der Menschheit anheimzufallen scheint", sagt Güldenstubbe. Ja, er gibt sogar seiner Richtung einen politischen (!) Charakter, nämlich den der Opposition gegen das Großstaatenthum und die Nationalitätstheorie, obschon der Zusammenhang zwischen beiden unklar bleibt. In England und Frankreich gibt es, nach Güldenstubbe, bereits zahlreiche spiritistische Vereine und wie in Amerika mehrere dieses neue Evangelium verkündende Zeitschriften, und nun wirft er seine Netze auch nach Deutschland aus, welches er auffordert, gleichwie es die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts begonnen, — jene des neunzehnten (die der Klopfgeister!) zu vollenden! Es ist Methode in seiner Tollheit.

Weß Geistes Kind der neue Prophet des Geisterwahns ist, zeigt er gleich in der Einleitung zu seinem Werke, in welcher er geradezu allen Unsinn, welcher je in der Welt getrieben worden ist, als Wahrheit anerkennt, so z. B. die Astrologie, die Nekromantik, den Mesmerismus, ja sogar die Orakel der Griechen und Römer! Daß er dabei auch die jüdischen und christlichen Wunder für baare Münze annimmt, versteht sich von selbst. Er stellt sich jedoch keineswegs unter die Vormundschaft der Priester, welche er vielmehr bekämpft (um seine eigene Autorität an ihre Stelle zu setzen!), und strebt nach einem priesterlosen Wunder- und Offenbarungsglauben. Der eigentliche Grund und Kern der Lehre Güldenstubbe's ist aber der Glaube, daß die Geister, sowol die reinen, als jene der Verstorbenen — schreiben können. Die erste Spur hievon erblickt er in den Tafeln mit den zehn Geboten Gottes, welche im buchstäblichen Sinne vom Finger Gottes geschrieben seien, die zweite in der Schrift, welche bei dem Gastmale Belsazars an der Wand erschien! Das Nämliche ist er auch von den Offenbarungen der Inder in den Vedas und Mohammed's im Koran anzunehmen geneigt. Das Tönen der Memnonssäule ist ihm ebenfalls eine „direkte, wenn gleich nur hörbare Manifestation der übersinnlichen Welt!“ Ebenso sollen Pythagoras, Sokrates, Platon und andere Philosophen, die Alexandriner, die Kabbalisten, Paracelsus und die Astrologen „spiritualistisch inspirirt gewesen sein.“

Wie Güldenstubbe auf sein System gekommen, erzählt er folgendermaßen:

Im Jahre 1850, also zwei Jahre bevor die Tischrücker-Epidemie nach Europa kam, überbrachte ihm eine „amerikanische Hellseherin die angebliche Entdeckung eines experimentalen Verkehrs mit der Geisterwelt durch das Klopfen. Erst nach sechs Monaten gelang es ihm, mit derselben einen Zirkel nach amerikanischem Muster zu Stande zu bringen, wobei ihm jedoch die eifersüchtigen Magnetiseure sowol, als, nach dem Staatsstreiche Bonaparte's, die mißtrauische, Verschwörungen witternde Polizei, Schwierigkeiten in den Weg legten. Diese Zirkel wurden gewöhnlich von zwölf Personen gebildet, von denen sechs die positiven und die anderen sechs die negativen oder sensitiven Elemente repräsentirten.“ Obwol die letzteren in der Regel mehr bei Frauen, die ersteren mehr bei Männern vorkommen, soll doch jene Unterscheidung sich nicht nach den Geschlechtern richten. „Man stellt, lehrt Güldenstubbe, einen Tisch an einen geräumigen und luftigen Ort, und die Glieder des Zirkels bilden eine magnetische Kette; das Medium sitzt am Ende des Tisches und ist isolirt. Die sechs sensitiven Individuen setzt man gewöhnlich zur Rechten des Mediums. In die nächste Nähe kommt die sensitivste oder negativste Person, während die positivste oder intelligenteste Person zur Linken sich neben das Medium setzt. Um die Kette zu bilden, müssen alle zwölf Personen die rechte Hand auf den Tisch und die linke auf die Hand des Nachbars legen u. s. w.“

Nach Verlauf mehrerer Sitzungen spürten alle Glieder des Zirkels gemeinschaftlich und im gleichen Augenblicke, wo die „intelligentesten“ Personen in Gedanken „Geister aufriefen“, — stoßartige, elektrische Erschütterungen, und mehr oder minder sensible Personen hatten gemeinschaftliche Visionen. „Odische Feuerkugeln, mit verschiedenen Regenbogenfarben, verwandelten sich allmälig in eine Säulenform, aus welcher nach und nach schattenartige Menschengestalten sich entwickelten.“ Erst nach **zwanzig** Sitzungen erreichte man das „direkte Geisterklopfen“ der Amerikaner, als der „bekannte Veteran des Magnetismus“, Graf d'Ourches, an den Sitzungen Theil zu nehmen begann. In Folge des Einschreitens der Polizei konnten die Sitzungen erst Anfangs 1853, als die Epidemie des Tischrückens ganz Europa aufregte, wieder anfangen. Güldenstubbe behauptet, ihm und d'Ourches sei es, zuerst in Paris, gelungen, Tische ohne alle Berührung in Bewegung zu setzen; zuweilen hätten sogar Tische ohne Berührung in der Luft geschwebt und wären von unsichtbaren Mächten durch das Zimmer getragen worden. Er selbst hätte damals die Fähigkeit gehabt, Tische von weitem zu sich rufen zu können; sie hätten seinen Befehlen gehorcht wie vernünftige Wesen, angezogen durch eine geheimnißvolle Attraktionskraft. Mit Hülfe seines „Familien-Genius“ hätte der an der Gicht leidende Graf d'Ourches die Klingeln aller Thüren des Verfassers in heftige Bewegung gebracht, wenn er nicht selbst zu ihm kommen konnte! Er und seine Schwester hätten dann den Grafen in ätherischer Gestalt in's Zimmer treten und zuweilen auch den Sitzungen beiwohnen gesehen. Beide Geschwister, behauptet er ferner, hätten von Kindheit auf die Gabe, Geister und auch Doppelgänger zu sehen, und könnten sich selbst gegenseitig nach Belieben an entfernte Orte versetzen! Im Jahre 1854 sollen die Tische dem Willen Güldenstubbe's unbedingt gefolgt sein und sich wie lebende Wesen nach den verschiedensten Richtungen bewegt haben, wofür er mehrere Zeugen mit Namen aufruft, die wir aber nicht fragen können. Enthusiastische Geisterklopfer entlehnten Güldenstubbe's Tische zu ihren Soireen, und ein gewisser Henri Delaage war so verrückt, „daß er dieselben umarmte und an sein zartes, gefühlvolles Herz drückte.“ Später sollen die Tische, auf welche (wie nachher zu erwähnen) die Geister schrieben, frei im Zimmer herumgewandelt sein, bald langsam, bald schnell, und wenn man ihnen den Weg durch Stühle versperrte, wanden sie sich durch und setzten ihre Spaziergänge „pathetisch“ fort, oder erhoben sich auch in die Luft und setzten über die Hindernisse kunstgerecht hinweg. (Das wären sehr billig zu ernährende Bediente!)

Den Gipfel des Systems, eine Geisterschrift, entdeckte Güldenstubbe schon im Jahre 1853, indem er, wie er behauptet, auf ganz reinem, in seinem Pulte verschlossenem Briefpapier fremdartige Schriftzüge fand, welches „mysteriöse Geschreibsel“ sich so oft wiederholte, daß er zuletzt

nicht einmal reines Papier zum Briefschreiben in seinem Schreibtische mehr vorfand. Hierdurch zu Experimenten ermuntert, legte er, nach seiner Aussage zum ersten Mal am 1. August 1856, reines Papier mit einer Bleifeder in ein Kästchen, verschloß dasselbe, übergab den Schlüssel dem Grafen d'Ourches (!) und erreichte am 13. des genannten Monats, indem er das Papier auf einen kleinen Glastisch legte, — dreißig Geisterschriften; merkwürdiger Weise sei aber nie die Seite des Papiers, wo der Bleistift sich befand, beschrieben gewesen, sondern die entgegengesetzte, gegen die Glasplatte gekehrte. Güldenstubbe erzählt, er habe es endlich dahin gebracht, daß „viele Zeugen die Schriftzüge sich bilden sahen vor ihren Augen, bei hellem Tages- oder Kerzenlicht. Der Dichter La Boulaye habe die einzelnen Buchstaben langsam auf seinem Rockärmel (!) und auf einem an die Wand gehefteten Papier sich bilden gesehen (20. Januar 1859) und Lacordaire, Bruder des bekannten Dominikaners, habe auf dem von mehreren Priestern, die zugegen waren, mit Weihwasser besprengten und an die Wand gehefteten Papier, ein großes Kreuz sich rasch bilden gesehen, welches der Abbé Maurice als Reliquie einfassen ließ (diese Geister waren offenbar stark katholisch!).

Auf Parquetböden sahen angeblich viele Zeugen „große magnetische direkte Figuren (was ist das?) von verschiedenen Farben" sich bilden und vergehen. Habe man „sensitive Personen" auf eine solche Parquetfigur gesetzt, so „hätten sie Anwandlungen zum Schlafe" empfunden, einige sogar Geistererscheinungen gesehen. Dergleichen Figuren sollen auch „Heilungen" bewirkt haben, über welche wir jedoch nichts Näheres erfahren.

Die Geisterschriften gehörten verschiedenen Sprachen an, nämlich immer der Muttersprache des Verstorbenen, welcher schrieb, und trugen auch dessen Handschrift! Güldenstubbe's verstorbener Vater schrieb ihm in estnischer Sprache. Indessen strebte aber Graf d'Ourches weiter und wollte statt freiwilliger Geistermanifestationen Antworten von Geistern auf an sie gestellte Fragen haben. Nach sechsmaligen mißlungenen Versuchen soll am 16. August 1856 der Geist des erwähnten Vaters auf das Blatt, auf welchem die Frage des Grafen stand, unter des Letztern Augen geschrieben haben: „Je confesse Jésus en chair" (ein orthodoxer protestantischer Geist!).

Die Versuche wurden endlich in's Große getrieben. Man legte Papiere auf die Königsgräber zu Saint-Denis, und die stolzen Kapetinger waren so gefällig, dem Herrn Güldenstubbe und Compagnie sofort gehorsamst mit ihrer Unterschrift aufzuwarten. Man erhielt diejenige Franz I. zu Fontainebleau, Marie Antoinettens zu Trianon, des wunderthätigen Diakonus Pâris an dessen Grab vor dem Hauptaltare der Kirche St. Medard zu Paris. Aus dem Rachen eines antiken, bei Platäa gefundenen Löwen im Museum des Louvre erhielt der Spiritist Robert Dale

Owen, Sohn des Socialisten Owen, nach siebenmaligem Versuche, die Unterschrift des Pausanias, des Siegers von Platäa, jedoch in ionischem Dialekte, nicht in seinem dorischen. Im ägyptischen Saale desselben Museums erhielt man die Zeichnung einer Hieroglyphe von Geisterhand, bei der Statue des Augustus dessen Unterschrift. In der Glyptothek von München schrieben Hannibal, die Kaiserin Livia und der Wunderthäter Apollonios von Tyana Sentenzen auf Blätter, die an die Sockel ihrer Büsten gelegt worden waren; im Belvedere zu Wien unterzeichnete sich Germanicus ebenfalls bei seiner Büste. Andere Unterschriften waren undeutlich. Aus einem M und S schlossen die Geisterseher auf Maria Stuart. Manche Schriften wurden auch gar nicht unterzeichnet. Am Sarge der heiligen Genoveva erhielt man unentzifferbare Zeichen, aus welchen Güldenstubbe nachher die bald nach dieser Manifestation erfolgte Ermordung des Erzbischofs Sibour herausdeutete. Euripides war so artig, bei seiner Miniaturstatue im Louvre einen „pythischen Dreifuß" zu zeichnen; welcher an die ersten graphischen Versuche eines dreijährigen Kindes erinnert. Die uns in Güldenstubbe's Werk vorliegenden Schriftproben besitzen übrigens unter sich so viel auffallende Ähnlichkeit, ohne Rücksicht auf weite Schranken des Raumes und der Zeit, daß sie gleichsam ihren Ursprung aus einer Fabrik deutlich genug verrathen. Denn darüber wird wol kein Vernünftiger im Zweifel sein, daß wir es, wie bei dem Tischrücken und Tischklopfen, auch hier nicht mit Geistern, sondern auf der einen Seite mit überreizten, Sinnestäuschungen vorspiegelnden Nervensystemen und partiellem Wahnsinn, und anderseits mit gewandter Taschenspielerei und raffinirtem Betruge zu thun haben. Alle möglichen Schriften nachzuahmen und Handschriften durch chemische Mittel erscheinen und verschwinden zu machen, hat bei einiger Übung nicht die geringste Schwierigkeit. Sehr bezeichnend ist die Naivetät, mit welcher Güldenstubbe erzählt, daß sich die Geistermanifestationen, als er und seine Schwester von dieser Beschäftigung „erschöpft" waren, vermindert hätten; denn da seine Geister nur in seinem Gehirn existiren, mußten sie natürlich zugleich mit ihm erschöpft werden. „Alle bedeutenden, rein objektiven Medien, sagt er, wie Home, Squire, die Gebrüder Davenport (die bekannten Gaukler!) und ihr Schwager Fay, fühlen diese Erschöpfung nach jedem Experiment; daher die oft lange Unterbrechung ihrer Medien-Kraft, um ihre Gesundheit zu schonen." Möchten doch alle diese Ritter des Humbugs auf ewig erschöpft werden! Güldenstubbe's Manier hat auch ein Geisterbeschwörer in Boston angenommen, welcher sich öffentlich „Postmeister aus dem Geisterreich" nennt und einen Briefwechsel zwischen Lebenden und Todten, das Stück zu einem Dollar, vermittelt. Auch besorgt er Bildnisse von Verstorbenen, die im Geisterreiche gezeichnet werden. Das Interessanteste von alle Dem ist übrigens, daß wir von allen diesen Geistern nie das Geringste über die jenseitige Welt erfahren, was nicht schon vorher von Menschen

darüber behauptet worden wäre. Um das zu erfahren, was Güldenstubbe's Geister faseln, bedürfen wir seines ganzen Schwindels nicht!

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des menschlichen Wahns und seiner noch in unserer Zeit andauernden Macht liefert das sogenannte Od, eine Erfindung des Freiherrn Karl von Reichenbach (geboren 1788 zu Stuttgart), welche derselbe in zwei dicken Bänden mit einer besserer Ziele würdigen deutschen Gründlichkeit abhandelte*). Reichenbach, ein reicher österreichischer Gutsbesitzer, welcher in Folge bedeutender chemischer und geologischer Forschungen und industrieller Unternehmungen, Mitglied und Ehrenmitglied von nicht weniger als zweiundzwanzig gelehrten Gesellschaften und Akademien wurde, versteht unter dem Od eine vor ihm unbekannte Naturkraft, welche sich in dem Einwirken lebender oder todter Körper auf den Menschen kundgeben und angeblich analog wirken soll wie der Magnetismus und die Elektrizität. Mit wirklich staunenswerther Ausdauer hat er Beobachtungen über solche Einwirkungen angestellt und Berichte darüber von anderen Personen gesammelt. Er theilte nach seinen Forschungen alle Menschen ein in „Sensitive", welche die Einwirkung des „Od" empfinden, und in Nichtsensitive, welche dieselbe nicht empfinden. Und worin bestehen diese „odischen" Einwirkungen, mit deren Untersuchung der gelehrte Herr zwei Bände von über acht- und über siebenhundert Seiten füllte? In nichts weiter, als daß erwähnte lebende oder leblose Körper jeweilen, nicht nur bei der Berührung, sondern schon bei bloßer Annäherung die linke oder rechte Seite oder auch verschiedene Körpertheile der Sensitiven lau oder kühl und in beiden Fällen wieder angenehm oder widrig affiziren oder auch schläfrig machen, Magen- oder Kopfweh verursachen sollen u. s. w. Das Eine soll z. B. bei Annäherung der rechten Seite eines Menschen zur linken eines Andern, das Andere im umgekehrten Falle vorkommen u. s. w. Solche verschiedene Einwirkungen sollen auch Sonnen- und Mondschein, die Lage nach den vier Weltgegenden, der Wind nach denselben herbeiführen. So soll z. B. in Wien der Westwind Augenbrennen, der Südwind Magenweh, der Ostwind Kopfschmerz, der Nordwind aber Erfrischung und Stärkung bringen. Sogar verschiedene gefärbte Papiere sollen in der Hand verschiedene Gefühle erwecken. Die Körper, welche Od enthalten, sollen ferner solches sichtbar ausströmen, besonders die Finger der Sensitiven, andere Körpertheile sogar durch die Kleider, ja selbst innere Theile bis auf die Knochen, durch die äußeren hindurchleuchten; nur die Sensitiven jedoch können das „Odlicht" erblicken. Ähnlich soll das Od auch auf das Gehör, den Geruch und den Geschmack wirken. Die Sensitivität soll auch die Grundlage des Som-

*) Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen über ihre gegenseitigen Kräfte und Eigenschaften u. s. w. Stuttgart und Tübingen 1854.

nambulismus sein. Reichenbach protestirt nun zwar dagegen, daß seine Lehre abergläubig oder mystisch sei, und er verfährt auch nicht in solcher Weise; aber da er selbst nicht „sensitiv" ist, alle seine Beobachtungen daher nur vom Hörensagen seiner Sensitiven stammen und seine Begriffsbestimmungen, wie „lau" und „kühl", „angenehm" und „widrig" offenbar bedeutenden Schwankungen unterliegen, auch von irgend einem Nutzen des Ods für das Leben und die menschliche Gesellschaft oder von einem Aufschlusse durch dasselbe über irgend welche bisher unbekannte Dinge nie etwas verlautet hat, so darf diese angebliche Lehre getrost aus dem Gebiete der Wissenschaft auf das des Wahns verwiesen werden.

Eine sehr verbreitete Form des Aberglaubens unserer Zeit ist das Kartenlegen oder Kartenschlagen, das meist alte Weiber mit verlorenen Reizen, bisweilen auch alte Männer, betreiben. Einen berühmten Namen erwarb sich zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons I. Mademoiselle Lenormand in Paris, die ein eigenes System von Karten erfand, und deren Orakeln der aufgeklärte Diktator Robespierre und nach ihm der Bezwinger einer Welt mit dem andächtigsten Aberglauben lauschte, wie ihn der roheste corsische Bergbewohner nicht sklavischer zur Schau tragen konnte. Namentlich aber war die Kaiserin Josefine eine streng Gläubige. Ein anderes Kartensystem hat in neuerer Zeit ein gewisser Sohn ausgeheckt. Gewöhnlich wird jedoch mit den einfachen französischen Spielkarten hantirt. Die Manipulation ist bekannt. Die Hauptsache dabei sind möglichst zweideutige Ausdrücke, die stereotyp immer wieder vorkommen; man hört stets nur von Glück und Unglück, freundlichen und feindlichen Personen, von Geld, Reisen, Briefen und dergleichen. Und die Zuhörer und Gläubigen dieses Blödsinns sind nicht etwa ungebildete Dienstmägde, Arbeiter und dergleichen — nein, in Hut, Schleier und Seidenkleid schleichen sich vornehme, freilich aber durch Romanlesen in ihrer Fantasie verderbte Damen in die abgelegensten Gassen und über die gebrechlichsten Treppen zu den Propheten ihrer papiernen Religion, welche den Gewinn aus der Dummheit der Leute schmunzelnd einstecken, — und die stets wieder aufgelegten und von „aufgeklärten" Buchhandlungen verbreiteten Wahrsagerkarten der Lenormand und Sohn's finden stets noch reißenden Absatz. Ebenso groß ist auch noch die Liebhaberei zum Wahrsagen aus der Hand, mit dem sich wirkliche und angebliche Zigeunerinnen um Lohn abgeben, und wofür auch der erwähnte Sohn ein System aufgestellt hat. New-York zählte im Jahre 1858 sechsundzwanzig Wahrsagerinnen, welche sich öffentlich empfahlen und sehr gute Geschäfte machten. So finden auch Traumbücher und Anleitungen zu sympathetischen Kuren noch weitverbreiteten Anhang und Glauben, wie auch vornehme und gebildete Leute oft genug Hülfe und Rath in allerlei Sachen bei Schäfern, — Scharfrichtern und — Kapuzinern (hier sogar Protestanten!) suchen. Und wie Viele gibt es noch, welche glauben, daß ein Tag in der Woche (und

welchen trifft es nicht?) ihnen Unglück bringe, und an demselben nichts unternehmen, welche sich an keinen Tisch zu dreizehn Personen setzen und noch tollerm Aberglauben huldigen!

Zweiter Abschnitt.

Religiöse Reaktion und Opposition.

A. Papstthum und Hierarchie.

Die Macht, welche deu Fortschritt der neuern Zeit zu immer größerer Aufklärung des Volkes am meisten zu fürchten hat, weil er sie am Ende unerbittlich zermalmen muß, ist ohne Frage das Papstthum mit seinem die Welt unter sein Dogma zu beugen beabsichtigenden Systeme. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß das wichtigste Hülfsmittel in diesem Streben des Papstthums die weltliche Herrschaft (glücklicherweise jetzt nicht mehr ist, sondern) war, welche ihm über Rom und einen bedeutenden Theil Italiens zustand. Das war die Achillesverse des Papstthums, auf sie gestützt; glaubte es, und mit Recht, der Welt trotzen zu können.

Der ehemalige Kirchenstaat war das Unglück Italiens, das einzige Hinderniß seiner Freiheit, Einheit, Wohlfahrt und Bildung. Das Pfaffenregiment macht jede Blüte verdorren, wo es seinen Fuß hinsetzt; um die Völker unter das Joch eines Glaubens zu beugen, hintertreibt es ihre Zusammengehörigkeit und Unabhängigkeit in weltlichen Dingen; es unterhielt die Reaction der Vendée, entflammte den Bürgerkrieg in Spanien, brütete den Sonderbund in der Schweiz aus, hetzte die Rheinlande gegen Preußen, die Irländer gegen England (das allerdings noch viel Sünden gut zu machen hat), die Katholiken Badens gegen dessen erleuchtete Regierung und zerriß Österreich durch das Konkordat in unheilvolle Parteien. Der Kirchenstaat war daher auch das Unglück der civilisirten Welt, und er zeigte sich darin würdig seines Ursprungs. Bekanntlich entstand er aus Schenkungen, über die der Schenkende (Pipin) aus keinem andern Rechte als dem der Eroberung, d. h. des Diebstahls, verfügen konnte, und aus der Vergrößerung dieser Schenkung durch eigene Eroberungen, größtentheils ausgeführt von einem der größten Scheusale seiner Zeit (Cäsar Borgia), und durch die unsaubersten Erbschleichereien. So eroberte Papst Julius II. mit französischer Hülfe 1506 Perugia und Bologna, Leo X. führte vergebliche Kriege, um Modena und Reggio zu

gewinnen, Paul III. belehnte seinen unehelichen Sohn, Peter Ludwig Farnese, mit Parma und Piacenza; die freie Stadt Ancona wurde 1532 von Clemens VII. durch plötzlichen Überfall und militärische Besetzung unterworfen, und so nach kurzem Widerstande Perugia 1540 mit Verlust aller seiner Rechte und Freiheiten, ebenfalls von Paul III., — und endlich gingen 1597 Ferrara und 1626 Urbino von dem Letzten ihrer Fürsten durch Erbschleicherei an die Päpste über.

Aber wie gewonnen, so zerronnen. Die französische Revolution machte dem Kirchenstaate für einige Zeit ein Ende und Napoleon verleibte ihn seinem Reiche ein. Aber nicht nur der Emporkömmling verfuhr so kirchenräuberisch. Nach seinem Sturze, 1815, waren es die nichtkatholischen Mächte Rußland, Preußen und England, welche die gut und sogar sehr gut katholischen Monarchen von Oesterreich und Neapel auf dem Wiener Kongresse verhinderten, die Küste des Kirchenstaates am adriatischen Meere unter sich zu theilen. Diejenigen, welche einst den Erdball vertheilt hatten, mußten froh sein, daß ihre eigene Spanne Landes nicht auch vertheilt wurde, und erleben, daß seit der vorübergehenden Abwendung dieser Gefahr ihr Reich innerhalb eines halben Jahrhunderts zweimal, 1831 und 1849, von dem Untergange nur durch fremde Hülfe gerettet wurde, ein drittes Mal 1860, den größten Theil und ein viertes Mal, 1870, den Rest seines Gebietes verlor, ohne daß sich mehr eine Hand zu ihren Gunsten rührte.

Von dieser letzten Periode der Geschichte des ohnmächtigen Priesterstaates, dieses europäischen Tibet, wollen wir in Folgendem eine Skizze geben.

Nachdem Pius VII. 1814 wieder auf den päpstlichen Thron eingesetzt war, excommunicirte er die Freisinnigen und Freimaurer, stellte den Jesuitenorden wieder her, rief die Bulle In coena Domini, durch welche die Irrgläubigen verdammt werden, in's Leben zurück, führte die Inquisition und die Folter, die Wallfahrten zu den wunderthätigen Bildern und die Verehrung der Reliquien wieder ein und verbot das Lesen der Bibel unter Androhung der Kettenstrafe. Sein geistreicher, aber wankelmütiger Staatssecretär, Cardinal Consalvi, versuchte das eigenthümliche Experiment eines büreaukratischen Staates nach französischem Muster, aber in den Händen von Geistlichen. „Die Pflanzschule, — sagt der katholische, und damals entschieden päpstlich gesinnte, wenn auch nicht gerade zu Rom's Fanatikern gehörende, sondern ziemlich humane Geistliche Döllinger*), — aus der die Regierung ihre Beamten nahm, war jene Klasse römischer Abbate's, welche, mit sehr unzureichenden juristischen und ohne alle staatswirthschaftlichen Studien, mehr abgerichtet als gebildet,

*) Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861, S. 550 ff.

besser vertraut mit den kirchlichen Ceremonien, als mit den Verwickelungen und Interessen des bürgerlichen Lebens, ihr Vertrauen auf das Patronat eines Cardinals oder Monsignore setzend, in Rom selbst nur sehr geringes Ansehen genossen, in den Provinzen der Mehrzahl nach mindestens nicht beliebt waren. Von allen europäischen Verwaltungssystemen war das römische unstreitig das complicirteste, so zwar, daß in einzelnen Fällen erst weitläufige und zeitraubende Korrespondenzen vorausgehen mußten, um nur zu bestimmen, ob eine Sache zu dem Ressort der einen oder andern Behörde gehöre. Von einigen Behörden wird indeß bemerkt, daß sie nur noch dem Namen nach und um der Titel willen bestehen." Der Code Napoleon wurde abgeschafft und einstweilen durch das vorsündflutliche kanonische Recht ersetzt; ein neues Gesetzbuch wurde versprochen, aber nicht gehalten. „Im Ganzen war die Gewalt der Geistlichkeit in der weltlichen Regierung bedeutend größer geworden, als sie es früher gewesen war. Zudem befand sich das ganze Unterrichtswesen und eine sehr geschärfte, von den höheren Klassen widerwillig getragene Censur in ihren Händen. — Gleichwohl erschien Consalvi der zahlreichen und mächtigen Partei der Zeloten (Eiferer), zu der wol die Mehrzahl der Cardinäle gehörte, als ein gefährlicher Neuerer, und der Cardinal Mattei, Decan des Collegiums und Fürst von Velletri, ließ die Edicte des Staatssecretärs in Velletri durch seine eigenen Sbirren abreißen" (Döllinger S. 553). —

Auf Pius VII., welcher an einem Falle auf dem Marmorboden seines Gemaches starb, folgte der altersschwache und gichtkranke und vorzüglich deshalb*) gewählte Leo XII., vom Volke begrüßt mit dem Ruf: „abbiamo dunque un papa bestia" (also haben wir einen Thierpapst — wegen des Namen Leo = Löwe). Man sagt ihm nach, er sei ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, daß er in seiner Krankheit das Bett habe zum Fenster rücken lassen, um vorbeifliegende Schwalben zu schießen. Er schloß die Juden wieder in das Ghetto ein, übertrug das gesammte Erziehungswesen noch vollständiger dem Clerus, führte im Gerichtsverfahren die lateinische Sprache statt der italienischen wieder ein, und seine Verwaltung wurde so unvolksthümlich, daß die üblichen Beifallrufe bei öffentlichem Erscheinen des Papstes unter ihm nicht gehört wurden. Dem Herzog von Angoulême, dem blöden bourbonischen Prinzen, der dem militärischen Spaziergange nach Spanien zur Unterdrückung der konstitutionellen Erhebung seinen Namen hergeliehen hatte, sandte Leo XII. das Schwert und den Hut, welche Julius II. den Schweizern, um sie für seinen Dienst zu gewinnen, Pius V. wegen Vertilgung der „Ketzer" in den Niederlanden dem berüchtigten Alba, und Clemens XI. dem Prinzen Eugen als Besieger der Türken gesandt hatten. Der flotten Herzogin von Berry sandte Leo zu gleicher Zeit ein Stück von der Krippe Jesu zu Bethlehem! Wie Leo zu Hause

*) Döllinger. S. 555.

die Justiz ausübte, zeigt folgender Fall*): Ein Geistlicher von schlechtem Lebenswandel, Traietto, wurde eines Morgens in seinem Bette ermordet gefunden. Weil man seine Uhr bei seinem Diener Lodovico fand, der versicherte, sie von seinem Herrn erhalten zu haben, um sie dem Uhrmacher zu bringen, wurde der Unglückliche zum Tode verurtheilt, und Leo bestätigte die Sentenz. Lodovico wurde hierauf zum Schaffotte geführt, um welches sich eine ungeheure Menschenmenge versammelt hatte. Der Henker warf ihn zuerst durch einen Schlag mit einem Bleiknopfstock auf die linke Schläfe nieder, stach ihn dann wie ein Thier ab, hieb ihm den Kopf, hierauf beide Arme und beide Beine ab und warf Alles in eine Kiste am Fuße des Schaffottes, worauf er sich ruhig schneuzte und der begleitende Priester — eine Prise nahm. Ein Jahr darauf gestand ein im Spital Sterbender, den Traietto wegen eines Angriffs auf seine Ehre erschlagen zu haben. Das Werkzeug des Papstes, der Cardinal Rivarolo, sagte einst: Die Weltlichen seien in Rom nicht gestattet, sondern nur geduldet, und ließ an einem Tage, den 31. August 1825, 508 Personen wegen freisinniger Grundsätze verurtheilen, und zwar meistentheils zum Tode, den man jedoch nicht an ihnen zu vollziehen wagte.

Leo XII. starb an einem Glase Limonade, welches er bei seinem Staatssecretär Bernetti getrunken, den er kurz zuvor wegen profaner Vergnügungen hatte bestrafen wollen. Sein Nachfolger war Pius VIII., ein „kränklicher, zitternder Greis", welcher das von Leo „organisirte Späherwesen" unterdrückte, aber die Inquisition begünstigte und schon nach einem Jahre (1830) starb. Es folgte der Camaldulenser-Mönch Mauro Capellari aus Venetien, dessen Wahl das Werk Österreichs war, als Gregor XVI. Er gehört zu den Päpsten, von denen Döllinger sagt, daß sie „in kirchlichen Dingen tadellos waren, aber als Landesfürsten nur eben den guten Willen hatten." Ein wohlunterrichteter Italiener, Petrucelli de la Gattina, schildert ihn als von gemeinem, immer fröhlichem, aber nicht sehr gutmütigem Gesichtsausdrucke, mit rother Nase, auf welcher eine Fistel thronte, dicken Lippen, scharfen Zähnen, triefenden Augen, rothen Wangen, starker Stimme, und wenn er lachte, so schlug er sich auf den Bauch wie ein Tambour. Im Essen und Trinken leistete er Unglaubliches. Sein Lieblingsspiel war das Topfschlagen mit verbundenen Augen, und als er einst dabei aus Mutwillen dem Cardinal Soglia, der eben richtig zielte, den Topf entziehen wollte und Jener eben zuschlug, konnte ihn ein Prälat noch zur rechten Zeit vor dem Schicksale eines zerbrochenen Schädels bewahren. Sein Beichtvater, Mgr. Arpi, war zugleich sein Lustigmacher. Sein Liebling war sein Barbier Gaetano Morrone, den er nach seiner Thronbesteigung zu seinem ersten Kammerdiener erhob und

*) Petrucelli de la Gattina, Préliminaires de la question Romaine de Mr. About, Londres 1860, p. 41 ff.

mit dem St. Gregors-Orden schmückte. Gaetano kleidete sich, obschon weltlich, als Abbate, mit Dreispitz und carmoisinrothen Strümpfen, und wohnte mit seiner Frau im Vatican, in welchem es unter Gregor zur Nachtzeit zwischen den verschiedenen männlichen und weiblichen Angestellten und Dienstboten nicht sehr züchtig zugegangen sein soll. Die Frau Gaetano's habe, wie behauptet wird, dem Stellvertreter Christi nicht übel gefallen. Thatsache ist, daß das Volk eines der Kinder jener Ehe „Gregoriolo" nannte, und daß bei dessen Taufe drei Cardinäle, 27 Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten aller Farben anwesend waren, und der Papst aus seinen Gemächern trat, um den Täufling zu küssen und zu segnen. Seine Heiligkeit brachte oft die Abende bei Gaetano zu und amüsirte sich mit den Kindern. Ähnliche galante und mehr oder weniger anständige Abenteuer erzählt man von den damaligen Cardinälen und Prälaten Marulli, Ciacchi, Bottiglia, Matteucci, Viale-Prela, Piccolomini, Altieri, Ugolini, Zurla, Dandolo Foscolo, Lancellotte, Grasselini, de Pietro, Bedini, Sibilia, Belletti, Tosti, Marazzani, Cacciapiatti, die uns aber zu weit führen würden. Petrucelli erzählt sie ausführlich*). Aber während sich die langröckigen Herren des Vatican also erlustigten, hatte sich in dem von ihnen regierten Land bedenklicher Zündstoff angehäuft. Wir wissen nicht, ob den römischen Belsazaren am Gastmahle eine schreibende Hand erschien; aber sie mußten den Donner des Gewitters grollen hören, das sich am adriatischen Meere sammelte, um sich über ihnen zu entladen. Die Zustände des Landes waren ganz dazu angethan, daß ein Ausbruch erfolgen mußte. Eine breite, tiefe Kluft schied Geistliche und Weltliche und pflanzte im Volke Mißstimmung gegen das geistliche Regiment. Mit den rasch sich folgenden, weil meist in hohem Alter gewählten Päpsten wechselte auch stets ihr Regierungssystem. Die Finanzverwaltung war schlecht, die Staatsschuld wuchs fortwährend, besonders durch Kriege und die Begünstigung der Nepoten, und ihre Verzinsung erforderte die Hälfte der Einnahmen. Die Bevölkerung verminderte sich. Verkehrte Gesetze über den Handel, widersinnige Zölle im Innern des Landes, die Einführung von Monopolien, willkürliche Maßregeln bezüglich des Getreideverkehrs, die ungebundenen Eingriffe des Uditore Santissimo in die Rechtspflege, trugen das Ihrige dazu bei, daß unbefangene Beobachter den Kirchenstaat das nach der Türkei am schlechtesten verwaltete Land (Becattini), die päpstliche Regierung die absoluteste von allen europäischen (Grosley) nennen konnten.

All' dies, verschärft durch die erwähnten, seit 1815 vorgenommenen Reaktionen und Rückschritte, brachte 1831 die Revolution zum Ausbruche, welche den gesammten Kirchenstaat, mit Ausnahme der Stadt Rom, sowie die Herzogthümer Parma und Modena in Flammen setzte und von deren Erlebnissen der letzte Kaiser der Franzosen als damaliger Carbonaro und

*) A. a. O. p. 75—81.

Rebell noch erzählen könnte. Die Österreicher erstickten den Brand der Papst wäre es nicht im Stande gewesen.

Die Großmächte empfahlen Reformen; aber Gregor XVI. und die meisten Cardinäle wiesen solche Zumutungen entschieden ab, mit der Erklärung: „die alten monarchischen und kirchlichen Principien müßten bewahrt, der Volks- oder Laienpartei dürfe nichts zugestanden werden; denn wenn man freiwillig etwas gewähre, so habe man kein Recht mehr, es nachher wieder zurückzunehmen". Namentlich wollte man weder die Wahl von Kommunal- und Provinzialräthen, noch einen Staatsrath von Laien zugeben. Einige wenige Reformen, wie z. B. die Abschaffung des Uditore Santissimo, wurden widerrufen oder unausgeführt gelassen*).

Die Bischöfe besaßen ihre eigenen Gefängnisse und richteten und straften nicht nur in allen Fällen, welche geistliche Personen und geistliches Eigenthum betrafen, sondern auch bei geschlechtlichen Vergehen, solchen der Blasphemie, der Übertretung von Fast- und Feiertagen u. s. w. Es kam so weit, daß Geschenke zwischen Jünglingen und Jungfrauen verboten und daß Wirthe gestraft wurden, welche Gästen auf deren Verlangen an Fasttagen Fleisch verabreichten, ohne daß ein Zeugniß vom Pfarrer und eines vom Arzte vorgelegt wurde (letzteres noch 1850!). Es wurden Leute damit gestraft, daß sie die Nächte zu Hause zubringen, jeden Monat beichten und den Beichtzettel der Polizei verweisen, auch alle Jahre drei Tage lang geistliche Exercitien in einem Kloster machen mußten. Es wurde sogar (1841) Denen die Excommunication angedroht, welche ihnen zur Kenntniß gekommene Übertretung der Fastengebote nicht anzeigten! und noch 1856 erließ der Inquisitor Airaldi in Ancona ein langes Edikt, worin wieder unter Androhung der schwersten Censuren die Denunciation jedes kirchlichen oder religiösen Vergehens Allen zur strengsten Pflicht gemacht wird, so daß z. B. eine Magd in den Bann verfiele, wenn sie versäumte der Inquisition anzuzeigen, daß Jemand im Hause die Fasten nicht hielte. Willkürlich wurden die Gefängnisse angefüllt, „ohne Verhör, ohne Prozeß, vielleicht selbst ohne Verdacht, blos zur Vorsicht", und befanden sich in sehr schlechtem Zustande, die Gefangenen in schauderhafter Demoralisation. Im Jahre 1853 waren blos in Faenza vierhundertfünfzig Processe schon seit vier oder fünf Jahren anhängig, und der dortige Gouverneur Maraviglia schrieb: auf solche Weise könne im Volke keine Liebe zum Fürsten gepflanzt werden.

Der Klerus wurde in empörendster Weise bevorzugt, hatte seine eigenen Gerichtshöfe, und wurde stets milder gestraft als die Laien. Die bürgerlichen Gesetze des Kirchenstaates waren, wie der Cardinal de Luca sagt, für die Geistlichen nicht maßgebend, wenn es nicht ausgemacht war,

*) S. Näheres bei Döllinger a. a. O. S. 563—573.

daß sie der Papst zugleich als Kirchenoberhaupt erlassen hatte. Dazu kam, daß dieser Stand sich durch Moralität und Kenntnisse keineswegs auszeichnete *).

Und gegen alle diese Übelstände und Gebrechen stand dem Volke kein Weg der Beschwerde offen. Es war ihm nicht gestattet, seine Wünsche der Regierung vorzulegen. Gegen zweitausend Personen waren verurtheilt, und lebten in den Gefängnissen oder im Auslande als Geächtete, in ersteren Schuldige und Unschuldige, Verbrecher und politische Martyrer untereinander in feuchten Löchern!! Eine Vorstellung, in welcher die Bewohner der Städte des Kirchenstaates dies berührten, wurde vom Cardinalscollegium schroff abgewiesen, mit der interessanten Bemerkung: es sei eine Erfindung unruhiger Köpfe, daß im Kirchenstaate Gebrechen beständen und Reformen nothwendig seien. Die größten Verehrer des Papstthums, sofern sie im Übrigen vernünftig dachten und nicht blind sein wollten, waren entgegengesetzter Ansicht, so Massimo d'Azeglio, Graf Cesare Balbo u. A. Der Marchese Gino Capponi sagte geradezu: im Kirchenstaate werde nie Friede werden, wenn die Regierung nicht aus der Hand der Geistlichen in die der Laien übergehe, und der Papst möge andere Minister und Gesetze bewilligen, sonst werde die Tiara, mit Blut befleckt, zuletzt in den Koth fallen.

Und diese Gefahr — sie war wirklich nahe unter dem dreifach gekrönten Mönche Gregor XVI. Die zum Schutze seines wankenden Thrones geworbenen Söldlinge waren so verachtet, daß Niemand mehr ihr Schicksal theilen mochte; und die noch vorhandenen liefen auseinander oder konnten nur durch die Österreicher vor den Beleidigungen des Volkes geschützt werden. Die ganze Bevölkerung der Romagna war 1843 regierungsfeindlich gesinnt; in Imola war 1845 Alles, „vom Patrizier bis zum Ladenjungen", verschworen, „jeden von der Behörde Verfolgten zu beschützen und der Strafe zu entziehen"; aus Ferrara schrieb im J. 1849 der Delegat Folicarbi: die Liberalen sagten: „lieber noch österreichisch als päpstlich", nur um ihren Haß gegen die päpstliche Regierung auszudrücken. Aus Bologna meldete der Prälat Bedini, daß er Niemand finden könne, der das Amt eines Censors übernehmen wollte, so auch in Ravenna und Ferrara, in Faenza wollte gar Niemand überhaupt ein Amt annehmen, und aus Cesena meldete noch 1858 der Delegat Lasagna: es gebe dort nur wenige der Regierung geneigte Personen. Kurz, in ganz Italien „bahnte die ungünstige Meinung, welche man von den Zuständen in der geistlichen Regierung des Kirchenstaates hegte, religiöser Irrlehre den Weg."

So sah die Dinge auch Cardinal Lambruschini an, der allmächtige

*) Döllinger a. a. O. S. 579—588.

Staatssecretär Gregors XVI., Italien war ihm ein „rebellisches und gottloses Land, das man durch Zucht, Gewalt und Hinrichtungen zähmen müsse." Dieser Staatsmann, — Mönch wie sein Herr, hatte Diesen so in seiner Gewalt, daß Seine Heiligkeit vor ihm zitterte, und, wenn der Gefürchtete in seine Gemächer trat, ihm schon von Weitem entgegenrief: „Ganz gut, Eminenz, ganz gut, Sie machen es vortrefflich, fahren Sie fort!" und Alles unterzeichnete, ohne es zu lesen. Hatte der Unfehlbare, wie so oft geschah, zu tief in's Gläschen geschaut, so machte ihn das Erscheinen seines Factotums nüchtern, und lag er schnarchend unter einem Baume des Gartens, so sprang er bei dem Herannahen desselben völlig munter auf.

Da sich bei dieser Unbekanntschaft mit den Staatsgeschäften Seine Heiligkeit, der europäische Mikado, langweilte, so verfiel sie, zum großen Verdrusse des Staatssecretärs und seiner Helfershelfer, auf den Gedanken zu reisen. Der Weise von Nazareth war zu Fuße gewandert, hatte weder Geld noch wußte er wo sein Haupt hinlegen; ihn begleiteten arme Fischer und Zöllner; aber er heilte Kranke und gab dem Volke erhabene Lehren. Sein Nachfolger im 19. Jahrhundert fuhr mit dreißig Kutschen und sechs Lastwagen, davon einer blos für das Silberzeug, mit einem Gefolge von Ministern, Prälaten, Haushofmeistern, Lustigmachern, Ceremonienmeistern, dreißig Nobelgardisten, der ganzen Gendarmerie, einem Heere von Dienstboten und andern Persönlichkeiten, deren Verzeichniß man bei Petrucelli (p. 158) nachlesen möge, — und seine Beschäftigung war — Essen, Trinken und — Segnen. Zu Loretto, von dessen Santa casa noch in unseren Tagen ein verrückter Engländer, Hutchinson, in besonderm Werklein ihre Identität mit jener zu Nazareth nachzuweisen sich bemühte, verbrauchte des Menschensohnes Nachfolger mit seinen Begleitern in drei Tagen einzig und allein für Eis 3240 Franken. Als daselbst der Papst an Unverdaulichkeit litt, trug man in nächtlicher Procession, mit Fackeln, begleitet von Bischöfen, Carabinieri und Nobelgardisten, seine Betttücher herum. Die einen Monat dauernde Reise kostete zwei Millionen Franken!! Aber diese und andere Festlichkeiten vermochten dem Könige von Rom keine Amnestie für seine unglücklichen Gefangenen zu entreißen!!

Und dennoch ist wenigstens ein edler Zug aus dem Leben Gregors XVI. bekannt. Als ihn einst der Papst der orientalischen Kirche, d. h. der Kaiser Nikolaus von Rußland besuchte, hatte er den Mut, mit Bezug auf die in Polen verübten Abscheulichkeiten, ihm in's Gesicht zu sagen: „Sire, es wird ein Tag kommen, da wir Beide uns vor dem Throne Gottes treffen werden, um ihm über unsere Handlungen Rechenschaft abzulegen. Da würde ich es nicht wagen, den Blick meines höchsten Richters auszuhalten, wenn ich nicht eine Religion vertheidigen würde, die Gott meinen Sorgen anvertraut hat und welche Sie unterdrücken. Sire, denken Sie darüber nach! Gott hat die Könige eingesetzt, damit sie die Väter, und nicht,

damit sie die Henker ihrer Völker seien." Dies war in den letzten Monaten seines Lebens. Nachdem er einst unter seinem Kopfkissen die Schrift Azeglio's über die Ereignisse von Rimini gefunden und darin Zustände seines weltlichen Reiches aufgedeckt sah, von denen er keine Ahnung gehabt, da warf ihn diese Überraschung auf sein einsames Krankenlager. Alle seine Leute, selbst die von ihm mit Wohlthaten überhäuften, verließen ihn, — selbst Gaetano war mit seinen Schätzen verschwunden. Der arme Stellvertreter Christi litt Hunger und Durst!! — So hatte es Lambruschini haben wollen, um keine Einwirkung auf die neue Papstwahl zu gestatten, die er auf seine Person zu lenken beschlossen hatte! — Und, es ist fürchterlich, aber wahr, — Gregor XVI. starb vor Hunger. Bei der Sektion seines Leichnams fand man in seinem Magen — drei Citronenkörner!!! Seine Neffen und Günstlinge aber erbten Millionen!

— —

Und er hinterließ einen Staat, in welchem Handel, Ackerbau, Industrie, Moral, Künste und Wissenschaften darniederlagen und Nichts Früchte trug, — als — der Galgen!

Es war am 6. Juni 1846, als die Glocke des Vatican der staunenden Welt den Tod des Papstes verkündete; Niemand hatte ihn erwartet. Aber es war keine Zeit zu verlieren; das Cardinalscollegium trat zusammen unter dem Vorsitze seines Dekans, des Cardinals Micara, eines Kapuziners, der mit seinem stattlichen weißen Barte und seinen feurigen schwarzen Augen an einen Papst der Vorzeit erinnerte, in seinem Kopfe aber Ideen barg, welche bei seiner Erhebung auf den Stuhl Petri die katholische Welt umgestaltet hätten. Die derben Wahrheiten, welche er dem falschen Lambruschini in's blasse Gesicht sagte, nahmen Diesem alle Aussichten auf die ersehnte Wahl und drückten seine Partei, die absolutistisch-reaktionäre, zur Minderheit herab. Ihr stand die gemäßigte Partei gegenüber, deren Stimmen sich auf mehrere Cardinäle zersplitterten, und die sehr kleine radikale, die sich um Micara schaarte.

Das Conclave war reich an Intriguen der Mächte und der Cardinäle; seine Geburtswehen waren fürchterlich.

Endlich siegte die gemäßigt-reformistische Partei durch die Wahl des Cardinals Mastai-Ferretti. Als dieser das Resultat vernahm, sank er in Ohnmacht! Die Stadt Rom aber begrüßte die Wahl mit Jubel und Freudenrausch, obschon Alles verwundert fragte: wer denn der Cardinal Mastai-Ferretti sei, der dem Volke nun als Pius IX. verkündet wurde und es von seinem Throne herab segnete! Wer er war? Wir verweisen bezüglich dieser Frage auf das bereits oben citirte Werk von Petrucelli, welches das Leben des Papstes nach zuverlässigen Quellen ausführlich erzählt.

Pius IX. begann sein Pontifikat mit einer umfassenden Amnestie für politische Vergehen. Hierauf setzte er Kommissionen zur Prüfung der ganzen Staatsverwaltung, zur Verbesserung der Gesetzgebung, zur genauern

Eintheilung der Verwaltungszweige ein, genehmigte den bisher verhinderten Bau von Eisenbahnen, gestattete ein gewisses Maß von Preßfreiheit, berief Notablen aus den Provinzen zu einer Staats-Consulta, bildete einen Ministerrath, gab der Stadt Rom eine Communalverwaltung und wurde der Liebling und Held Italiens und des ganzen freisinnigen Europa's, während die Reaktion ihn verfluchte und der ultramontane Pöbel im damals sonderbündischen Luzern sein Bild zerriß.

Aber das gutgemeinte Werk des Papstes scheiterte an der Unmöglichkeit, einem Priesterstaate freisinnige politische Einrichtungen zu geben. Das im Jahre 1848 erlassene Statuto, die erste Verfassung des Kirchenstaates, war ein treues Bild dieser Unmöglichkeit; das Cardinalcollegium „sollte als ganz unabhängige, gewissermaßen an der Souveränetät participirende Körperschaft neben und über den beiden Kammern stehen." Die Ungeheuerlichkeit einer Verquickung der geistlichen und weltlichen Herrschaft des römischen Stuhls, deren vollständige Trennung allein geholfen hätte, befriedigte denn auch so wenig, daß Rom in jenen heißen Sturmtagen eine Beute der Revolution wurde, der Minister Rossi durch Meuchelmord das Opfer seiner unmöglichen Politik wurde und der Papst nach Gaeta fliehen mußte. Der kurze, schöne, aber unmögliche Traum eines freisinnigen Papstthums war einem schrecklichen wüsten Erwachen gewichen. Die junge römische Republik fiel durch die französische Reaktion, und Pius kehrte — ebenfalls als Reaktionär zurück. Jetzt „kamen Jene zur Herrschaft, welche das Heil des Staates in der schleunigen Wiederherstellung alles Dessen, was gefallen war, erblickten. Auch die Inquisition erstand wieder...... Cardinal Antonelli regierte in diesem Sinne als Staatssekretär und wurde der eigentliche Lenker des Staatswesens..... Die Verwendung Piemonts für die Aufrechthaltung des Statuto war umsonst! Es hieß unerbittlich: non possumus."

So war denn Alles wieder im Alten. Die Justiz befand sich wie vorher im schaudervollsten Zustande. Cardinal Antonelli hatte die Folter wiederhergestellt und der Kirchenstaat war der einzige Staat in Europa, der den barbarischen Gebrauch beibehalten hatte, auf die Köpfe der Menschen Preise zu setzen. Dazu kam, daß dort die politischen Vergehen mit ungeheurer Strenge, die gemeinen Verbrechen aber mit außerordentlicher Milde behandelt wurden. Nach der Rückkehr des Papstes aus Gaeta wurden von der von Frankreich geforderten und von Pius versprochenen Amnestie — nicht weniger als zweihundertdreiundachtzig Personen ausgenommen*). Von Diesen hat die Gnade des Papstes in einem Zeitraume von neun Jahren — neunundfünfzig begnadigt, d. h. ihnen auf Wohlverhalten, auf ein halbes oder ganzes Jahr die Heimkehr bewilligt, sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt, ihnen befohlen, mit dem Läuten des Ave-Maria jeden

*) Margotti (prêtre), les victoires de l'Eglise. 1857.

Abend bei Hause zu sein und bis zum Morgen nicht mehr auszugehen, und ihnen ihren früheren Beruf auszuüben untersagt!!!

Wer sich im Kirchenstaate auf mißbeliebige Weise aussprach, wurde, wenn er angestellt war, einfach abgesetzt und brotlos gemacht; wenn er unabhängig war, peinigte man ihn auf andere Weise; wollte er z. B. reisen, so bekam er keinen Paß, oder wenn er noch einen solchen erhielt, so gab man ihm zugleich den Rath, nicht wieder zu kommen. Ein politisch Angeklagter erhielt keinen Vertheidiger nach seiner Auswahl. So lange die Österreicher noch den Norden des ehemaligen Kirchenstaates besetzt hielten, unterlagen politisch Verdächtige einfach ihren Kriegsgerichten. In sieben Jahren fanden zu Ancona sechszig, zu Bologna hundertundachtzig Hinrichtungen statt. Noch in der neuesten Zeit, unter dem sanften Pius IX., wurden die „Gotteslästerer", d. h. was die Ketzerrichter so nannten, zu den Galeeren und Diejenigen, welche zu Ostern nicht beichteten, in's Gefängniß geschickt. Wenn aber die Bauern einander im Wortwechsel beim Wein todtschlugen, so ließ man die Thäter laufen. Wer sich an der Kutte eines Kapuziners festhielt oder eine Kirche betrat, war vor der Polizei sicher. Für Mordthaten fand man niemals Zeugen, und dann war auch nichts bewiesen. Zum Tode Verurtheilte vergaß man oft, und wenn man etwa nach Jahren Einen aus dem Kerker herausnahm und hinrichtete, so wußte Niemand mehr weßhalb. So warteten im Juli 1858 zu Viterbo zweiundzwanzig Verurtheilte auf den Henker und sangen Psalmen im Gefängniß. Als aber der Herzog Sforza Cesarini seinen Bedienten, der nicht respektvoll genug war, erschlug, verurtheilte ihn der Papst dazu, sich einen Monat in ein Kloster zurückzuziehen, während ein Narr, welcher Antonelli mit einer Gabel aufgelauert, — hingerichtet wurde. Klagte man in Rom über Anfälle auf offener Straße, so wurde man durch Ausflüchte abgespeist: die Gefängnisse seien voll, das Elend sei groß, man hätte nicht bei Nacht ausgehen sollen u. s. w., oder die Polizei zeigte sich gar im Einverständnisse mit den Dieben und gab Empfehlungen an diese, das Gestohlene herauszugeben. Geistliche Beamte wurden für Unterschlagungen und andere Verbrechen nicht nur nicht bestraft, sondern erhielten andere, ja oft bessere Stellen. Der Marchese Campana, der sich als Direktor des Leihhauses fürchterliche Unterschlagungen erlaubt hatte, wurde zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt, — seine geistlichen Oberen aber, die ihn durch Gestattung von Anleihen aus der ihm anvertrauten Kasse dazu verleitet hatten, gingen straflos aus! Das Gericht von Bologna berichtete am 16. Juni 1856: „In den letzten Jahren versetzten unzählige Verbrechen jeder Art diese Provinz in Trauer. Diebstähle, Plünderungen, Einbrüche fanden fortwährend, zu jeder Stunde und überall statt. Die Zahl der Übelthäter vermehrte sich, wie auch ihre Frechheit, ermutigt durch die Straflosigkeit."

Diese elenden Zustände des ehemaligen Kirchenstaates wurden noch

begünstigt durch den Mangel an Verkehrsmitteln. Vor der Thronbesteigung Pius IX. wurden Eisenbahnen überhaupt im Lande nicht gestattet; denn Petrus war ja auf keiner solchen gefahren. Erst in Folge der französischen Besetzung von 1849 entstanden Bahnen in der nächsten Umgebung Roms, wobei es nicht geringe Schwierigkeiten absetzte, den Platz für Bahnhöfe zu finden, weil man überall auf — Klöster stieß, die von dem Pfeifen der Lokomotive in ihrer Andacht nicht gestört sein wollten. Für den Landestheil jenseits der Apenninen dagegen wurde immer noch nichts gethan und derselbe blieb fortwährend abgeschnitten. Die Briefe aus Wien und selbst aus Paris langten in Bologna früher an, als jene aus Rom!! Erst die Beseitigung der Priesterherrschaft hat jener Gegend, und zwar in sehr kurzer Zeit, die Wohlthaten des beflügelten Dampfes zu Theil werden lassen, der mit der Zeit sicher und unfehlbar das Briganten- und Pfaffenthum gründlich zerstören wird.

Gerade seit dem Bestande der Priesterherrschaft ist die unter den alten Römern so herrlich blühende Campagna von Rom zur Wüste und zum Heerde des Fiebers geworden. Es ist dies begreiflich, wenn man erfährt, daß sechs Zehntel des Agro Romano geistlichen Korporationen, drei Zehntel römischen Fürsten, d. h. reichen Müßiggängern, und nur ein Zehntel Privaten gehörte. Wollten thätige Leute, welche fähig waren, Verbesserungen einzuführen, die geistlichen Ländereien pachten, so diktirte ihnen die geistliche Unkenntniß der Landwirthschaft so lästige Klauseln, daß sich nichts thun ließ. Für das Vieh ließ die Geistlichkeit keine Ställe, ja nicht einmal Schutzdächer bauen! Wie wollte aber auch Arbeitsamkeit möglich sein, wo die Regierung jährlich anderthalb Millionen als Almosen an Müßiggänger vertheilte und so die Faulheit förmlich begünstigte, statt den Armen Arbeit zu verschaffen oder das Geld für den Unterricht zu verwenden, für welchen der Staat blos 400,000 Franken ausgab?

Kein Staat verfuhr je so willkürlich mit seinen Finanzen, wie jener des heiligen Petrus. Keine Volksvertretung bewilligte die Steuern; diese wurden dem Volke absolutistisch auferlegt. Erst seit Pius IX. bestand eine zwar schon 1849 versprochene, aber erst 1855 errichtete Finanz-Consulta, die folgendermaßen gebildet wurde: die Mitglieder ernannte der Papst aus einer durch die Provinzialräthe vorgelegten Liste. Die Provinzialräthe aber ernannte wieder der Papst aus einer durch die Gemeinderäthe vorgelegten Liste. Und die Gemeinderäthe wurden von ihren Vorgängern ernannt, die aber ursprünglich ebenfalls vom Papste gewählt waren! Im Jahre 1859 betrug die Staatsschuld dieses Priesterstaates 359,403,756 Franken *).

---

*) About, Edm., la question Romaine. Bruxelles 1859. Näheres über die behandelten Verhältnisse findet man in der kleinen Schrift: „der heilige Rock". Dritte Ausgabe. Leipzig. Otto Wigand, 1871.

Der Kirchenstaat hat aufgehört zu existiren, und damit ist eine eigenthümliche Kulturerscheinung, die ihres Gleichen nicht mehr hat, zu Grabe gegangen. Seine Zustände gehören daher mit größerm Rechte der Kulturgeschichte an, als jene irgend eines noch in der Entwickelung begriffenen und nicht abgeschlossenen Staatsgebildes, und dies auch namentlich deshalb, weil sein Oberhaupt, vermöge seiner eigenthümlichen Stellung zu einer großen Kirchengemeinschaft, weit über die Landesgrenzen hinaus, ja über die ganze bewohnte Erde hin wirkte, welche Wirksamkeit von nun an eine wesentlich andere Gestalt annehmen muß.

Wir wenden uns nun der geistlichen Macht des Papstthums zu, wie sich dieselbe seit Anfang unseres Jahrhunderts geäußert hat*).

Nachdem durch den Frieden von Luneville die geistlichen Staaten des Deutschen Reiches aufgehoben und ihr Gebiet weltlichen Fürsten, und zwar theilweise auch protestantischen, zugetheilt worden, war die kirchliche Eintheilung in Diöcesen von der politischen in Staaten so abweichend, daß sich vielfache Schwierigkeiten im Verkehre der Staatsbehörden mit den geistlichen Würdenträgern ergaben. Die Regierungen waren eifrig bemüht, diese Schwierigkeiten zu überwinden und den neu an sie gefallenen katholischen Bevölkerungen in Bezug auf ihren Glauben gerecht zu werden, was namentlich deshalb nöthig war, weil viele Diöcesen noch nicht wieder besetzt waren und der Staat daher einen Theil der bischöflichen Befugnisse selbst besorgen mußte. Es wurden daher zu diesem Zwecke besondere katholische Kommissionen errichtet, und die Regierungen gingen denselben in Herschaffung kirchlicher Fonde und Errichtung katholischer Bildungsanstalten für Geistliche redlich an die Hand. Dem zur Wiedereinrichtung der Verhältnisse in kirchlichem Sinne 1807 nach Deutschland gekommenen Nuntius della Genga winkte Napoleon als Rheinbundsprotektor wieder ab. Die Folge dieser Zustände war die Einkehr eines toleranten und humanen Geistes unter der katholischen Priester- und Laienschaft, dessen erleuchtete und doch dem Volksglauben gerechte Milde die Grundlage der Opposition wurde, welche ein in seiner Art seltener katholischer Priester später gegen die wiederkehrende papistische Richtung zu erheben genöthigt war. Wir meinen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg (geb. 1774 zu Dresden), welcher als Stellvertreter des Erzbischofs-Coadjutors von Mainz, Theodor von Dalberg, das Bisthum Konstanz verwaltete**), einen der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der von den edelsten Grundsätzen erfüllt war, aber mit denselben in einer Zeit, da ihn keine Partei verstehen konnte oder wollte, theilweise auch nicht durfte, weil seine Plane um Jahrhunderte zu spät kamen, auf tragische Weise scheiterte. Die Verwaltung seines Bis-

*) Nach dem Art. Concordate und Kirchenstreitigkeiten der neuesten Zeit, von Warnkönig, in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.

**) Beck, Freiherr J. H. v. Wessenberg. Freiburg 1862.

thums, welches fast ganz Südwest-Deutschland und den größten Theil der deutschen Schweiz umfaßte, erforderte eine Arbeitskraft, welcher nur der Eifer eines Wessenberg gewachsen war, und dies in um so höherm Maße, als die geistlichen Ämter bei seinem Antritte von unfähigen Persönlichkeiten besetzt waren. Er ging rastlos an's Werk. Das bisherige hochfahrende Wesen gegenüber der niedern Geistlichkeit wurde durch eine freundliche und väterliche Behandlung ersetzt. An die Stelle geistloser Formenreiterei trat tiefe, christliche Frömmigkeit. Auf wissenschaftliche Berufsbildung der vorher höchst unwissenden Geistlichkeit wurde ein Hauptaugenmerk gerichtet. Das Priesterseminar in Meersburg erlitt zu diesem schönen Zwecke eine durchgreifende Umgestaltung und es wurde sogar eine Buchhandlung an den vorher geistiger Nahrung entbehrenden Ort gezogen. Wessenberg vertheilte über das weite Gebiet der Diöcese bischöfliche Kommissarien, um die mannigfaltigen Verhandlungen in Kirchensachen mit den Landesregierungen zu führen. Um die Geistlichen zur bessern Erkenntniß ihres Berufes zu führen, wurden Pastoralkonferenzen angeordnet, die das Recht hatten, Verbesserungen im Kirchenwesen vorzuschlagen. Um die wissenschaftliche Thätigkeit anzuspornen, wurden Preisfragen ausgeschrieben und für die Bewerber um Pfründen Prüfungen eingeführt. Dem Müssiggange vieler geistloser Messeleser wurde ein Ende gemacht, und denselben, trotz aller Opposition, nützliche Beschäftigungen angewiesen. Auch über das Volksschulwesen erstreckte der unermüdliche Wessenberg seine Thätigkeit, und wies die Geistlichen an, dasselbe nicht zu beherrschen, sondern zu fördern und zu unterstützen. Er führte ferner die deutsche Sprache in den Gottesdienst ein, ließ die gesammte Gemeinde in derselben alte, schöne Kirchenlieder singen, und die unnützen Früh-, sowie die prunkvollen Spätmessen durch deutsche Verlesung und Erklärung der Evangelien genießbar machen. All' dies that er nicht ohne Berathung und Billigung des Bischofs von Dalberg und des Kapitels.

Diese Bestrebungen konnten natürlich nicht nach dem Geschmacke des seit dem Oktober 1803 wieder in Luzern eingezogenen päpstlichen Nuntius und der übrigen hierarchisch-römischen Partei sein. Diese Leute erhoben sich gegen einen Priester, der es wagte, einem freiern Geiste zu huldigen; da sie jedoch keine Waffen in der Hand hatten, gegen ihn vorzugehen, indem er seine Befugnisse in keiner Weise überschritten hatte, so riefen sie zur Durchführung ihrer Intrigue den schweizerischen Patriotismus wach, welcher zu dem Verlangen aufgestachelt wurde, eigene Bisthümer zu besitzen und von keinen ausländischen abhängig zu sein. Diese von uns anderwärts*) dargestellte Intrigue führte 1814 zur Trennung der Schweiz vom Bisthum Konstanz, was sofort eine schroffe Rückkehr zum papistischen System in allen katholischen Kantonen und eine absolute kirchliche Herrschaft des

*) In des Verfassers Geschichte des Schweizervolkes, Bd. III. S. 233 ff.

Nuntius über dieselben zur Folge hatte. Wessenberg war nun in seiner Wirksamkeit auf Deutschland beschränkt. Indessen hatte aber die Restauration, welche ja den Papst auf seinen weltlichen Thron zurückführte, eine allgemeine Reaktion zu Gunsten der römischen Hierarchie angebahnt. Umsonst erschien Wessenberg, durch den Einfluß seines im österreichischen Ministerium sitzenden Bruders geschützt, am Wiener Kongreß als Gesandter Dalbergs, mit der Vollmacht, „für Einleitung einer zeitgemäßen Herstellung und nationalen Einrichtung der deutschen Kirche Mittel und Wege ausfindig zu machen." Ihm entgegen stand der dreifach geriebene Cardinal-Staatssekretär Consalvi als Gesandter des Papstes, den die Abgeordneten der Bischöfe jasagend umnickten. Unter dieser Clique war die im Willen des Papstes liegende völlige Wiederherstellung der alten Kirchenverfassung eine ausgemachte Sache, und so konnte der gute Wessenberg lange in seiner Denkschrift vom 27. November 1814 eine Reform der Kirche verlangen, „welche auf den ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der christlichen Gemeinde zu beruhen habe", — und seine Idee einer deutschen Nationalkirche, welche nur durch ein Konkordat (an dessen Stelle er später ein Staatsgesetz brachte) mit dem Papste verbunden wäre, war ein todtgeborenes Kind. Die deutschen Regierungen verzichteten, da Österreich und Baiern sich weigerten, den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken zu bewilligen, auf gemeinsame kirchliche Bestimmungen. Wessenberg wurde 1817, nach Dalbergs Tode, vom Domkapitel zu Konstanz zum Bischof gewählt; der Papst aber verweigerte die Bestätigung und wollte den gefürchteten, aber nur zu harmlosen Opponenten zum Widerrufe zwingen, wozu sich aber der selbst in Rom Erscheinende nicht bequemte. Er verlor gänzlich den Mut, für seine Grundsätze aufzutreten und lehnte seine von den Dekanaten Badens gewünschte Wahl zum Erzbischof von Freiburg ab, obschon ihn die badische Regierung geschützt hätte. Nachdem er 1827 durch völlige Auflösung des Bisthums Konstanz seine Stellung verloren, starb er in ruhiger Zurückgezogenheit 1860 zu Konstanz.

Die durch den Bundesvertrag von 1815 in ihren kirchlichen Angelegenheiten sich selbst überlassenen deutschen Staaten begannen inzwischen, sich mit Rom über die Ordnung derselben auseinanderzusetzen. Am eiligsten verfuhr hierin Baiern, welches schon 1817 mit dem sogenannten heiligen Stuhle ein Konkordat schloß und seit der Thronbesteigung des kunstliebenden Königs Ludwig in ein vollständig pfäffisches System einlief, dessen Hohenpriester Görres, Phillips, Lassaulx u. A. von München aus das Mittelalter und ein katholisches Kaiserthum der Wittelsbacher aufzuerwecken suchten. Dagegen begnügten sich Preußen 1821 und Hannover 1824 mit Bestimmungen über die Eintheilung ihres Gebietes in Diöcesen. Es ging indessen nicht lange, so gerieth der erstere Staat in schwere Konflikte mit Rom, welches 1824 umsonst versucht hatte, den König Friedrich Wilhelm III. durch seine morganatische Ehe mit der katholischen

Gräfin Harrach in seine Netze zu ziehen. Die Erzbischöfe Droste zu Vischering in Köln und Dunin in Posen verweigerten, mit dem Papste im Einverständniß, die Einsegnung gemischter Ehen. Es galt, von den beiden katholischen Endpunkten, dem rheinischen und dem polnischen aus das protestantische Preußen in die Klemme zu nehmen. Der Kölner verdammte zugleich die Lehre des norddeutschen Wessenberg, des Professors Hermes in Bonn (geboren 1775, gestorben 1831), welcher dem Fantasma eines nicht ultramontanen Katholizismus nachgejagt hatte. Die preußische Regierung ließ ihn für seine doppelte Anmaßung 1837 auf die Festung Minden abführen. Der Papst wütete und ließ durch seine Priester das Volk im Westen und Osten aufhetzen, wobei der fanatische Görres den Direktionsstab führte. Wol erschrak Preußen nicht und ließ nun auch den Posener Erzbischof in Kolberg einsperren; aber es kam zu keinen entscheidenden Schritten gegen Rom, und als der romantische Friedrich Wilhelm IV. die Regierung antrat, glich er Alles wieder aus, — wie es vorher gewesen war!

Die kleineren südwestdeutschen Staaten verhandelten seit 1818 mit dem Papste über die Vertheilung ihres Gebietes in Diöcesen; aber ihre Ansichten waren noch so wessenbergisch, daß der römische Dalai Lama sie hartnäckig verwarf, bis endlich 1827 die Errichtung des Erzbisthums Freiburg (für Baden) mit den Bisthümern Rottenburg (für Würtemberg), Mainz (für Hessen), Limburg (für Nassau und Frankfurt) und Fulda (für Kurhessen) zu Stande kam. Es erhoben sich jedoch schon seit 1830 mit jenen Staaten Konflikte, deren Inhalt wenig Interesse bietet; es wollten eben beide Theile, Kirche und Staat, in gemischten Angelegenheiten Meister sein. Diese Konflikte wurden ernster, nachdem die Bewegung von 1848 in allen deutschen Staaten die Freiheit der Kirche vom Staate, wenn auch nicht völlig, doch grundsätzlich zur Anerkennung gebracht hatte. Die Bischöfe verlangten absolute Unabhängigkeit in allen kirchlichen Dingen; die Regierungen wollten nur eine beschränkte zugeben. Am härtesten erging der Kampf in Baden. Das katholische Volk wurde rastlos bearbeitet, gegen die Regierung Partei zu nehmen, und die Ultramontanen aller Länder schrieen den Erzbischof Vicari von Freiburg als Märtyrer aus, weil ihn die Regierung wegen seiner Widerspenstigkeit unter Vormundschaft gestellt hatte. Nachdem der Streit 1854 seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde 1859 die badische Regierung durch die öffentliche Meinung bestimmt, von einem mit Rom projektirten Konkordat abzustehen und die kirchlichen Angelegenheiten auf dem Wege des Gesetzes zu ordnen.

Inzwischen hatte auch in Österreich die päpstliche Partei rastlos darnach gestrebt, nicht nur die Kirche vollständig vom Staate zu emancipiren, sondern wo möglich letztern zum bloßen Werkzeug der erstern herabzudrücken. Die Krone dieser Umtriebe war das berüchtigte österreichische Konkordat vom 18. August 1855, durch welches der Kirche in allen ihren

Angelegenheiten der Beistand des Staates gesichert, der Verkehr des Papstes mit der österreichischen Geistlichkeit gänzlich frei erklärt, die Erzbischöfe und Bischöfe mit weitgehenden kirchlichen Befugnissen ausgestattet, der Religions- und theologische Unterricht ganz ihnen anheim gegeben und ein weitgehender Einfluß auf die weltlichen Schulfächer eingeräumt, die Wahl aller nicht streng rechtgläubigen Lehrer ausgeschlossen und die Verbreitung aller Bücher, welche die Geistlichkeit für irreligiös erklärt, untersagt, die volle geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über Geistliche und Laien wieder hergestellt wurde u. s. w. Ein Abklatsch dieses jetzt glücklicher Weise so gut als aufgehobenen Machwerkes war das würtembergische Konkordat von 1857, welches nicht ohne Benützung weiblichen Einflusses zu Stande gekommen sein soll.

So kämpfte das Papstthum gegen die Staatsgewalt, die sich ihm nicht fügte. Es ging aber auch angreifend gegen die geistigen Mächte der Aufklärung vor, und zwar mittels einer systematisch durchgeführten Wiederbelebung aller während der Revolutionszeit unterbrochenen oder vernachlässigten katholischen Institutionen des Mittelalters, wodurch es nicht nur die blind der Geistlichkeit ergebenen katholischen Bevölkerungen zu gewinnen und zu begeistern hoffte, sondern auch unter den Gebildeten einmal die Schwärmer für ein romantisches Mittelalter, wie sie es sich dachten, und dann alle jene Ehrgeizigen, deren Leidenschaft vom Staate oder von der Wissenschaft nicht nach Wunsch befriedigt wurde und die es daher mit dem sich erholenden Katholizismus versuchen wollten.

Dabei richtete der Ultramontanismus sein Augenmerk hauptsächlich auf die Klöster. Seit der Restauration wurde in denselben die ganze Strenge und Zucht früherer Zeiten wieder aufgefrischt, durch Pomp und Musik in den prächtigen Klosterkirchen die Augen und Ohren und durch Speisung an der Klosterpforte die Gaumen des Volkes gekitzelt und durch den Beichtstuhl der Mönche auf alle Familienverhältnisse eingewirkt. Auf Novizen wurde Jagd gemacht und Solche durch Eintrichterung der geistlichen Exercitien, wie sie frühere finstere Zeiten ausgeheckt hatten, zu brauchbaren Werkzeugen dressirt. In einem österreichischen Kloster z. B.*) wurden die Schüler des Noviziates zu sogenannten Mortifikationen angehalten und ihnen ein Zettel vorgelegt, auf dem folgende Vorsätze zur Auswahl standen:

1) Ich werde täglich drei Kniebeugungen im Refectorium und in Anwesenheit aller Herren Conventualen jedes Mal vor und nach Tische, Mittags und Abends machen.

2) Ich bitte mir eine mich öffentlich beschämende Zurechtweisung aus.

*) Aus dem österreichischen Klosterleben. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. A. E. Wagner. 2 Bände. Berlin 1869 u. 1870.

3) Ich will mich einer von Euer Gnaden bestimmten Speise ganz und gar enthalten.

4) Ich will nur an Sonntagen Wein, an Wochentagen aber Wasser trinken.

5) Ich will zweimal täglich vor dem Altar der mater dolorosa auf den Knieen die Litanei beten.

6) Ich will alle Morgen während des Ankleidens dreimal das Credo und den Psalm „Miserere" beten.

7) Ich will einmal in der Woche irgend eine niedrige Arbeit anstatt des Dieners verrichten.

8) Ich verlange eine Mißhandlung durch den Hochw. P. Novizenmeister.

Der Schluß dieser an den Abt gerichteten Eingabe lautete: „Wenn es aber Euer hochehrwürdigen Väterlichkeit gefallen sollte, etwas hierin zu ändern oder Heilsameres vorzuschlagen, so will ich mich Dero Anweisung demutsvoll fügen."

Diese „Mortifikation" galt freilich nur für die Novizen. Die Mönche plagten sich nicht mehr damit, und neben der propagandistischen Rolle, welche ihnen vom Papstthum zugemutet wurde, aber nicht immer willige Werkzeuge fand, brach oft genug der alte mittelalterliche Mönchshumor beim guten alten Wein der geräumigen Klosterkeller hervor (ein Mönch erhielt z. B. alle Tage fünf Seidel Wein!) — wie auch die alte Ordensregel, daß die Mönche einander selbst bedienen und keine Weiber im Kloster dulden sollen, so beobachtet wurde, daß in den reichen Klöstern nicht nur verheiratete Beamte derselben, sondern auch ganze Schaaren von Köchinnen und Mägden wohnten. Dagegen war es so ziemlich allgemein, daß die Bibliothekschlüssel einrosteten und die Bücherschätze vermoderten oder gar zu allerlei Zwecken verwendet wurden, zu welchen Papier dienlich ist, — was wir von Augenzeugen wissen. Den Novizen wurden blos der asketische Thomas a Kempis und ähnliche Bücher zum Gebrauche bei den Exercitien in die Hände gegeben, ebenso auch die Heiligengeschichten. Wenn sie aber allein waren, stritten sie sich scherzend, wer von ihnen den wunderthätigsten Namenspatron habe, und ob die Erzählungen in der populären Heiligengeschichte des Pater Cochem oder jene in den Brevieren — unglaublicher seien. Sie erzählten sich gegenseitig, was ihre Patrone gethan (genau nach den Legenden!) und machten schlechte Witze darüber. Es war z. B. in jenen Büchern erzählt, daß nach dem Tode des Abtes Anselm sich der Sarg, in welchen die Leiche gelegt werden sollte, und den der Schreiner zu kurz gemacht hatte, von selbst so weit als nöthig ausdehnte, daß bei dem Tode des Abtes Andreas alle Thurmglocken von selbst vierundzwanzig Stunden lang läuteten, und noch viel Unsinnigeres, das wir nicht anführen möchten, ohne uns vorher selbst zu überzeugen, ob es wirklich in einer Legende stehe. Es gab indessen auch in den Klöstern oft genug heimliche

Freigeister und Rationalisten. Im 1838 aufgehobenen Kloster Pfävers in der Schweiz z. B. waren beinahe alle Mönche dieser Art, und sie flüsterten einander, wenn man bei Processionen die Maria herumtrug, zu: Schau, da kommen sie mit der Juno! Es sind uns Beispiele genug bekannt, daß Klosterschüler gerade in den Klöstern, sei es durch freigeistige Mönche, sei es durch das abschreckende Übermaß von Fanatismus und Orthodoxie, Rationalisten geworden sind. Es verhält sich damit ungefähr so wie mit dem erzwungenen Cölibat, welches in Klöstern sowol, als unter der Weltgeistlichkeit, vermöge seiner Unnatur, je nach Anlage oder Geschmack, die gewöhnliche oder gar die griechische Liebe und zwar in sinnlichster Ausübung, zur Folge hat, von der Masturbation ganz zu schweigen, welche beim Mangel an Objekten beinahe selbstverständlich ist. Auch wird den Ordensregeln zum Trotze oft genug gespielt.

Die Beichte wird in den Klöstern, gleich den übrigen kirchlichen Ceremonien, so zu sagen handwerksmäßig abgemacht. Wenn sich z. B. an Wallfahrtsorten oder bei Kirchenfesten in die Zehntausende zu den Beichtstühlen drängen, wie soll da an eine Reue, Zerknirschung, Buße, wie an einen vernünftigen Zuspruch gedacht werden? Und so gleicht auch die Kommunion nicht einem Liebes- oder Gedächtnißmahle, sondern einer mechanischen Abfütterung.

Die Klöster können nach alledem keine Schule der Tugend und Sittlichkeit sein, sowenig als eine solche der Wissenschaft, die ihnen, ungeachtet vorübergehender mittelalterlicher Verdienste, längst über den Kopf gewachsen ist. Ohnehin geben sich Mönche auch um Gelt zu Exorcismen u. a. Aberglauben her, wie z. B. zu Processionen zur Abwendung von Viehseuchen und dergleichen. In aufgeklärten Ländern hat man daher (wie in den vierziger Jahren im schweizerischen Aargau und in Spanien) die Klöster entweder aufgehoben, oder die dem Fortschritte zugewandte öffentliche Meinung hat sie als Zuchthäuser des Geistes gerichtet.

Mit dem Bestreben, die Klöster wieder zu beleben, hängt auch der Versuch zusammen, die von selben im Mittelalter vorzüglich betriebene Mystik wieder zu Ehren zu bringen. Einem förmlichen Kreuzzuge der Dunkelmännerei und geistigen Reaktion gegen den Aufschwung forschender Wissenschaft und gegen die Befreiung von blinder Autoritätsanbetung, welche nach der Überwindung der finstern und dumpfen Restaurationszeit in den dreißiger Jahren eintraten, glich das Erscheinen eines Werkes von dem alt und fromm gewordenen Revolutionär Görres, welches als die „christliche Mystik“ bezeichnet war und fünf starke Bände umfaßte (Regensburg und Landshut 1836—1842), aber nichts bewirkt hat, als daß es die Reaktionsführer gründlich kompromittirte und als systematische Volksverdummer entlarvte. Wir erwähnen dieses Werkes als einer nicht uninteressanten Phase in der Geschichte des Aberglaubens, zum kulturhistorischen Zeugnisse, was die finsteren Mächte noch in

unserer aufgeklärten Zeit wagen durften. „Mystik“ nennt Görres „ein Schauen und Erkennen unter Vermittlung eines höhern Lichtes und ein Wirken und Thun unter Vermittlung einer höhern Freiheit.“ Dieser konfusen Definition entspricht auch der Inhalt des Werkes, aus dem eine ganze Legion heraufbeschworener Schatten der lichtfeindlichsten Zeiten des Mittelalters hervorgrinst. Das Mystische setzt Görres geradezu als das Gott Betreffende, dem Natürlichen entgegen, und ebenso keck auch der Wissenschaft; denn die Mystik wisse nichts von „Radien, Achsen und Angelpunkten“, desto besser aber kenne sie eine nahe verwandte Figur, die des Kreuzes; all' ihr Grund sei in dieses Zeichen gelegt, wie auch all' ihr Trachten von ihm seinen Ausgang nehme, weil in ihm der, so ihr Ziel und Vorbild sei, die Welt überwunden habe. Görres will denn auch, und das ist ein Kernpunkt seiner Tendenz, das große Gehirn des Menschen der Mystik vindiciren; denn die Dunkelmänner strebten stets danach, die Vernunft aus den Köpfen der Menschen zu vertreiben und die blinde Geistesdemut an ihre Stelle zu setzen.

Die ersten Wurzeln aller Mystik findet Görres im Evangelium und verfolgt ihre Fortbildung durch die Thaten der Apostel, der alten Mönche und Einsiedler, Märtyrer und Heiligen, Kirchenväter und Scholastiker. Dabei nimmt er alle Erzählungen der Legenden ohne weiters als feststehende Thatsachen an, und so wird es ihm allerdings nicht schwer, seine Mystik zu begründen. Nun bekommt der geduldige Leser Wunder und Visionen, Büßungen und Bekehrungen zu hören, bis ihm schwarz vor den Augen wird. Er hört von Heiligen, welche lange Zeit des Trankes, der Speise und des Schlafes, wenigstens theilweise, entbehrten, welche Krankheiten, wobei man sich der ekelhaftesten Schilderungen erfreuen mag, und, was noch mehr ist, Kuren der Ärzte älterer Zeit, lange mit Geduld ertrugen, ebenso Quälereien der Menschen, — von solchen, welche sich selbst peinigten, mit Geißeln, um den Leib gegürteten Ketten, Stachelgürteln um das Haupt, von einem Spanier, der 1643 ein hölzernes Kreuz nach Palästina und zurück trug, von Asketen, welche sich in Dornen wälzten, um die Wollust zu bekämpfen, oder sich zu diesem Zwecke der grimmigsten Kälte aussetzten. Manche Heilige, erfahren wir, hatten solche Liebesglut im Herzen, daß — Rippen davon brachen, daß der Schnee um sie schmolz, das Wasser, in dem sie badeten, aufzischte, von ihrem Körper Rauch aufstieg u. s. w. Es habe Heilige gegeben, erzählt Görres, welche in Folge ihres gottseligen Lebens einen wunderbaren Wohlgeruch verbreiteten, sogar wenn sie krank waren, — den krankhaften Auswurf und Ausfluß nicht abgerechnet, — ja Kleider und Zellen hätten noch nach ihrem Tode lange geduftet, und selbst ihre Verwesung habe einen herrlichen Geruch verbreitet, und aus ihren Gräbern sei Manna und Oel geflossen! Andere seien gar nicht verwest! Manchen Heiligen sei es vergönnt gewesen, ihren Gefühlen durch unglaubliche Thränenfluten Luft zu machen. Andere seien durch außer-

ordentliche Schärfe der Sinne begnadet gewesen oder hätten zu heiligen Zwecken außerordentliche Schärfungen oder auch Hemmungen der Sinneswahrnehmung bewirken können, z. B. Verfolgte ihren Verfolgern unsichtbar machen! Mystikern, welche sich in den Künsten auszeichneten, z. B. Johann von Fiesole als Maler, sei diese Gabe von Gott eingegossen worden. Dies sei auch oft mit der Kenntniß fremder Sprachen vorgekommen, welche Heilige plötzlich besaßen, wenn sie ihrer bedurften, sowie mit dem Besitze des Glaubens, der Weisheit und mancher Wissenschaften, die ihnen plötzlich geoffenbart worden seien. So sei auch die Gabe der Weissagung einzelnen Bevorzugten mitgetheilt worden, so die Macht über Pflanzen und Thiere, die ihnen gehorchten. Es folgt die Analyse der Ekstasen und man vernimmt, wie Ekstatische gefühllos gegen die Außenwelt gewesen, unartikulirt gesprochen, bewußtlos niedergestürzt, Gesichte gehabt, einen überirdischen Glanz ausgestrahlt, unsichtbar geworden, im ekstatischen Zustande gebeichtet, gepredigt, gesungen, die sogenannten Stigmatisationen, d. h. die Wundmale Jesu erhalten, welche zu gewissen kirchlichen Zeiten bluteten, die Leidenswerkzeuge in sich gefühlt, die sich dann wirklich (!) im Herzen abgebildet hätten und bei der Sektion gefunden worden seien. Andere Ekstatische hätten das gesammte Leiden Jesu durchgelitten, seien durch unsichtbare Macht wirklich gekreuzigt und mit dem Kreuze in die Luft erhoben worden, Andere hätten sonst in der Luft geschwebt oder auf dem Wasser gewandelt oder seien von der Stelle entrückt worden und in Kirchen oder im Freien durch die Luft geflogen (!) oder zu kugelförmiger Gestalt zusammengeballt worden. Soweit von den Heiligen. Im Weitern kommt der Teufel und sein Reich an die Reihe, welche Görres für wirklich und reell hält, nur in etwas feinerer und gelehrter ausgedeuteter Weise als das gemeine Volk, und deren Wirken er in allem nicht kirchlichen Aberglauben und irreligiösen Betruge wittert, — selbst das Hexenwesen nicht ausgenommen, das hier wieder auflebt, freilich nicht in der ganzen nackten Rohheit der Vorzeit, sondern als Vision der Betroffenen ausgelegt, die jedoch als Verbündete mit dem Bösen erscheinen, — nur daß der Mystiker großmütig auf den Scheiterhaufen verzichtet. Selbst die „Besessenheit" wird als thatsächliche Gemeinschaft mit dem Princip des Bösen aufgefaßt, ihre Symptome genau dargestellt und die Bedingungen ihrer Heilung durch Beschwörung aufgezählt. Das ist der Inhalt dieser Encyklopädie gläubigen Blödsinns, welcher indessen nachzurühmen ist, daß sie nicht blind vor Papstthum und Klerus kniet, sondern auch diese tadelt, wo sie der heiligen Mystik nicht gewogen waren oder wo sie, wie in den Hexenprocessen, „Skandal angerichtet" haben.

Diese Mystomanie hatte indessen in unserer Periode bereits Vorläufer gehabt. Im Jahre 1798 erschien zu Augsburg „die Offenbarung des heiligen Johannes", — „mit Erlaubniß der Obern (!)". Der Verfasser gab sich ganz ungescheut für einen Propheten aus und suchte vom katho-

lischen Standpunkte das wirkliche Eintreffen aller Traumbilder der sogenannten Apokalypse aus der Geschichte nachzuweisen. Die Reformation nannte er „Finsternisse und Empörung der vorgeblichen Glaubensverbesserer“, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts „widerchristliche Philosophie oder Afterweisheit, die Mutter der heutigen Materialisten, Gotteslängner und Heiden“, rühmte die Jesuiten, deren Aufhebung er herb beklagte, und behauptete, zu der französischen Revolution hätten die Jansenisten (!) und französischen Philosophen den Weg vorgebahnt. Auf das Jahr 1873 (!) verkündete er den Untergang des mohammedanischen Reiches durch den Antichrist, auf das Jahr 1970 das nahende Weltende! Den Untergang des päpstlichen Reiches (1870) sah er nicht voraus!

Im Jahre 1822 erschien zu Mainz ein dickes Buch von Karl Philipp Eduard Lillbopp: „über die Wunder des Christenthums und deren Verhältniß zum thierischen Magnetismus, mit Berücksichtigung der neuesten Wunderheilungen nach römisch-katholischen Prinzipien, — den angehenden katholischen Theologen gewidmet“; es pries die Wunderkuren des Fürsten Alexander von Hohenlohe und des Bauern Martin Michel, gab sich große Mühe, die Existenz des Teufels, der Hölle und des Fegfeuers zu beweisen, vertheidigte die Wunder der Wünschelruthe (Rhabdomantie), die Heilungen durch Heiligenbilder und Reliquien, Segnungen und Weihwasser und schuf so ein ganzes System der katholischen Wunderwelt. —

Durch den Feldzug des Papstthums gegen den Geist der Zeit war natürlich auch der Kampf gegen den Protestantismus bedingt. So wurden z. B. bei Anlaß der Reformations-Jubelfeier in Deutschland 1817 von katholisch-ultramontaner Seite gehässige Streit- und Schmähschriften gegen den Protestantismus verbreitet und darin die Geschichte der Reformation auf die schamloseste Weise verfälscht und entstellt*). Da aber solche Gelegenheiten nicht zu oft wiederkehren, war die Propaganda des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus eine mächtigere Waffe. Ein wirksames Mittel zu diesem Zwecke erblickt der Papismus in möglichst häufigen K o n v e r s i o n e n, wodurch er den gar zu oft vorkommenden Abfall seiner gläubigen Schafe zu decken hofft. Es ist nämlich bei dem extremen Fanatismus des Glaubens, in dem sich das römische System gefällt, ganz begreiflich, daß immer mehr Menschen, und zwar vorzugsweise aus den höheren Stufen der Denkkraft, sich von der katholischen Kirche, in welcher sie getauft worden, abwenden, und zwar weit seltener, um in irgend einer andern Kirche Zuflucht zu suchen, als vielmehr um unabhängig für sich zu leben, zu denken und zu handeln wie sie wollen und wie sie es vor ihrem Gewissen und den bürgerlichen Gesetzen verantworten können. Diese

*) Ueber den Geist und die Folgen der Reformation rc. (herausgegeben von H. von Kerz). Mainz 1822. Was sagt die Geschichte dazu? Ein Nachtrag zur Reformationsfeier vom 1. Oktober 1817, mit Anmerkungen von Dr. Räß und Dr. Weis. Mainz 1823.

Erscheinung nimmt in allen Ländern überhand, selbst in den sonst eifrigst katholischen, wie Italien und Spanien, noch mehr in Frankreich und Belgien und am meisten in den paritätischen Gegenden Deutschlands und der Schweiz. Man kann jetzt sagen, daß es unter den wissenschaftlich Gebildeten jener Länder beinahe gar keine wirklichen Katholiken mehr gibt, d. h. Leute, die auf die Dogmen der katholischen Kirche schwören und deren Gebräuche beobachten. Daher ist die Zahl der Personen, welche im Innern nicht mehr katholisch sind, wenn sie sich auch nicht förmlich von der Kirche trennen, weil sie das hierdurch erregte Aufsehen für überflüssig halten, — Legion, und die in den Statistiken und Volkszählungen angegebene Menge der Katholiken reine Illusion.

Für diese zahlreichen und, was noch schlimmer ist, unkontrolirbaren und nicht zu verhindernden Losreißungen von der katholischen Kirche erhält nun letztere einen kleinen Ersatz in den sogenannten Konvertiten, d. h. Leuten, welche aus einer anderen Konfession zu ihr übertreten, und es ist ein deutliches Zeichen von der Angst und der Sorge, in welche sie durch den Abfall von Millionen geräth, daß sie dafür die Gewinnung von einigen Hunderten stets mit überschwenglichem Jubel begrüßt und von diesen wiedergefundenen Schafen ein großes Geschrei macht. Es ist dies das eklatanteste Armutszeugniß, das sie sich ausstellen kann; denn wenn ihre Bekehrungen nach Ländern, oder auch nur nach Gemeinden zählten, wie die Verluste, statt blos nach zerstreuten Individuen, so könnten die Lebensbeschreibungen der Acquirirten nicht in einigen Bänden Raum finden, wie dies wirklich der Fall ist.

Im neunzehnten Jahrhundert sind nun allerdings die Konversionen zur katholischen Kirche weit zahlreicher als im achtzehnten, aber aus einem sehr einfachen Grunde. Das achtzehnte Jahrhundert, welches man das der Aufklärung oder auch das philosophische nennt, war in religiöser Beziehung vollkommen indifferent. Beide christliche Konfessionen waren während desselben in einem todten Formen- und Buchstabendienst erstarrt, und von einem segensreichen Wirken derselben auf Schule und Armenwesen keine Rede! Erst in Folge der auf die französische Revolution einbrechenden Reaktion, die in der Restauration der alten Regierungen, des Papstthums und des Jesuitenordens (1815) gipfelte, erwachten die kirchlichen Bestrebungen wieder aufs Neue, indem die hergestellte römisch-päpstliche Macht den Protestantismus und dieser seinerseits wieder den Katholizismus in gegenseitiger Eifersucht zur Erneuerung konfessionellen Lebens aufstachelte. Es war die Periode der Romantik, wo poetische Schwärmer für ein geträumtes, aber nie dagewesenes Mittelalter auch dessen religiösen Anschauungen Verehrung zollten, und von ihren Wortführern ein Friedrich von Stolberg, ein Clemens Brentano, von Haus aus ganz redliche Naturen, aber höchst mittelmäßige Denker und Dichter, in Gesellschaft des charakterlosen Achselträgers Friedrich Schlegel und des lüderlichen Genies

Zacharias Werner das Schwärmen zur That machten und sich dem neuen Rom unterwarfen. Es war eine Geistesepidemie, wie die Kreuzzüge, die Hexenprocesse, die Wiedertäuferei, die Guillotine, wenn auch keine blutige, sondern nur eine mit dem Blute des Heilands kokettirende. Und dieser Epidemie unterlagen auch Leute, welche durchaus keine Schwärmer waren, sie unterlagen ihr aus reiner Neigung zur politischen Reaktion, deren äußerste Konsequenz sie mit Recht in der katholischen Kirche erblickten; der bekannte „Restaurator der Staatswissenschaften", der Verherrlicher des Feudalthums und der Volksunterdrückung, Ludwig Haller ist ein Beispiel dieser Klasse. — Doch, diese Zeiten sind hinter uns, die romantische Poesie hat ausgeklungen, ihre Leier ist zerbrochen, ihr Lorbeer zerpflückt, und das Feudalwesen ist vernichtet, während Diejenigen, welche es unter anderer Gestalt wieder erwecken möchten, aller religiösen Motive entbehren und, wenn sie Protestanten sind, es auch bleiben. Den heutigen Konversionen unterliegen weder ästhetische noch politische Motive mehr von Seite der Betreffenden; sie werden nur zu kirchlich-politischen Zwecken angeworben oder von einer instinktiv-fantastischen Laune getrieben; es sind in der Regel Leute von untergeordnetem Geiste, ohne Talent oder Einfluß*). Namentlich sind die Engländer darunter stark vertreten, unter welche eine wahre Manie gefahren ist, in Rom katholisch zu werden. Den Anstoß zu dieser Narrheit gab bekanntlich der Professor Pusey zu Oxford mit seinem katholisirenden Anglikanismus. Merkwürdiger Weise ist jedoch er selbst nicht, sondern nur mehrere seiner Schüler zur alleinseligmachenden Kirche übergetreten, während andere Anglikaner wenigstens darauf versessen sind, den Katholizismus in ihrer Kirche mit Meßgewändern, Weihrauch und sogar mit — Klöstern (!) nachzuahmen. In Würdigung solcher Erfolge und Aussichten hat denn auch der Papst schon 1850 das protestantische England in katholische Diöcesen eingetheilt, an deren Spitze der „Erzbischof von Westminster" gestellt wurde.

Die Konvertiten zum Katholizismus werden vom Papstthum überaus stark gefeiert und verhätschelt. Um so schlimmer geht es dafür Katholiken, welche auch nur die entfernteste Lust zeigen, von ihrer Kirche abzufallen und „Ketzer" zu werden. Bekannt ist z. B. das Schicksal der Eheleute Madiai, welche am Anfange der fünfziger Jahre wegen bloßen Lesens der Bibel Jahre lang in den Kerkern Toscana's schmachteten. Weniger verbreitet dürfte die Kenntniß folgender Fälle sein:

Der Fabrikarbeiter Domenicho Cecchetti in Florenz, 43 Jahre alt, Vater von 4 Kindern und im besten moralischen Rufe stehend, wurde am **16. December 1854 Abends, als er mit zweien seiner Söhne in der Bibel las, von den Häschern der damaligen von Österreich geleiteten toscanischen**

*) Näheres siehe in der Schrift „Der heilige Rock". Dritte Ausgabe. (Leipzig bei Wigand 1871.)

Regierung überfallen und aus dem einzigen Grunde antikatholischer Gesinnung vom Präfekturrathe zu Florenz am 25. März 1855 (einem Sonntage!!) zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, in welches er in Ketten abgeführt wurde und wo man ihn verhinderte, mit dem ihn besuchenden Sohne zu sprechen. —

Der Arzt und zugleich barmherzige Bruder Johann Evangelista Borczynski im Konvente dieses Ordens zu Prag hatte während seines 17jährigen Aufenthaltes daselbst so abstoßende Wahrnehmungen über das Treiben seiner „Brüder" gemacht, daß er aus freiem Antriebe und nach vorheriger Anzeige an seine Ordensobern die preußische Grenze überschritt und am 17. Januar 1855 zu Petershain in Schlesien vor seinem Landsmanne und ebenfalls evangelischen Konvertiten, dem nunmehrigen Pfarrer Nowotzky, das protestantische Glaubensbekenntniß ablegte. Da er aber so unvorsichtig war, die Grenze wieder zu überschreiten, so wurde er in Mähren durch Gensdarmen verhaftet und — nicht der weltlichen Behörde, sondern seinem ehemaligen Kloster in Prag überliefert, wo bereits seit zwanzig Jahren ein ebenfalls konvertirter Mönch, Joachim Zazule, schmachtete und als Wahnsinniger behandelt wurde. Borczynski wurde ebenfalls in den Klosterkerker, neben den Zellen der Wahnsinnigen und in Nähe der Kloaken, geworfen, bei schmaler Kost aller Bücher beraubt und durch stete Bekehrungsversuche eines „ascetischen Priesters" gequält. Bloßer Wunsch nach Tröstungen seiner neuen Religion zog ihm noch härtere Haft zu und jeder Besuch wurde ihm verwehrt. Ob er je wieder frei geworden, wissen wir nicht. —

Der Hauptmann G. war 1852 in Folge Lesens der Bibel im Elsaß zur protestantischen Kirche übergetreten. Wegen dieses und keines andern Umstandes machte seine Familie drei Jahre später bei dem Civil-Gerichte von Orleans einen Proceß gegen ihn anhängig, um ihm die Rechte der Vormundschaft über seine eigenen Kinder zu entziehen; der Ausgang des Processes ist uns aber nicht bekannt.

Finden sich nun schon während des einziges Jahres 1855 in drei verschiedenen Ländern solche frappante Fälle katholischer Religionsverfolgungen von Seite der Behörden, Klöster und Familien zusammengedrängt, — was für Geschichten werden erst die langen früheren und späteren Jahre aufzuweisen haben? Wir erinnern nur beispielsweise an die Verfolgung der Protestanten in Spanien, besonders an jene des Matamoras im Jahre 1861.

Sind auch diese Fälle nicht sämmtlich dem Papstthum direkt zur Last zu legen, so sind sie doch seinem Geiste, seinen Antrieben und seinem Fanatismus zuzuschreiben, dem die betreffenden Regierungen blind gehorchten, und es liegt nicht vor, daß Rom jemals gegen derartige Behandlungen protestirt hätte. Dafür spricht namentlich sein Verfahren gegen katholische

Gelehrte, welche sich dem geisttödtenden römischen Machtgebote nicht blindlings fügten. Wir nennen von denselben Folgende:

Georg Hermes, Professor in Bonn, geboren 1775, gestorben 1831, versuchte an die Stelle von Kant's Kritik der reinen Vernunft ein positiveres System zu setzen und namentlich die Wahrheit der Offenbarung zu beweisen. Ein päpstliches Breve vom 26. September 1835, also vier Jahre nach seinem Tode, verdammte seine Schriften. „In der ganzen Geschichte, sagt Alban Stolz*), soll nicht sowohl der Papst die oberste Instanz gewesen sein, als vielmehr Perrone, welcher dem Papst über ein Buch referirte, das er (Perrone) selbst nicht genau verstanden haben soll." Die Verdammung wurde aber niemals zurückgenommen. Und solchen namenlosen Leichtsinn nimmt die katholische Kirche geduldig hin!

Anton Günther, Privatgelehrter in Wien, geb. 1783, gest. 1863, unternahm die Begründung einer „theosophischen Kreationslehre", in welcher er den von den neueren Philosophen geläugneten Dualismus von Natur und Geist wieder herzustellen und die Entstehung der Welt aus Gott begreiflich zu machen suchte. Seine Werke wurden unter Pius IX. auf den Index gesetzt und durch das päpstliche Breve „Eximiam tuam" vom 15. Juni 1857 verdammt**).

Joh. Baptist Hirscher, Professor in Freiburg, geb. 1785, gest. 1865, betonte in seinen Schriften das den verschiedenen Konfessionen Gemeinsame des Christenthums, und wurde dafür zum Widerrufe gezwungen, den er aber nur in bedingter Weise leistete, nämlich sofern er etwas behauptet habe, was der katholischen Lehre zuwider sei.

Joh. Adam Möhler, geb. 1796, gest. 1838, Professor in Tübingen, versuchte die Anschauungen der neueren Philosophie in den Dienst der katholischen Dogmatik zu ziehen. Ob er verdammt worden ist, wissen wir nicht genau; geschah es nicht, so war es eine Vergeßlichkeit oder eine Inkonsequenz, da er vollständig auf dem nämlichen Standpunkte steht, wie Hermes und Günther.

Joh. Baptist Baltzer, Professor in Breslau, geb. 1803 und noch lebend, war ein Schüler von Hermes, dem er sich anfangs genau anschloß. Später anerkannte er, durch das Studium Günthers bestimmt, daß durch Hermes die Philosophie Kant's nur halb überwunden sei. Fruchtlos verwendete er sich zu Gunsten Günthers in Rom und wurde 1860 selbst von seinem Fürstbischofe suspendirt, von der preußischen Regierung aber rehabilitirt.

Jakob Frohschammer, Professor in München, geb. 1821 und noch lebend, ist berühmt geworden durch die Ehre, welche die große Encyklika von 1864 ihm anthut, indem sie mehrere seiner Ansichten unter die

*) Witterungen der Seele, S. 195.

**) Schrader, Papst u. moderne Ideen III. S. 117.

80 verdammten Sätze einreiht. Schon vor dem Erlasse dieses Aktenstückes kamen seine Werke auf den Index und 1863 wurde er vom Erzbischofe suspendirt und den Theologen der Besuch seiner Vorträge verboten. Allein er hat es bisher in ehrenhafter Männlichkeit stets verschmäht, sich dem goldgestickten Pantoffel zu unterwerfen. Was seine Grundsätze betrifft, so schließt das dieselben verurtheilende Breve „gravissimas inter“ vom 11. Dezember 1862 an den Erzbischof von München-Freising mit den charakteristischen Worten: „Wir können niemals dulden, daß die Vernunft auch jene Dinge, welche den Glauben angehen, in Besitz nehme und verwirre. . . . . . . Aus alledem geht hervor, durchaus fremd sei der Lehre der katholischen Kirche die Ansicht, womit derselbe Frohschammer zu behaupten kein Bedenken trägt, alle Dogmen der christlichen Religion ohne Unterschied seien ein Gegenstand der natürlichen Wissenschaft oder der Philosophie.“

Dazu paßt auch das Verhalten des Papstthums gegen Versammlungen glaubenseifriger Katholiken. Als im September 1863 in München ein katholischer Gelehrten-Kongreß stattfand, ausschließlich besucht von Vollblut-Ultramontanen, da richtete sich das Mißtrauen des „heiligen Vaters“ sogar gegen diese seine treuesten Söhne, und er schrieb unterm 21. Dezember gleichen Jahres an den Erzbischof von München-Freising: „wir konnten nicht umhin, uns außerordentlich zu verwundern, da wir sahen, daß die Einladung zu der erwähnten Zusammenkunft in privatem Namen erlassen und veröffentlicht wurde, ohne daß irgendwie die Anregung, die Autorität und die Sendung der kirchlichen Gewalt eintrat, welcher es nach angeborenem heiligem Rechte allein zukommt, die Lehre, zumal in theologischen Dingen, zu überwachen und zu leiten . . . . . . Wir können nicht verhehlen, daß wir mit nicht geringer Bekümmerniß befürchteten, es möchte durch diesen ohne kirchliche Autorität zusammenberufenen Kongreß das Beispiel zu einer allmäligen Usurpation eines Theils des Kirchenregiments und des authentischen Lehramts gegeben werden, das kraft göttlicher Einsetzung dem römischen Papste und den Bischöfen in Vereinigung und Übereinstimmung mit dem Nachfolger des heil. Petrus eigen ist, und so die kirchliche Ordnung gestört werden.“ Es ist also offenbar, daß irgend welches selbständige Auftreten, und ginge es auch noch so gut päpstlicher Gesinnung hervor, **vom Papste nicht geduldet wird.** Über die von der Pfaffenpresse ausposaunte Festigkeit des heiligen Stuhles, der vor einem Kongresse seiner ergebensten Anhänger **Furcht** und **Angst** hat (wie er sich selbst ausdrückt), mag Jeder seine eigenen Glossen machen.

Dieser Gegenstand führt uns auf das neben den Konversionen auffallendste Mittel der römischen Propaganda, — die katholischen Vereine, die sich in neuester Zeit gebildet haben und seit mehreren Jahren in Deutschland jährliche Wanderversammlungen halten. Diese

letzteren tragen indessen weder einen frommen, noch einen kirchlichen Charakter, sondern sind die reinsten Kopien weltlicher Feste. Trotz Sängern, Turnern, Schützen reisen die „Katholiken" nach ihrer Vereinsstadt, ihrem „Vororte". Dieser schmückt sich trotz einer weltlichen Feststadt mit Kränzen und Fahnen. Es werden Rednerbühnen errichtet, Festmähler gehalten (natürlich nicht an Fasttagen), und die „katholischen" Advokaten, Literaten und Juden (Geldjuden nämlich), welche neben der Unmasse von Geistlichen das Festpublikum bilden. verstehen es trotz Jenen, von denen bekanntlich die Revolutionen „gemacht" werden, Reden und Toaste loszugeben und Hochs auszubringen, — nur daß hier statt der „Völkerfreiheit, Aufklärung und Volkswohlfahrt" die „Kirche Gottes, der Felsen Petri", die Vincentius-, Bonifacius-, Pius- und Franciscus-Regis-Vereine ihre Rolle spielen. In ostentativer Weise wird mit der Versammlung auch ein „Hochamt" verbunden, um nach dem Vorgange des Pharisäers der Welt zuzurufen: Seht, wie katholisch, wie fromm sind wir!!! Es liegen die gedruckten Verhandlungen solcher Zusammenkünfte, vom katholischen Vereine selbst herausgegeben, vor uns. Wir haben sie durchgegangen und sind zu unserem Bedauern nicht im Stande, zu berichten, daß wir darin irgend einen Funken von Geist, irgend neue Gedanken, weltbewegende Ideen oder auch nur erwähnenswerthe Thatsachen gefunden hätten. Die Reden flimmern in den allgemeinen Versammlungen kunterbunt durcheinander, ohne sich an einen Geschäftsgang, an eine geordnete Behandlung bestimmter Fragen zu halten, die den engeren Versammlungen der Abgeordneten überlassen sind. Der Eine sagt das, der Andere jenes; aber Alles sind gegenseitige kriechende und schmeichelnde Lobhudeleien, Prahlereien über das Wirken der genannten Heiligenvereine, das sich natürlich vorzüglich um Bekehrungen dreht, sowie giftige Schimpf- und Schmähreden auf Juden, Protestanten, Aufgeklärte u. s. w.

Und zwischen all dieses Gefasel und Gefackel werden wieder ganz theatralische Ankündigungen von kirchlichen Akten und Glaubensmanifestationen eingestreut, aus welch' allen deutlich hervorgeht, daß diesen Leuten die ursprüngliche Reinheit, Keuschheit und Unwillkürlichkeit des religiösen Glaubens längst abhanden gekommen ist und einer schmutzigen, interessirten Spekulation zum Vortheile ihrer Partei Platz gemacht hat. Mögen sich auch unter ihnen viele Verführte und Bethörte befinden, die sich verleiten ließen, das Heiligthum ihres Herzens vor aller Welt zu öffnen und feilzubieten, so werden sie eben durch die Gewöhnung an diese Entwürdigung ebenfalls, wenn auch unabsichtlich, zu Heuchlern. Oder was soll man denken, wenn diese Herrn, sobald es während der Vereinsversammlung im dekorirten Gasthofssaale dem anwesenden Nuntius oder Bischof einfällt, ihnen den Segen zu ertheilen, Mann für Mann wie auf's Kommando auf die Knie fallen (ähnlich den Pietisten, wenn der „heilige Geist" über sie kommt) oder bei beliebiger Erwähnung Maria's Alle ein Ave Maria beten,

oder wenn ein solcher Kirchenfürst ihnen theatermäßig anzeigen läßt, er werde zu dieser oder jener Stunde im Gewölbe der Domkirche auf dem Grabe seines Vorgängers beten und sie möchten sich daher beeilen, mit ihren Verhandlungen fertig zu werden, damit sie zugleich mit ihm dort beten könnten! Es ist so romantisch, so ächt katholisch, in geheimnißvoller Dämmerstunde im Halbdunkel eines Chors beim Schimmer des ewigen Lichtes zusammenzukommen, — und die feierliche Stille, nur unterbrochen durch das halblaute Flüstern der Gebete, — sie ist so sehr geeignet, auf die Sinne einzuwirken, dem staunend zusehenden Volke zu imponiren und für den Katholizismus, als die wohlfeilste und bequemste Art, selig zu werden, erfolgreiche Propaganda zu machen!

Daß dieses ganze System der Verketzerung jedes freien Gedankens, ja des Denkens überhaupt und seiner Ersetzung durch einen mechanischen, geistlosen Glauben, welches in der katholischen Kirche immer festern Boden gewinnt und ihr jeden redlichen Denker entfremdet, kein anderes sei, als das des Jesuitenordens, geht schon aus seiner allgemeinen Charakterisirung hervor; denn es erniedrigt den Katholiken wirklich, wie die jesuitische Vorschrift will, zum Leichnam in der Hand des geistlichen „Hirten". Es wird dies aber noch deutlicher, wenn wir die Thatsache vor Augen halten, daß das System der Jesuitenmoral, wie wir es früher (Bd. I. S. 282) näher skizzirt haben, mit Bewilligung der höchsten kirchlichen Behörden in neuen Lehrbüchern zusammengefaßt und in seiner ganzen sittenlosen Nacktheit dargestellt worden ist. Diese Lehrbücher, das eine von dem belgischen Jesuiten Pater Gury, das andere von dem amerikanischen Bischof Kenrick, sind thatsächlich an katholischen Priesterseminarien eingeführt, und die werdenden Beichtväter werden nach denselben angeleitet, sich mit dem ganzen Schmutz der Sittenlosigkeit bis in die kleinsten haarsträubenden Details bekannt zu machen*).

Wie sich hierin die jesuitische Moral oder vielmehr Kasuistik verräth, so schaut die scholastische Logik oder vielmehr Dialektik dieses Ordens aus den neuesten geistknebelnden Thaten des von ihm vollständig geleiteten heiligen Stuhles deutlich genug hervor. Pius IX. ist ein guter Mann, von den besten Absichten erfüllt, die sein Standpunkt zuläßt, aber von einer so kolossalen Eitelkeit erfüllt, daß er jede Gelegenheit ergreift, um von sich sprechen, um seine Macht und seine „Heiligkeit" leuchten zu machen. Dies haben die Jesuiten längst durchschaut und lassen ihn daher, auf seine Liebhaberei eingehend und ihn glauben machend, daß er aus eigenem Willen handle, gleich einer Gliederpuppe die Sprünge und Bewegungen ausführen,

*) C. W. Linß, das Handbuch der theol. Moral des Jesuiten Gury und die christliche Ethik. Friedberg 1869. — A. Keller, die Moraltheologie des Jesuiten Pater Gury. Aarau 1869. — Ein zweiter Gury oder die Moraltheologie von Kenrick. Aarau 1870. — Der Verf. hat sich durch Einblick in Gury's Werk selbst überzeugt, daß die citirten Bücher keine Entstellungen enthalten.

welche ihr System für passend hält, um dem Orden die unbedingte Herrschaft über die Kirche und damit über die größten Volksmassen der Christenheit zu sichern.

Zu den Thaten nun, welche der Papst als Werkzeug der jesuitischen Plane bisher glücklich vollbracht hat, gehören, als glänzendes Dreigestirn am Himmel der Dummheit und des Afterglaubens: 1) die Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß Maria's, 2) die Encyklika, welche die „Irrthümer der Zeit verdammt“, mit dem angehängten Syllabus, und 3) der Concilsbeschluß über die päpstliche Unfehlbarkeit.

A. Die Frage der unbefleckten Empfängniß Maria's, d. h. nicht die Frage, wie es so viele, selbst gläubige Leute verstehen, ob Maria ohne Erbsünde empfangen habe, sondern ob sie so empfangen worden, war im Mittelalter ein Gegenstand des Streites zwischen den Franziskanern, welche sie bejahten, und den Dominikanern, welche sie verneinten. Bis auf unsre Zeit ist sie unentschieden geblieben, und es ist daher nicht zu verwundern, daß Pius IX., welcher es liebt, alle möglichen Fragen hervorzuziehen, um darüber eine Entscheidung zu fällen, sich auch dieser Frage bemächtigte, um sie als Dogma zu fixiren. Er ergriff sie mit ganz besonderer Vorliebe und scheute sich daher nicht vor einem ganz eigenthümlichen Akt; denn er hat dieses Dogma ganz aus eigner Machtvollkommenheit, ohne Mitwirkung eines Concils definirt, und damit auch ein anderes, das der Unfehlbarkeit des Papstes, wenn auch nicht theoretisch ausgesprochen, doch praktisch in's Werk gesetzt*). Nachdem er für sich die Frage bereits entschieden und befohlen hatte, in der Liturgie dem Namen der heiligen Jungfrau stets das Beiwort „immaculata“ hinzuzufügen, ließ er noch durch eine Kommission von Kardinälen und anderen „Theologen“ die Sache „allseitig“ (!?) untersuchen und zugleich in allen Diöcesen dafür beten, daß ihn der heilige Geist erleuchten möge, das Wahre zu treffen. Es gehört zwar die größtmöglichste Stupidität dazu, zu glauben, daß eine Frage, die einst willkürlich von Menschen aufgeworfen worden und deren Gegenstand nicht nur außerhalb aller Möglichkeit der Forschung liegt, sondern auch an und für sich das reinste Hirngespinnst ist, von einem Menschen endgültig entschieden werden könne, und daß dieser Mensch das Recht habe, anderen Menschen zu befehlen, daß sie seiner Ansicht sein sollen. Ist schon die Theorie von der Erbsünde an und für sich ein Unsinn und eine willkürliche Auslegung der mosaischen Urgeschichte des jüdischen Volkes, so ist es noch weit widersinniger, willkürlich eine Person von dieser „Erbsünde“ ausnehmen, — eine namenlose Arroganz, Eitelkeit und, man darf es wol sagen, Unverschämtheit, wissen zu wollen, daß bei der „Empfängniß“ einer solchen Person die Vererbung der Erbsünde eingestellt worden sei.

Und doch ist dies im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, am

*) Schrader (Jesuit), der Papst und die modernen Ideen, III., S. 12.

8. December im Jahre des Heils 1854 wirklich und wahrhaftig geschehen; an diesem Tage erließ der Papst, natürlich unter Entfaltung und Einwirkung des ganzen überwältigenden Kultus-Pompes der katholischen Kirche, das „unfehlbare" dogmatische Dekret*), welches durch die Bulle „Ineffabilis Deus" näher präcisirt wurde, in welch letzterer es wörtlich heißt: „Nachdem wir nicht aufgehört haben, Gott dem Vater durch seinen Sohn in Demut und unter Fasten unser Privatgebet und die öffentlichen Gebete der Kirche darzubringen, damit er durch die Kraft des heiligen Geistes unsern Geist leiten und stärken möge, und nach Anflehung des Schutzes des ganzen himmlischen **Hofes** (!!!) und nach Anrufung des heiligen Geistes und unter seiner Eingebung erklären, verkünden und bestimmen wir zur Ehre der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, zur Zierde und zum Schmucke der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zur Wahrung (?) der christlichen Religion, kraft der Autorität unseres Herrn Jesu Christi, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unserer eigenen Autorität: die Lehre, welche festhält, daß die allerseligste Jungfrau Maria im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß durch eine besondere Gnade und ein besonderes Privilegium des allmächtigen Gottes (!?), im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, von aller Makel der Erbsünde frei bewahrt wurde, sei von Gott geoffenbart (!!) und **müsse** darum von allen Gläubigen fest und beständig geglaubt werden. Darum mögen diejenigen, welche, was Gott verhüten wolle, anders als von uns bestimmt worden ist, in ihrem Herzen zu denken sich anmaßen möchten, erfahren und wissen, daß sie durch ihr eigenes Urtheil **verdammt**, Schiffbruch am Glauben gelitten haben und von der Einheit der Kirche abgewichen seien, und darum durch ihre eigene That den vom Recht festgesetzten Strafen (!) unterliegen, wenn sie durch Wort oder Schrift oder auf eine andere äußerliche Weise kundzugeben wagen, was sie im Herzen denken."

Diese neue Erfindung hat denn auch bereits ihre Früchte getragen. In einem ganz neuen Werke sagt ein katholischer „Gelehrter" Deutschlands, ein gewisser Dr. Oswald, wörtlich Folgendes: „Wir behaupten die Mitgegenwart Maria's im Abendmahl; diese Mitgegenwart ist die nothwendige Folge unserer marianischen Theorie, und wir dürfen vor keiner Konsequenz zurückschrecken. Wir glauben, daß in dem heiligen Elemente des Abendmahls die Gegenwart Maria's vollständig ist, daß sie sich darin ganz und gar befindet, mit Leib und Seele. — — — Das Blut des Heilands und die Milch (!!) der Jungfrau sind daher zusammen im Abendmahle gegenwärtig. In der Kette der himmlischen und irdischen Geschöpfe ist daher Maria der Ring (!!), welcher, den Sohn Gottes umfassend, die Menschheit mit der Gottheit verbindet. Auch ist Maria nicht allein der

*) Papst u. mod. Bd. III. S. 16. 17.

Mittelpunkt der Menschheit, sondern der Mittelpunkt des gesammten Weltalls!" Es fehlt nur noch die Erhebung Maria's in die Dreieinigkeit und damit dieser zur Vierheit!

B. Die berüchtigte Encyklika vom 8. December 1864 sammt dem angehängten Syllabus ist eine Zusammenfassung der Verdammungen aller „Irrthümer der Zeit", welcher Pius IX. seit seiner Thronbesteigung sich zu rühmen hat. Wir verweisen bezüglich dieser Aussprüche, welche uns zu weit führen würden, und von welchen wir nur kurz erwähnen, daß sie in deutlichen Worten die Fähigkeit der Akatholiken zur Seligkeit, die freie Forschung, die Civilehe, die Glaubens- und Gewissens-, die Religions- und Kultusfreiheit, die Toleranz, die Lehr- und Lernfreiheit, die Denk-, Rede- und Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Trennung von Kirche und Staat und der Schule von der Kirche als „Wahnsinn" verdammen, — auf das im Jahre 1866 zu Wien erschienene Werk des Jesuiten Clemens Schrader, „Der Papst und die modernen Ideen". Alle diese Verdammungen nun werden von der fraglichen Encyklika rekapitulirt, welche über die angedeuteten „Irrthümer" das Endurtheil fällt: „Wir verwerfen, verbieten und verdammen kraft unserer apostolischen Autorität alle und jede in diesem Schreiben einzeln aufgezählten schlechten Meinungen und Lehren, und wir wollen und befehlen, daß dieselben von allen Kindern der katholischen Kirche für verworfen, verboten und verdammt gehalten werden*)."

Diese „verworfenen, verbotenen und verdammten" Irrthümer sind nun unter dem Titel „Syllabus" der Encyklika angehängt und bestehen in achtzig Sätzen, welche aber nicht etwa wirkliche Aussprüche, wie sie in den Werken von Schriftstellern vorkommen, sondern lediglich allgemeine Behauptungen enthalten, wie die päpstliche Fantasie sich vorstellt, daß solche von Freidenkern etwa hätten aufgestellt werden können. Da nun die Sätze, wie sie im Syllabus stehen, gerade das Gegentheil der päpstlichen Ansicht aussprechen, so hat der Jesuit Schrader, um die Köpfe der Leser nicht zu verwirren, denselben sogenannte „Gegensätze" beigefügt, in denen das Gegentheil des sogenannten Irrthums, d. h. eben die päpstliche Ansicht behauptet wird. Diese „Gegensätze" sind aber so ängstlich an den Text der „irrthümlichen" Sätze angelehnt, daß durch ihre bloße Einschiebung des Wortes nicht u. s. w. bisweilen ein ziemlich lächerlicher Eindruck erzielt wird. Diese ächt scholastisch-mittelalterliche Methode hat denn auch wahrscheinlich die Einfügung des 13. Satzes veranlaßt: „die Methode und die Prinzipien, nach welchen die alten scholastischen Doktoren die Theologie ausgebildet haben, stimmen mit den Bedürfnissen unserer Zeit und dem Fortschritte der Wissenschaften nicht im mindesten überein," wobei im „Gegensatze" an die Stelle der Worte „nicht im mindesten" gesetzt ist:

*) Papst u. mod. Jd. II. S. 10. 11.

„mindestens“. Der Papst läßt sich also so weit fortreißen, daß er alle Gegner der Scholastik verdammt und letztere in seinen speziellen Schutz nimmt, obschon sie in unserer Zeit keine Vertreter mehr hat und zu der Zeit, da sie blühte, oft die größten Ketzereien von ihr ausgingen, während zur Zeit der Kirchentrennung eifrige Gegner der letztern und Verfechter der katholischen Lehre zugleich Gegner der Scholastik waren.

Unter die Lächerlichkeiten, welche im Syllabus und seinen Gegensätzen vorkommen, gehört unter Anderm der 63. Satz: „Man darf den rechtmäßigen Fürsten den Gehorsam versagen, ja auch gegen sie aufstehen.“ Wer könnte je so etwas behauptet haben? Wer einem Fürsten den Gehorsam versagen oder gar gegen ihn aufstehen will, hält denselben doch gewiß nicht für rechtmäßig! Und wer einen Fürsten für letzteres hält, ist auch sicher ein Anhänger desselben! Ebenso widersinnig sagt der 48. Satz: „Katholische Männer können eine Art von Jugendbildung sich gefallen lassen, die von dem katholischen Glauben und der Autorität der Kirche ganz absieht.“ Wie wäre es möglich, solchen Unsinn zu behaupten? Wer unkatholische Lehren verbreiten will, muthet seinen Anhängern doch gewiß nicht zu, katholisch zu bleiben! Ferner lautet der Gegensatz zum 34. Satze in durchaus falscher unhistorischer Fassung: „Die Lehre, welche den römischen Papst einem freien und in der ganzen Kirche seine Macht ausübenden Fürsten vergleicht, ist nicht eine Lehre, die im Mittelalter vorherrschte“ (!!!) und derjenige zum 38.: „zur Theilung der Kirche in die morgenländische und abendländische haben nicht die übertriebenen Gewaltstreiche der römischen Päpste beigetragen“ (O heilige Einfalt, die das Beschimpfende sogar in der Widerlegung beibehält!). Der Gegensatz zum 76. Satze sagt drolliger Weise: „Die Abschaffung der weltlichen Herrschaft, die der apostolische Stuhl besitzt, würde zur Freiheit und zum Glücke der Kirche nicht außerordentlich viel beitragen!“ Nicht außerordentlich viel! Also doch ziemlich viel oder wenigstens etwas!! Wir finden, dieser Gegensatz sei außerordentlich viel mißlungen, wie noch manche andere, deren Aufzählung zu langweilig wäre!

Weniger lächerlich, als vielmehr bezeichnend für den heiligen Stuhl und blamirend für dessen übereifrige Verfechter ist die Verdammung folgender Sätze:

15. Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er, durch das Licht der Vernunft geführt, für die wahre hält.

16. Die Menschen können bei der Übung jeder Religion den Weg des ewigen Heils finden und die ewige Seligkeit erlangen.

18. Der Protestantismus ist nur eine verschiedene Form derselben wahren, christlichen Religion, in welcher es gegeben ist, Gott ebenso wohlgefällig zu sein, als in der katholischen Kirche.

21. Die Kirche hat nicht die Macht, dogmatisch zu entscheiden, daß die Religion der katholischen Kirche die einzig wahre Religion sei.

24. Die Kirche hat nicht die Macht, äußern Zwang anzuwenden, noch irgend eine zeitliche Gewalt.

77. In unserer Zeit ist es nicht mehr nützlich, daß die katholische Religion als die einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller anderen Kulte gehalten werde.

80. Der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Civilisation versöhnen und vergleichen.

„Auf alle diese 80 Sätze, sagt der Jesuit Schrader, und auf jeden einzelnen derselben beziehen sich die oben angeführten Worte (der Encyklika): alle die 80 Sätze und jeder einzelne derselben werden vom Papste verworfen, verboten und verdammt. Von allen und von jedem einzelnen derselben will und befiehlt der Papst, daß die Kinder der katholischen Kirche sie durchaus für verworfen, verboten und verdammt halten sollen*)."

Ein Ordensbruder Schraders, der Pater Gerhard Schneemann**), geht in der deutlichen Erklärung des Syllabus noch weiter, indem er ausdrücklich sagt, die Kirche dürfe nicht blos geistige, sondern auch leibliche Strafen gegen Jene verhängen, welche ihre Ordnung verletzen (d. h. nicht glauben was sie will), und zählt unter diesen „leiblichen Strafen" mit dürren Worten Kerker, Schläge und Verbannung auf! Was will man noch mehr? Blos der Scheiterhaufen fehlt noch!

C. Diese Reihe päpstlicher Thaten konnte nur durch eine solche würdig gekrönt werden, — durch die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Zu diesem Zwecke wurde bekanntlich am 8. December 1869, am Tage der unbefleckten Empfängniß, welchen der hohe Verehrer Maria's für alle seine wichtigeren Erlasse wählt, in der Peterskirche zu Rom ein Concil eröffnet, nachdem es über ein Jahr vorher angekündigt war. Die Welt war erstaunt, nach einer Unterbrechung von drei Jahrhunderten plötzlich wieder eine solche Versammlung berufen zu sehen, mit welcher sonst die Päpste nicht auf dem besten Fuße gestanden waren. Das Erstaunen wäre unterblieben, hätte man bedacht, daß es eben der Zweck des Concils war, jede fernere Versammlung dieser Art überflüssig zu machen und die Lehrmacht der Kirche künftig dem Papste allein zu übertragen. Das neue Concil war das zahlreichste, das jemals abgehalten worden, es zählte 767 durch ihren Rang in der Kirche Stimmberechtigte***). Man sah Amerikaner erscheinen, wie Orientalen verschiedener Riten. Anfangs versprach

*) Papst u. mod. Id. II. S. 43.

**) In der Schrift „die kirchliche Gewalt und ihre Träger" im VII. Heft der „Stimmen aus Maria Laach", Freib. im Br. 1867. Vergl. Janus, der Papst und das Concil. Leipzig 1869, S. 10 ff.

***) Römische Briefe vom Concil von Quirinus. München 1870.

sich die freisinnige Welt viel von einer Opposition solcher Bischöfe, welche nicht durch Dick und Dünn mit dem päpstlich-jesuitischen System gingen, und sie setzte namentlich ihre Hoffnung auf die deutschen, ungarischen, nordamerikanischen und orientalischen. Aber die Berichte über die Zahl dieser Minorität, die man erst auf zweihundert schätzte, sanken in ihren Angaben immer tiefer herunter. Es war auch Alles dazu eingerichtet, eine Opposition unmöglich zu machen und zuletzt zu ersticken. Der Kirchenstaat zählte allein über hundert stimmberechtigte Prälaten, sodaß wenige tausend seiner Einwohner ebenso stark repräsentirt waren, wie Millionen Katholiken in weniger mit Hierarchie gesegneten Ländern. Die Freiheit der Diskussion war wesentlich beeinträchtigt, indem sich Alles der lateinischen Sprache bedienen mußte, welche nicht allein Wenigen geläufig war, sondern auch von den verschiedenen Nationen verschieden ausgesprochen wird, und alle Bischöfe durch einen Eid verpflichtet sind, die Rechte des Papstes nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Der Papst aber ließ es in seiner festen Entschlossenheit, unfehlbar werden zu wollen, an keiner Gelegenheit fehlen, zu versichern, daß er sein Vorhaben trotz aller Opposition ausführen wolle, den Gehorsamen Belohnungen, den Widerspenstigen aber die Inquisition in Aussicht zu stellen, welche auch bei einem armenischen Erzbischof und seinem Schreiber, wegen eines Streites, mittels Einsperrung in ein Jesuitenhaus angewendet wurde. Die Prälaten hatten sämmtlich Stadtarrest, sie durften sich nicht ohne Erlaubniß des Papstes aus Rom entfernen, und Kardinäle nannten die Bischöfe verächtlich „Lakaien des Papstes". Zugleich wühlten und arbeiteten die Jesuiten und wußten, nicht zufrieden mit den bereits projektirten Concilsbeschlüssen, hunderte von Prälaten zur Eingabe von Gesuchen um neue Dogmen zu bestimmen, z. B. eines solchen, welches die körperliche Himmelfahrt Maria's zu glauben befahl. Ja man dachte sogar an Dogmatisirung des Index der verbotenen Bücher und des Syllabus! Wirklich wurde ein Theil des letztern, unter dem Titel „constitutio de fide" als verbindlicher Glaube für die Kirche angenommen; durch denselben wurden alle vom katholischen Glauben im Mindesten Abweichenden ohne Gnade verdammt. Am meisten aber wurde über die Unfehlbarkeit, d. h. vorläufig über ihre „Opportunität", debattirt. Ein Sicilianer hatte die Keckheit, zu behaupten, die Jungfrau Maria hätte selbst seinen Landsleuten mitgetheilt, sie sei dabei gewesen, als Christus dem Petrus die Würde der Unfehlbarkeit verliehen habe! Die päpstliche Kommission erklärte bereits, die Leugnung der Unfehlbarkeit sei unter Strafe von Censuren im Voraus verurtheilt und wissenschaftliche Argumente hätten keine Geltung mehr! Es wurden Prozessionen für das neue Dogma abgehalten. Hitze und Krankheiten wirkten ebenfalls. Einzelne Gegner des Dogma's wurden bearbeitet oder eingeschüchtert oder zur Unterzeichnung geeigneter Erklärungen moralisch gezwungen. In der Sitzung vom 13. Juli 1870 stimmten vorläufig 85 Bischöfe mit Non placet und

61 mit Placet juxta modum, d. h. sie verlangten Abänderung des Wortlautes im Beschlusse; 91 enthielten sich. Im Ganzen waren noch 601 Bischöfe anwesend. Das Resultat gefiel den Unfehlbaren gar nicht; aber die Minderheit verzweifelte an einem Erfolg, und ihre Mitglieder reisten von Rom ab, nachdem sie umsonst den Papst zu bewegen versucht hatten, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Die Zurückgebliebenen aber erließen in der öffentlichen Sitzung vom 15. Juli das Dekret, das den Papst zum Gotte macht, und Mönche, Nonnen und Zuaven klatschten dazu. Wer von jetzt an sagt, der römische Papst, wenn er vom Lehrstuhl spreche, sei nicht unfehlbar und seine Aussprüche nicht von selbst, ohne Zustimmung der Kirche, unabänderlich, — **der ist verflucht!** Das Concil aber löste sich auf unter dem Lärm des eben beginnenden Krieges zwischen Deutschland und Frankreich! —

Es ist, gegenüber diesem gefährlichen, weil den Menschen ganz und gar der Kirche unterwerfenden und dadurch der Familie und dem Staate entfremdenden Treiben, welches mit der Zeit ebensosehr alle wahre Moral auflösen muß, wie es alle wahre Bildung thatsächlich untergräbt, auf die wohlthätigen Anstalten des Katholizismus, als auf einen mit demselben versöhnenden Umstand, hingewiesen worden. Allerdings ist es an sich höchst verdienstlich, Kranke und Arme zu verpflegen, Waisen und andere Kinder zu erziehen und zu bilden. Allein, was der Katholizismus in dieser Hinsicht thut, das thut er in erster Linie zur Vergrößerung und Stärkung seiner Kirche. Die sich so stark verbreitenden barmherzigen und Schulschwestern wirken manches Anerkennenswerthe; aber die Barmherzigkeit Jener wird zur Grausamkeit, wo sie, wie vorgekommen (z. B. in Mainz) den Kranken alle Hülfe verweigern, wenn Selbe nicht beichten, — und von den Schulschwestern, wie von den „unwissenden Brüdern" (Frères ignorantins) ist es bekannt, daß ihre Kenntnisse in der Regel, die im Glauben ausgenommen, äußerst gering sind. Alles zielt auf Abpferchung der christlichen Menschheit in einen katholischen Schaf- und einen ketzerischen Bocksstall, und dieser Tendenz entsprechen auch die katholischen Gesellenvereine, welche die Handwerker (neben allerdings viel anerkennenswerthem Wirken in Bezug auf Abschließung von schlechter Gesellschaft) systematisch zu ultramontanen Fanatikern heranziehen. Diese Trennungssucht ist auch die Ursache des Wütens der Ultramontanen gegen die gemischten Ehen und die konfessionslosen Schulen.

B. Protestantismus und Sektirerei.

Ruhiger und harmloser als der streitbare und herrschsüchtige Katholizismus lebt in unserer Periode der mit der Staatsgewalt und den Völkern in der Regel sich gut vertragende und im Frieden lebende Protestantismus dahin. Seine äußere Geschichte besteht lediglich in Verände-

rungen an seiner Verfassung und Organisation, welche für unsern Zweck ohne Interesse sind, seine innere, entschieden reichhaltigere, in theologischen Streitigkeiten. Hinsichtlich der letzteren herrschte seit Beginn unseres Jahrhunderts ein ganz anderer Geist, als im Zeitalter der Aufklärung. Der platte, leblose Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts war untergegangen in den Stürmen der Revolutionskriege, und an seiner Stelle gab nun, besonders seit der Restauration, eine sich so nennende Orthodoxie den Ton an, welche sich aber mit fremden Federn, mit der innerlichen Frömmigkeit des Pietismus, geschmückt hatte. Diese Richtung herrschte aber nicht nur in der protestantischen Kirche, sondern sie verfolgte auch die Andersdenkenden, und wenn ihr hiezu der starke Arm des Katholizismus fehlte, so ließ sie doch bezüglich des Willens, ungläubige Ansichten zu unterdrücken, nichts zu wünschen übrig. Allein ungeachtet des Fanatismus, den die Träger dieser Richtung, ein Hengstenberg in Preußen, ein Kliefoth in Mecklenburg, ein Vilmar in Kurhessen und andere Großinquisitoren zur Schau trugen, ist der starre Buchstabenglaube, dem alle Entwickelung und alles Leben mangelt, in solche Stagnation verfallen, daß er zu seiner Partei nur noch den ungebildetsten Theil des Volkes zählt und die Geschichte, wie die theologische und philosophische Wissenschaft über ihn zur Tagesordnung geschritten sind.

Mehr Lebensfähigkeit als die Orthodoxie hat der Pietismus, dessen Entstehung wir im vorigen Bande kennen lernten, und dem es an seiner Blüte keinen Schaden that, daß die Orthodoxie manche seiner Eigenthümlichkeiten entlehnte. Er ist nicht ohne wohlthätige Wirksamkeit und wetteifert mit dem Katholizismus in Errichtung von Armen-, Kranken- und Waisenhäusern, sowie von Schulen, an denen aber natürlich sein einseitiges Beten und Singen, keine Wissenschaft, das Scepter führt. Er steht auf sehr gespanntem Fuße mit der Orthodoxie und mit den offiziellen Kirchen überhaupt, und hält seine kleinen Gemeinden für die wahre sichtbare Kirche Christi, welche „allein nur aus Gläubigen und Bekennern Christi zusammengesetzt sei". Die katholische Kirche und „alle Theile des protestantischen herrschenden Welt-, National-, Staats- und Zwangskirchenthums" sind dem Pietismus die „falsche, namen- und scheinchristliche Kirche" oder die „babylonische H...," welche aus Bekennern und offenen Verläugnern Christi zusammengesetzt sei und die offenbar Ungläubigen und notorisch Lasterhaften unter sich dulde. Das Judenthum und der Islam endlich stellen ihm die „Kirche des Abfalls oder des persönlichen Antichrists" dar, welche allein nur aus offenen Verläugnern Christi bestehe*). Der geistliche Hochmut spielt also hier eine große Rolle, und er ist es auch, der

*) Bekenntnisse, Grundsätze und Regeln einer Gemeinde oder Kirche Christi. St. Gallen 1854.

die Pietisten antreibt, mit ihrem „reinen Glauben" die ganze Welt zu beglücken. Es geschieht dies durch die innere und die äußere Mission.

Die innere Mission wirkt in Europa selbst durch Verbreitung von Bibeln und Traktätlein, wohlthätige Anstalten der bereits bezeichneten Art, Gesellen- und Jünglingsvereine, Diakonissenanstalten, Brüderhäuser. Hauptsitze der Bibelverbreitung sind London, Berlin und Basel. Die großartigste pietistische Anstalt zu verschiedenen Zwecken der Wohlthätigkeit und Erziehung besitzt Kaiserswerth. Die thätigste und bestorganisirte, auch mit der kompakten Disciplin eines Ordens gegen alles freie Denken vorgehende Anstalt ist das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg, 1833 durch den Dr. Wichern auf einem von dem Senator Sieveking geschenkten Grundstücke gestiftet. Sie versorgt namentlich Preußen, wo in der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre Wichern als Regierungsrath großen Einfluß erlangte, mit Gefängnißdirektoren, Predigern, Lehrern, Krankenhausverwaltern u. s. w., und ihre Mitglieder sind zu strengstem Gehorsam und absoluter Verschwiegenheit verpflichtet.

Die äußere Mission besorgt bekanntlich die Predigt des Evangeliums bei den außereuropäischen Völkern, namentlich bei den Heiden. Die Missionäre gehen namentlich von Basel und der Anstalt im nahen badischen Beuggen aus, aber auch von Bremen, Elberfeld, Berlin, und außerhalb Deutschlands vorzüglich von England. Sie haben sich jedoch keiner großen Erfolge zu rühmen, weder in numerischer Beziehung, worin Ostindien am tiefsten steht, noch in moralischer, indem sie aus den Heiden nichts als lebensmüde Kopfhänger machen, die alle Poesie und Fröhlichkeit verloren haben. An Missionsfesten zu Hause wird dem Volke viel über die Bekehrung der Heiden vorgeschwindelt und die Menschenfresserei der Wilden, welche die Missionäre zu vertilgen vorgeben, drastisch geschildert. Es ist in diesem Gebiete guter Wille und Begeisterung mit viel Heuchelei und blindem Fanatismus verbunden. Es gibt auch eine Judenmission, — welche Söhne Israels um Gelt zur Taufe bewegt; die Juden bleiben aber Juden und lachen die Missionäre aus.

Wir gehen an die unerfreuliche Aufgabe, die Greuel und Verirrungen des Pietismus in unserer Periode zu erzählen.

Es war in jener, oben (S. 37 ff.) von uns geschilderten Zeit der Restauration, als die Welt von den Erschütterungen, die ihr der corsische Eroberer verursacht, ausruhte und während dieser Ruhe in solch lethargischen Schlaf versank, daß sie darin die wüstesten, unheimlichsten Träume träumte. Zu diesen häßlichen Gebilden des kranken Gehirns der damaligen Zustände gehörten nicht nur die widerlichen Verschwörungen und Intriguen der Diplomaten auf den Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona, nicht nur die Metternich'schen und Kamptzischen Aufstöberungen und Erfindungen von Demagogen und Königsmördern, nicht nur die politische Unzucht, die der verlüderlichte Gentz trieb, und der historisch-staats-

rechtliche Wahnsinn, den der tolle Haller lallte, sondern auch ein scheußlicher, vom wildesten Wahn erfüllter Taumeltanz religiöser Schwärmerei, der damals die Welt mit betäubendem Lärm und mit erstickenden Miasmen erfüllte. Dies Treiben war lediglich der Katzenjammer auf die wilden Orgien der Revolution und des Napoleonsreiches, und so war auch die hervorragendste Prophetin desselben eine durch diese Orgien übersättigte bekehrte Sünderin. Juliane von Vietinghoff, so hieß sie, war 1766 aus altem und reichem Hause zu Riga geboren und kam schon früh mit ihrem Vater nach Paris, dem Mekka des encyklopädistischen Esprit, in dessen seichter Philosophie sie so zu sagen erzogen wurde. Allzufrüh, schon mit vierzehn Jahren, an ihren 22 Jahre ältern Landsmann, den russischen Diplomaten Krüdener verheiratet, kam sie zu spät zur Erkenntniß ihrer Herzensbedürfnisse und mußte zu Venedig, wo sie sich denselben allzu frei hingab, ihren Gatten verlassen. Sie kehrte bald nach Paris zurück und warf sich dort in das sittenlose Leben der Cercles unter dem Direktorium und Konsulat mit der ganzen Energie ihrer Sinnenlust. Als sie derselben Genüge gethan, beschrieb sie das Erlebte mit naiver Offenheit in ihrem französischen Roman „Valérie". Ja derselbe war sogar prophetisch; denn er deutete bereits zum Voraus an, daß auf das Durchkosten der Liebe erst das der Kunst und endlich die Pflege der Religion folge. Sie begab sich wirklich seit 1806 auf Reisen, um in christlicher Schwärmerei zu debütiren. Ihre ersten Versuche machte sie zur Bekehrung der edeln Königin Luise von Preußen, aber ohne Erfolg, und suchte sich dann, unter dem Donner der Kanonen des Kaiserreichs, in der Kunst der Visionen und Extasen auszubilden, worin ihr Jung-Stilling (Bd. II. S. 163 ff.) hülfreiche Hand bot. Als der Schlachtenlärm nach und nach verstummte, versuchte sie aus den gesammelten Kenntnissen und Erfahrungen Kapital zu schlagen und machte sich zuerst an den damals populärsten Mann in Europa, den liebenswürdigsten unter den Besiegern des Usurpators, den Russenkaiser Alexander.

Als die Alliirten 1814 in Paris einzogen und damit die Restaurationsperiode eingeläutet wurde, warf Frau von Krüdener ihre Netze aus. „Sie ließ sich im Hintergrunde mehrerer dunkler Gemächer in priesterlichen Gewändern auf den Knieen liegend als Beterin und Hierophantin sehen*)," und so lange ihre Konventikel etwas Neues waren, wurden sie auch stark besucht. Auf diese Weise wurde in dem ergriffenen und gläubigen Czaren die Grille der „heiligen Allianz" geweckt, welche nur zu bald, vom kindischen Flitter befreit, trauriger Ernst werden sollte. Dem blasirten Abgotte des restaurirten Europa verleidete auch dieser Flitter recht bald, und Juliane mußte darauf verzichten, ihre Gemeinde unter den Besternten und Bekreuzten dieser Welt zu zählen.

*) Scherr, Joh.; die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. St. Gallen 1860. S. 29.

Da wandte sie sich an das Volk, und weil es ein solches Ding in den damaligen monarchischen Staaten nicht gab, so suchte sie es auf, wo es wenigstens dem Namen nach existirte, in der Schweiz. Schon im Jahre 1815 erschien sie zu Basel*) und durchzog von da aus einen großen Theil der deutschen Schweiz und des angrenzenden badischen Gebietes bis zum Jahre 1817. Sie predigte öffentlich und in Zirkeln, gab Zeitungen oder fliegende Blätter heraus, welche ihre frommen Ansichten verbreiten sollten, betete und sang mit den Leuten. Und sie fand Anhänger! Sogar Geistliche konnte sie sich rühmen, „bekehrt" zu haben; sie saßen zu ihren Füßen und suchten Licht in ihrer Rede. Sie rief Wehe und prophezeite Strafgerichte über die Schweiz, sie lehrte, daß man „Alles einzig und allein durch das Gebet vermöge," und rühmte sich in ihren Vorträgen solcher Wunder, wie sie von Jesus erzählt werden. Sie behauptete, in Basel Kranke gesund gemacht, in Luzern mehrere hundert Menschen mit achtzehn Broten und etwas Hafergrütze gesättigt zu haben. Bezüglich ihres frühern Lebens war sie nicht diskret; sie erzählte jungen Mädchen, wie sie ehemals gesündigt, jetzt aber die Gnade gefunden habe. Wohl trug sie sich nicht mehr decolletirt, wie früher, sondern züchtig verhüllt und mit einem Kreuze auf der Brust; aber sie konnte von ihren früheren Gewohnheiten nicht alle ablegen; sie aß gut und reichlich, bediente sich kostbaren Geschirres, das sie mitführte, und behielt auch in manchen Dingen ihre Launen, so daß sie oft nicht zum Predigen aufgelegt war und vom Wetter sprach, oder die Leute, die am Tage vorher bei ihr gewesen, nicht mehr kannte. Trotz alledem verehrte sie ein großer Theil des Volkes, nannte sie Wunderthäterin, heilige Frau, Prinzessin, Frau „Herrgöttin". Eingeweihte gaben ihr den Titel einer Hohenpriesterin oder des „Sonnenweibes" aus der Offenbarung des Johannes. Wenn man diese Fanatiker sie preisen, wenn man sie erzählen hörte, wie auf ihr Wort Lasterhafte jeder Art und beider Geschlechter sich gebessert und — Philosophen sich bekehrt hätten, so mußte man glauben, die Welt habe nur auf dieses Phänomen gewartet, um eine neue Phase ihrer Existenz zu beginnen. Unbefangene und Kundige entdeckten bald, daß ihre Lehre aus denjenigen Swedenborgs, der Quäker und der Pietisten zusammengesetzt sei. Es hieß damals, sie beabsichtige ihr System in einem neuen französischen Romane darzulegen. Mißtrauische aber schrieben ihr die geheime Absicht zu, Auswanderer nach Rußland anzuwerben, welche Vermutung sich aber als nichtig erwies. Andere sahen in ihr eine Abgesandte unbekannter Oberen und fanden die Bestätigung davon in dem Umstande, daß sie ihre Briefe nie durch die Post, sondern stets durch besondere Kouriere erhielt. Sie und ihr Jünger Kellner

*) Wer ist die Madam von Krüdener und was will dieselbe in der östlichen Schweiz? Nur für gemeine und Bauersleute. St. Gallen 1817. — Frau von Krüdener in der Schweiz. Helvetien 1817.

zeichneten in auffallender Weise die Juden aus, die sie zu bekehren suchten, indem sie ihnen eine bedeutende Rolle in dem zu gründenden tausendjährigen Reiche versprachen. Ihre hervorragenden Jünger waren: ihr Tochtermann von Berkheim, der Professor der Philosophie Lachenal in Basel, welcher sich nicht scheute, den Quartiermeister der reisenden Missionsgesellschaft zu machen, der Theolog Empeytaz aus Genf, der genannte Kellner, ein Abenteurer aus Westfalen, welcher bei den Krüdener'schen Gottesdiensten das Gebet verrichtete, und der Schneider Jakob Ganz aus Embrach im Kanton Zürich, der die Nadel mit der Bibel vertauscht, und in Basel sich durch Pietisteln die geistliche Würde verschafft hatte, und dem der Krüdener'sche Schwindel seine häßlichste Abzweigung zu verdanken hatte. Es war schon ohnehin weder sittliche Würde noch Reinheit mit der wandernden Frömmigkeit der Prophetin und ihres Gefolges verbunden; dasselbe bestand großentheils aus Gesindel, das oft zum Zuchthause reif war, und die Aufführung unter demselben war so ärgerlich, daß ein Zeitgenosse es, vielleicht etwas übertrieben, ein „wanderndes Bordell" nannte. Die Dienerschaft der Frau von Krüdener bestahl und betrog überdies die Letztere in jeder Weise. Aus dem Volke aber sammelten sich oft Tausende um sie, wenn sie oder ihre Jünger predigten, oft vor Wirthshäusern oder auf freiem Felde. Viele folgten ihr von Ort zu Ort und brachten ihr sogar reiche Geltspenden. Namentlich aber zogen ihr die Landstreicher, Bettler, Kranken, Lahmen, Blinden u. s. w. nach, weil sie auf ihre Kosten gespeist und getränkt wurden.

Aber die Welt war undankbar gegen die Wohlthaten der neuen Prophetin. Die ungläubige, nüchterne Polizei mischte sich in ihr Apostelamt, sowol die badische, als diejenige der Schweizerkantone, in welchen sie ihr Licht leuchten ließ. Das rücksichtloseste Verhalten aber bewies die Hüterin der Ordnung in dem katholischen Luzern, wo die gewesene Freundin Alexanders ihr Glück versuchte, nachdem sich die protestantischen Kantone unfähig gezeigt hatten, das ihnen widerfahrene Heil zu würdigen. Als sich auch dort, in einer abgelegenen Gegend in der Nähe der Stadt, Gesindel um die Predigerin sammelte, untersagte man ihr den öffentlichen Gottesdienst und forderte ihr die Pässe ab. Die Gotterleuchtete glaubte den Menschen nicht gehorchen zu müssen und fuhr fort zu thun was vorher. Da überfiel die Polizei das Landhaus, in welchem Frau von Krüdener wohnte, um Mitternacht, fand in Scheunen und Speichern vierhundert Landstreicher, — Männer, Weiber und Kinder, — welche sofort über die Grenze getrieben wurden, klopfte dann an die Thüre der gnädigen Frau, zwang sie aufzustehen, einzupacken und in Begleit eines Polizeikommissärs die Straße hinzufahren, welche sie vorzog, — nach Zürich, wo sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde, aber öffentliche Reden hielt, in denen sie Wehe über Zürich rief, „in den Kindern schon" Holofernes-Gesichter erblickte und gräßliche Zeichen an Himmel und Meer verkündete, wenn die

Menschen sich nicht bessern, — bis die Regierung sie ebenfalls über die Grenze begleiten ließ. Von da an wirkte sie in dem nahen badischen Dorfe Lotstetten und sammelte ihre zerstreuten Jünger wieder um sich. Wir erwähnen dieses kurzen Aufenthaltes nur, weil sich an denselben die nachfolgende tragische Geschichte knüpft. Nachher kehrte Frau von Krüdener noch einmal auf den undankbaren Schweizerboden zurück, wurde aber durch die Polizei von Kanton zu Kanton gehetzt, bis sie endlich über Deutschland nach Rußland zurückkehrte, ohne daß man ihr mehr das Predigen gestattete, und 1824 auf der fernen Krim bei den Tataren ihr Haupt zur Ruhe niederlegte. —

In Lotstetten also, greifen wir zurück, erhielt Frau von Krüdener zahlreiche Besuche von Frommen aus den Kantonen Schaffhausen und Zürich. Von denselben erfuhr sie, daß zu Wildisbuch im letztern Kanton eine Familie von „Heiligen" lebe, welche durch den Schuster Johannes Moser, wahrscheinlich einen Schüler des erwähnten Schneiders Jakob Ganz, in die Irrnisse des Pietismus hineingerathen war. Die Familie Peter bestand aus einem Vater, seinem Sohne und seinen fünf Töchtern, von denen die vierte die Gattin jenes Moser war, die fünfte aber, Margaretha, in ganz besonderm Rufe der Heiligkeit stand und in der Familie eigentlich den Ton angab, in welchem sie durch schaffhausersche Pietisten, mit denen sie zusammengekommen, bestärkt wurde. Frau von Krüdener ließ das Mädchen zu sich kommen und unterredete sich lange mit ihr, doch ohne ihr zu imponiren; denn das Ende davon war, daß Margaretha bei Hause erzählte: die Frau von Krüdener führe keine andere Lehre als Jesus der Gekreuzigte. — Seitdem fühlte sich das Bauermädchen noch mehr, hörte auf zu arbeiten, schwärmte nur noch für des „Lammes Blut" und leitete die geheimen schwärmerischen Gottesdienste der „Heiligen", wie sie auch selbst von ihren Bewunderern nie anders als die „Heilige" genannt wurde; denn sie heilte, wie man glaubte, durch ihr Gebet Menschen- und Viehkrankheiten und hatte die ausschweifendsten Visionen. Während außer ihrem Hause der Ort Wildisbuch gegen das neue Heil unempfindlich blieb, staunte man es in den frommen Kreisen von Zürich, Basel und Schaffhausen bewundernd an und beehrte die Heilige mit ehrfurchtvollen Briefen, bis sie, vom Hochmut wahnsinnig gemacht, sich für den neuerdings fleischgewordenen Christus hielt. In diesem Wahne des bisherigen Stilllebens überdrüssig, begann sie seit 1820 in Begleitung ihrer Magd Ursula Kündig umherzuwandern und in den Kreisen der Auserwählten des Kantons Zürich ihre Lehre zu verkündigen und mit dem Propheten Ganz in Korrespondenz zu treten. Ihre Reise führte sie bis nach Basel. Bei dieser Gelegenheit lernte sie einen von jenem Apostel mit Nebeldunstfantasien verrückter Frömmelei angefüllten Schuster Jakob Morf von Illnau kennen, mit welchem sie öftere Besuche wechselte, in dessen Hause sie dann nicht weniger als anderthalb Jahre wohnte, um „in der Verborgenheit zu

leben", mit dem sie behauptete gen Himmel fahren zu wollen, mit dem sie aber indessen einen so innigen Seelenbund schloß, daß sie, die Heilige — Anfangs 1823 — eines Kindes genas, welches die bethörte Frau des Schusters in seltener Selbstverläugnung für das ihrige ausgab. —

Während all' dieser Zeit aber hatten sich unsere Heiligen immer tiefer in den blutigen Wahn einer Aufopferung des Menschen für Gott hineingerannt, und die sogenannte Bluttheologie, dieser wahnwitzige Überrest des altsemitischen Molochdienstes, sollte unter ihnen eine gräßliche, unser Jahrhundert beschämende Orgie feiern. Namentlich Margaretha glaubte durch ihre Aufopferung und „Kreuzigung" ihre Schande sühnen zu müssen. Die „Heilige" verkündete daher auf das bevorstehende Osterfest durch mystische Reden etwas Außerordentliches, und die gesammte Familie, in der schwülen, verpesteten Luft des stets verschlossenen und nur vertrauten „Heiligen" sich öffnenden Hauses zusammengepfercht, sah „das Heer des Teufels gegen sich heranziehen." Die bethörten Menschen hatten Visionen, welche durch die epileptischen Anfälle einer der beiden Mägde noch gesteigert wurden. Jakob Morf, der Geliebte Margaretha's, wurde zur „Schlacht gegen den Satan" herbeschieden und die bäuerische Prophetin bereitete ihre kleine Gemeinde stufenweise auf große Ereignisse vor und hatte Offenbarungen, in welchen sie verkündete, der Sohn Napoleons werde in der Gestalt des Sohnes Gottes auftreten und die Welt zu erobern suchen; er sei aber nur der Antichrist. Es war am 13. März, als die Verrücktheit auf die Spitze stieg. Margaretha ergriff in ihrem Schlafzimmer einen Hammer, schlug damit gegen den Satan und den Napoleon-Antichrist um sich, und forderte die um sie versammelten Verwandten (von denen ihre zwei verheirateten Schwestern abwesend, der Schwager Moser aber gegenwärtig war) auf, sich mit Waffen, d. h. Hacken, Beilen und dergleichen zu versehen, mit welchen nun die Wahnsinnigen auf Befehl der Prophetin auf den Boden, die Wände, und überallhin hieben, bis der Stubenboden zerschlagen war, die heiligen Kämpfer sich nur noch auf den Querbalken hielten, auch ein Theil der Wand einstürzte und die ganze Nachbarschaft allarmirt wurde und neugierig herbeiströmte. Die Wahnsinnigen begaben sich nun in das dichtverhängte Wohnzimmer, wo sie sich auf Margaretha's Befehl an den Boden legten und Kopf und Brust mit den Fäusten bearbeiteten, und wenn es der Heiligen nicht genug schien, so half sie selbst mit. Als der Lärm stark genug wurde, schritt die Polizei ein und bewachte die Verrückten einige Zeit, fand dann aber leider „keinen Grund zu weiteren Verfügungen" als zur Wegweisung Moser's und Morf's, und zog gedankenlos wieder ab. Diese unbegreifliche Nachlässigkeit hatte entsetzliche Folgen. Schon am nächsten Morgen, den 15. März, erklärte Margaretha, nachdem sie Moser'n wieder hatte rufen lassen, jetzt müsse Blut fließen! Mit Moser kamen auch dessen Frau und Bruder, und es waren diesmal sämmtliche Kinder des alten Peter anwesend. In der nothdürftig wiederhergestellten Schlafkammer

ging die Selbstprügelung neuerdings los. Das erste Blut floß, indem die Heilige ihren Bruder Kaspar mit einem eisernen Instrumente auf Kopf und Brust schlug. Als er hinausgebracht war, warf sie sich in Folge einer „Offenbarung" mit dem Hammer auf ihre Schwester Elisabeth und befahl Allen, ihr zu helfen, bis das arme Opfer unter den vereinigten Streichen fiel. Dann schlug sich die Heilige selbst mit dem Hammer auf die Schläfe, befahl dem Moser und der Ursula, damit fortzufahren und dann, ihr mit einem Scheermesser um den Hals und auf die Stirne zu schneiden und ließ sich endlich auf Holzpflöcke vom zerstörten Boden, die ein Kreuz vorstellen sollten und auf die sie sich im Bette legte, durch die Ursula Hände und Füße mit Nägeln befestigen; ja sogar die Ellbogen und Brüste ließ sich die Wahnsinnige mit Nägeln durchbohren, was sie Alles mit unbegreiflicher lächelnder Gelassenheit ertrug; zuletzt befahl sie noch, ihr mit Hammer und Stemmeisen den Schädel einzuschlagen und verschied dann. Die „Kreuzigung" war fertig, und die „Bluttheologie" hatte einen seltenen Triumf erlebt! — Die übrigen Familienglieder aber, welche Alles als eine von Gott gebotene Nothwendigkeit betrachteten, — aßen nach der Blutthat ruhig mit einander zu Mittag. Der „geliebte Jakob" wurde herbeschieden; aber der Anblick der Leiche machte ihn ohnmächtig und er eilte wieder nach Hause. Außer ihm erfuhr drei Tage lang Niemand etwas von den geschehenen Greueln, und die Hausgenossen entnagelten die Gekreuzigte ruhig, damit sie, was sie vorherverkündigt hatte, „besser auferstehen könne". — Erst als der alte Peter selbst den Tod seiner beiden Töchter dem Pfarrer anzeigte, wurden die Betheiligten verhaftet und leugneten nichts; denn es war ja Alles Gottes Wille! Verrückte Schwärmer aber wallfahrteten nach der Blutstätte und nahmen Reliquien davon mit. Das Kriminalgericht von Zürich verurtheilte die Familienglieder, Dienstboten und den Jakob Morf zu verschiedenen Perioden Zuchthaus (von sechs Monaten bis zu sechszehn Jahren) und das Peter'sche Haus zum Niederreißen. — — —

Ein ähnlicher blutiger Triumf des Pietismus war einige Jahre vorher in Österreich gefeiert worden. Zwei katholische Priester, Thomas Pöschl und Johannes Goßner hatten zu Ampfelwang im Innviertel, wo Ersterer Pfarrer war, aber sich ganz dem Pietismus zugewendet und mit Basel in Verbindung gesetzt hatte, eine Sekte von „Erweckten" gebildet, welche nach Pöschl's Lehre lebte; die letztere war in seinem Büchlein „Christus in uns" enthalten und fantasirte von einer Judenbekehrung und einem Ende der Welt. Nachdem Pöschl von seiner Pfarre entfernt war, trat der Bauer Josef Haas an die Spitze der Erweckten, welche die ganze Gemeinde mit Ausnahme eines alten Paares zu sich zählte. Die wahnsinnige Rotte war überzeugt, daß in diesen Widerspenstigen nicht Christus, sondern der Teufel sei, zog wütend vor ihr Haus (1817), und Haas befahl seinem Knechte, die Antichristen niederzuschlagen. Als Dieser sich dazu nicht verstehen konnte, riß ihm die Tochter des Haas den Prügel

aus den Händen und schlug die Alte todt, den Alten und ein von ihnen angenommenes Mädchen aber bewußtlos nieder. Dann warfen die Rasenden in ihrer Versammlung zur Osterzeit das Loos, welcher von ihnen für die Anderen sterben sollte. Dasselbe traf zuerst den Haas selbst; man wollte aber den Führer nicht lassen, und nun traf es ein 17 bis 18 Jahre altes Mädchen, das über dieses Glück jubelte. Haas und ein junger Bursche schlugen das Opfer wirklich todt, und schnitten ihm das Herz auf! Die Verbrecher zeigten so gar kein Bewußtsein ihrer Thaten und waren so sehr von deren Gottseligkeit überzeugt, daß man sie nicht strafte, sondern blos unter Aufsicht stellte*).

Nicht so blutig, wie die Entsetzensthaten zu Wildisbuch und Ampfelwang, aber auch nicht weniger verrückt, fielen die Unfugen aus, welche in der pietistischen Erziehungsanstalt zu Beuggen bei Basel (auf badischem Gebiete) getrieben wurden. Man spiegelte dort den Kindern den greuelhaftesten Unsinn über den Satan, Geistererscheinungen, die Wiederkunft Christi u. s. w. vor. Eine eigene Kammer war, außer dem Betsaale, zu besonderen geistlichen Kraftübungen, Zerknirschungen und Verzückungen bestimmt. Gaukelspiel, verborgene Stimmen, schwarze Gestalten und magische Beleuchtungen mußten das Ihrige thun. Fünfzehn Kinder wurden in Folge dieser Aufregungen krank, eines starb an Hirnentzündung, und die Anstalt hatte die Frechheit, öffentlich bekannt zu machen, dasselbe habe den „Herrn“ an die Thüre klopfen gehört.

Auch in anderen Gegenden der Schweiz wurde der pietistische Schwindel in's Große getrieben. Neben Basel war namentlich das schöne Waatland ein Herd desselben. Es bildeten sich Vereine, welche Bibeln und hirnverwirrte Traktätchen austheilten, auf Schiffen, in Häusern, auf der Straße und wo es möglich war. Schwärmerische Zusammenkünfte häuften sich; das Volk nannte ihre Theilnehmer spottend: Momiers. Die Regierung aber verbot das Conventikelwesen streng und erlangte die Bestätigung dieser Verfügung von Seite des Großen Rathes. In Genf war die fragliche Richtung schon früher durch englische Methodisten, durch den Fanatiker Empeytas, einen Trabanten der Krüdener, und den frommgewordenen Revolutionär Grenus (s. Gesch. d. Schweizervolkes III. S. 16) verbreitet und that sich durch gehässige Angriffe gegen die Geistlichen der Landeskirche hervor. Die Gerichte bestraften Grenus mit Gefängniß. Das Unwesen aber dauerte fort, es fielen skandalöse Scenen zwischen den Frommen und dem sie verhöhnenden Volke vor, und nachdem endlich die Regierung alle Zusammenkünfte der Schwärmer in der Stadt verboten, diese sich aber in eine Kirche vor dem Thore zurückgezogen, wurde der Wahnsinn so arg, daß sich sechs Frauen selbst entleibten. Der

*) Meyer, J. L.; Schwärmerische Gräuelscenen oder Kreuzigungsgeschichte einer religiösen Schwärmerin in Wildensbuch. Zürich 1824.

Mangel an weiterer Verfolgung nahm indessen den Pietisten viel von ihrer Macht und Bedeutung, wie dies gewöhnlich geschieht.

Dauerhafter war der Sektenwahn in **England** und **Nordamerika**. Im erstern Lande starb 1814 zu London die Schwärmerin Jane **Southcote**, welche behauptet hatte, sie sei bestimmt, den Messias zu gebären und — welchem Unsinn glückte das nicht? — mehrere Anhänger gewonnen hatte. Die wichtigste neuere Schöpfung des englischen Sektengeistes ist aber die Kirche der **Irvingianer**, benannt nach dem presbyterianischen Prediger Eduard Irving aus Schottland (geb. 1792, gest. 1834), welcher 1832 in London wegen Prophezeiung eines neuen Pfingstwunders und des Weltendes abgesetzt wurde. Die erwähnte Sekte bildete sich seit 1827 aus englischen und schottischen Gebetvereinen und hatte außer Irving noch andere Stifter und Führer. Im Jahre 1835 hielt sie ihr erstes Concil zu London und sandte Apostel aus. Ihre Tendenz besteht in der Herstellung der Kirche zur Apostelzeit und damit in der Überzeugung, daß Offenbarung, Wunder und das „in Zungen reden", welches Irving in seiner Gemeinde besonders kultivirte, immer noch fortdauern, und daß die Herrschaft des Antichrists, die Wiederkunft Christi und das Ende der Welt bevorstehen. Während der Herrschaft des Antichrists, glauben die guten Leute, werde die wahre Kirche Christi, womit natürlich sie selbst gemeint sind, in die Luft (!) entrückt werden, die übrigen Menschen, mit Ausnahme der Juden, von Gott abfallen, Christus aber mit den Luftbewohnern zurückkehren und das tausendjährige Reich gründen, nach dessen Ablauf das letzte Gericht kommen werde. Die Irvingianer haben als Kirchenämter: zwölf Apostel, nach ihnen Propheten, Evangelisten und Hirten, als Gemeindeämter: Engel oder Bischöfe, Älteste, Priester und Diakone. Der Kultus ist dem katholischen nachgeahmt und pomphaft wie dieser.

Seit 1848 wurde die irvingianische Lehre auch in Deutschland verbreitet, wo sie namentlich unter der Aristokratie Eingang fand. Der Justizrath Wagener in Berlin wurde Engel, der Professor Thiersch in Marburg ein literarischer Apostel. In Königsberg gesellten sich die Altlutheraner mit Ebel und Diestel zu der neuen Kirche, und so entstanden Gemeinden an mehreren Orten, in der Schweiz zu Basel. Die erwähnten **Königsberger** hatten 1835, als Häupter einer **Muckersekte** und Schüler des Theosophen Schönherr, zu skandalösen Anklagen wegen Unsittlichkeit in ihren gemischten geheimen Versammlungen Anlaß geboten; der mit vieler Willkür geführte Proceß ergab aber keine sicheren Resultate, doch wurden Beide ihrer geistlichen Stellen entsetzt.

Einer der neuesten Skandale des Pietismus fand zu **Elberfeld** im frommen Wupperthale statt, wo vom 6. bis 13. Januar 1861 von England aus angeordnete Gebetsversammlungen im Waisenhause abgehalten wurden. In Folge dessen wurden zunächst einzelne, dann sechszig bis

siebenzig unmündige Kinder von Krämpfen und Konvulsionen befallen; sie schrieen; tobten, konnten selbst bei Nacht nicht zur Ruhe kommen, hielten sich in den Gängen und Kellern auf, um durch Singen und Beten „den Satan sich fern zu halten". Oft traten Erschlaffungen ein, so daß manche eine Zeit lang der Sprache völlig beraubt waren. Zehnjährige Knaben standen in den Versammlungen auf und beteten „so inbrünstig und schriftgemäß, daß es Allen durch die Seele fuhr." All dies billigten und bewunderten der Direktor Grafe und der Vorsteher Klug, welche darauf der Stadtrath entließ. Die pietistische Kreissynode protestirte gegen diese vernünftige Maßregel, weil der Stadtrath solche Zustände „nicht beurtheilen könne"; die gerichtliche Untersuchung ergab aber, daß fast Alles ein abgekartetes Spiel der Heuchelei und die Nachahmung von in Traktaten geschilderten irischen und amerikanischen „Erweckungen" war *).

Wer hätte es aber erwarten sollen, daß nach dem Gewitter, welches 1830 der schwülen Restaurationszeit ein abkühlendes Ende machte, die religiöse Schwärmerei und Thorheit nicht nur nicht aufhören, sondern sogar neue, ja mächtigere und zahlreichere Blüten treiben würde, und zwar die mächtigsten und zahlreichsten gerade in einem Lande, welches man als ein solches der Freiheit und Aufklärung zu betrachten gewohnt ist! Der Segen, dessen die Vereinigten Staaten Amerika's durch ihre Gründer theilhaftig geworden, — wir meinen den Mangel an aller Staatskirche und die gleiche Behandlung der Kirchen und Sekten mit gewöhnlichen Gesellschaften, — hat natürlicher Weise den Nachtheil, — wenn man dies so nennen darf, — im Gefolge, daß jede religiöse Narrheit und Eselei auf dem freien Boden Amerika's unbeschränkten Spielraum hat **). — Freilich, so lange noch der Staat selbst an der Thorheit und Inkonsequenz festhält, eine unnatürlich strenge Sonntagsfeier zu befehlen, wie wäre da vom Volke mehr Vernunft und Zurückhaltung gegenüber frommem Humbug zu erwarten? Überdies liegt es im Charakter des Yankee, sich nicht mit Philosophie, nicht mit Gründen zur Annahme oder Verwerfung dieses oder jenes Glaubens abzugeben. Er nimmt vielmehr entweder denjenigen an, welcher ihm zu imponiren versteht, oder denjenigen, durch welchen er irgend eine Spekulation gut durchführen zu können voraussieht.

*) Artikel „religiöse und kirchl. Bewegungen der Gegenwart", von Hönig in Rotteck und Welcker's Staatslexikon, Bd. XII. S. 454.

**) Die Kirchensteuer, welche früher in den nordamerikanischen Kolonien (Rhode-Island ausgenommen) noch bestand, wurde theils schon vor, theils seit der Revolution abgeschafft, zuletzt (erst 1833) in Massachusetts, wo sie zuerst eingeführt worden war. —

Im Jahre 1854 zählte die Stadt Newyork allein vierzig Sekten und zweihundertfünfzig Kirchen. — Dr. N. H. Julius, Nordamerikas sittliche Zustände. 2 Bde. Leipzig 1839. — Franz Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. 2. Ausg. Göttingen 1855.

Die mächtigste in Amerika bestehende protestantische Sekte ist die der Methodisten, deren Entstehung wir im vorigen Bande (S. 182) kennen gelernt haben. Es ist dies der Fall, weil der Methodismus den amerikanischen Grundsatz völliger Trennung von Staat und Kirche in hohem Maße begünstigt; denn er beruht auf individueller Thätigkeit, auf Versenkung des Menschen in sich selbst, und anerkennt keine äußere Autorität. Die Methodisten lärmen und schreien in ihren Versammlungen, um die schlummernde Gnade zu erwecken, und thun dies nicht nur in ihren gewöhnlichen Betsälen und Kirchen, sondern auch in Versammlungen besonderer Art. Dazu gehören die Revivals oder Erweckungen, die verlängerten Gottesdienste und die Camp-meetings. Die Revivals wurden schon 1734 zu Northampton durch Jonathan Edwards eingeführt, verbreiteten sich rasch und finden immer noch zahlreich statt. Ihr Zweck ist Wiedererweckung der Gläubigen aus einem Zustande der Erschlaffung. Mitglieder, welche eine solche nach Ansicht des Predigers nöthig zu haben scheinen, werden von demselben aufgefordert, sich auf den „Angststuhl" zu setzen, wo sie angeschrieen und angebrüllt werden, bis sie ihre Sünden bekennen und Besserung versprechen. Ein Mädchen zu Newyork konnte einst in dieser Situation auf die geistreiche Frage des Predigers: ob sie auf der Seite Gottes oder des Teufels sei? vor Angst nicht sogleich antworten, worauf der elende Pfaffe seinem Schreiber befahl, sie in das Buch des Teufels einzutragen; — das Mädchen wurde wahnsinnig. Die „verlängerten Gottesdienste" dauern oft gegen vierzig Tage unter beständigem Singen, Beten und Predigen und mögen ebenfalls nicht wenig dazu beitragen, die Irrenhäuser zu bevölkern. Das Originellste aber sind die Feldgottesdienste, für welche im Walde oder sonst im Freien, weit von allen Wohnungen, Gerüste aufgeschlagen werden, die Leute von weit und breit herbeiströmen, in Zelten, Baracken und Wägen wohnen, und bei Tag und Nacht aufregende, durch Hörnerstöße eröffnete Übungen abhalten, bei denen nicht nur gebetet, sondern gejauchzt, gestöhnt, gehüpft und gesprungen wird, was einen magischen, dämonischen Eindruck hervorrufen muß, namentlich da sich die Neger stark dabei betheiligen. All dies aber gefällt dem ächten Yankee über die Maßen.

Die Methodisten haben sich mit der Zeit in sechs Abarten getheilt. Eine derselben sind die deutschen bischöflichen Methodisten, gestiftet durch den auf deutschen Universitäten verbummelten Wilhelm Nast, welcher auf amerikanischen Revivals bekehrt und nach Cincinnati gesandt wurde, und sich durch den Hohn, den man seinen ersten öffentlichen Predigten entgegensetzte, nicht abschrecken ließ, Jünger zu sammeln, die nach und nach, namentlich im Westen, in die Tausende stiegen. Noch andere Deutsche gründeten methodistische Sekten, so der Müllerknecht Albrecht, welcher als Apostel mit Stab und langem Bart herumzog, die Jumpers, deren Bischof er 1803 wurde, welche zwar nicht mehr so stark springen, wie

früher, aber doch noch tüchtig die Augen verdrehen und fromme Lieder nach der Melodie deutscher Studentenlieder und Gassenhauer singen, was übrigens auch andere Sekten von ihnen angenommen haben. Sie zählten 1855 an fünfzehntausend Glieder und dreihündert Reiseprediger, und gaben ein Blatt „der christliche Botschafter" heraus, welches — dreitausend Abonnenten zählte. Eine Vereinigung der Methodisten und der Täufer beabsichtigte 1820 der Prediger Weinbrenner zu Harrisburg in Pennsilvanien mit Stiftung der „Gotteskirche", welche sich, doch blos in obigem Staate und Ohio, zehntausend Gläubiger rühmte.

Auch die wirkliche bischöfliche oder anglikanische Kirche hat ihre Anhänger in Amerika, natürlich unabhängig vom englischen Staate, mit selbstgewählten Bischöfen, deren es siebenzehn gibt. Sie ist jedoch nur im Osten verbreitet und nimmt auch dort an Stärke ab.

Ihre früheren Antipoden, die Presbyterianer, anerkennen als oberstes Organ in den Vereinigten Staaten die General Assembly, unter welcher Synoden stehen, die wieder Presbyterien, wie diese die mehreren tausend Gemeinden, regieren. Aus ihnen gingen, wie zur Zeit der englischen Revolution, die Independenten hervor, die man aber in Amerika meist Kongregationalisten nennt, da jede ihrer Gemeinden (congregations) für sich allein schon als „Kirche" anerkannt wird. Ihr Hauptsitz ist Boston. Durch eine seit 1803 vorbereitete, 1815 aber ausgeführte Trennung von ihnen bildete sich die Gemeinschaft der Unitarier, welche, gleich ihren Namensverwandten des sechszehnten Jahrhunderts, die Dreieinigkeit verwerfen und blos einen einzigen Gott anerkennen. In Boston haben sie die Kongregationalisten überflügelt und besitzen die Universität Cambridge; außerhalb Massachusetts zählen sie zwar nur wenig Anhänger, haben sich aber in neuester Zeit auch nach England verbreitet. Eine Zierde dieser religiösen Gesellschaft war der berühmte freisinnige, um seiner Ansichten willen verfolgte Theolog Theodor Parker, geboren 1810 zu Lexington in Massachusetts, gestorben 1860 zu Florenz. Er war mit der deutschen Sprache und Wissenschaft in seltenem Grade vertraut und ein offener Feind der Sklaverei.

Wie die Unitarier die Dreieinigkeit, so leugnen die Universalisten eine Belohnung und Bestrafung im jenseitigen Leben.

Aus dem alten Continent herüber sind die Lutheraner und Reformirten (Calvinisten) verschiedener Nationalitäten eingewandert, ebenso die Anhänger des Geistersehers Swedenborg oder die Kirche des neuen Jerusalem. Eine alte europäische Gesellschaft sind auch, als Enkel der Wiedertäufer, die Baptisten, welche wieder in mehrere Abtheilungen zerfallen und, als wichtigsten Bestandtheil ihres Glaubens, das Gemeinsame haben, daß sie nicht durch Besprengen oder Begießen, sondern durch Untertauchen taufen, was von ungeheurer Wichtigkeit sein soll, d. h. für Leute, die daran Interesse finden. In ihren Versammlungen spielt

daher das Wasser die größte Rolle. Im Freien dient dazu ein Fluß, See oder Teich; im Zimmer bedienen sie sich eines Troges. Auch legen sie großes Gewicht auf die Sitte, vor der Kommunion die „Hände aufzulegen“. Abarten von ihnen sind die den Sonnabend feiernden Sabbatarier, die Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts aus Deutschland gekommenen friedliebenden Tunker, die fleißigen und wohlhabenden Mennoniten, die Campbelliten, die schlechtweg sogenannten Christen von angeblich arianischen Grundsätzen u. s. w.

Auch die Quäker sind in Amerika stark vertreten, weniger die Herrnhuter, die sich aber durch Bildung und Wohlstand auszeichnen und sehr geachtet sind. Den Ersteren verwandt sind die Shakers. Sie wurden gestiftet durch Anna Lee, die Frau eines Schmieds zu Manchester in England, welche sich für die „Wiederkunft Christi in leiblicher Gestalt“ hielt, nach Amerika auswanderte und dort nach mancherlei Verfolgungen 1782 starb. Diese sonderbaren Gesellen feiern ihren Gottesdienst durch Tanzen, kleiden sich fast wie die Quäker, leben in kommunistischen Vereinen und enthalten sich der Ehe, daher auch ihre der natürlichen Bestimmung entrückten Weiber ganz verkommen und das thierische Aussehen von Sklaven annehmen.

In die nämliche traurige Verirrung aus religiösem Blödsinn verfielen die Harmoniten. Sie verdanken ihren Ursprung dem Würtemberger Georg Rapp (geboren 1770), welcher, da man seine tiefsinnigen Faseleien bei Hause nicht zu würdigen wußte, 1803 nach Amerika auswanderte und bei Pittsburg die Kolonie Harmony gründete, welche er aber 1815 zu Gunsten von New-Harmony im Staate Indiana verließ. Nachdem er letztere wieder (s. oben S. 130) an den Socialisten Owen verkauft, verlegte er 1824 den Sitz seiner Grillen nach dem benachbarten, ebenfalls von ihm gegründeten Economy in Pennsilvanien, wo er 1847 starb. Vorher hatte er noch das Unglück, von dem schwindelhaften Sektirer Bernhard Müller, der sich Graf Proli und Stifter einer Weltmonarchie nannte und sich ihm (1831) anschloß, geprellt zu werden. Müller verschwendete, was er Rapp entzogen, bei Gründung eines „Neuen Jerusalem“ und lüderlichem Leben und ertrank später im Missouri. Rapp war zugleich Priester und Tyrann seiner Gemeinde, in welcher volle Gütergemeinschaft herrschte, und erlaubte nur selten die Ehe, bis selbe ganz aus der Mode kam, so daß die Kolonie im Aussterben begriffen ist. Die eigentlichen Zwecke der Sekte, welche bei den Aufnahmen allerlei Proben und Ceremonien beobachtete, blieben geheim.

Das Extrem von der unnatürlichen Enthaltsamkeit, welcher wir bei den Shakers und Harmoniten begegneten, treffen wir in der Sekte der freien Liebe (free love), welche namentlich im Staate New-York vertreten ist. Ihre Mitglieder, Männer und Frauen, leben zusammen in weitläufigen, mit allem Comfort der neuesten Genußsucht, z. B. auch mit

einem Theater, ausgestatteten Gebäuden und dazu gehörigen Ländereien, in Gütergemeinschaft, und begeben sich aller Eifersucht, indem nicht nur Einzelne Einzelnen, sondern Alle Allen gehören. Die nähere Organisation dieses Venuskultus, der natürlich, wie das im frommen Amerika nicht anders sein kann, aus der Bibel begründet wird, ist nicht bekannt. Es bleibt nur noch zu erwähnen, daß die der „freien Liebe“ huldigenden Damen sämmtlich das sogenannte Bloomer-Costüm, d. h. kurze Röcke und lange, weite Beinkleider tragen.

Der Ruhm aller Sekten der Christenheit ist jedoch in neuester Zeit von einer derselben überstrahlt worden, mit welcher sich an Tollheit, wie an Buntheit der Schicksale keine einzige messen kann. Es sind dies die Mormonen, eine Erfindung des ächtesten Yankeethums. In der Umgegend des Städtchens Palmyra im Staate New-York lebte, so erzählt nach den besten Quellen, Moritz Busch (Geschichte der Mormonen, Leipzig 1869), in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts eine Familie mit dem nicht ungewöhnlichen Namen Smith, „deren Glieder sämmtlich mehr oder minder im Rufe von leichtsinnigen Tagedieben und lügenhaften Taugenichtsen standen.“ Der schlimmste unter ihnen, ein rechtes Gaunergenie, Josef genannt, befaßte sich schon in seiner Jugend, statt zu arbeiten, mit Suchen nach Schätzen, womit er abergläubischen Leuten ihre Schafe an Zahlungsstatt ablockte, die er dann unter Beschwörungsformeln „opferte“. Er entführte ein Mädchen, heiratete es und richtete sich mit Geld ein, das er thörichten Leuten gegen leere Versprechungen abschwindelte. Später gerieth ein Roman in seine Hände, welchen am Anfange des Jahrhunderts ein bankerotter Eisenwerkbesitzer Salomon Spaulding in seinen zahlreichen Mußestunden unter dem Titel „das gefundene Manuscript“ in biblischem Tone geschrieben hatte. Diesen Roman bearbeitete ein Spießgeselle Josef Smith's, der Baptistenapostel Sidney Rigdon zu einem bibelähnlichen Werke, welches im Jahre 1830 unter dem Titel „die goldene Bibel“ zu New-York gedruckt wurde. In diesem Buche ist der Gedanke durchgeführt, daß Amerika zu verschiedenen Zeiten aus Palästina und anderen Ländern der Bibel her bevölkert wurde, daß Jesus nach seiner Himmelfahrt sich noch einmal auf die Erde, und zwar nach Amerika niedergelassen und dort noch einmal gen Himmel gefahren, nachdem er sich dort Propheten ausgewählt, unter deren Nachkommen einer Mormon hieß, der diese Geschichten auf goldenen Platten niedergeschrieben. Diese Platten nun behauptete Smith, im Einverständniß mit Rigdon, unter Engels- und Teufelserscheinungen in einem Hügel aufgefunden und aus dem „Ägyptischen“, worin sie geschrieben, in's Englische übersetzt zu haben. Sobald Smith, der es zuerst damit auf eine bloße Geltspekulation abgesehen, merkte, daß es genug Leute gab, die so dumm waren, seine Geschichten zu glauben, entschloß er sich, eine religiöse Rolle zu spielen. Er umgab sein bisheriges Leben mit dem Schimmer wunderbarer Bekehrung von seinen

Sünden, erzählte, daß Johannes der Täufer ihm erschienen sei und ihn getauft habe, stiftete zu Manchester bei Palmyra, wo er wohnte, eine Gemeinde und nahm in dieselbe zuerst seine ganze Familie, dann seine Nachbarn und andere Personen auf. Bald konnte er Zweiggemeinden gründen, taufte regelmäßig in einem Flusse, und sandte, da er von „Ungläubigen" arg verfolgt wurde, eine Karawane nach dem Westen, um der neuen Gemeinde eine Zuflucht zu suchen. Die Ausgesandten wurden im Staate Ohio bereits von Rigdon erwartet, welcher Schelm sich scheinbar ebenfalls bekehren ließ. Smith „empfing dann eine Offenbarung", in Folge deren er seinen Jüngern nachfolgte. Weitere „Offenbarungen" verboten ihm alles Arbeiten und befahlen den Letzteren, ihn zu nähren und zu kleiden. Ihre Gemeinde nahm immer mehr zu, ihre Versammlungen wurden so groß, daß keine Kirche sie faßte und der Wald sie aufnehmen mußte. Die Gläubigen erlitten dabei Konvulsionen, fielen nieder, hatten Gesichte, „schlenkerten", tanzten und „bellten" vor Frömmigkeit. Diese Extravaganzen, Rigdons Werk, zügelte Smith bald wieder, da er fürchtete, sie könnten seiner Sache sowol, als seinem Ansehen schaden, und verkündete eine „Offenbarung", welche ihm allein gestattete, mit „Engeln" zu verkehren. Alles geschah, wie er wollte; er regierte von da an als Papst durch Offenbarungen die Mormonen. Es drängte ihn aber weiter nach Westen, um seiner Kirche eine größere Ausdehnung geben zu können, er ließ durch Aussendlinge eine neue Heimat zu Zion im Staate Missouri gründen, welche bald eigene Zeitungen hatte. Da sich jedoch dort die Mormonen gegen die Sklaverei aussprachen, wurden sie von den Sklavenhaltern so sehr geplagt, daß sie sich nicht mehr sicher fühlten, mit Sack und Pack in einsamere Gegenden der Nachbarschaft flohen und in kurzer Zeit Wunder schnellen und trefflichen Anbaues verrichteten. Als ihre Feinde auch von dort sie zu vertreiben drohten, unternahm Smith mit seinen Anhängern (1834) einen bewaffneten Zug zu ihrer Rettung, brachte aber nichts zu Stande. Von nun an nannten sich die Mormonen Latterday-Saints (Heilige des jüngsten Tages), ihre Niederlassung zu Kirtland in Ohio blühte und erhielt sogar eine Theologenschule; aber es dauerte nicht lange, und schon 1837 machte sie wegen schlechter Geschäfte Bankrott. Smith zog mit den Seinen nach Missouri, wo sich nun zwölftausend, in der ganzen Union aber wol viermal soviel Mormonen aufhielten, unter denen sich aber so viel schlechtes Gesindel befand, daß es den „Heiligen" manche arge Unannehmlichkeiten bereitete. Smith errichtete daher eine Art geheimer Polizei mit nur deren Mitgliedern bekannten Zeichen, Griffen und Worten, welche der Kirche schädliche Personen aus dem Wege räumen mußten. Auch entstand ein förmlicher Bürgerkrieg zwischen den Mormonen und ihren Feinden, wobei der Gouverneur des Staates, Lilburn Boggs, gegen Erstere Partei nahm und sie auszurotten befahl. Es geschah nach seinem Willen mit schauderhafter Pünktlichkeit. Die übriggebliebenen Mormonen ergaben

sich, wurden aus Missouri verbannt, begaben sich nach Illinois und erreichten unter namenlosen Strapatzen im Winter (Ende 1838) eine vorläufige Niederlassung. Ihre Führer, die sie hatten ausliefern müssen und die noch in Missouri gefangen lagen, wurden mit dem bereits gefällten Todesurtheile verschont, konnten dem Gefängniß entfliehen und erreichten ihre Brüder. In der neuen Heimat ging es ihnen besser und die um ihr Haupt gewundene Martyrerkrone verschaffte ihnen neuen Zuwachs. Sie gründeten die Stadt Nauvoo (d. h. in der heiligen Sprache der Sekte, im angeblichen Neuägyptischen, „die Schöne"), deren Bevölkerung nach und nach auf zwanzigtausend Seelen stieg und sich eines prachtvollen Tempels erfreute, und deren sumpfige Umgegend die rührigen Heiligen auf geschickte Weise trocken und urbar machten. Durch den Einfluß des Mormonen Arlington Bennett, damals Generaladjutant der Miliz von Illinois, welcher beiden Parteien des Landes zu schmeicheln wußte, erlangten die Heiligen von beiden gesetzgebenden Häusern des Staates eine beinahe unabhängige Verfassung und Gerichtsbarkeit. So konnte Smith fast unumschränkt seine Gläubigen regieren. Außer den Tempel befahl eine Offenbarung den Mormonen auch ein stattliches Gasthaus zu bauen, in welchem der Prophet selbst wohnte, der nicht nur Bürgermeister und einziger Richter, sondern auch General der mormonischen Truppen war und als Solcher eine pompöse Revue bei der Einweihung des Tempels abhielt. Wer seine Steuern zur Errichtung dieses und anderer öffentlicher Gebäude nicht bereitwillig bezahlte, wurde „fortgeschnitzelt". Es war dies ein ächter Yankee-Brauch. Einige Männer setzten sich auf Befehl des Rathes vor das Haus des säumigen Zahlers und schnitzelten ruhig mit ihren Messern an Holzstäben. Ging er aus, so folgten sie ihm sprachlos, immerfort schnitzelnd und so, bis er vor Ärger beinahe wahnsinnig wurde und that, was man von ihm wollte. Die Heiligen sandten jetzt auch Missionäre in alle Erdtheile und zählten 1844 bereits einhundertundfünfzigtausend Glieder, in Großbritannien allein über zehntausend.

Aber das ungetrübte Glück in Nauvoo dauerte nicht lange. Schon 1841 verlangte der Gouverneur von Missouri vom Staate Illinois die Auslieferung der entflohenen Mormonen. Mit Hülfe ihrer Verfassung jedoch, von ihnen gewonnener Beamter und geschickten Balancirens zwischen den Parteien des Landes entgingen die Heiligen dem drohenden Schicksale für diesmal. Doch sammelten sich andere Wolken über ihren Häuptern. Jener Arlington Bennett, der den Mormonen so gute Dienste geleistet, bot sich dem Propheten in einem Schreiben, in welchem er hinter glatten Phrasen wol merken ließ, daß er ihn für einen Betrüger halte, als seine „rechte Hand" an. Smith wies ihn jedoch mit unter frommen Floskeln versteckten Derbheiten ab und ließ ihn aus der Kirche stoßen. Nun hielt Bennett in allen Theilen der Union Vorträge über die Mormonen, deren Geheimnisse er enthüllte, während er zugleich Verleumdungen über sie aus-

breitete. Als er nach Missouri kam, klagte er Smith der Schuld an einem gegen den Exgouverneur Boggs verübten Attentate an und bewirkte neue Versuche zu seiner Festnehmung, die aber wieder mißlangen; denn das Gericht seiner Stadt, an welches er gewiesen wurde, sprach ihn natürlich frei. Dadurch wuchs der Kamm des Propheten; er maßte sich immer mehr Befugnisse an, die der Verfassung der Vereinigten Staaten widersprachen, und hatte 1844 sogar die Keckheit, als Kandidat für die Präsidentschaft der Union aufzutreten und an die damaligen Kandidaten der Whigs und der Demokraten, Clay und Calhoun unverschämte Briefe zu richten, weil sie es klug abgelehnt hatten, ihm Versprechungen über ihre allfällige Haltung gegenüber den Mormonen abzugeben. In einer weitläufigen Ansprache an das amerikanische Volk trat er für Abschaffung der Sklaverei, für Nationalbanken und für Beseitigung des bisherigen Parteitreibens auf, doch in einem höchst unwürdigen, possenhaften Tone und mit lächerlicher Selbstvergötterung.

Unterdessen aber nahte der Sekte ein grauenvolles Verhängniß, und zwar gerade durch die beabsichtigte Einführung jener Institution, welche seitdem die Mormonen mit der gesammten übrigen civilisirten Welt in Widerspruch gesetzt hat. Von jeher ist der religiöse Schwindel mit der geschlechtlichen Ausschweifung Hand in Hand gegangen, von der Prostitution der babylonischen Mädchen im Tempel der Astarte bis zu den geheimen Orgien der Klöster an manchen Orten. So erwachte denn auch bereits seit einiger Zeit bei mehreren Mormonen, namentlich Rigdon, die Lust nach ungezügelter Befriedigung jenes Triebes unter dem Deckmantel religiöser Motive. Dem Propheten leuchtete dieser Gedanke ein, und schon 1842 hatte er eine „Offenbarung“, welche, gestützt auf das Beispiel der verdienstvollen Männer des alten Testaments, den „Heiligen“ erlaubte, mehr als eine Frau zu nehmen. Diese „Offenbarung“ wurde einige Zeit zwischen Smith und seinen besten Freunden geheim gehalten und nur, wenn dieselben Frauen oder Jungfrauen zu verführen suchten und dabei auf Widerstand stießen, denselben mitgetheilt. Diese Versuche wurden aber endlich so skandalös, daß zwei beleidigte Ehemänner mit zwei Anderen eine Zeitung in Nauvoo herauszugeben begannen, welche dem Propheten und seiner neuen „Offenbarung“ Opposition machte und die Gelüste der Herrschenden enthüllte. Smith und sein Stadtrath machten kurzen Proceß; sie ließen durch Bewaffnete die Druckerei des Oppositionsblattes zerstören und stießen dessen Urheber aus der Kirche. Dieselben flohen nach dem benachbarten Carthago und erwirkten bei dem Grafschaftsgerichte einen Verhaftsbefehl gegen Josef Smith und dessen Bruder Hyrum wegen jener Gewaltthat. Als sich der Prophet weigerte, dem Befehle Folge zu leisten, sammelten sich bewaffnete Gegner der Mormonen, der Gouverneur von Illinois bot die Milizen auf und schüchterte damit die Mormonen so ein, daß deren Offiziere die Waffen niederlegten und Smith sich zu Carthago dem Gerichte

stellte. Die beiden Brüder wurden in das Gefängniß gesperrt. Die aufgebotenen Milizen aber waren so sehr gegen die Verhafteten erbittert, daß sie dem Gerichte zuvorzukommen beschlossen und das Gefängniß stürmten. Es war der 27. Juni 1844, als bei diesem gesetzlosen Angriffe zuerst Hyrum und dann der Prophet selbst von durch die Gefängnißthüren gefeuerten Flintenschüssen getödtet wurden. So waren die Mormonen zu heiligen Martyrern gekommen.

Nach dieser That eilte Rigdon sofort herbei und wäre gerne der Nachfolger des Propheten geworden; aber zur Strafe für seine Anmaßung, indem er bereits Propheten und Priester zu weihen wagte, wurde er von den „zwölf Aposteln und dem hohen Rathe“ feierlich aus der Kirche gestoßen und „dem Satan“ überantwortet, und darauf sein heftigster Widersacher, Brigham Young, ein gewesener Zimmermann, zum „Propheten, Seher und Offenbarer“ ernannt. Die Feinde der Mormonen wachten aber und ergriffen jeden Anlaß, ihnen zu schaden. Die Mörder des Propheten wurden, da der Pöbel zu der Schwurgerichtssitzung nur Antimormonen zuließ, freigesprochen. Bewaffnete Antimormonen griffen die Heiligen an, raubten, mordeten und brannten, und Letztere blieben nichts schuldig, bis endlich im Oktober 1845 ein Vertrag zwischen beiden Parteien abgeschlossen wurde, durch welchen sich die Mormonen verpflichteten, den Staat Illinois zu verlassen. Im Februar 1846 sandten sie „Bahnbrecher“ nach dem fernen Westen, welchen sich der neue Prophet selbst zugesellte, und denen bald zahlreiche Schaaren Gläubiger nachfolgten. Im Mai wurde noch der Tempel in Nauvoo, nach dem Muster desjenigen Salomons, vollendet, was die „Heiligen“ als ihre Pflicht betrachteten, was aber neue Unruhen und Angriffe der ihnen mißtrauenden Antimormonen herbeiführte. Nauvoo wurde von den Letzteren nach einer „Schlacht“, im September, in welcher viel geschossen, aber wenig getroffen wurde, erobert und die wenigen zurückgebliebenen Mormonen unter Mißhandlungen über den Mississippi aus dem Lande gejagt. Nauvoo mit seinem Prachttempel, stattlichen Häusern und grünen Gärten lag still und verödet da und die Ernte der umliegenden Felder verfaulte. Der Tempel ging 1848 durch Brandstiftung größtentheils und 1850 durch einen Sturm vollends zu Grunde.

Langsam, in vielen zerstreuten Abtheilungen und unter den furchtbarsten Entbehrungen und Gefahren zogen die vertriebenen Mormonen durch die endlosen Prärien nach Westen. Aber Eiswinde, Schneestürme, Hunger und Krankheiten, durchweichter Boden, auf dem kaum fortzukommen war, wurden durch den Fanatismus überwunden. Ihre Straße bezeichneten die Gräber der in ausgehöhlten Baumstämmen bestatteten Genossen. Um auch im Unglücke ihre Vaterlandsliebe zu beweisen, stellten sie während der Wanderung ein Bataillon für den mexikanischen Krieg, das jedoch nicht zum Kampfe kam. Um zu ruhen oder zu überwintern,

bauten sie von Zeit zu Zeit provisorische Lagerstädte und ließen darin sogar Zeitungen erscheinen. Da wurde in allen Gewerben fleißig gearbeitet und stets die musterhafteste Disciplin gehandhabt. Durch ihren Zug stellten sie eine Straße durch das weite unbewohnte Gebiet her und schlugen stets solide Brücken über die Flüsse. Natürlich wurden dabei die Gebräuche ihrer Religion nicht vernachlässigt. Kurz, die Wüstenwanderung der Mormonen beweist ebensosehr, welche nicht zu verachtende Macht der Glaube ist, als sie einen Beleg dafür bietet, daß die Wirksamkeit eines Glaubens keineswegs dessen Wahrheit erhärtet; denn wol selten hat eine Glaubensgemeinschaft so viel Standhaftigkeit im Unglück an den Tag gelegt, als die Mormonen, welche die Israeliten in der Wüste tief beschämen, obschon ihre Lehre doch anerkannter Maßen der offenbarste Betrug ist!

Endlich, im Juli 1847, erreichten die „Bahnbrecher“ das seitdem berühmte Thal des Großen Salzsees in den Wildnissen des Felsengebirges, wo die Mormonen nun ihr „heiliges Land“ anbauten und organisirten. Sofort wurde ein Aufruf an die Heiligen der übrigen Länder erlassen, sich nach dem neuen Jerusalem zu begeben. Das Land Utah, von den Mormonen Deseret (im angeblich Neuägyptischen: die Honigbiene) genannt, bevölkerte sich rasch und am Flusse „Jordan“, der in den großen Salzsee fließt, erstand die „Große Salzsee-Stadt“ oder das „Neue Jerusalem“. Schon im Jahre 1849 gaben sich die Mormonen eine Verfassung und suchten in Washington um Aufnahme ihres „Deseret“ als Staat in die Union nach, indem sie zugleich dessen Grenzen bis an den Großen Ocean vorzuschieben wünschten. Brigham Young wurde zum Gouverneur erwählt und auch die übrigen hohen Priester an die obersten Staatsämter gesetzt. Die amerikanische Regierung aber wollte „Utah“, auf welchen Namen sie beharrte, nur als Territorium anerkennen und reducirte dasselbe auf seine bisherigen Grenzen, bestätigte aber den Propheten als Gouverneur. Während die Mormonen sich mit den benachbarten Indianern, die ihre Jagdgründe am Salzsee nicht gerne aufgaben, herumbalgten, entstanden im neuen Jerusalem prachtvolle Gebäude, ein Ballhaus, Theater, Bethaus, Schulen und eine Universität, wurde ein neuer Tempel in Angriff genommen, und schossen um die Stadt und den See neue Ansiedlungen empor. Aber Brigham Young vergaß auch das den Mormonen so sehr am Herzen liegende Element der Sinnlichkeit nicht. Die Vielweiberei war bisher, obschon geoffenbart, doch nur in beschränktem Maße geübt und keineswegs als etwas besonders Empfehlenswerthes betrachtet worden. Nun, in dem neuen Kanaan, hielt der Prophet mit den Konsequenzen der Schöpfung seines Vorgängers nicht mehr zurück und erklärte die Vielweiberei nicht nur für ein Recht, sondern sogar für ein Mittel zur Erwerbung höherer Seligkeit. Seit 1850 bereits besaßen er und seine höheren Mitpriester förmliche Harems, empfahlen sie ungescheut

den Heiligen, womit sie zugleich die lügenhafte Lästerung verbanden, Jesus sei mit Maria und Martha, ja sogar mit Maria Magdalena zugleich verheiratet gewesen! Jede Sarah, hieß es, soll ihre Hagar beibringen. — So wurde auf die schamloseste Weise die ungerechtfertigtste geschlechtliche Lüsternheit, den Gesetzen der Natur und der Moral zum Hohn, als religiöses Verdienst ausgegeben!

So jung die Religion der Mormonen ist, so hat diese unheilvolle Lehre doch schon ein, von den Freunden der Vernunft nur zu begrüßendes Schisma in ihr hervorgerufen und scheint so zur Nemesis an dem durch das „goldene Buch“ beleidigten gesunden Menschenverstande werden zu wollen. Sowol mehrere der angesehensten Mormonen, als gerade des gemordeten Smith eigene Witwe und seine sämmtlichen Söhne und Verwandten erklärten sich mit Entschiedenheit gegen die Ächtheit der betreffenden Offenbarung und nannten die neue Einrichtung eine Erfindung des Teufels. Ja die Witwe Smith verließ sogar die Kirche und ging nach Illinois zurück. Redner, welche gegen die Vielweiberei sprachen, ließ Young einfach verhaften und ihre Zuhörer auseinander treiben. Dadurch konnte er seine Gegner wol einschüchtern, manche wol auch bekehren, aber die Opposition nicht erdrücken.

In neuester Zeit entstanden Konflikte zwischen den Heiligen am Salzsee und der Bundesregierung von Washington, welche die Vielweiberei nicht zu dulden entschlossen war, aber es an Energie fehlen ließ, etwas gegen dieselbe zu thun, was freilich theilweise dem langen Bürgerkriege zuzuschreiben ist. Sie mußte Young in der Stelle des Gouverneurs unbehelligt lassen, weil sich Niemand fand, der in dem allen „Heiden“ feindlichen Lande dieselbe zu übernehmen gewagt hätte, und brachte es bisher blos so weit, Utah die Erhebung zum Staate vorzuenthalten. Um auch letzteres endlich zu erlangen, wandten die Mormonen alle Mittel an, welche ihnen ihr Glaube darbot; sie sandten stets neue Apostel nach allen Ländern, um Einwanderer anzuwerben, damit die zur Bildung eines Staates erforderliche Volkszahl erreicht werde. Diese Apostel bewiesen sich als äußerst gewandt. Ohne mit Bildung ausgestattet zu sein, gehorchten sie einem einfachen Worte des Propheten, um nach den fernsten Gegenden zu reisen, wußten sich binnen kurzer Zeit in deren Sprache und Sitten hineinzuleben und fingen die Ungebildeten durch ihre Bibelfestigkeit, sowie durch angebliche Heilungen mit Händeauflegen, durch Teufelsaustreibungen u. s. w. Besonders fruchtbar für die mormonische Lehre sind Großbritannien, Skandinavien und die Südseeinseln. Schwächer waren die Erfolge in Deutschland, der Schweiz und Frankreich; in anderen Ländern sind sie beinahe oder ganz gleich Null.

Es ist merkwürdig, welcher Erfolge die Mormonen in materieller Beziehung sich zu rühmen haben. Ihr Land ist musterhaft angebaut, ihre Hauptstadt ein Ideal in sanitarisch zweckmäßiger Anlage, mit weiten

Anlagen, breiten Straßen, Alleen, Kanälen, getrennten, von Gärten umgebenen Häusern. Unter den Gläubigen sind Trunksucht, Spiel, grobe Excesse und andere Unsittlichkeiten als die zum Gesetze erhobene Vielweiberei unerhört und kommen beinahe nur bei Fremden vor. Der Bettel ist unbekannt; denn die Reichen helfen den Armen „auf den Befehl des Herrn" bereitwillig mit allem Nothwendigen aus. Auch sind die Mormonen fast ohne Ausnahme äußerst arbeitsam; selbst des Propheten Frauen müssen alle fleißig arbeiten.

Um so schlimmer steht es dagegen mit den Interessen des Geistes. Schulbildung gibt es keine als die nothdürftigste: Lesen, Schreiben und Rechnen. Wissenschaftlicher Unterricht kommt nicht vor; er wird ja durch die „Offenbarungen" vollständig ersetzt, welche, nach der Meinung der Mormonen, künftig alle Ansichten der Gelehrten widerlegen und umstoßen werden. Daß irgend welche der „Heiligen" mit den einfachsten physikalischen Instrumenten, wie Thermometer, Barometer, Mikroskop u. s. w. umzugehen wüßten, davon ist gar keine Rede. Ihre eigenen Schriften sind voll von Tollheit und Unsinn, und eine Bibliothek, die ihnen der Kongreß der Union schenkte, ließen sie, — wahrscheinlich nicht ohne Absicht, in Feuer aufgehen. Die Mormonen sind jedoch nichts weniger als düstere Grübler und Puritaner, sondern höchst lebenslustige Gesellen, unter denen Theater, Musik und Tanz keine geringe Rolle spielen, wie denn der Prophet selbst solche Vergnügungen sehr begünstigt und selbst mitmacht. Nach dem Zeugnisse der nichtmormonischen Reisenden sollen jedoch die Frauen, namentlich die in Polygamie vereinigten, jene Lebenslust nicht theilen, sondern ein scheues, gedrücktes Wesen verrathen.

Solches sind eben die unausweichlichen Konsequenzen dieses scheußlichen Institutes. Die Natur hat sich deutlich dagegen ausgesprochen, indem sie, wie die Statistik nachweist, die beiden Geschlechter ungefähr im numerischen Gleichgewichte geschaffen hat. Ist auch gewöhnlich in stark bevölkerten Ländern das weibliche Geschlecht etwas zahlreicher als das männliche, — doch niemals so, daß auf einen Mann durchschnittlich zwei Frauen, sondern höchstens eine sehr kleine Bruchzahl über Eine kommt, — so sind dagegen in schwach bevölkerten gewöhnlich die Männer zahlreicher, und gar in neu angebauten so überwiegend, daß sich von diesem Standpunkte noch eher, wollte man überhaupt auf so unmoralische Verhältnisse eintreten, die Vielmännerei rechtfertigen ließe. Zu den neu angebauten Ländern gehört nun auch Utah, — und müßte schon in bevölkerten Ländern die Vielweiberei empörend sein, weil sie den größern Theil der Männer zur Ehelosigkeit nöthigte, so ist in einem neu angebauten die Ungerechtigkeit geradezu schreiend, welche die verhältnißmäßig wenigen Frauen in die Harems der Reichsten sperrt und so eine polygamisch verehelichte Aristokratie schafft, welcher eine Armee von Hagestolzen gegenüber steht, die mit der Zeit nur die Wahl haben wird, sich von jener Aristokratie zu einer Art Sklaven-

thum herabwürdigen zu lassen oder — die Harems mit Gewalt zu sprengen und der verhöhnten Natur durch Theilung der Frauen ihr Recht angedeihen zu lassen! — Zu einer Art Sklaverei ist wirklich bereits ein Anfang gemacht, indem der Prophet, die Apostel und Hohenpriester Einzelne und Familien an Kindesstatt annehmen und diese Personen, auch wenn sie erwachsen sind, ganz wie Kinder behandeln! Das Merkwürdigste ist, daß es mormonische Fanatiker gibt, welche diese Ehre suchen!

Trotz alledem glauben nun die schamlosen Heuchler, welche die von Josef Smith und Rigdon aus Yankee-Spekulation erfundene Religion zum Deckmantel ihrer viehischen Triebe gewählt, auf die Dauer das Familienleben für ihr Priesterthum allein gepachtet zu haben. Sie schämen sich nicht zu behaupten, daß hiedurch die Bevölkerung vermehrt werde, während doch auf der flachen Hand liegt, daß die Vielweiberei die Zahl der vorhandenen Frauen nicht vermehrt, die letzteren also unmöglich mehr Kinder gebären können, als wenn Jede ihren eigenen Mann hätte, ja vielmehr auf diese Weise die Kräfte der Männer schneller abgenutzt werden, als wenn sie sich mit einer Frau begnügen, und also am Ende, statt einer Vermehrung, vielmehr eine Verminderung der Bevölkerung eintreten muß, was ja im mohammedanischen Orient, statistisch nachgewiesen, wirklich der Fall ist! —

Ohne an die erwähnten furchtbaren Folgen der Vielweiberei zu denken oder denken zu wollen, vertheidigen die Mormonen diese Unsitte, namentlich durch den Mund ihres hauptsächlichen theologischen Schriftgelehrten Orson Pratt, durch manigfache Gründe: 1) weil sie durch Gott (!) im Jahre 1843 dem Josef Smith geoffenbart worden, 2) weil die Bibel sie nicht verwerfe, vielmehr deren berühmteste Persönlichkeiten sie ausgeübt hätten, 3) weil Gott geboten habe: seid fruchtbar und mehret euch. Andere Gründe weiß der große Theolog nicht, und es sieht daher mit seiner Logik ziemlich windig aus. Die Mormonen thun sich ferner viel zu gut darauf, daß bei ihnen weder Ehebruch noch Bordelle vorkommen. Als ob dies so ein großes Verdienst wäre, wo die Reichen in ihren Harems Gelegenheit haben sich zu übersättigen und in Folge dieser Einrichtung den weniger Reichen gar keine Weiber übrig bleiben! Die Humanität und Vernunft dieser Heuchler verräth sich endlich darin, daß sie sowol unverehelichte Damen, als kinderlose Frauen verachten und diesen Zustand ihnen zur Schande anrechnen! Ihre Wahrheitsliebe endlich beweisen sie, indem sie behaupten, daß ihre Frauen für die Vielweiberei begeistert seien und gar nicht von ihr lassen wollen, während die fremden Reisenden gerade das Gegentheil versichern, was jedenfalls viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ja, die Frauen sind bei den Mormonen geradezu eine untergeordnete Klasse, werden von ihren Männern tyrannisirt und sind ohne alles Recht. Sie müssen sich nach den Vorschriften ihrer Sekte den ärgsten Demütigungen unterziehen. So muß z. B. die erste Frau

eines Mannes bei der Trauung selbst die Hand desselben in diejenige ihrer Nebenbuhlerin legen. Die Ehe heißt bei den Mormonen „Versiegelung" und gilt je nach dem Willen des Mannes entweder nur für dieses, oder auch für das zukünftige Leben! Ja die Verrücktheit geht so weit, daß Frauen, deren geistiger Horizont absichtlich in solchen Schrullen gefangen gehalten wird, sich für das zeitliche Leben diesem, für das ewige aber einem andern Manne „ansiegeln" lassen können, in offenbarer Verhöhnung des Wortes Jesu, daß „drüben nicht gefreit werde!" So gelangt denn folgerichtig der Unsinn sogar bis zur Verehelichung zwischen Lebenden und Todten! Den Aposteln, Oberpriestern und Ältesten kann überdies der Prophet geheime geistliche Ehen gestatten. Ohne die Erlaubniß des Propheten kann überhaupt keine Ehe stattfinden, was den Zustand der Freiheit bei den Mormonen kennzeichnet. Ja der geile Brigham Young hat sich sogar das Recht vorbehalten, bei einer Dame, welche die krankhafte Begierde hat, mit einem verstorbenen Heiligen versiegelt zu sein, im Leben dessen Stelle zu vertreten! Und davon haben tolle Weiber bereits Gebrauch gemacht. So besitzt denn Young bereits zwölf thatsächliche Frauen, die blos so titulirten nicht gerechnet, und achtundvierzig Kinder. Die „Apostel" der Mormonen haben Jeder drei bis sieben Frauen. Einer derselben, Kimball, hat es auf ebensoviel Kinder gebracht als der Prophet, und in seinem Hause soll es von solchen wimmeln. Zwanzig Kinder eines Vaters sind keine Seltenheit. Ein Kaufmann von einunddreißig Jahren hatte bereits soviele Kinder, daß er ihre Zahl nicht auswendig wußte, sondern erst in einem Buche nachsehen mußte, um selbe zu erfahren! Näheres über diese Unsitte erzählt uns als Augen- und Ohrenzeuge Hepworth Dixon in seinem Buche „New America".

Die Dogmatik der Mormonen, welche wir schließlich betrachten, ist zusammengesetzt aus derjenigen der Baptisten, welchen Rigdon angehörte, und aus seinen und Smith's Betrügereien und in neuester Zeit noch vermehrt durch die „Offenbarungen" der beiden Propheten, sowie durch Rigdon's Fantasien und Orson Pratt's Traktate, welche Quellen indessen unter einander oft im grellsten Widerspruche stehen, wie denn nicht nur Rigdon ausgestoßen worden, sondern auch Pratt bereits als Ketzer verdammt wäre, wenn ihn nicht Young bisher gehalten hätte. Die gewöhnlichen Mormonen erfahren von ihrer Religion wenig mehr als das Glaubensbekenntniß, welches so ziemlich dasjenige anderer protestantischen Sekten ist, vermehrt durch das baptistische Untertauchen bei der Taufe. Die weitere Ausführung, welche nur den eigentlichen mormonischen Fanatikern bekannt ist, besteht in einem Sammelsurium des blühendsten Unsinns. In derselben wird das Christenthum zu eigentlichem Materialismus und ganz unkenntlich. Im direktesten Widerspruche zum Geiste, wenn auch nicht zum Wortlaute der biblischen Lehre wird vom Katechismus der Mormonen Gott eine „Persönlichkeit aus Stoff und Geist" genannt, welche sowol einen Leib

als Theile habe. Er besitze die Gestalt eines Menschen, esse, trinke, liebe, hasse. So fassen die Mormonen auch alles Übrige in der Bibel buchstäblich auf und verpönen ausdrücklich jede bildliche Auslegung. Aus dieser buchstäblichen Auslegung glaubt denn auch Pratt seine Theologie herausgeklaubt zu haben, welche zugleich eine materialistische und polytheistische ist. Pratt hat etwas von deutscher Philosophie tönen gehört und verwerthet nun deren Hypothesen eines Geistes und einer Materie für den Mormonismus. Aus der Vermählung von Geist und Materie, versichert er, als wäre er dabei gewesen, sei das Gesetz und aus diesem der „Urgott" entstanden. Dieser Urgott erzeugte andere Götter sowol als Göttinnen, unter welche das Weltall nach Sphären vertheilt ist. Der Gott, welchen die Menschen verehren, ist einer dieser Sphärengötter, zu dessen Weltprovinz das Sonnensystem gehört; er ist eine Dreieinigkeit, indem er mit der Jungfrau Maria den „Sohn" zeugte und der einig gehende Wille von Vater und Sohn der „heilige Geist" ist, der nur eine geistige Existenz hat, während Vater und Sohn sich auch einer leiblichen solchen erfreuen. Die ältesten Söhne Gottes waren Christus und Lucifer; weil aber Gott den Erstern wegen seiner Bescheidenheit bevorzugte, empörte sich der Andere und ward als Satan auf die Erde hinabgeworfen. Unser Gott hat aber, gleich den übrigen Göttern, auch noch andere Kinder, jene nämlich, welche wir „Geister" nennen, die zwar auch materiell, aber nicht von Fleisch und Blut sind. Alle Menschen waren vor ihrer Geburt solche Geister und werden nach ihrem Tode wieder solche sein, und sind demnach Alle ewig. Die sündhaften unter ihnen werden verdammt, was oft darin besteht, daß sie in den Körper eines Negers (!) oder eines Thiers fahren; die tugendhaften und glücklichen aber werden, wenn sie geheiratet, besonders aber, wenn sie dies *mehrfach* gethan, nach dem Tode Götter, sonst aber *nur* Engel, welche zum Dienste der Götter bestimmt sind; denn in der jenseitigen Welt wiederholen sich nach mormonischer Ansicht alle Verhältnisse und Sitten der diesseitigen, nur in verklärtem Maßstabe!

Die mormonische Theologie erlaubt sich, die biblische Schöpfungslehre zu korrigiren. Sie behauptet, die Pflanzen und Thiere seien vor den ersten Menschen blos geistig und erst später wirklich geschaffen worden, und die Schöpfungstage seien nicht blos vierundzwanzig Stunden, sondern tausend Jahre lang, worin sie allerdings vernünftiger denken, als unsere strengen Bibelgläubigen. Durch den bekannten Sündenfall, wird weiter erzählt, ging die ursprüngliche Reinheit der Menschen verloren und selbst Christus gelang es nicht, sie auf die Dauer wiederherzustellen. Erst im Jahre 1827 gefiel es dem Herrn, durch Josef Smith die Menschen auf die rechte Bahn zu führen. Dies geschieht unter Anderm durch Wiederherstellung der Gnadengaben des Prophetenthums und der ersten Christen, wozu das Teufelaustreiben, das Heilen durch Handauflegung, das Sprechen in Zungen u. s. w. gehören. Als Sakramente der neuen Kirche gelten Taufe, Abendmahl und

Priesterweihe. Die Taufe darf nicht an Kindern, welche blos gesegnet werden, sondern nur an Erwachsenen durch Untertauchen vollzogen werden. Man kann sich aber auch für verstorbene Freunde, welche ohne die wahre; d. h. mormonische Taufe gestorben sind, taufen lassen, um sie zur Theilnahme an der Seligkeit fähig zu machen. So gibt es Mormonen, welche zwölf nnd mehrere Male getauft sind. Das Abendmahl wird nur zur Erinnerung an den Leib und das Blut des Sohnes genommen. Der dabei gebrauchte Wein darf aber nicht von „Heiden" gekeltert sein; in Ermangelung eigenen Weines müssen sich die „Heiligen" daher mit Wasser begnügen. Die Priester der Mormonen sind zugleich ihre Beamten und Regenten, Kirche und Staat daher dort nicht getrennt. Es gibt zwei Ordnungen ihrer Priesterschaft, die höhere oder die Melchisedeks und die niedere oder die Aarons. Beide haben eine weitläufige Hierarchie, die jedoch neben dem unumschränkten Willen des Propheten nur eine scheinbare ist. Der Prophet ist auch beinahe vollkommener Alleinherrscher im Finanzwesen, welches durch den „Zehnten" genährt wird, den alle Einwohner Utahs, Heilige und Heiden, von ihrem Einkommen sowol, als von ihrer Arbeitskraft entrichten müssen. Diese Quelle hat nicht nur öffentliche Werke errichtet, sondern auch die Herren Priester und ihren Harems-Aufwand nicht übel gespeist! — Die Priesterschaft bedient sich in ihren besonderen Versammlungen merkwürdiger Weise der Formen und Gebräuche der Freimaurer, von welchen Smith behauptete, daß sie ihm durch einen Engel geoffenbart worden seien. Der öffentliche Gottesdienst dagegen ähnelt sehr demjenigen der zahlreichen übrigen amerikanischen Sekten. Der Gesang dabei zeichnet sich durch seinen muntern Ton aus. Namentlich aber wird viel „in Zungen", d. h. unverständliches Zeug, geredet. Im Dichten und Trachten der Mormonen spielt die Zukunft, in welcher sie ein tausendjähriges Reich erwarten und alle Völker sich zu ihnen bekehren werden, eine große Rolle. Die fantastische Ausmalung desselben übergehen wir jedoch. Hoffen wir dagegen, es werde, Dank dem durch die Pacific-Bahn aufblühenden Verkehre nach Westen, der eigenthümlichen Institution der Mormonen ergehen, wie jüngst jener der Sklavenstaaten! —

C. Opposition und freie Gemeinde.

Eine Opposition gegen den Katholizismus in seinem eigenen Schoße hat die jeweilen in dieser Kirche herrschende Richtung von ihren ersten Zeiten an bis auf die Gegenwart beständig und in den verschiedensten Gestalten begleitet. In unserer Periode begann eine solche, und zwar gleich eine sehr scharfe, schon mit der französischen Revolution. War einmal die volle politische Berechtigung des „dritten Standes" zur Geltung gekommen, so konnten ebensowenig, als die geopferten Vorrechte des Adels,

diejenigen der Kirche länger geduldet werden. Im Juli 1790 wurde eine „Civilkonstitution" des Klerus errichtet. Nach derselben bildete jedes Departement genau eine Diöcese, und über diesen standen zehn Metropolitanbehörden, und ordnete der Staat das gesammte Kirchenwesen, bis auf die Pfarreien und Vikariate herab. Die Kirchenämter wurden durch Wahlen von unten herauf besetzt, und jede Einwirkung und Oberhoheit des Papstes war ausgeschlossen. Umsonst protestirte Pius VI. Die Nationalversammlung hielt die Geistlichen zum Eid auf die Verfassung an, und von da datirte jene Verfolgung der heimlich vom Volke stets noch vorgezogenen eidverweigernden Priester. Die Schreckensherrschaft machte dem ganzen revolutionären Katholizismus ein Ende und ersetzte ihn durch den „Kultus der Vernunft", und Robespierre kurz vor seinem Sturze letztern wieder durch die „Verehrung des höchsten Wesens". Unter den Thermidorianern und dem Direktorium hatte Frankreich gar keine offizielle Religion, und so auch anfangs unter dem Konsulat, bis Napoleon 1801 sein oben erwähntes Konkordat mit dem Papste abschloß.

Eine Opposition gegen den Katholizismus trat in Frankreich erst nach der Julirevolution wieder auf, als der Abbé François Chatel (geb. 1795) 1831 unter dem Namen eines „Primas von Gallien" die „französisch-katholische Kirche" stiftete. Dieselbe wollte kein anderes als das „Naturgesetz" anerkennen. Sie verwarf die Beichte, die Fasten, den Cölibat und die lateinische Sprache in der Messe, ehrte in Jesus nur einen außerordentlichen Menschen und überließ die Aufstellung von Ehegesetzen dem Staate. Die neue Kirche fand in mehr als dreißig Departementen Verbreitung, zerfiel aber schon wenige Jahre später durch Zwiespalt zwischen dem Gründer und seinem gemäßigtern Schüler Abbé Auzou, und wurde 1842 und 1850 von der Polizei geschlossen. Chatel starb, ohne sich gleich Auzou der Kirche unterworfen zu haben, 1857.

In Deutschland erwachte schon bald nach dem Zurücktreten Wessenbergs (oben S. 193) aus dem öffentlichen Leben in die Verborgenheit ein Geist des Widerstandes gegen die extremen römischen Bestrebungen einer völligen Unterjochung des menschlichen Geistes, — anfangs freilich nur in schüchterner Weise. Noch während der Restaurationszeit, im Jahre 1826, erhob sich ein freierer Geist in Schlesien. Mehrere dortige katholische Geistliche erließen aus Falkenhain bei Schönau ein Schreiben an den Fürstbischof von Breslau, in welchem sie Verminderung des kirchlichen Pompes und der Ceremonien, Wiedereinführung des Volksgesangs und Einführung der Muttersprache in den Gottesdienst wünschten. Mit besonderer Beziehung auf Schlesien erschien 1827 zu Altenburg ein größeres Werk in zwei Bänden, betitelt „die katholische Kirche besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen", welches die gesammten Verhältnisse der katholischen Kirche einer scharfen Kritik unterzog. Namentlich aber galt der Kampf des Verfassers, welcher

sich im Übrigen der erwähnten Eingabe anschloß, dem Cölibat, mit Anführung von Thatsachen über dessen traurige Folgen für die Moralität der Geistlichen, der Pfründenbesetzung durch Protektion, den mechanischen Katechismen, dem Meßbuche, der Beichtpraxis, der Einsegnung der Mutter nach der Geburt eines Kindes, der Glockentaufe, der noch wirklich im Diöcesan-Ritual enthaltenen Beschwörung des Teufels in Besessenen und im Gewitter (!!), den Wallfahrten, den Brüderschaften, der Heiligenverehrung mit ihren lächerlichen Litaneien u. s. w. Im zweiten Bande aber wurden geradezu die Grundzüge einer künftigen Verfassung der „deutsch-katholischen Kirche", wie sie bereits genannt wurde, aufgestellt. Es wurde darin gefordert, daß sich die bisherige katholische Kirche in Deutschland als deutsch-katholische konstituire und sich vom Papstthum lossage, daß sie sich in den betreffenden Staaten einfach unter den Schirm des Fürsten stelle, der die höheren Kirchenämter besetze, daß die verschiedenen Landeskirchen sich durch eine Synode verbinden, daß das kanonische Recht abgeschafft und durch ein deutsches, Katholiken und Protestanten gemeinsames Kirchenrecht ersetzt werde, daß die Schulen ausschließlich Sache des Staates seien, daß die Beschlüsse des Concils von Trient einer Revision und die Tradition einer Beschränkung unterworfen, daß die Bibel freigegeben und die deutsche Sprache im Gottesdienst eingeführt, der Cölibat aufgehoben, die Feiertage reducirt, die Wallfahrten abgeschafft und das Fasten den Einzelnen überlassen werde.

Diese nicht nur damals, sondern schon Jahrhunderte vorher berechtigten Forderungen unterlagen nur der einzigen Schwierigkeit, daß das Papstthum eben damals noch, wie schon zur Zeit der Reformation, entschlossen war und ewig entschlossen sein wird, auch nicht ein Jota von seinen usurpirten Rechten und von seiner absoluten Herrschaft über die Gewissen der Katholiken preiszugeben. Eher als an die mindeste Spur eines Fortschrittes, dachte es an Zurückgehen in die finstersten Zeiten des Mittelalters. Dies zeigte sich besonders deutlich, als im Jahre 1844 der Bischof von Trier, Wilhelm Arnoldi, die unglaubliche Frechheit hatte, in einer Zeit, in welcher Bildung und Wissenschaft schon so bedeutende Errungenschaften aufweisen konnten, in seiner Kathedrale den angeblichen ungenähten Rock Jesu zur Verehrung auszustellen. Das bornirte Volk wallfahrtete aus den weitesten Entfernungen nach dem neuen Zeichen des Heils, bezüglich dessen wir erwähnen, daß dasselbe notorisch im sechszehnten Jahrhundert von einem Juden gemacht worden (s. Bd. I. S. 107), daß noch zwanzig andere „ungenähte Röcke" an verschiedenen Orten existiren, und daß man in Trier überdies noch Hosen (!!) und einen Kamm Christi besitzt, womit ihn seine Mutter gekämmt habe*)! Gegen diesen

*) Vergl. der heilige Rock zu Trier. Eine historische Untersuchung von Dr. Gildemeister und Dr. v. Sybel. Düsseldorf 1845.

schändlichen Skandal hatte nur ein Mann öffentlich sich zu erheben den Mut, und welches auch seine sonstigen Schwächen sein mögen, so gebührt ihm hiefür ein unvergängliches Verdienst. Es war der katholische Geistliche, Johannes Ronge, geboren 1813 zu Bischofswald in Schlesien, damals wegen freisinniger Ansichten entsetzt zu Breslau lebend, welcher am 1. Oktober 1844 an den götzendienerischen Trierer Bischof ein Sendschreiben erließ, in dem er dem geistlichen Possenspiel den entschiedensten Krieg erklärte. Das Wort zündete, wie seit Luther kein religiöses mehr gezündet hatte. Im Verhältniß zu der bereits bei der größten Masse der Gebildeten eingerissenen religiösen Indifferenz hatte es auch nicht unbeträchtliche Erfolge, welche ohne die Abneigung der damaligen Regierungen gegen die neue Erscheinung noch bedeutendere Dimensionen angenommen hätten. Sofort trat schon eine ganze katholische Gemeinde, die zu Schneidemühl in der Provinz Posen, mit dem Pfarrer Czerski an der Spitze, zur neuen Religionsgenossenschaft über, und bald entstanden neue Gemeinden in allen bedeutenden Städten Deutschlands, namentlich in Schlesien. Anfangs war für die Organisation der „deutsch-katholischen Kirche", wie sie sich gleich nannte, genau dasselbe Programm beabsichtigt, wie es der schlesische Reformer von 1827 aufgestellt hatte. Es ergaben sich jedoch, wie dies bei einer Gemeinschaft, welche keine äußere Autorität anerkennt, nicht anders zu erwarten, und wie es schon bei der Reformation der Fall gewesen, bedeutende Differenzen in den religiösen Ansichten. Während Schneidemühl am alten Programm festhielt und blos noch die Abschaffung des apostolischen Glaubensbekenntnisses hinzufügte, verfuhren die neuen Gemeinden radikaler und beseitigten die einen mehr, die anderen weniger, wie z. B. die Ohrenbeichte, die Transsubstantiation, die Firmung, die letzte Ölung, das Fegefeuer u. s. w. Manche Gemeinden, die sich vollständig dem Rationalismus ergaben, und von denen daher nicht zu begreifen war, warum sie sich noch deutsch-katholisch nannten, brachen auch mit der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi. Diese Richtung, besonders vertreten durch Ronge selbst und seine Gemeinde zu Breslau, erlangte auf dem deutsch-katholischen Concil zu Leipzig am 22. März 1845 das Übergewicht und ihr Glaubensbekenntniß wurde als allgemeines anerkannt. Sakramente gab es nach diesem nur noch zwei, die Taufe und das Abendmahl, beide aber blos mit symbolischer Bedeutung, und die Verfassung des Bundes war demokratisch, und zwar auch mit Stimmrecht der Frauen.

Die katholischen Regierungen von Österreich und Baiern unterdrückten die neue „Sekte" sofort, das damals noch absolutistische Preußen machte ihr das Leben schwierig und in den übrigen Staaten duldete man sie höchstens; denn überall wollte man keine Erschütterung alter Autoritäten. Desto günstiger für die Deutsch-Katholiken war die Bewegung von 1848, sie war ihr eigentlicher Honigmond. Aber die faule Reaktion der

fünfziger Jahre folgte nach, und ihr Unterdrückungssystem ertödtete auch Mut und Eintracht in den Gemeinden. Sie zerfuhren; die einen zogen es vor, protestantisch zu werden, andere krochen zum alleinseligmachenden Kreuze, und wieder andere wurden zu Vereinen, die eher Alles in der Welt waren als religiös. Wenige nur blieben im alten Fahrwasser einer halbrationalistischen Kirche.

Indessen hatte sich aber auch auf protestantischem Gebiete eine ähnliche Bewegung erhoben. Der alte schale Rationalismus hatte auf die Dauer Niemanden befriedigt, und doch gab es so viele aufgeweckte Köpfe, die weder an der Orthodoxie, noch am Pietismus Geschmack finden konnten. Ihren Bedürfnissen zu genügen, bildete sich, unter dem stärksten Drucke der protestantischen Orthodoxie in Preußen, seit 1841 in der Provinz Sachsen die Gesellschaft der „protestantischen" oder „Lichtfreunde", an deren Spitze der Prediger Uhlich in Pömmelte bei Magdeburg stand. Ihr Standpunkt war ein dem Volksbewußtsein zugleich und der wissenschaftlichen Forschung angepaßter Rationalismus, gegen welches Streben von oben herab nichts eingewendet wurde. Erst als der der neuen Richtung huldigende Prediger Gustav Adolf Wislicenus in Halle öffentlich gegen die Sklaverei des Bibelbuchstabens auftrat, schrien die theologischen Zöpfe auf, und in Folge ihrer Denunciation wurden 1845 die Versammlungen der Lichtfreunde untersagt und Wislicenus abgesetzt. Es folgte ein heftiger Federkampf zwischen den beiden Parteien, welchen die Versöhnungstheologen vergebens zu schlichten versuchten. Als die Anhänger der Glaubensfreiheit sahen, daß sie weder auf einen Sieg, noch auch nur auf Gewährung freier Meinungsäußerung als Glieder der protestantischen Kirche zu hoffen hatten, gab der wegen freisinniger Grundsätze abgesetzte Divisionsprediger Dr. Rupp in Königsberg das Signal zum Austritte aus der Staatskirche, wenn auch nicht, wie er versicherte, aus der „evangelischen Kirche", und gründete eine „freie Gemeinde". Dasselbe thaten Wislicenus in Halle und Uhlich in Magdeburg. Im Jahre 1848 und der folgenden Reaktionszeit ging es den freien Gemeinden genau wie den Deutschkatholiken. In der Folge fanden einige Verschmelzungen zwischen Gemeinden beider Richtungen statt; aber im Ganzen sind beide, obschon ihnen seit 1859 wieder freie Bewegung gestattet ist, an dem Widerspruche gescheitert, keine äußere Autorität anzuerkennen und doch religiös sein zu wollen. Sie sind eben populär-philosophische Vereine, aber nichts weniger als Kirchen. Lassen sie den letztern Anspruch fahren, so beruht auf ihnen die Zukunft der intellektuellen Pflege des Volksgeistes.

In der neuesten Zeit haben sich wieder, sowol auf katholischem, als auf protestantischem Gebiete, Oppositionen gegen den herrschenden reaktionären Geist gebildet, dort gegen das neueste Concilsdogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, angeregt durch den Protest des früher

streng ultramontanen Döllinger, hier gegen den Buchstabendienst unter Leitung Schenkel's, Rothe's, Bluntschli's und anderer Führer des „Protestantenvereins". Beide Bewegungen sind erst in der Entwickelung begriffen und gehören daher noch nicht der Geschichte an.

Dritter Abschnitt.

Geheimbundwesen und Humanität.

A. Wahre Maurer.

Wir haben (II. Bd. S. 262) die Freimaurer in den Verfolgungen verlassen, welchen sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sowol von Seite der Reaktion in Österreich, als von Seite der Revolution in Frankreich ausgesetzt waren. Unbehelligt blieben sie dagegen (von Baiern abgesehen, wo sie mit den Illuminaten büßen mußten) im außerösterreichischen Deutschland, und hier ist es auch, wo der Bund die Hülfe zu seiner Reinigung von Irrthümern und zu seiner Erholung von erlittenen Verfolgungen gefunden und wo allein er Hoffnungen zu einer bessern Zukunft fassen kann.

Die deutsche Maurerei benützte die Zeit der französischen Revolution, um sich zu läutern und zu kräftigen, indem sie sich auf eine Reihe von Jahren in's Verborgene zurückzog und auf öffentliches Leben und Treiben keinen Einfluß mehr ausübte. Aller Aberglaube und alle Spielerei (Bd. II. S. 232 ff.) geriethen in Mißkredit; die Rosenkreuzer, Asiaten, Afrikaner, Templer u. s. w. mußten, von der öffentlichen Meinung gerichtet, ihr Unwesen aufgeben und wenn sie das nicht wollten, die Logen verlassen. Der von Bode in Gotha (1790) beabsichtigte „allgemeine deutsche Freimaurerbund" scheiterte zwar in Folge des baldigen Todes jenes erleuchteten Maurers (1793); allein dafür entstand, wenn auch mit beschränkter Ausdehnung, bereits 1783 der eklektische Freimaurerbund mit dem Hauptsitze zu Frankfurt am Main, der sich seitdem um die Herstellung wahrer Maurerei sehr große Verdienste erworben hat.

Um dieselbe Zeit tauchten im Bunde Bestrebungen tüchtiger Brüder auf, die Geschichte der Freimaurerei, welche bis dahin gar sehr im Argen gelegen und beinahe ganz unbekannt war, besser zu erforschen, die Berechtigung der „höheren Grade", welche all' das Unwesen im vorigen Jahrhundert verschuldet, zu untersuchen und das Geheimniß, mit dem sich der Bund unnöthiger Weise umgab, zu lüften. Der Erste jener geistig her-

vorragenden Maurer war Ignaz Aurel Feßler, 1756 in Ungarn geboren. Dem geistlichen Stande bestimmt, entdeckte er als Kapuziner zu Wien im Kloster seines Ordens so schauderhafte Zustände, daß er denselben verließ. Obschon durch Kaiser Josef's Gunst zum Professor in Lemberg ernannt, war er doch vor der Wut der Mönche über seine freisinnigen Schriften so wenig sicher, daß er nach Preußen floh, wo er den Bund der Evergeten stiftete, der ungefähr das werden sollte, was Feßler von der Freimaurerei erwartete, aber schon 1795 sich auflöste. Feßler trat dann in Schlesien zum Protestantismus über. In Berlin gelangte er bald an die Spitze der Loge Royal=York, die sich unter ihm (1798) zur Großloge entwickelte, wurde aber von unverständigen Brüdern mit Undank belohnt und folgte 1810 einem Rufe nach Rußland, wo er der dortigen reformirten Kirche, erst als Superintendent in Saratow, dann als Kirchenrath in Petersburg diente und 1839 starb. Er war der Erste, welcher den Hochgraden zu Leibe ging, die er jedoch noch nicht völlig abschaffte, sondern durch von ihm ausgearbeitete „Erkenntnißstufen" ersetzte, welche die Unsterblichkeit und die sittliche Weltordnung durch passende Bilder feiern. Feßler's Freund, Bundes- und Leidensgenosse im Kampfe gegen veraltete Vorurtheile war der Philosoph Fichte (den wir später näher kennen lernen werden). Er führte mit Feßler, gegen dessen Fantasien er sich kühl und kritisch verhielt, geistvolle Korrespondenzen über Freimaurerei, hielt Vorträge über dieselbe, und faßte sogar den Plan, den Bund zum Organ seiner Lehre und zu einer Art pythagoreischen Vereins auszubilden.

Einen Schritt weiter als Feßler ging der mit Lessing befreundete und durch Bode dem Bunde zugeführte Friedrich Ludwig Schröder, der uns bereits (Bd. II. S. 593 und 614) als dramatischer Schriftsteller und Künstler bekannt ist. Schröder begnügte sich nicht damit, die Hochgrade umzugestalten, sondern strebte geradezu nach ihrer Abschaffung, wie nicht minder nach einer demokratischen Logenverfassung und nach Herstellung einer wahren Geschichte des Bundes. Im Sinne dieser Ideen reformirte er die englische Provinzialloge zu Hamburg, welche sich unter seiner Leitung (1811) zur Großloge erhob und als solche die Grundsätze der Maurerei stets in ihrer Reinheit gepflegt hat. Auch gründete Schröder (1802) den sogenannten Engbund, welcher, analog den ceremoniellen Erkenntnißstufen Feßlers, solche in wissenschaftlicher Form ertheilt und seine Verbindungen über ganz Deutschland ausgedehnt hat. Ähnlich wie Schröder wirkte in Süddeutschland der Arzt Gottlieb von Wedekind (geb. 1761 zu Göttingen, gest. 1831 zu Darmstadt), Verfasser eines wackern Buches über den pythagoreischen Bund. Er hatte 1805 den Mut, aus einer Loge in Mainz zu treten, welche beschlossen hatte, keinen Feind Napoleons aufzunehmen, und trat ebenso 1823 als Meister vom Stuhl zu Darmstadt zurück, weil ein hessischer Prinz dort Hochgrade einführen wollte.

Mehr als Feßler und Schröder wagte der Philosoph **Krause**, dessen nähere Bekanntschaft wir später machen werden. Unbefriedigt durch die Polemik gegen die Hochgrade und durch die geschichtliche Forschung innerhalb der Logen, verlangte er frischweg Aufhebung des Geheimnisses und Erweiterung des Maurerbundes zu einem **Menschheitsbunde**, um die Wiedergeburt der Menschheit und die Rückkehr zu ihrem Urbilde herbeizuführen, und sie zu ihrer wahren Bestimmung, als einer Einheit in Gott, hinzuleiten, unter welcher er nicht etwa blos die Menschheit der Erde, sondern das gesammte Weltall mit seinen möglichen denkenden Wesen in einem unendlichen Verbande allwaltender Liebe verstand. Seine Zeitgenossen erfaßten jedoch die Größe dieser Idee nicht, und als er die „drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft“ veröffentlichte, wurde er nebst seinem gleichgesinnten Freunde Friedrich Moßdorf, einem geschätzten maurerischen Schriftsteller, von seiner Loge zu Dresden, auf Verlangen der drei Berliner Großmeister, wegen Verletzung des Geheimnisses ausgeschlossen (1810); ja seine feindlichen „Brüder“ verfolgten ihn sogar in das Privatleben und verhinderten seine Wahl zu ehrenvollen Stellen. Krause hatte einen Strebens- und Schicksalsgenossen in Friedrich **Heldmann** (geb. 1776, gest. 1838 zu Darmstadt). Auch er hat sich durch eine ähnliche Veröffentlichung wie Krause's, die „drei ältesten geschichtlichen Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft“ (1819), welches Buch zugleich eine kurze Geschichte des Bundes enthält, viele Feindschaften von Seite altgesinnter „Brüder“ zugezogen und verließ die Loge zu Aarau, obschon sie ihn schützen wollte, um ihr keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Überhaupt haben sich die schweizerischen Maurer (unter welchen namentlich Zschokke wirkte), stets durch freien Geist ausgezeichnet. Erfüllt von demselben, gründeten sie im Jahre 1844 die schweizerische Großloge Alpina, deren erster Großmeister der geschätzte Historiker **Hottinger** von Zürich war.

Die durch die genannten Männer angeregten fortschrittlichen Bestrebungen im Maurerbunde gelangten nicht ohne harte Kämpfe zu allgemeinerer Anerkennung. Auch in unserer Gegenwart haben neue Kämpfer nicht nur dieselben wieder aufgegriffen, sondern noch in bedeutendem Maße erweitert. Ihr Ringen gilt: einer reinern Lehrart, befreit von mystischen Zuthaten, einer freiern Logenverfassung, welche die einzelnen Logen von der drückenden Vormundschaft der Großlogen befreit, einer humanern Auffassung der Maurerei, welche die Aufnahmefähigkeit nicht an die christliche Taufe knüpft, einer Beschränkung der Geheimhaltung auf das Nothwendigste, völliger Abschaffung der Hochgrade und Verminderung der bisherigen Vorrechte der Meister gegenüber Gesellen und Lehrlingen, einer Vereinfachung der Ceremonien und Unterordnung derselben unter die geistige Arbeit, und endlich einer einheitlichern Verfassung des Bundes mit Wahrung der Freiheit seiner Glieder.

Für eine reinere Lehre und für Vereinfachung der Ceremonien hat besonders Oswald Marbach, Professor in Leipzig (geb. 1810), in seinen „Katechismusreden", „Arbeiten am rohen Steine" u. s. w. gewirkt, — Schriften, welche freisinnigen und nicht konfessionell beschränkten Menschen als Erbauungsbücher dienen könnten. Für dieselben Ziele und zugleich für Beschränkung des Geheimthuns arbeitete Rudolf Seydel, ebenfalls Professor in Leipzig (geb. 1835), dessen „Reden über Freimaurerei an denkende Nichtmaurer" den Werken Marbachs an die Seite gestellt werden dürfen. Für sämmtliche genannte Strebziele des maurerischen Fortschrittes aber war bis jetzt thätig Josef Gabriel Findel, Buchhändler in Leipzig (geb. 1828), welcher 1858 die freisinnige maurerische Zeitschrift „die Bauhütte" gründete und die erste vollständige und zuverlässige „Geschichte der Freimaurerei" schrieb. Die beiden Letztgenannten sind zugleich die eifrigsten Beförderer des im Jahre 1861 gegründeten „Vereins deutscher (d. h. deutsch sprechender) Maurer", welcher den Zweck hat, die maurerische Wissenschaft und Geschichte zu pflegen und unter den Maurern Bande der Verständigung und Bruderliebe zu knüpfen, und jährlich Wanderversammlungen abhält. Auf einer derselben, 1867 in Worms, hat er ein „Manifest an alle Großlogen des Erdenrundes" erlassen, in welchem er denselben ein von ihm entworfenes und durchberathenes „Allgemeines Grundgesetz des Freimaurerbundes" zur Annahme empfahl. Nach dem Muster dieses Vereins hat sich in New-York ein „Verein deutsch-amerikanischer Maurer" gebildet.

Es spricht nicht für die vielfach gehegte und behauptete Ansicht, der Freimaurerbund habe sich überlebt und biete nur noch ein historisches Interesse dar, daß derselbe auch in neuester Zeit da, wo die Verhältnisse ihm gestatteten, aus früherer Unterdrückung wieder aufzuleben, nicht nur dies gethan, sondern sich in großartiger Weise ausgedehnt hat. So sind seit Vertreibung der alten Regierungen in Italien beinahe zweihundert Logen unter einem Großorient entstanden, und seit der Revolution in Spanien (1867), sowie seit der gleichzeitigen administrativen Trennung Ungarns von Österreich haben sich sowol in Spanien, als in Ungarn, dort unter der Großloge von Portugal, hier unter einer eigenen, zahlreiche Logen erschlossen. In Deutsch-Österreich hat sich die Regierung dagegen noch nicht entschließen können, den in politischer Beziehung ganz unschädlichen Bund zu dulden.

Auch in die acht Großlogen Deutschlands ist neues Leben gefahren. Jährlich versammeln sich ihre Großmeister und berathen Verbesserungen, in denen sie sich schon bedeutend dem Vereine deutscher Maurer nähern, und selbst die „Große Landesloge von Deutschland" in Berlin tritt aus ihrer frühern Stabilität heraus (s. Bd. II. S. 624). Es ist eine allgemeine deutsche Großloge im Entstehen, welche das Band der deutschen

Maurer enger knüpfen und zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens das Ihrige beitragen wird*).

B. Aftermaurer.

Die Verirrungen des Freimaurerbundes in allerlei Spuk und Unsinn hatten während des achtzehnten Jahrhunderts vorzüglich in Deutschland geblüht, wo sie freilich aus Frankreich her eingeführt waren. Man hätte nun erwarten sollen, daß diese Verirrungen genügen würden, um der Welt den Geschmack an denselben zu vertreiben; da aber die Thorheit unsterblich ist, so hat das fortgeschrittene neunzehnte Jahrhundert nicht den Ruhm gehabt, dieselbe von der Freimaurerei fern zu halten. Der hauptsächliche Schauplatz der Aftermaurerei ist nun aber in unserer Periode nicht mehr Deutschland, das, wie wir sahen, sich in der „königlichen Kunst" erfreulich entwickelte, sondern Frankreich und neben ihm namentlich das wunder- und skandalsüchtige Land der Yankees.

In dieser geographischen Ausdehnung nun hat die neueste Zeit Fratzen entstehen sehen, zu welchen die Freimaurerei leider den Namen und die Grundlage der Formen hergeben mußte, deren Stoff und Inhalt jedoch den verschiedensten und groteskesten Erscheinungen der Geschichte entnommen sind.

So gab und gibt es z. B. in Frankreich Gesellschaften, welche die ägyptischen Mysterien, oder wenigstens was man hiefür hielt, unter freimaurerischer Gestalt in unser Jahrhundert und nach Europa verpflanzen zu können wähnten. Vorübergegangen ist von denselben der „heilige Orden der Sophisier", welcher von französischen Offizieren gestiftet wurde, die den Feldzug Napoleons nach Ägypten mitgemacht hatten. Die obersten Würdenträger hießen „Isiarchen", und so hatten auch die übrigen wahre oder erdichtete ägyptische Priesternamen. Die Logen hießen „Pyramiden", und man zählte die Jahre nach einer Zeitrechnung, die gegen fünfzehn Jahrtausende vor Christus begann. Bis in unsere Tage herab reichen dagegen die beiden Orden von Misraim und Memphis, welche beide alles Ernstes ihren Ursprung in das alte Ägypten zurück versetzen und alle geheimen Gesellschaften, welche je in der Welt existirten, die politischen ausgenommen, als Glieder einer einzigen stets fortdauernden betrachten. In Wirklichkeit entstand der Orden von Misraim im Jahre 1805, als einige Leute von schlimmer Aufführung, welche sich zu Mailand in die Logen einzuschleichen gewußt hatten, aus gekränktem Ehr-

*) Findel, Geschichte der Freimaurerei (3. Aufl. Leipzig 1870). — Adhuc stat. Die Freimaurerei in zehn Fragen und Antworten (St. Gallen, 4. Aufl. 1871). — Fiat lux. Vertheidigung der Freimaurerei gegen innere und äußere Feinde (Leipzig 1866). —

geiz und Spekulationssucht austraten, um eine eigene Maurerei zu gründen. Diese verbreitete sich zuerst in Italien, wo sie nachher verschwand, seit 1814 aber in Frankreich, wo die drei jüdischen Brüder Michael, Josef und Markus Bedarride für sie wirkten und ihr einen wesentlich jüdischen Anstrich gaben. Der Orden hat nicht weniger als neunzig Grade, welche in siebenzehn Klassen und drei Serien getheilt werden und deren Titel sich in hochtrabendem Schwulst überbieten. Der Inhalt ist Unsinn, der geheime Zweck, da es immer Leute gibt, die für Narrheit Geld ausgeben, — ein profitables Geschäft. Den obersten Grad besitzt blos der Großmeister, welcher autokratisch regiert. Die übrigen Maurer haben die Misraimiten niemals anerkannt, und außerhalb Frankreich konnten Letztere nur an wenigen Orten Fuß fassen. — Der Orden von Memphis wurde 1814 von einem Abenteurer aus Kairo nach Frankreich gebracht, erhielt 1815 die erste Loge zu Montauban, war aber seitdem öfter auf längere Zeit genöthigt, seine „Arbeiten" einzustellen. Die Großloge in Paris heißt „Osiris", der oberste Beamte „Großmeister des Lichts", die Hierarchie ist sehr verwickelt und pompös. Der Grade gibt es ebenfalls neunzig, zu denen später noch drei hinzukamen; sie wurden aber neulich in dreißig zusammengezogen. Es spukt darin die indische, persische, ägyptische, griechische, skandinavische und sogar mexikanische Mythologie, und der Unsinn wetteifert mit demjenigen von Misraim. Außerhalb Frankreichs, wo der Großorient neulich die wenigen Memphitenlogen in seinen Schoos aufnahm, bestanden zeitweise nur an vereinzelten Orten Logen.

Gleich dem Orden von Misraim und wahrscheinlich auch dem von Memphis, sind auch die Hochgrade, welche die eigentliche Maurerei Frankreichs, Nordamerika's und theilweise Großbritanniens verunstalten, israelitischen Ursprungs. Im Jahre 1762 kam der Jude Stephan Morin aus Paris, welcher sich Großinspektor eines „Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident" nannte, mit einer Schiffsladung von Bändern und Sternen und dem neuen System der „souveränen Maurerfürsten" in Nordamerika an, welches bis dahin nur die drei altmaurerischen Grade gekannt hatte, und beglückte dieses Land mit den fünfundzwanzig Graden seiner französischen Oberen, welche er dann mit Zustimmung prunksüchtiger Yankees auf dreiunddreißig vermehrte, welche, wie er log, von Friedrich dem Großen eingeführt worden sein sollten. Dieses „gute Geschäft" nannte man später den „alten und angenommenen schottischen Ritus". In Frankreich war während der Revolution der Schwindel jener „Kaiser vom Osten und Westen" in Vergessenheit gerathen, als im Jahre 1804, wo die Maurer nicht nur wieder Duldung, sondern auch kaiserliche Protektion fanden, wenn sie thaten, was der Corse wollte, die dreiunddreißig Grade aus Amerika als neueste Neuigkeit nach dem ursprünglichen Mutterlande zurückgebracht wurden, und zwar wieder durch jüdische Vermittlung und durch die Eitelkeit des französischen Grafen de Grasse-Tilly, der sich von

Juden auf den Antillen hatte aufnehmen lassen und nun als „Souverain Grand-Commandeur“ eine schottische Großloge stiftete, die sich aber schon am Tage nach der Krönung Napoleons mit dem Großen Orient vereinigte. Die Unterhandlungen führten von den beiden Seiten die Marschälle Kellermann und Massena, und Grasse-Tilly leistete dem Großmeister Roëttiers den Eid der Vereinigung. So wurde der Großorient mit dem Schwindel der dreiunddreißig Grade inficirt, welche ihm auch blieben, als nach kurzer Zeit die „schottischen“ Brüder wieder austraten und das noch bestehende „Suprême conseil“ gründeten.

Eine andere anachronistische Erscheinung, als die ägyptische (vielmehr jüdische) Maurerei ist die, wie im vorigen, so auch in diesem Jahrhundert wieder spukende Templerei, welche jedoch nicht mehr, wie damals, die Freimaurerei beherrscht, sondern mit ihr nur lose, theilweise gar nicht zusammenhängt. Das Letztere war der Fall bei den Neutemplern von Paris, welche zwar an ähnliche Märchen glaubten, wie die „strikte Observanz“, jedoch nicht die Freimaurer, welche ihnen als Ketzer galten, sondern sich selbst für die wahren Nachfolger der alten Templer hielten. Sie zählten deshalb unter sich die Jahre nach der Stiftung des Tempelordens (1118), und ihre „Gelehrten“ erdichteten eine fortlaufende Reihe von Großmeistern desselben, welche mit einem gewissen Larmenius aus Jerusalem, den Jakob von Molay zu seinem Nachfolger bezeichnet haben soll, an den Untergang der alten Templer anknüpft. Die Neutempler besaßen eine angebliche Urkunde dieses Larmenius, durch welche er die Großmeisterwürde seinem Nachfolger verlieh, welche aber gefälscht war, einerseits, weil ein Larmenius niemals existirt hat, anderseits, weil die lateinische Sprache derselben nicht jene des vierzehnten Jahrhunderts ist und nach den Statuten des Tempels nicht der Großmeister, sondern nur der Konvent seinen Nachfolger wählen konnte. Ebenso falsch waren die mit der Urkunde zugleich aufbewahrten Reliquien (Waffen, Gebeine u. s. w.) der Templer. Alles Erwähnte ist in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verfertigt worden, als einige vornehme Herren, denen die Maurerei zu gemein war, nach neuen, edleren Ordensverbindungen lüstern wurden. In ihren Planen durch die Revolution unterbrochen, gelangten sie erst unter Napoleon, der sie gleich den Freimaurern beschützte, zur Verwirklichung ihrer Ideen. In der Vorstadt Nouvelle France zu Paris erwarben sie ein prachtvolles Lokal und feierten jährlich mit öffentlicher Todtenmesse den Sterbetag Molay's, doch nicht ohne dabei das aufgeklärte Wesen der alten Templer hervorleuchten zu lassen. Ihre Aufnahmen und Ceremonien sollen denen der Letzteren nachgeahmt sein. Unter dem Großmeister, dessen Stelle von 1804 bis 1838 Raimond Fabré de Palaprat einnahm, standen vier Großvikare von Europa, Asien, Afrika und Amerika, welche jedoch in diesen Erdtheilen nichts zu befehlen hatten; ja die ganze Erde wurde von diesem Orden in Großpriorate und Komthureien

getheilt, mit deren Titeln die eiteln Mitglieder prangten. Auch Kleriker, mit neun Graden, deren höchsten die „Bischöfe" bildeten, besaßen die neuen Templer, und Alle, Ritter und Priester, trugen die Kostüme, wie sie der Orden im Mittelalter trug; aber nicht nur die Kleidung, auch ihr Thun und Treiben war die reinste Maskerade und Prahlerei. Im Jahre 1825 zogen sogar sechs Pariser Templer den Griechen gegen die Türken zu Hülfe, doch ohne daß die Geschichte von ihren Thaten etwas zu melden hätte. Nach den Gesetzen der neuen Templer sollten, wie nach denen der alten, blos Adelige aufgenommen werden; da jedoch das Gelt, wenn es auch keine Ahnen hat, überall willkommen ist, so nahm man es mit der Ahnenprobe nicht genau, und es sollen manche ehrsame Epiciers mit den rothbekreuzten weißen Mänteln geschmückt worden sein, was ihnen allerdings komisch gestanden haben mag. In Folge dieser Nachsicht nahmen die Neutempler in Paris, ungeachtet öfterer Streitigkeiten unter sich, die sogar zu zeitweisen Trennungen führten, so stark zu, daß es die Jesuiten und ihre Anhänger der Mühe werth fanden, gegen den „aufgeklärten Orden" zu arbeiten, der Papst, seine Aufhebung zu verlangen, und die Regierung, den Großmeister einzusperren, was jedoch Alles ohne Folgen blieb.

Die „erleuchtete" Dogmatik der Neutempler stützt sich auf zwei gefälschte „heilige Schriften", das Levitikon und das Evangelium. Jenes besteht in einer aus dem Französischen in's Griechische übertragenen Auseinandersetzung der Prinzipien, Lehren und Gebräuche des Ordens, nach welcher dessen Theologie eine stark pantheistisch und zwar spinozistisch gefärbte ist, indem sie alles Existirende in Gott aufgehen läßt. Das „Evangelium" aber ist dasjenige des Johannes im Original, aus welchem alle Stellen, welche Wunder erzählen, ausgemerzt und andere nach den Lehren des Levitikon verstümmelt sind; denn die pariser Templer verwechseln den Täufer Johannes, den Schutzpatron der alten Templer, mit dem angeblichen Evangelisten dieses Namens. Beide Schriften athmen aber nicht die Freidenkerei der alten Templer, sondern jene Voltaire's und des achtzehnten Jahrhunderts. Zu gewissen Feierlichkeiten zogen die Neutempler auch die Damen bei. Seit dem Jahre 1848 sollen sie sich jedoch aufgelöst haben oder verschollen sein.

Außer jenen zu Paris gibt es auch Neutempler, doch in weit größerer Anzahl, in England, Schottland, Irland und Nordamerika. Sie gingen fast sämmtlich aus den sogenannten Hochgraden der Freimaurerei hervor, sind jedoch den alten drei Graden derselben, sowie den anerkannten Großlogen, durchaus fremd und besitzen eine völlig abgesonderte Organisation. Die Neutempler Schottlands zerfallen in zwei Parteien, deren jede der ächte Orden zu sein behauptet; es gibt dort aber auch sogenannte Templer, welche aus dem Johanniter-Orden hervorgingen und mit der Maurerei niemals etwas gemein hatten. Auch die englischen Templer theilen sich in zwei feindliche Parteien, von denen jede aus den

Kreuzzügen herstammen will. Von einer derselben haben sich die irischen und amerikanischen Templer abgezweigt. In alle diese sogenannten Orden, die in Wirklichkeit Spielzeug für große Kinder sind, können nur solche Christen aufgenommen werden, welche glauben, daß Christus in der Absicht, die Sünder mit seinem Blute zu erlösen, in die Welt gekommen sei, und müssen schwören, diesen Glauben mit ihrem Schwerte zu vertheidigen und mit ihrem Blute zu besiegeln. Man hat jedoch leider von ihren Thaten zu Gunsten des von der freien Forschung bedrohten Glaubens noch nie etwas gehört. Sie müssen überdies in der Regel die Grade eines „Rosenkreuzers" (den achtzehnten) und eines „Kadosch" oder „Heiligen" (den dreißigsten des sogenannten schottischen oder vielmehr jüdisch-französischen Systems) besitzen. Alle verkleiden sich, wie die Pariser, in das Kostüm der alten Templer. In Amerika erscheinen sie in diesem sogar auf der Reise zur Versammlung, und es ist schon vorgekommen, daß sie vom Volke und von der schaulustigen Jugend für wandernde Schauspieler oder Kunstreiter gehalten wurden. Ihre Vereine heißen Encampments; diejenigen der Vereinigten Staaten, zweiundvierzig an der Zahl, stehen unter dreizehn Großkomthureien und einem General Grand Encampment. Ihre Beamtungen sind denjenigen der alten Templer nachgebildet und je nach Geschmack oder Eitelkeit noch vermehrt; es gibt unter ihnen Schwertträger, Fahnenträger, Prälaten u. s. w. Einzelne Grade nennen sich „Ritter vom rothen Kreuz", „Ritter von Malta" u. s. w. Die bedauernswerthen Ritter berathen sogar „Exerzierreglemente", und es ist unbegreiflich, aber dennoch wahr, daß ganz bedeutende und geistreiche Männer, welche im Staatsleben eine hervorragende Rolle spielen, diesen Unsinn mitmachen. Die amerikanische Templerei hat sogar, gemeinsam mit den dortigen aftermaurerischen Hochgraden, ihren Apostel gehabt. Jeremy Croß, so hieß er, reiste beinahe sein Leben lang (er war geboren 1783 und starb um 1860) zu dem Zwecke herum, Hochgrade kennen zu lernen, zu empfangen, zu bearbeiten und zu verbreiten. Seit 1819 veröffentlichte er maurerische Ritualien der verschiedensten Grade und sogar die „Hieroglyphen" der Templer und Ritter von Malta, welche in vielen Auflagen erschienen, und erhielt schon 1824, in Anerkennung seiner Verdienste (!), vom „souveränen Großen Rathe" zu Charleston das Patent eines „souveränen General-Groß-Inspektors" mit dem Rechte, überall auf der Erde Logen und Kapitel zu errichten und zu regieren. Er hat jedoch von diesem Rechte als ächter Yankee nur soweit Gebrauch gemacht, als er damit ein „gutes Geschäft" verbinden konnte, was in Europa kaum der Fall gewesen wäre.

Neben den ägyptischen Mysterien und der Templerei war auch eine ebenso kindische Auferweckung der alten gallischen Druiden aus ihrem ruhigen Schlummer unserm Zeitalter vorbehalten. Im Jahre 1787 entstand unter diesem Namen zu London eine Gesellschaft, deren Mitglieder

sich für Nachfolger der alten Druiden ausgaben und ein dem freimaurerischen ähnliches Ceremoniell annahmen. Sie verzweigten sich jedoch mit der Zeit und wurden einander entfremdet, so daß es 1858 bereits siebenundfünfzig von einander unabhängige Druidenorden in England gab, deren jedoch gegenwärtig, in Folge von Wiedervereinigungen, nur noch fünfzehn sind. Sie verbreiteten sich auch nach Australien (in England und dort zusammen sollen sie hunderttausend Mitglieder zählen) und 1833 auch nach Amerika. In New-York errichteten sie 1849 eine Oberbehörde ihres Ordens für die Vereinigten Staaten, in denen ihre Zahl gegen achttausend beträgt. Ihre Lokalvereine, Groves (Haine) genannt, stehen unter dreizehn Grand Groves und diese unter dem „Großhain der Vereinigten Staaten des vereinigten alten Ordens der Druiden". Von den gegenwärtigen zweiundneunzig Hainen verhandeln nur vierundzwanzig in englischer, die übrigen in deutscher Sprache, — so vielen Geschmack fanden die eingewanderten Deutschen an dieser Kinderei. Die Druiden arbeiten in mehreren Graden, deren höhere ein eigenes „Hoch-Erzkapitel" haben. Der oberste Würdenträger des Großhains heißt „Hochedler Hoch-Erz". Die Verhandlungen der amerikanischen Druiden werden gedruckt, jene der englischen aber streng geheim gehalten; beide Abtheilungen haben wenig Verkehr miteinander. Ihre Zwecke sind Verbreitung geselligen und geistigen Verkehrs unter den Mitgliedern, Sorge für Kranke und Nothleidende und Beerdigung der verstorbenen Mitglieder durch den Orden, — was Alles recht schön ist, aber ohne Maskerade auch möglich wäre.

Ungefähr gleichzeitig mit den modernen Druiden entstanden (zu Liverpool und Manchester) die ihnen in Manchem ähnlichen, gleich ihnen aber mit der Maurerei (außer der Nachahmung) nicht zusammenhängenden Odd fellows (seltsamen Gesellen), so genannt nach ihren komischen Ceremonien, wie denn auch ihr Motto heißt „quid rides"? Ihre Mitglieder haben sie meist in den niederen Ständen, welchen die Gebühren der Freimaurerei zu hoch sind. In Großbritannien und dessen Kolonien brachten sie es bisher auf 3600 Logen mit 750,000 Mitgliedern. Sie verpflanzten sich aber auch seit 1799 nach Amerika und erhielten in Maryland 1821 die erste Großloge, deren es jetzt in sämmtlichen Vereinigten Staaten welche gibt, überragt von einer Centralgroßloge, deren erster Würdenträger „Grand Sire" heißt. Der erste Inhaber dieses Amtes und zugleich der eifrigste Apostel der Odd fellows in Amerika war Thomas W i b l e y. Die drei ursprünglichen Grade des Bundes heißen: der weiße, blaue und scharlachrothe, zwischen welche später zwei neue mit den Farben fleischroth und grün eingeschoben wurden. Es gibt aber auch bei den seltsamen Brüdern Hochgrade, welche nicht in den Logen, sondern in den höher stehenden „Lagern der Patriarchen" ertheilt werden, nämlich die Grade der Eingeweihten oder Patriarchen, der „goldenen Regel" und des „königlichen Purpurs". Es werden nur Männer zwischen zwanzig und vierzig

Jahren in den Bund aufgenommen. Die Odd fellows tragen in den Logen weiße Schürzen mit Einfassungen von der Farbe ihres Grades, in den Lagern schwarze mit Verzierungen je nach dem Grade und außerdem Zeichen an farbigen Bändern. Wie bei den Freimaurern dienen Zeichen, Wort und Griff, sowie halbjährlich erneuerte Paßwörter zur Erkennung der Brüder. Ein Eid der Verschwiegenheit wird nicht mehr geleistet. — Die Zwecke der sonderbaren Gesellen bestehen in Besuch und Unterstützung der Armen, Kranken, Witwen und Waisen und in Beerdigung der Todten, für welche wohlthätigen Handlungen jährlich etwa siebenzigtausend Dollars ausgegeben werden. Außerdem zeichnen sich die Bundesmitglieder durch festes Zusammenhalten, treue Freundschaft und Beistand in Glück und Unglück aus, so daß bei ihnen Ernst und Posse sich die Hand reichen. Neulich haben sie auch in Deutschland Eingang gefunden.

Den Odd fellows nachgeahmt sind die 1848 in New-York durch eingewanderte Deutsche gestifteten Harugari, welche den Zwecken ihres Vorbildes auch denjenigen der Verbreitung der deutschen Sprache in Amerika beifügen und daher ihren Logen patriotische deutsche Namen geben, z. B. Hermann, Thusnelda, Nibelungen, Schiller, Körner u. s. w. Sie behaupten, von einem alten deutschen Ritterorden (!) herzustammen und zählen unter mehreren Großlogen gegen hundert Logen in den Vereinigten Staaten, besonders in Pennsilvanien und Ohio, mit Bibliotheken, Gesangschulen und anderen zweckmäßigen Einrichtungen. Ein anderer Geheimbund unter den Deutschen in Amerika, aber mehr im Westen, ist der Orden der Rothmänner, welcher seine Symbolik den wilden Indianern entlehnt, in deren Kostüm die Mitglieder erscheinen; die Logen heißen „Stämme“, die Großloge „Große Rathsversammlung“, die Grade: der tapfere, der Krieger- und der Häuptlingsgrad.

C. Antimaurer.

Wir haben bereits (Bd. II. S. 250) gesehen, daß die im achtzehnten Jahrhundert gegen den Freimaurerbund geschleuderten Bannflüche der „heiligen Väter“ ohne Erfolg geblieben waren. Darum gab aber das römische System seinen Kampf gegen den humanen, konfessionslosen Bund nicht auf, — es verschob ihn nur auf gelegene Zeit. Und diese wähnte Pius VII. gekommen, als er im Jahre 1814, nach seiner Wiedereinsetzung in die weltliche Herrschaft, den Jesuiten-Orden wieder herstellte. Er verband daher mit dieser Gunstbezeugung konsequenter Weise einen feindlichen Schritt gegen die Antipoden jenes Ordens, die Freimaurer, welche er durch ein Edikt seines Kardinal-Staatssekretärs Consalvi verdammen ließ, worauf einem freimaurerischen Kaufmanne, der noch zu rechter Zeit geflohen war, die Güter eingezogen und auf offenem Markte verkauft

wurden. Derselbe Papst wiederholte seinen väterlichen Fluch im Jahre 1821, indem er die Freimaurer auf die willkürlichste Weise mit den damals thätigen Carbonari zusammenwarf, die er in seiner „Unfehlbarkeit" „vielleicht einen Ableger, oder doch gewiß eine Nachahmung der Freimaurer" nannte. All' dies schien aber nicht zu genügen, und Leo XII. warf zur Abwechslung im Jahre 1825 durch die Bulle „Quo graviora mala" die Freimaurer mit den Bibelgesellschaften (!) zusammen, mit denen er sie zugleich verdammte. Aber alle diese heiligen Väter wurden weit in Schatten gestellt durch den gegenwärtigen Papst Pius IX., welcher die Freimaurer, oder die „verdammten abscheulichen Sekten der Verderbniß" nicht weniger als fünfmal „verdammt, verboten und geächtet" hat, wie es in den betreffenden Allokutionen und Encykliken von 1846, 1849, 1854, 1864 und 1865 wörtlich heißt*). In einer dieser Allokutionen wies Pius in dunkler Sprache auch „Erdichtungen" zurück, die über ihn verbreitet worden seien; er meinte damit das bekannte Gerücht, daß er selbst in früheren Jahren dem Maurerbunde angehört habe.

Wie die Bannbullen des Papstes, so wiederholten sich in unserm Jahrhundert auch die Verfolgungen der Freimaurer in Spanien und Portugal, die im vorigen so schön geblüht hatten (Bd. II. S. 250). In letzterm Lande wütete der fromme und blutige Dom Miguel während seiner usurpatorischen Herrschaft gegen sie, und der Kardinal Souza, Erzbischof von Lissabon, hetzte den Pöbel gegen sie, der dann mehrere Freimaurer ermordete. Seit dem Sturze jenes Ungeheuers haben jedoch diese Verfolgungen aufgehört und der Bund blüht in hohem Maße. In Spanien wurden nach der Restauration der Bourbons 1815 die meisten Freimaurer verhaftet, 1824 alle vogelfrei erklärt, 1825 ihrer fünf in Granada gehängt und ein Aufzunehmender zu achtjähriger Kettenstrafe verurtheilt, 1828 auf der Antilleninsel Grenada der Marquis Cavrilano und Alvarez de Soto Mayor zum Tode verurtheilt, weil sie verdächtig waren, Maurer zu sein, 1829 in Barcelona der Oberst Galvez hingerichtet und zwei Andere auf die Galeeren geschickt, 1853 die ganze Loge zu Gracia, mit dem Deutschen Eybert an der Spitze, verhaftet und die Mehrzahl zu mehrjährigem Kerker verurtheilt, — 1868 aber die Urheber dieser Justizmorde mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt.

Um dieselbe finstre Zeit der beginnenden Restauration, in welcher die Bannbullen gegen die Freimaurer, sowie deren Verfolgung in Spanien und Portugal wieder anhuben, tauchten auch in Deutschland, wenn auch nur von privater Seite, gehässige Angriffe gegen den Bund auf. Wir erwähnen von solchen: das Buch „Sarsena (ein ganz bedeutungsloses und wol auf einem Mißverständniß beruhendes Wort) oder der vollkommene

*) Der Papst und die modernen Ideen (vom Jesuiten Schrader). IV. S. 77 ff.

Baumeister", welches seinen Haß hinter entstellter Veröffentlichung freimaurerischer Gebräuche verbarg, „Mac-Benac" von Lindner, welches den Bund von pietistischem Standpunkte aus verhöhnte, und die „Karrikaturen des Heiligsten" von Steffens, welche denselben überhaupt lächerlich zu machen suchten.

In neuester Zeit sind diese literarischen Angriffe noch erbitterter geworden. Es gingen solche aus von dem „protestantischen Papste" Hengstenberg, von dem Hanswurst der katholischen Literatur, Alban Stolz zu Freiburg im Breisgau, von dem schlangenklugen Bischof Ketteler, von dem durch seine Polemik zuletzt wahnsinnig gewordenen und verschollenen Denunzianten Eckert und von dem gleich einem Chamäleon seine Farben wechselnden „seltsamen Gesellen" Daumer*).

Einen weit größern Umfang aber als in katholischen und orthodox-protestantischen Ländern nahm die Verfolgung gegen die Freimaurer im „Lande der Freiheit", in Nordamerika an. In den Vereinigten Staaten, wo die Mitglieder des Bundes weit zahlreicher sind und sich weit mehr der Öffentlichkeit preisgeben als anderswo, und wo, wie wir gesehen haben, schon 1819 Rituale veröffentlicht wurden, erhob sich 1826 unbegreiflicher Weise auf das Gerücht hin, daß ein Handwerksmaurer, William Morgan, mit Veröffentlichung eines Werkes über die Freimaurerei umgehe, unter einem Theile der Freimaurer eine ungeheure Aufregung. Eine Anzahl Solcher verschworen sich, das Vorhaben zu verhindern, bemächtigten sich Morgan's, sperrten ihn in Fort Niagara ein, dessen Kommandant ebenfalls dem Namen nach Maurer war, und sollen ihn nachher in den Niagara gestürzt oder sonst ermordet haben. Ganz aufgehellt worden ist die Sache nie; vielmehr ist auch behauptet worden, man habe Morgan später noch lebend gesehen. Die jedenfalls völlig unmaurerische That erweckte indessen solche Erbitterung unter dem doch an alle Arten von Lynchjustiz gewöhnten Volke, daß dasselbe acht Jahre lang (bis 1834) die Logen und Maurer und mit ihnen auch die Odd fellows und andere ähnliche Gesellschaften auf alle mögliche Weise bedrängte und verfolgte. Ja es bildete sich sogar eine eigene politische Partei der Antimasons, welche aber bald ihre Bedeutung verlor, und die Maurer erholten sich so sehr, daß sie jetzt in den Vereinigten Staaten, freilich nicht zum Vortheil der Reinheit des Bundes, über viertausend Logen zählen, — mehr als die übrige Erde zusammen! —

*) Näheres in Fiat lux (Leipzig bei O. Wigand 1866).

Viertes Buch.

Die Wissenschaft der Natur.

Erster Abschnitt.

Die Erforschung der Natur und des Menschen.

A. Mathematik und Astronomie.

Mit hoher Ehrfurcht vor den großartigen Leistungen des forschenden Menschengeistes, wenn auch mit unzureichenden Mitteln und Kräften, betreten wir die Bahn der Entdeckungen im unergründlichen Reiche der Natur, welche in der laufenden Periode der Kulturgeschichte wahrlich Triumfe gefeiert haben, die denen der vorangehenden Perioden wohl an die Seite gestellt werden dürfen.

An Erhabenheit steht weit über den anderen Inbegriffen naturwissenschaftlicher Kenntnisse die Erforschung der gesammten Welträume, über deren Größe und Beschaffenheit, so winzig die darin hausenden Körper dem menschlichen Auge erscheinen, dennoch so Vieles uns vertraut geworden, daß der unersättlichen Wißbegierde des Menschen stets nach mehr und tieferer Kenntniß gelüstet. Den ersten großen Astronomen unseres Jahrhunderts erblicken wir in Pierre Simon Laplace, geboren 1749 als Bauernsohn zu Beaumont-en-Auge, 1799 Senator, Graf und Pair des Kaiserreichs, 1814 durch die Bourbons Marquis, gestorben 1827. In politischer Beziehung war er charakterlos und kroch vor einer Dynastie wie vor der andern. Seine bedeutendsten astronomischen Werke sind: Exposition du système du monde (1796), in welchem er sein System volksthümlicher und kürzer, und Traité de mécanique céleste (1799—1825, 5 Bände), in welchem er es wissenschaftlicher und ausführlicher darlegte.

Laplace meint, der Urstoff der Sonne und aller Glieder ihres Systems

habe in den Urzeiten als eine flüchtige formlose Gasmasse im Weltraume geschwebt; dieselbe habe sich nach und nach verdichtet, hiedurch Licht und Wärme erzeugt und sei in eine kreisende Bewegung gerathen. Hiedurch sei aus der Gasmasse eine abgeplattete Kugel und darauf eine linsenförmige Scheibe entstanden, die sich nach und nach in mehrere sich von einander ablösende Ringe getheilt habe. Jeder Ring habe seine Rotation fortgesetzt, sei hiedurch zerrissen und habe sich entweder zu einer Kugel verdichtet, wie Merkur, Venus, Mars, oder zu mehreren solchen, wie die Asteroiden und wol auch die Meteore, oder es haben sich auch von ihnen wieder Ringe abgelöst, welche dann zu Trabanten des verdichteten Planeten geworden, wie die Monde der Erde, des Jupiter, Saturn u. s. w. oder noch als Ringe bestehen, wie jene des Saturn. Laplace's System ist im Wesentlichen noch nicht widerlegt worden.

Unser Planetensystem hat in keinem Jahrhundert eine so großartige Vermehrung erfahren, wie in dem unsrigen. Schon seit Kepler staunte man über den unverhältnißmäßig großen, die Harmonie der Planetenabstände von der Sonne störenden Raum zwischen Mars und Jupiter (Merkur ist acht, Venus vierzehn, Erde zwanzig, Mars zweiunddreißig, Jupiter einhundertvier, Saturn zweihundert, Uranus dreihundertzweiundneunzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, — in runder Zahl nämlich). In jenem Zwischenraume vermutete man daher einen neuen Planeten. Aber es blieb nicht bei einem. Man kann unser Jahrhundert in astronomischer Beziehung das der Asteroiden oder Planetoiden nennen. Gerade am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, deren Bahn Gauß in Göttingen berechnete, wornach sie Zach auffand. Es folgten ihr bald drei Geschwister: Pallas durch Olbers in Bremen 1802, Juno durch Harding zu Lilienthal 1804 und Vesta wieder durch Olbers 1807, Alle von winziger, nicht einmal unsern Mond erreichender Größe (die größte hat 145 Meilen Durchmesser, so daß dort wol, wenn diese Kügelchen bewohnt sind, Lilliputer leben!). Es trat eine längere Pause ein, während welcher man das Planetensystem mit elf Hauptkörpern abgeschlossen glaubte, als unvermutet gegen Ende 1845 Hencke zu Driesen die Asträa auffand. Seither ist diese Gruppe von Zwergen des Weltalls unerschöpflich geworden; jedes Jahr brachte ihr neuen Zuwachs. Hencke selbst fand 1847 noch die Hebe, Hind zu London 1847 die Iris und später noch viele weitere, Gasparis zu Neapel 1849 die Hygiea und später ebenfalls andere, und heute zählt man ihrer nicht weniger als einhundertzwölf, denen gewiß noch viele folgen werden.

Aber nicht nur im Innern, sondern auch nach Außen wuchs die Planetenschaar, und zwar schon bald nach Wiederaufnahme der Asteroiden-Entdeckungen. Aus den Abweichungen der Stellung des Uranus (s. Bd. II. S. 266) schloß man auf einen weitern, störenden Planeten, dessen Entfernung Leverrier in Paris auf sechshundert Millionen Meilen von

der Erdbahn festsetzte und dessen Größe er berechnete. Nachdem er diese Entdeckung 31. August 1846 der Akademie angezeigt, berichtete er sie auch an Galle in Berlin, der dann an dem Abend des Tages, da er den Brief erhalten, am 23. September, den neuen Planeten in der Gegend des Steinbockes, wo ihn Leverrier vermutet, wirklich auffand! Die weiteren Beobachtungen Anderer bestätigten diese wunderbare Bewährung astronomischer Berechnungen glänzend. Der Planet wurde Neptun genannt und bald fanden Lassell in England und Bond in Amerika zwei Monde desselben. Der Neptun ist siebenhundertsiebzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt und daher von ihr fünfhundertmal schwächer erleuchtet, als die Erde, aber einhundertzehnmal größer als letztere, und bedarf zu seiner Reise um die Sonne einhundertvierundsechszig Jahre und zweihundertvierundzwanzig Tage nach unserer Zeitrechnung. Weniger glücklich als mit seiner Ahnung eines fernsten war Leverrier mit seiner Vermutung eines nächsten Planeten, welcher, vierzehnmal kleiner als Merkur, in neunzehn Tagen sein Jahr zurücklegen sollte!

Aber auch an den längst bekannten Planeten wußte die neueste Astronomie neue Eigenschaften zu entdecken. Bessel fand 1832 den wahren Durchmesser des Merkur, mit sechshunderteinundsiebzig geographischen Meilen, und Encke, im Gegensatze zu Lagrange, daß die Masse jenes Planeten nur $^5/_{12}$ der bisher geglaubten Stärke betrage, oder 1,22 derjenigen der Erde. De Vico beobachtete 1840—1842 die Flecken der Venus, welche beide Herschel der Atmosphäre des Morgen- und Abendsterns zuschrieben. Die neuesten Forscher haben gefunden, daß die Verhältnisse der Venus, namentlich Atmosphäre, Tag- und Nachtwechsel, Dämmerung, Länder und Meere, Berge und Thäler, denjenigen der Erde sehr ähnlich sein müssen. Arago untersuchte die Abplattung des Mars, welche man an Venus und Merkur vergeblich gesucht hat. Derselbe maß die schon 1716 von Philipp Maraldi entdeckten und 1784 von Herschel dem Vater beschriebenen Schneeflecken um beide Pole des Planeten, und Mädler bildete dessen beide Halbkugeln ab, auf denen er und Beer da, wo der Schnee fehlt, grüne Färbung wahrnahmen. Die zuletzt genannten Astronomen berechneten auch die Abplattung des Jupiter und Heinrich Schwabe in Dessau dessen Flecken. Herschel der Vater (1802) und Griesbach (1843) beobachteten die Stellung der Monde dieses größten Planeten. Derselbe Herschel beschrieb 1789—92 zuerst die Theilung der Ringe des Saturn, und 1850 entdeckten Bond in Cambridge (Amerika) und Dawes in Maidstone (England) einen dritten Ring. Bessel und Struve bestimmten die Größe der Saturnsringe und ihre Masse, und schon 1827 hatte Schwabe zu Dessau die Excentricität Saturns innerhalb seiner Ringe entdeckt. Laplace und Andere stellten die Bahn des Uranus fest und Mädler maß 1842 und 1843 seine Abplattung.

Unter den Nebenplaneten oder Trabanten unseres Sonnensystems ist

begreiflicher Weise der Mond der Erde in Folge seiner Nähe wissenschaftlichen Beobachtungen am günstigsten. Arago nahm 1848 die Polarisation des Lichtes im Monde, Melloni in Italien 1846 die Erzeugung von Wärme durch diesen Weltkörper wahr. Andere haben durch lange Beobachtungen (welche namentlich Gruithuisen eifrig betrieb) nachgewiesen, daß der Mond einer Atmosphäre entbehre. Damit sind Keplers Mondmeere wenn auch nicht in Ebenen, doch in Flächen ohne bedeutende Erhöhungen, verwandelt, und unserer neuesten Zeit ist es endlich gelungen, namentlich mit Hülfe der Photographie, vom Monde eine ebenso treue Karte zu entwerfen, wie von der Erde selbst, und sogar Mondlandschaften zu zeichnen. Es ist dagegen noch ungewiß, ob man den Mond, wegen seines Mangels an Wasser, für einen noch unentwickelten oder für einen bereits ausgelebten Weltkörper halten soll. Die Zahl der Monde des Jupiter (4) ist durch die neuesten Forschungen nicht vermehrt worden, dagegen durch Lassell und Bond (gleichzeitig 1848) jene des Saturn um einen (den siebenten nach der Entfernung); die Umlaufszeiten derselben berechnete John Herschel, der dem Vater ebenbürtige Sohn (1792—1871), welcher sich 1834 zum Zwecke astronomischer Beobachtungen am südlichen Himmel nach dem Kap der guten Hoffnung begab. Die Monde des Uranus unterscheiden sich nach dem Letztern von denjenigen der anderen Planeten und von diesen selbst dadurch, daß sie sich nicht von West nach Ost, sondern von Ost nach West bewegen. Es sind noch nicht alle sechs seit dem Entdecker (Herschel dem Vater) wieder erblickt worden, nämlich der dritte und fünfte noch nicht.

Die Kometen, diese excentrischen Bürger unseres Sonnensystems, sind in unserm Jahrhundert der Gegenstand sehr eingehender Beobachtungen. Von 1801 bis 1827 entdeckte Pons siebenundzwanzig, in drei Monaten von 1840 Galle drei neue Kometen; in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurden neun (im ganzen achtzehnten blos acht, im siebenzehnten zwölf, im sechszehnten aber dreiundzwanzig) dem bloßen Auge sichtbare Kometen wahrgenommen, während man der teleskopischen jährlich zwei bis drei entdeckte. Die schönsten Schweifsterne unserer Zeit waren die von 1807, 1811, 1819, 1835 und 1843. Von innern Kometen, d. h. solchen, welche innerhalb der Planetenbahnen sich bewegen, hat die erste Hälfte unseres Jahrhunderts sechs (den ersten nach Encke, seinem Berechner benannt, 1819) beobachtet; sie haben eine Umlaufszeit von 3,30 bis 7,44 Jahren. Die Umlaufszeit des Kometen von 1811 berechnete Argelander auf 3065, des von 1680 Encke auf 8814, des von 1780 Cuvier auf 75,838, des von 1844 Plantamour auf über hunderttausend Jahre. Einen der merkwürdigsten Kometen neuester Zeit sah Donati zu Florenz 1858 und berechnete seine Sonnenferne auf 6800 Millionen Meilen (achtmal so weit als Neptun). Die Länge seines Schweifes betrug $5^1/_2$ Millionen Meilen. Der Biela'sche innere Komet von 1846 (Umlaufszeit 6,62 Jahre) theilte sich, wie man Ende 1845 in Amerika und in Europa im Januar

1846 beobachtete, in zwei Kometen; vom 24. März an sah man jedoch nur noch einen, bis er am 20. April verschwand. Die Kometen scheinen ziemlich sicher keine feste, sondern gasförmige Körper zu sein, womit jede Gefährlichkeit eines Zusammenstoßens mit anderen Weltkörpern wegfiele. —

Beinahe ganz allein unserer Periode gehört die Erforschung der Meteore, Feuerkugeln und Aërolithen an, oder der sogenannten Sternschnuppen, räthselhafter Weltkörper geringen Umfangs, welche unserer Atmosphäre, ja oft sogar der Oberfläche unseres Planeten Besuche abstatten. Seit Chladni's Theorie (Bd. II. S. 266) hat man diese Erscheinung immer sorgfältiger beobachtet, zuerst Humboldt 1799 in Südamerika, namentlich zahlreiche Forscher aber seit den dreißiger Jahren. Olbers hat sie zuerst durch die Darstellung ihres Wesens dem Sonnensystem einverleibt und Schiaparelli die Ähnlichkeit ihrer die Sonne periodisch umkreisenden, sehr excentrischen, nahe parabolischen Bahnen mit jenen der Kometen nachgewiesen. Man bemerkte stets die größte Menge von Meteoren in den Monaten August und November, mit der Zeit aber auch in anderen Monaten ansehnliche solche, und hat endlich berechnet, daß täglich Ströme von drei Millionen Meteoren in die Atmosphäre der Erde eindringen. Man hat theilweise sehr umfangreiche (bis zu 32 Centnern schwere) Stücke zersprungener Meteore, welche auf die Erde fielen, gesammelt und in ihnen lauter solche Stoffe gefunden, wie sie auf der Erde vorkommen. Der verdienteste neuere Erforscher dieser Erscheinung ist Eduard Heis in Aachen.

Das Zodiakallicht wurde in unserer Periode von Laplace, Arago, Schubert und Anderen als aus einem dunstartigen, abgeplatteten, frei im Weltraume zwischen der Venus- und Marsbahn kreisenden Ringe ausstrahlend erklärt. Humboldt beobachtete es aufmerksam im tropischen Amerika, wo sein Glanz den der Milchstraße übertraf.

Dem Haupt- und Centralkörper des Weltsystems, dessen einzelne Theile wir soeben erwähnten, der Sonne, gab Encke eine Masse, welche die der Erde 359,551 mal übertrifft. Laugier berechnete ihre Rotation auf 25,34 Tage und die Neigung ihres Äquators auf 7 Grad 9 Minuten. In Bezug auf die physische Beschaffenheit der Sonne ist die neuere Astronomie zu dem Resultate gelangt*), „daß der Sonnenkörper selbst fast ganz dunkel, aber in einer großen Entfernung von einer Lichthülle umgeben sei; daß in der Lichthülle durch Strömungen von unten nach oben trichterförmige Öffnungen entstehen, und daß der schwarze Kern der Flecken ein Theil des dunkeln Sonnenkörpers selbst sei, welcher durch jene Öffnung sichtbar werde. Um diese Erklärung für das Einzelne der Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche befriedigender zu machen, werden in dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft drei Umhüllungen der dunkeln Sonnenkugel angenommen: zunächst eine innere wolkenartige Dunsthülle; darüber

*) Humboldt, Kosmos III. S. 382.

die Lichthülle, und über dieser (wie besonders die totale Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 erwiesen zu haben scheint) eine äußere Wolkenhülle, dunkel oder doch nur wenig erleuchtet." Diese Ansicht ist jedoch nicht zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Gautier in Genf versuchte, vier Perioden von vielen oder wenigen Flecken auf der Sonnenscheibe (von 1827 bis 1843) mit den mittleren Temperaturen zu vergleichen, welche gewisse Stationen Europa's und Amerika's darboten. Schwabe in Dessau, Schumacher in Wien, Arago und Andere beobachteten die Sonnenflecken mit besonderm Fleiße. Henry zu Princeton in Amerika wies schon 1815 nach, daß die Sonnenflecken bedeutend weniger Wärme ausstrahlen, als die fleckenlosen Theile der Sonnenscheibe. Schwabe hat während eines Zeitraums von 24 Jahren (1826—1850) oft über dreihundert Tage jährlich die Sonnenflecken erforscht und gefunden, daß ihr Maximum 1828, 1837 und 1848, ihr Minimum 1833 und 1843 eintrat, mithin annähernd fünf- und zehnjährige Perioden sich ergeben haben. Neuestens ist die Photographie dazu vorgeschritten, die Flecken, Fackeln und Protuberanzen der Sonne, namentlich zur Zeit der Finsternisse, abzubilden.

Zu den Geschwistern unserer Sonne im unendlichen Weltall, den Fixsternen übergehend, ist es zuerst ihre Zahl, welche unser Interesse in Anspruch nimmt. Argelander rechnete 1850 zwanzig Sterne erster, 65 zweiter, 190 dritter, 425 vierter, 1100 fünfter, 3200 sechster, 13,000 siebenter, 40,000 achter und 142,000 neunter Größe. Der Katalog Lalande's enthält in der neuen Bearbeitung von 1847 47,390 Sterne, der Atlas Harding's fünfzigtausend. Struve nimmt über zwanzig Millionen Fixsterne an. Die vollständigsten Sternkarten hat die Berliner Akademie geschaffen; sie begannen 1824 nach Bessel's Plan.

Das Streben, die Zahl der Fixsterne zu ergründen, führte zu dem Versuche, die Sternhaufen und Sternschwärme aufzulösen. Denjenigen am Gürtel der Andromeda löste 1848 Bond zu Cambridge in Amerika in fünfzehnhundert erkennbare Sternchen auf. Den größten Sternhaufen, die das gesammte Himmelsgewölbe umfassende Milchstraße, erforschten namentlich die beiden Herschel. Der Jüngere schätzte ihre Entfernung von der Sonne auf eine solche, zu deren Durcheilung das Licht zweitausend Jahre bedarf, nämlich auf 2585 Billionen Meilen! In den beiden Magellanischen oder Kapwolken (Bd. I. S. 381) zählte Derselbe 782 einzelne Sterne, 328 Nebelflecke und 53 Sternhaufen. Zu den Nebelflecken rechnete man früher auch die Sternhaufen, jetzt zählt man nur noch die unaufgelösten solchen dazu, deren Auflösung indessen die Zukunft ebenfalls bringen kann. John Herschel entdeckte am südlichen Himmel 1708 Nebelflecke zu den ihm bereits bekannten 2307 des nördlichen Himmels. Lange stritten sich die Astronomen, ob die Nebelflecke Sternhaufen oder bloße Dunstkreise seien, welch letzterer Meinung selbst der Vater Herschel anhing. Sein Sohn hat jedoch nach den Leistungen des

fünfzigfüßigen Teleskops von Lord Rosse zu Parsonstown in Irland, welches eine große Menge von Nebeln auflöste, gestehen müssen, daß in Wirklichkeit kein Unterschied zwischen Nebelflecken und Sternhaufen bestehe (1849). Doch gibt es immer noch genug unaufgelöste Nebelflecke, und es ist die Ansicht ausgesprochen worden, sie möchten ferne, von der unsrigen, durch die Milchstraße umschlossenen verschiedene Weltinseln sein, bis zu welchen unsere Fernröhre nicht weiter dringen können, als bis zur Ahnung ihrer Existenz!

Seit den Jahren 1670 bis 1672, wo im Sternbilde des Fuchses ein Stern dreimal erschien und wieder verschwand, war dies Phänomen nicht mehr vorgekommen, bis Hind am 28. April 1848 in London einen neuen röthlichgelben Stern fünfter Größe im Schlangenträger entdeckte, welcher noch 1850 in elfter Größe sichtbar war. Veränderliche Sterne (zu welchen denn auch wol die verschwindenden gehören) wurden nach Argelander's Tabelle bis 1850 vierundzwanzig mit Perioden von beinahe drei (β im Perseus) bis zu 495 Tagen (30 in der Hydra) beobachtet, besonders durch Harding, Hind und beide Herschel. Es gibt ihrer aber noch mehrere, deren Perioden nur noch nicht erkannt sind. Struve (1838) und John Herschel bemerkten Lichtzunahme an Capella und Heis Lichtabnahme an Wega. John Herschel und Heis fanden auch, daß sich die Reihenfolge der sieben Hauptsterne des Großen Bären nach ihrer Lichtstärke veränderе.

Zu den wichtigsten Entdeckungen der neuesten Zeit bezüglich der Fixsterne gehört indessen die Feststellung der Thatsache, daß dieselben gar keine Fixsterne sind, sondern sich in manigfacher Weise bewegen. Zu den auffallendsten Bewegungen sogenannter Fixsterne gehören die der Doppelsterne. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man kaum zwanzig, — seit den Forschungen erst Christian Mayers (1778), dann aber noch mehr der beiden Herschel und Struve's kennt man etwa sechstausend Doppelsterne. William Herschel stellte 1794 den Grundsatz fest, daß in partiellen Sternsystemen mehrere Sonnen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen. Er entdeckte und beschrieb deren 846, Struve 6695, John Herschel 1830. Noch lange nicht an allen Doppelsternen wurde die gegenseitige Bewegung konstatirt, bei vielen aber nach der Zeit ausgerechnet, was Umlaufsperioden von dreißig bis zu über sechshundert Jahren ergeben hat, und zwar bewegt sich bald ein Stern um den andern, ruhenden, bald beide um einen gemeinsamen Schwerpunkt. Ja es gibt Sonnen, welche sich um dunkle Körper bewegen, wie z. B. Sirius und Prokyon, an welchen Bessel dies 1844 entdeckt und (an Sirius) Peters in Königsberg 1851 ausgerechnet hat. Struve beobachtete (wie er 1837 veröffentlichte), daß bei 375 Sternpaaren beide Theile von derselben Farbe, 101 von verschiedenen Nüancen einer Farbe, 120 aber von verschiedener Farbe waren. Die genannten Forscher haben indessen außer den Doppel-

sternen auch Systeme von drei und vier Sternen entdeckt; ja der scheinbar einfache Stern ϑ im Orion besteht sogar aus sechs Körpern.

Während die Bewegung der Doppel- und mehrfachen Sterne eine Ausnahme im Weltall bildet, ist dagegen eine gemeinsame Bewegung sämmtlicher Gestirne jetzt eine unumstößliche Thatsache. Keiner von den Sternen, welche die Alten beobachtet, hat im Laufe der Zeiten seine Stellung zu den übrigen genau beibehalten. Arktur, μ der Kassiopeia und der Doppelstern 61 im Schwan haben, namentlich nach Bessel's (seit 1812) und Argelander's Berechnungen, ihren Ort in zweitausend Jahren um $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$ und 6 Vollmondsbreiten verändert, einige Sterne geringerer Größe noch in bedeutenderm Maße. Die vier Sterne des südlichen Kreuzes bewegen sich nach verschiedenen Richtungen. Man erkannte diese Thatsachen namentlich seit den Beobachtungen von Tobias Mayer (1756), Maskelyne (1770) und Piazzi (1800). Dieselben wurden immer mehr vervollkommnet, namentlich seit man es lernte, die Parallaxe der Sterne aufzufinden, d. h. die Entfernung derselben unter sich und vom Beobachtungspunkte. „Eine sichere, befriedigende Kenntniß von Parallaxen, sagt Humboldt, beginnt erst, auf mikrometrische Abstandsmessungen gegründet, zwischen den Jahren 1832 und 1838." Peters gab 1840 die Zahl der schon aufgefundenen Parallaxen zu 33 an. Henderson (1832) und Maclear (1839) haben die Parallaxe des Doppelsternes α im Kentauren auf 0",9128 bestimmt und damit nachgewiesen, daß er der unserm Sonnensysteme nächstgelegene Stern sei; Peters bestimmte nach vielen Vergleichungen von 1818 bis 1838 die Parallaxe des Polarsterns auf 0",106, der Capella auf nur 0",046. Konnten nun so die Bewegungen der sogenannten Fixsterne verfolgt werden, so gelangte man mit der Zeit zu überraschenden Resultaten. William Herschel fand durch seine Beobachtungen 1805 und 1806, daß unser Sonnensystem sich nach der Gegend des Sternbildes Herkules hinbewege; dies wurde durch spätere Forschungen durchaus bestätigt. In das Gebiet der Hypothesen fallen dagegen die Versuche, der gesammten Fixsternwelt einen gemeinsamen Schwerpunkt zu geben. Schon Argelander suchte denselben im Perseus, Mädler aber (welcher die Eigenbewegung von über achthundert Fixsternen geprüft), mit seiner glänzenden Hypothese einer Centralsonne, in der Nähe der Alkyone, des Hauptsternes der Plejaden, welcher 715 Lichtjahre von uns entfernt ist (eine Parallaxe von 0",00457), und dessen Größe Mädler auf millionenmal diejenige unserer Sonne schätzte, wie den Umlauf unseres Sonnensystems um die Centralsonne auf $22\frac{1}{4}$ Millionen Jahre.

Die neueste Astronomie hat sich jedoch nicht damit begnügt, die Entfernung und Größe der Gestirne zu messen; — sie ist soweit gegangen, ihre Zusammensetzung chemisch zu untersuchen. Es geschah dies durch das Spektroskop, durch welches man in den einen Sternen eine Ähnlichkeit des Spektrums mit dem unserer Sonne, in anderen dagegen, und zwar

namentlich in den farbigen und veränderlichen Sternen, eine große Menge von dunkeln Linien bemerkte. Es sind dadurch in vielen Sternen chemische Bestandtheile entdeckt worden, welche dieselben enthalten und welche solchen der Erde entsprechen. Ferner hat das Spektroskop dazu geführt, die Sonnenfinsternisse näher zu untersuchen, und zu erkennen, daß die Kometen wirklich gasförmig seien, was man nun auch von den nicht aufgelösten Nebelflecken glaubt, so daß wir diese fernen Welten in dem unentwickelten Zustande erblicken, in dem sie sich befanden, als der uns erreichende Lichtstrahl vor Millionen Jahren von ihnen ausging! — Ebenso herrscht seit Anwendung des Spektroskops die Ansicht wieder vor, daß die Sonne sich in glühendflüssigem Zustande befinde. Es haben sich um die Benutzung dieser Erfindung besonders Bunsen, Kirchhoff und Secchi verdient gemacht.

Die Fortschritte der Astronomie sind wesentlich gefördert durch die zunehmende Errichtung von Observatorien oder Sternwarten und deren telegraphische Verbindung, was die geographische Gradmessung wesentlich erleichtert. Außer Europa haben nun Nord- und Südamerika und Australien zahlreiche Observatorien. Bedeutend ist auch die Wirksamkeit der 1863 gestifteten deutschen astronomischen Gesellschaft, welche in Verbindung mit zehn Sternwarten die genauen Stellungen aller Sterne der nördlichen Halbkugel zu ermitteln sucht.

Vieles Verdienst haben sich die populären Bearbeitungen der Astronomie erworben, von denen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts die von Friedrich Theodor Schubert, aus der neuesten Zeit die von Littrow, Mädler und Anderen zu nennen sind.

Weit weniger reichhaltig und zugleich weit weniger interessant als die Geschichte der Astronomie ist diejenige der übrigen mathematischen Wissenschaften. Anschließend an die Arbeiten der Bernouilli und Euler (Bd. II. S. 268) waren es am Anfange unseres Jahrhunderts vorzugsweise Franzosen, welche die Berechnung der Größen pflegten. Adrien Marie Legendre schuf seit 1790 die neuere wissenschaftliche Geometrie, Monge 1812 die „beschreibende Geometrie". Die Derivationsrechnung hatte 1800 Arbogast begründet. Lacroix förderte die Differenzial- und Integralrechnung, Charles Dupin die Ingenieurwissenschaft, namentlich die Hydraulik. Der Astronom Laplace umfaßte überdies in seinem Geiste die gesammte Mathematik und machte besonders in der Wahrscheinlichkeitsrechnung Epoche. Seine Vielseitigkeit theilte zur Restaurationszeit Augustin Louis Cauchy. In Deutschland stand diesen Forschern der Astronom Gauß ebenbürtig gegenüber. Im zweiten und dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts zeichnete sich der Ingenieur August Leopold Crelle als praktischer Mathematiker aus. Über die neueste Geschichte der Mathematik fehlen uns leider genaue Angaben.

B. Naturlehre und Naturgeschichte.

Unsere Periode hat die Physik tüchtig gefördert. Für die Lehre vom Lichte begann mit unserm Jahrhundert (s. Bd. II. S. 270) eine neue Epoche. Es begründete sie um 1802 der englische Arzt Th. Young, indem er die sogenannten Farben der dünnen Platten zuerst wieder einer genauern Betrachtung unterzog und aus ihnen das Gesetz der Interferenz der Wellen ableitete. Darin lag der Sturz der Newton'schen Emanationstheorie und ein Sieg der Huyghens'schen Undulationslehre, und zwar um so mehr, als Young die störendsten Mängel des letztern Systems verbesserte. Anfangs erhielt seine Ansicht wenig Anhang, namentlich da Laplace an Newton's System festhielt; sie brach sich aber Bahn, als sich Fresnel für ihn erklärte. Seit 1802 lehrte Wollaston die Beobachtung der Strahlenbrechung durch das Prisma in sieben Farben. Im Jahre 1808 machte Malus die Entdeckung, daß gewöhnliches Licht bei der Zurückwerfung von einer Glasfläche, unter einem bestimmten Winkel, in denselben Zustand versetzt werden könne, in welchen es durch die Doppelbrechung im Kalkspathe gelangt, daß also auch ein so vom Glase reflektirter Strahl bestimmte Seiten oder Pole habe. Malus nannte diese Erscheinung die Polarisation des Lichtes; zuerst schien dieselbe der Undulationstheorie entgegen zu sein; aber Young zeigte bald, daß die letztere vielmehr jene Erscheinung allein zu erklären vermöge. Biot, der sich übrigens vergeblich bemühte, die Emanationstheorie zu halten, vervollkommnete die Entdeckung von Malus, indem er zwei Arten von Krystallen unterschied, solche, bei welchen das Brechungsverhältniß für den ungewöhnlich gebrochenen Strahl größer, als für den gewöhnlichen, und solche, bei denen es kleiner sei, oder attraktive und repulsive (jetzt: positive und negative). Wichtige Entdeckungen bezüglich der Strahlenbrechung in den Krystallen machten auch die Astronomen Herschel und Arago (cirkulare Polarisation). Den Zusammenhang aller Beobachtungen dieser Männer aber stellte Fresnel her, indem er das Gesetz aufstellte, nach welchem durch die Beugung des Lichtes inner- und außerhalb des Schattens der Körper Streifen gebildet werden. Der durch Vervollkommnung des Glasschleifens und der Optik ausgezeichnete Josef Fraunhofer (geboren 1787 zu Straubing, gestorben 1826 zu München als Direktor des optischen Instituts), bestimmte 1815 zuerst genau die nach ihm benannten, durch fehlende Strahlen entstehenden fixen Linien des Spektrum, gegen 600 an der Zahl, und benützte sie zur Messung der Refraktion. Brewster untersuchte 1822 die Fraunhoferschen Linien und beobachtete neue solche. John Herschel, welcher die Flammen analysirte, in denen verschiedene Salze verbrannten, entdeckte, daß diese Stoffe bestimmte Linien in der Flamme hervorrufen. Wollaston entdeckte 1835, daß der elektrische Funke verschiedene Linien zeige, je nachdem er von einem Stoffe abspringe. Listing berechnete, daß die erste

der neun Spektralfarben, das Braun, in der Sekunde 364 Billionen, die letzte, das Lavendel, aber 800 Billionen Schwingungen vollbringe und daß letztere bei jeder Farbe sich um 48 Billionen vermehren. Cauchy war unausgesetzt bemüht, „die Grundlagen der Undulationstheorie immer sicherer durch Herleitung aus den allgemeinen Gesetzen der Wellenbewegung festzustellen.“ Neumann in Königsberg untersuchte mit Erfolg die Theorie der doppelten Strahlenbrechung in krystallinischen und anderen Körpern. Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg, Huggins und Miller haben endlich die Spektralanalyse begründet und es dahin gebracht, daß, wie wir bei Anlaß der Astronomie erwähnten, die Stoffe ermittelt werden können, welche in den leuchtenden Körpern vorhanden sind.

Auf dem Gebiete der Wärmelehre versuchte zuerst Lambert die Rechnung auf die Lehre von der Wärme anzuwenden, namentlich zur Bestimmung der von der Sonne der Erde mitgetheilten Wärmemenge. Prevost erklärte die scheinbare Reflexion der Kälte durch das sogenannte bewegliche Gleichgewicht der Wärme, nach welchem Körper, die in einerlei Raum mit einerlei Temperaturgrad sich befinden, auch alle dieselbe Temperatur beibehalten. Melloni wußte den von Seebeck entdeckten sogenannten Thermomagnetismus in Verbindung mit dem Galvanometer zu einem Meßinstrumente für die Wärme zu machen, welches sich glänzend bewährte, wodurch das Gesetz von der strahlenden Wärme bedeutende Vervollkommnung erfuhr. Derselbe hat auch die Identität zwischen Licht- und Wärmestrahlen nachgewiesen, und so die Undulationstheorie auch in das Gebiet der Wärme eingeführt. Mayer stellte 1842 den Begriff des mechanischen Äquivalents der Wärme fest. So hat endlich die mechanische Wärmetheorie einen entscheidenden Sieg über die chemische erfochten.

Die Lehren vom Magnetismus und von der Elektrizität haben in unserer Zeit einen immer innigern Zusammenhang gewonnen. Es war dies besonders der Fall, seitdem Örstedt 1820 in Kopenhagen die Einwirkungen eines elektrischen Stroms auf eine Magnetnadel nachwies. Seine Beobachtungen wurden überall bestätigt und noch in demselben Jahre fand Ampère die Einwirkung, welche zwei von elektrischen Strömen durchflossene Leiter auf einander ausüben, sowie diejenige, welche der Magnetismus der Erde auf einen elektrischen Leiter ausübt. Diese Wahrnehmungen wurden von Arago, Fresnel und Faraday noch mehr vervollkommnet, wie auch nicht minder von Örstedt und Ampère selbst, welche jedoch dieselben auf verschiedene Weise erklärten; Jener glaubte in dem elektrischen Leitungsdrahte einen transversalen Magnetismus zu erblicken, während Dieser umgekehrt den Magnetismus aus elektrischen Strömen herleitete. Letztere Ansicht scheint den Sieg davon tragen zu wollen. Schweigger entdeckte durch den Zusammenhang zwischen Magnetismus und Elektrizität den Galvanometer oder magneteleftrischen Multiplikator, mittels dessen Ohm sein Gesetz über den Zusammenhang der

Intensität eines elektrischen Stroms mit einer elektromotorischen Kraft aufstellte und bewies. Endlich stellte 1832 Faraday die Gesetze der Magnetelektrizität, und der Induktion auf, aus welchen hervorgeht, daß der Magnetismus nur dann einen elektrischen Strom erregt, wenn er bewegt wird. Fechner und W. Weber fanden das Gesetz des Zusammenhangs der elektrischen Ströme, und Faraday entdeckte den Diamagnetismus oder das Gesetz der anziehenden und abstoßenden Einwirkung des Magnets auf verschiedene Körper.

In der Chemie hatte, wie schon erwähnt (Bd. II. S. 275), die Entdeckung Volta's eine neue Periode begründet. In ihrer Anwendung bethätigten sich vorzüglich Nicholson, Davy, Wollaston, Berzelius, Ritter, Jäger, Ermann, Schweigger und mehrere Andere, und stellten mit ihrer Hülfe unzählige elektrochemische Versuche über Mineralien und andere unorganische Körper, vegetabilische und animalische Substanzen u. s. w. an. Freilich verleiteten diese Versuche Ritter zur Erneuerung des Irrthums, als sei das Wasser ein einfacher Körper, Sauerstoff und Wasserstoff aber nur seine positiv- und negativelektrischen Formen, und Davy zu der Meinung, Schwefel, Phosphor und die Metalle seien nicht einfach, sondern Wasserstoffverbindungen (Hydrate). Die Chemie ging aber dennoch ihren richtigen Weg. Humfry Davy entdeckte mittels der Voltaischen Säule 1807 die Zersetzbarkeit der Alkalien und Erden, indem er zeigte, daß sie Oxyde seien, sowie die Verwandlung der Erden in Metalloide, welches Resultat besonders Gay-Lussac und Thenard weiter verfolgten. Die verschiedenen Ansichten unter den Chemikern über das Verhältniß der Stoffe trafen endlich in dem Punkte zusammen, daß in jedem chemischen Processe dem Elektropositiven ein Elektronegatives (dem Brennbaren ein Zündendes), entgegen gesetzt sei. Die größten Entdeckungen in der Chemie verdanken wir aber dem Schweden Jakob Berzelius (geboren 1779, gestorben 1857), welcher das Löthrohr in allgemeinen Gebrauch brachte, das Cerium, das Selen, die Thorerde, das Silicium, Zirkonium und Tantal entdeckte, die Mineralien vom chemischen Standpunkte ordnete und die Atomgewichtszahlen der Stoffe bestimmte. Seitdem schritt man immer weiter fort in Entdeckung wirklich einfacher Stoffe. Die Zahl derselben nahm endlich, gegenüber den ehemaligen vier Elementen, so zu, daß sie beinahe mit den Entdeckungen der Planetoiden wetteiferte und heute den Betrag von vierundsechszig erreicht hat. Unter den neueren chemischen Forschern, welche an diesen Entdeckungen theilnahmen, haben sich besonders Döbereiner, Gmelin, Wöhler, Mitscherlich und Liebig ausgezeichnet. Der Letztere erfand einen höchst einfachen und doch sichern Apparat zur Analyse der Stoffe. Der bereits genannte Faraday entdeckte das verschiedene physikalische Verhalten, welches Körper von gleicher chemischer Zusammensetzung zeigen können, und Mitscherlich, daß Körper von ungleicher, aber analoger chemischer Zusammensetzung in Bezug

auf ihren physikalischen Charakter eine große Übereinstimmung erkennen lassen (Isomorphismus), sowie daß eine und dieselbe Verbindung von Elementen zwei verschiedene Krystallformen annehmen kann (Dimorphismus). Friedrich Wöhler (geboren 1800) zeichnete sich durch seine streng mathematische Sicherheit, Justus Liebig (geboren 1803) durch seine Vielseitigkeit und glänzende Darstellungsgabe aus. In neuester Zeit war besonders interessant (1860) die Entdeckung des Cäsium und Rubidium durch Bunsen und Kirchhoff mittels der Spektralanalyse. Die jüngste Vergangenheit hat der Wissenschaft, von der wir sprechen, wieder neue Wandelungen gebracht, namentlich in Bezug auf die Klassifikation der Grundstoffe. Mehrere Jahre herrschte in dieser Beziehung die Typentheorie, welche die Stoffe, ohne Rücksicht darauf, ob es mineralische oder organische seien, ordnete und für ihre Verbindungen, nicht ohne Willkürlichkeit, sogenannte „typische Formeln" aufstellte. Neuestens ist sie jedoch von der Molekularchemie verdrängt worden. Dieselbe unterscheidet zwischen Molekul, der kleinsten Menge eines Körpers, die für sich existiren, und Atom, der kleinsten Menge eines Körpers, welche in Verbindungen vorkommen kann, so daß zu einem Molekul wenigstens zwei Atome gehören. Die ungleiche Fähigkeit der Elemente, sich mit anderen zu verbinden, wird von diesem die Chemie heute beherrschenden Systeme „Atomigkeit" oder Valenz genannt. Nach ihr theilt man die Elemente in einatomige, zweiatomige u. s. w. Die hiedurch vermittelte bessere Kenntniß der Atomverbindungen hat zur Entdeckung wichtiger chemischer Stoffe geführt*).

Im Bereiche der Geognosie und Geologie machten 1810 Cuvier und Brongniart mit ihrer mineralogischen Beschreibung des Pariser Tertiärbeckens Epoche, und 1815 folgte ihnen Smith, der schon am Ende des vorigen Jahrhunderts (Bd. II. S. 277) die erste Schichtentafel entworfen, mit der ersten geologischen Karte von England. Kleinere Länderräume waren schon früher von Schülern Werners graphisch dargestellt worden (die Schweiz 1805 von Gruner). Die erste geologische Karte Deutschlands lieferte Leopold von Buch, eine solche von Europa 1829 Ami Boué. Die Merkmale der Schichten waren für diese Forscher durchweg die Versteinerungen. Im Jahre 1828 stellte Sir Charles Lyell die Altersfolge geschichteter Felsarten streng nach ihren Versteinerungen fest und trennte das tertiäre Gebiet nach dem abnehmenden Procentgehalte von Thierresten noch nicht erloschener Arten in drei geologische Zeitalter. Elie de Beaumont folgerte 1829 aus den beobachteten Schichtenstörungen das Alter der großen Gebirgserhebungen, und vermutete, daß die Ketten aller gleichzeitig erhobenen Gebirge die nämliche

*) Art. Chemie im Supplement zur 11. Auflage des Convers.-Lexikon von Brockhaus. 1871.

geographische Richtung hätten. Auf Erhebungen und Senkungen der Küsten machten Leopold von Buch und Darwin der Ältere aufmerksam, und eine Übersicht derselben von C. F. A. von Hoff wurde 1822 in Göttingen gekrönt. Leopold von Buch suchte überdies zuerst die Erscheinung der Vulkane zu erklären. Näher erforschten dieselben Dana, ein Engländer, 1840, Junghuhn mit Bezug auf Java, Humboldt in Amerika, wo er erkannte, daß die Vulkane auf Spalten der Erdrinde stehen. — Seit François Arago 1821 entdeckte, daß die artesischen Brunnen in der Tiefe an Wärme zunehmen, wurde die Lehre, daß die Erde eine Eigenwärme besitze und je tiefer nach dem Mittelpunkte, desto höhere Temperatur entwickle, zur herrschenden. Neuestens haben sich die Geologen vorzüglich mit Berechnung des Alters der Schichten und der Anschwemmungen (wobei Millionen Jahre der Schöpfung nur mehr Kleinigkeiten sind), mit der Forschung nach Ausdehnung der vorweltlichen Gletscher, Meere, Kontinente und nach Beschaffenheit ihrer Floren und Faunen beschäftigt. Vorzügliche Werke in dieser Beziehung lieferten Burmeister („die Geschichte der Schöpfung") und Oswald Heer („die Urwelt der Schweiz").

Die Mineralogie bereicherte Hauy durch die Entdeckung des Gesetzes der Symmetrie und desjenigen der Axenveränderung. Die Grundform der Krystallsysteme hob zuerst 1807 Bernhardi hervor, Weiß legte das Hauptgewicht in der Krystallographie auf die drei Dimensionen der Körper, und Naumann bezeichnete die Krystalle durch Projektion der gegenseitigen Lage ihrer Flächen, was Miller, Questedt und Kupffer weiter entwickelten. Hieher gehören auch die Forschungen über die Polarisation des Lichtes in den Krystallen, deren wir oben bei der Geschichte der Optik gedachten. Mitscherlich erkannte 1825, daß die Art der Ausdehnung der Krystalle beim Erwärmen mit gleichartigen oder verschiedenartigen Axen korrespondire. Frankenheim und Andere erforschten seit 1829 die Verhältnisse der Härte an den Krystallen. Rieß und Rose erkannten 1843, daß der Prehnit und Topas an zwei Seiten der Prismen gleiche Pole und die entgegengesetzten im Innern haben. Mitscherlich und Andere beobachteten seit 1821 die Metamorphosen der Krystalle, das Wachsen derselben u. s. w. Der Entdeckung elementarer Mineralien erwähnten wir bei Anlaß der Chemie.

In der Botanik erweiterte August Pyrame de Candolle aus Genf (geboren 1778, gestorben 1841) das Pflanzensystem von Jussieu (Bd. II. S. 279), und sein Sohn Alfons setzte sein Werk fort. Die durch diese Systeme vertretene „natürliche Methode" führten in Deutschland Batsch zu Jena, Sprengel und Link zu Berlin ein, während Lorenz Oken, der Urheber einer auf „naturphilosophischen" Ideen fußenden eigenthümlichen Naturanschauung, sowie Reichenbach zu Dresden, Schultz zu Berlin, Martins zu München, Endlicher zu Wien und Andere eigene natürliche Systeme aufstellten. Auch in England und Nordamerika fand die natür-

liche Methode zahlreiche Anhänger. Außer der äußern Kenntniß, Eintheilung und Beschreibung der Pflanzen sah aber unsere Zeit auch die Anatomie und Physiologie der Pflanzen als Wissenschaften entstehen. Es zeichneten sich in diesem Gebiete als Forscher aus: Rudolphi in Berlin (gestorben 1832), Treviranus in Bremen (gestorben 1837), Moldenhauer in Kiel, Kieser und Schleiden in Jena, Hugo von Mohl in Tübingen, Robert Brown, ausgezeichnet durch seine Geschicklichkeit in Anwendung des Mikroskops und Andere. Die Entwickelungsgeschichte der Pflanzen pflegten Goethe (1790) und Meyer (1832). Die Pflanzengeographie begründete Alexander von Humboldt, indem er an den Cordilleren die Höhengrenzen der Gewächse feststellte, nachdem schon vor ihm Tournefort am Ararat, Saussure in den Alpen, Ramond in den Pyrenäen, Willdenow in Bezug auf Ortskunde der Pflanzen überhaupt, Beiträge zu der neuen Wissenschaft geliefert hatten. Karl Ritter, den wir später mehr werden kennen lernen, veröffentlichte 1806 die erste Karte der Pflanzenverbreitung. Leopold von Buch erforschte in Skandinavien die Polargrenzen der Bäume und Sträucher. Georg Wahlemberg wurde durch seine Reisen in Lappland 1800—1810 zur Aufstellung des Gesetzes bewogen, daß die Sommerwärme für die Verbreitung der Gewächse entscheidend sei, was er auch 1812 in den Alpen und 1813 in den Karpaten bestätigt fand und worin ihm 1817 Humboldt beistimmte. Decandolle fand 1820 die Regeln des Einflusses der meteorologischen Kräfte auf die Pflanzen. Weitere Forschungen über die Verbreitung der Pflanzen verdanken wir Robert Brown, welcher fand, daß die Dikotyledonen oder vollkommensten Pflanzen in ihrer relativen Dichtigkeit vom Äquator nach den Polen abnehmen, die Akotyledonen oder unvollkommensten in gleicher Richtung zunehmen, die Monokotyledonen aber sich gleich bleiben. J. Fr. Schouw veröffentlichte den ersten vorzüglichen Atlas der Pflanzengeographie und vermehrte de Candolle's zwanzig Pflanzenreiche der Erde um zwei. Boussingault multiplizirte 1844 die Mittelwärme der Vegetationszeiten in hochgelegenen Gebieten des äquatorialen Amerika und des mittlern Europa mit der Zahl der Tage, die zwischen der Saat und Ernte der Feldfrüchte liegen, und fand das Gesetz, daß die Dauer des Kreislaufs arithmetisch wachse mit der Abnahme der mittleren Wärme; Wahlemberg in Upsala, Brown und Schouw vervollkommneten es. Über die Ernährung der Pflanzen forschten nach Schübler in Tübingen, Karl Sprengel, Justus Liebig, Brougniart, Jussieu und Dupetit-Thouars in Paris und Andere in verschiedenen Ländern. Die Flora Deutschlands bearbeiteten Schrader in Göttingen (gestorben 1836), Martens in Bremen, Koch in Erlangen und Andere, die der Schweiz Hegetschweiler in Zürich (gestorben 1839), die Frankreichs Monet de Lamarck (gestorben 1829), Decandolle und Andere, die Italiens Bertoloni in Bologna und Andere, die Englands Ed. Smith zu Norwich,

Besitzer von Linné's Herbarium, u. s. w. Die Floren außereuropäischer Länder wurden ebenfalls durchforscht; Houton aus Paris wählte Syrien, Jaubert und Spach Mesopotamien und Persien, Ledebour, Bunge und Meyer Sibirien, Thunberg aus Upsala und Fr. von Siebold Japan, mehrere Engländer Ostindien, Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Mittel- und Südamerika, Phil. von Martius und Ed. Pöppig Brasilien u. s. w. zum Gebiete ihrer Beobachtungen. Zahllos ist das Heer der Erforscher und Beschreiber einzelner Klassen und Ordnungen von Gewächsen. Großartige Kupferwerke illustrirten in England, Frankreich und Deutschland diese Forschungen; in mächtiger Zahl wuchsen zu ihrer Unterstützung die botanischen Gärten an, welche sich außer den Residenzen und Universitäten Europa's auch über Ostindien, Amerika und Australien ausbreiteten. Unter den vorhandenen Herbarien zeichnen sich jene zu London, Paris, Berlin, Wien und Petersburg aus. Die Kenntniß der Pflanzen ist hiedurch so gewachsen, daß, während Linné blos 6000 Arten kannte, Adanson deren schon 18,000, Robert Brown 33,000, Humboldt (1849) 100,000 und Alfons de Candolle (1855) bereits 150 bis 200,000 Arten zählte.

Wie schon bemerkt (Bd. II. S. 280), schuf erst unser Jahrhundert eine wissenschaftliche Zoologie. Ihr Vater war, im Gegensatze zu dem eleganten, aber unkritischen und unmethodischen Buffon, Georg Leopold von Cuvier, geboren 1769 in dem damals würtembergischen Montbeillard, seit 1784 zu Stuttgart gebildet, seit 1795 Professor in Paris, 1808 Rath der kaiserlichen Universität, 1814 Kanzler derselben, 1831 Pair von Frankreich, gestorben 13. Mai 1832. —

Sein Hauptwerk, le Règne animal, erschien 1817 in vier, 1829 und 1830 in fünf Bänden, in welchen beiden Ausgaben Latreille die Gliederthiere mit artikulirten Füßen bearbeitete. Cuvier's System gestaltete das Linné'sche namentlich in Bezug auf die niederen Thiere vollständig um. Es behielt die vier Klassen der oberen oder Wirbelthiere (Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fische) bei, stellte ihnen aber, als oberster Division, statt den zwei vagen Abtheilungen der „Insekten" und „Würmer", drei weitere Divisionen der „Wirbellosen" gegenüber, nämlich die Weichthiere, Gliederthiere und Strahl- oder Pflanzenthiere, welche zusammen in fünfzehn Klassen zerfielen, so daß das Thierreich nun deren neunzehn besaß. In der vergleichenden Osteologie hatte Cuvier eine solche Meisterschaft erlangt, daß er jedes aufgefundene Knochenstück sofort unterzubringen wußte. Mit gleicher Sicherheit umfaßte er die gegenwärtige und die Urwelt und die geologischen Revolutionen, welche zwischen dieser und jener die Erde umgestalteten.

Das bedeutendste System nach demjenigen Cuvier's stellte der bereits erwähnte Naturphilosoph Oken auf. Dasselbe korrespondirt mit seinem Pflanzensysteme und theilt die Thiere ein in Gefühls- oder Pflanzenthiere

und Sinnen- oder Thierthiere, erstere wieder in die drei Abtheilungen der Keimthiere, Geschlechtsthiere (Mollusken) und Tastthiere (Insekten) und in neun Klassen, letztere in Zungenthiere (Fische), Nasenthiere (Lurche, d. h. Reptilien), Ohrenthiere (Vögel) und Augenthiere (Suce, d. h. Säugethiere). An manigfachen Verbesserungen und Vervollständigungen der Systeme Cuvier's und Oken's und Anderer, sowie an neuen Systemen hat es nicht gefehlt. Unter den ausgezeichneteren Zoologen nennen wir, außer den schon Erwähnten, Geoffroy St. Hilaire, Rüppell, Prinz Max von Neuwied, Lichtenstein, Levaillant, Audubon, Brehm den Vater und dessen berühmtern Sohn (namentlich in Bezug auf die Vögel), Brogniart, Agassiz (auch als Geolog und Paläontolog von großem Namen) und dessen Mitforscher Karl Vogt, Burmeister, Roßmäßler, Milne-Edwards, Latreille (1762—1833, namentlich für Insektenkunde), Bory de St. Vincent, Ehrenberg (namentlich bezüglich der Infusorien) und Andere. Mehrere der Genannten, sowie auch die als Pflanzengeographen Erwähnten, haben der Thiergeographie wichtige Dienste geleistet und Faunen mehrerer Länder zu Tage gefördert. Zimmermann in Braunschweig hatte 1777 die erste Erdkarte für die Verbreitung der Säugethiere entworfen und erkannte zuerst die Isolirung der Fauna Australiens. Treviranus verbreitete die Untersuchung 1803 auch über die anderen Thierklassen. Der Holländer H. Schlegel gruppirte die Schlangen nach geographischen Gebieten. Andreas Wagner theilte die Erde in sieben große Thiergebiete und wies nach, warum diese und jene Arten ihre Gebiete nicht überschreiten können, Heinrich Berghaus verbesserte Wagners Karte sehr wesentlich.

Vieles für die Kenntniß und Anschauung der Thierwelt leisteten und leisten noch große Gesellschaften, wie die Zoological Society zu London mit ihrer bedeutenden Menagerie, und Andere, ferner die zoologischen Museen mit ausgestopften und präparirten Thieren, die zoologischen Gärten, deren ältester, der Jardin des Plantes zu Paris, weit überflügelt ist durch jene zu Hamburg, Dresden, Köln, Frankfurt, Amsterdam u. s. w., die Aquarien, deren reichstes wol jetzt Berlin besitzt, eine Menge Spezial-, besonders Insektensammlungen und kostbare, sorgfältige Kupferwerke aus allen bedeutenderen Ländern und von verschiedenem Umfange.

Die Anatomie und Physiologie der Thiere begründete ebenfalls Cuvier. Er vertiefte sich jedoch zu viel in das Einzelne und vernachlässigte den Überblick des Ganzen. Dagegen erhob er die von Daubenton gegründete Sammlung für vergleichende Anatomie zu Paris zur ersten der Erde. In Deutschland erwarben sich ähnliche Verdienste **J. F. Meckel (1781—1833), durch unermüdlichen Fleiß und außerordentlichen Scharfsinn in diesem Fache ausgezeichnet, Oken, welcher die Entstehung des Thieres und dessen Entwickelung vom Schleimbläschen bis**

zum Menschengehirn verfolgte und nachwies, Carus, welcher auf Oken gestützt, das Ganze des Thierorganismus darstellte, Bär, Burdach, Spix, Valentin (Entdecker der „Flimmerbewegungen"), Ehrenberg, und Andere, in England Home (1756—1832), Owen und Thompson.

Indem wir die Anatomie und Physiologie des Menschen des Zusammenhangs wegen in den Bereich der Heilkunde verweisen, erwähnen wir bezüglich unseres Geschlechtes der auf Blumenbach (Bd. II. S. 281) folgenden Eintheilungen desselben. Cuvier beschränkte sich auf drei Racen, eine weiße, schwarze und gelbe, welch letzterer er die Mongolen, Amerikaner und Malayen unterordnete. Bory St. Vincent aber stieg auf fünfzehn, indem er jede der fünf Blumenbach'schen in drei zerlegte. Die vollständigste Ethnographie hat bisher Prichard geliefert, — ohne Raceneintheilung, sondern nach den Erdtheilen. Neuere Forscher in der vergleichenden Ethnographie glaubten sich ausschließlich an die Schädelform halten zu sollen, so der Schwede Andreas Retzius 1844, welcher die Menschen in vier Hauptabtheilungen, nämlich in orthognathische (geradzähnige) und prognathische (schiefzähnige) Dolichokephalen (Langschädel) und Brachykephalen (Breitschädel) eintheilte, wobei jedoch die in Wohnsitz, Farbe, Anlagen und Kultur verschiedensten Völker zusammengeworfen und die darin ähnlichsten getrennt werden.

Wir schließen einstweilen die Geschichte der naturhistorischen Forschungen mit dem neuesten, denselben angehörenden Systeme, welches die frühere Trennung zwischen den Menschen und den Thieren, ja sogar zwischen den Thieren und Pflanzen aufzuheben oder wenigstens schwankend zu machen geeignet ist. —

Der Urheber dieses Systemes ist Charles Robert Darwin, Enkel des als Naturforscher und Dichter bekannten Arztes Erasmus Darwin (1731—1802), geboren 1809 zu Shrewsbury. Durch Studien und eine wissenschaftliche Reise nach Südamerika und Polynesien (1831—1836) ausgebildet, trat er seit 1840 mit zoologischen und geologischen Werken auf, bis er endlich 1859 mit seinem Hauptwerke „On the origin of species by means of natural selection" hervortrat. Er suchte in demselben allen Räthseln, welche die Schöpfung der Natur bis dahin dargeboten, durch den Gedanken ein Ende zu machen, daß sämmtliche Pflanzen und Thiere von gewissen Urformen herstammen, daß sich immer eine Art aus der andern, die vollkommnere aus der unvollkommnern, entwickelt habe, und daß die Verschiedenheiten, wie sie bestehen, ihren Ursprung in dem „Kampfe um das Dasein" und in der „natürlichen Auswahl" haben, weiter aber noch mittels der „Kreuzung durch Züchten" modifizirt werden. Da durch diese Ansicht, allerdings eine Hypothese, aber für den unabhängig denkenden Menschen von sehr einleuchtender Natur, die Schöpfungssagen der verschiedenen Religionen gründlich vernichtet werden, erhob sich gegen ihren Urheber von Seite der Orthodoxie ein furchtbarer Sturm, der noch

wütender wurde, als andere Naturforscher, namentlich Karl Vogt, die Konsequenz daraus zogen, der nächste Verwandte des Menschen müsse demnach der Affe sein, was indessen schon aus den Systemen Cuvier's, Lamarck's und Oken's mit Nothwendigkeit hervorgegangen war. Die Glaubenshelden, geistreich und ehrlich wie immer, karrikirten die neue Theorie dahin, daß sie ihr unterschoben, sie mache den Affen zum direkten Stammvater des Menschen, und im angeblichen Interesse der Religion dies als entwürdigend für den hohen Geist des Menschen darzustellen suchten. Der hierüber erhobene Streit, in welchen wir nicht näher eintreten können, veranlaßte den Vater der Theorie, sich selbst über deren Konsequenzen deutlich auszusprechen. Er that dies 1870 in seinem neuesten Werke „über die Abstammung des Menschen", worin er, nicht ohne schreiende Willkürlichkeiten, die ausgestorbenen Ureltern der verschiedenen Menschenracen, wenn auch nicht als Affen, doch ziemlich affenähnlich schilderte. Die Akten über diesen Streit sind jedenfalls noch lange nicht geschlossen, und die Forschung der Zukunft wird sich noch mehr mit dem Räthsel unserer Herkunft abmühen müssen.

C. Heilkunde.

Die Grundlage der medicinischen Wissenschaften, die Anatomie, wurde erst im siebenzehnten Jahrhundert der Gegenstand besonderer Schriften und erlangte erst durch Haller im achtzehnten (s. Bd. II. S. 296) eine wissenschaftliche Gestalt. Von da an erhielt sie ihre größte Vervollkommnung in Deutschland, wo sich am Anfange unseres Jahrhunderts Blumenbach, Sömmering, Loder, Hildebrand, Steil, Tiedemann, Bock (der Ältere) und Seiler, sämmtlich zugleich praktische Ärzte, in ihrer Pflege auszeichneten. Indessen emanzipirte sie sich schon in den ersten Jahrzehnten unserer Periode sowol von der Medicin, als von der Physiologie und wurde eine selbständige Disciplin, wie sich denn auch ihre Eintheilung in Osteologie (Knochenlehre), Syndesmologie (Bänderlehre), Myologie (Muskellehre), Angiologie (Gefäßlehre), Neurologie (Nervenlehre) und Splanchnologie (Eingeweidelehre) ausbildete, in welcher letztern Abtheilung man allerdings Vieles unterbrachte, was unter sich keine Verwandtschaft hat, wie die Sinnesorgane, die Respirations-, Verdauungs-, Absonderungs- und Geschlechtsorgane. In der Folge haben sich die Anatomen meist mit der mikroskopischen Erforschung ihres Gegenstandes, wie auch mit sinnreichen und kunstvollen Präparaten beschäftigt. Neulich haben indessen hervorragendere Anatomen auch vielfach das Mikroskop bei Seite gelassen und sich an die Natur selbst gehalten, wie die Verfasser geschätzter Lehrbücher, Hyrtl, Henle, Meyer, Luschka und Andere. Auch hat sich das Bedürfniß wieder fühlbar gemacht, die Trennung zwischen der Anatomie

und der Medicin theilweise aufzuheben und beide zu Zwecken der Erkenntniß und Heilung von Krankheiten näher zu verbinden. Es geschah dies vorzüglich durch Rokitansky aus Deutschböhmen, Professor in Wien, welcher nach langjährigen Übungen und Forschungen die pathologische Anatomie durch sein Lehrbuch (seit 1842) zur Wissenschaft erhoben und damit, neben seinem Freunde Skoda, eine neue Epoche der medicinischen Forschung begründet hat. Durch ihn „wurde das Gesammtgebiet der Heilkunde (der innern, chirurgischen und geburtshülflichen) hinsichtlich seines eigentlichen Vorwurfes, nämlich des erkrankten Körpers und seiner Unterschiede vom gesunden, auf jene Grundlage gestellt, welche von anderen Naturwissenschaften längst eingenommen wird, nämlich auf die nüchternste und gewissenhafteste Durchforschung des Einzelnen, verbunden mit stufenweise fortschreitender Verknüpfung der Thatsachen zu allgemeineren Sätzen und zur Enträthselung des gesetzmäßigen Entwickelungsganges der einzelnen organischen Vorgänge im Verlaufe der Krankheiten und Genesungen"*). Diesen Zweck erreichte er einmal durch zahlreiche Sektionen (wol über vierzigtausend), dann durch Kenntniß des Verlaufes der Krankheiten am lebenden Körper und endlich durch den großen Umfang seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Rokitansky ist daher der Vater der neusten Medicin und der Begründer einer auf Thatsachen und Untersuchungen, statt auf Phrasen und Einfälle gegründeten Diagnose der Krankheiten. Auf seine Bemühungen hin ist 1859 die prachtvolle neue pathologisch-anatomische Anstalt in Wien entstanden. In Nord-Deutschland haben namentlich Virchow zu Berlin und Bock zu Leipzig das Werk des großen Wiener Gelehrten weiter geführt.

Zu dieser neuesten Entwickelung der medicinischen Wissenschaft hat indessen auch die Physiologie das Ihrige beigetragen, in deren Bearbeitung in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Johann Müller und Magendie, später Ludwig in Leipzig, Helmholtz in Heidelberg, Valentin in Bern, Dubois-Reymond in Berlin, Claude Bernard in Paris, Donders in Leyden, Matteucci in Florenz und Andere sich ausgezeichnet haben. Mit der Physiologie haben die Chemie in Verbindung gebracht: früher Simon in Berlin und Lehmann in Jena, neulich Voit, Pettenkofer und Liebig in München, Hoppe und Seyler in Tübingen und Andere.

Während so die vorbereitenden Wissenschaften der Medicin, Anatomie und Physiologie an rascher Entwickelung und hoher Ausbildung mit den übrigen Naturwissenschaften wetteiferten, ist die eigentliche Heilkunde, d. h. die Kenntniß und Heilung der Krankheiten (Pathologie und Therapie) in unserer Zeit noch nicht über den Kampf verschiedener Parteien hin-

*) Professor Richter, Eine Stätte, von wo Licht ausging. Gartenlaube 1863 S. 747 ff.

ausgekommen. Da hauste einmal immer noch die Mixturen- und Pillen-Sintflut der alten Allopathen, deren Perücken und Zöpfe jetzt noch nicht gehörig ausgeklopft sind. Der erste heilkundige Gelehrte, welcher es wagte, gegen diesen Schlendrian aufzutreten, war Christoph Wilhelm Hufeland, geboren 1762 zu Langensalza, seit 1793 Professor in Jena, seit 1798 Leibarzt in Berlin, seit 1809 auch Professor dort, wo er 1836 starb, — ein in jeder Hinsicht edler Arzt und Mensch. Seine „Makrobiotik, oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern", welche viele Auflagen erlebt hat, rieth zum ersten Male, statt der „unfehlbaren" Apothekenschätze, vernünftige Diät und Bewegung als Präventiv- und Heilmittel an. Auch hat er die Leichenhäuser eingeführt.

Die erste Partei, welche gegen die Allopathie auftrat, war die der Homöopathie. Ihr Gründer war Christian Friedrich Hahnemann, geboren 1755 zu Meißen, seit 1779 Arzt an verschiedenen Orten Mitteldeutschlands, zuletzt in Dresden und Leipzig, dann Hofrath in Köthen, seit 1835 Verkünder seiner Lehre in Paris, wo er 1843 starb. Sein Hauptwerk, das „Organon der rationellen Heilkunde", erschien 1810. Darin stellte er seine zuerst 1796 veröffentlichte Lehre auf: daß „Ähnliches durch Ähnliches geheilt" werden müsse, auf welche er dadurch geführt wurde, daß er vom Genusse der Chinarinde, welche als Heilmittel für das Fieber gilt, bei gesundem Leibe einen Fieberanfall bekommen haben soll. Der Fehler, von solch' einzelnem, nicht einmal gehörig festgestelltem Falle auf die gesammte Heilkunde schließen zu wollen, rächte sich durch geradezu schwindelhafte Gestaltung seines ganzen Systems. Er feindete die bisherige Medicin rücksichtlos an, obschon er ihr nichts Besseres substituirte, fand aber, wie alle Propheten, zahlreiche Anhänger. Die Heilmittel, welche er anrieth und vorschrieb, waren in unendlichem Maße mit Wasser verdünnte Pülverchen, Tröpfchen, Streukügelchen, Riechfläschchen, während er alle Blutentfernung (Aderlassen, Schröpfen, Blutegel u. s. w.), das Brennen und die Umschläge verwarf, den Kaffee, die Gewürze und — das Kalbfleisch untersagte. Sind auch manche dieser Grundsätze zu rechtfertigen, so ist es doch niemals gelungen, dies vom Standpunkte der Wissenschaft in Bezug auf Hahnemanns Grundlehre zu thun. Die Homöopathie hat daher sowol zu wissenschaftlichen Untersuchungen bezüglich der Krankheiten und deren Heilung angeregt, als zu vielem Schwindel Anlaß geboten; ein Verdienst ist es von ihr, in das barbarische Blutentziehen und Feueranwenden Bresche geschossen zu haben. Sie hat in der Folge verschiedene Verzweigungen ihrer Anhänger erlebt. Die eine derselben, die Rademacher'sche Schule, stellte als Hauptgrundsatz auf, man müsse Mittel geben, welche auf das kranke Organ wirken, und bemüht sich daher namentlich, für jedes Organ des Körpers besondere Mittel aufzustellen. Eine weitere Abzweigung, und zwar eine gründlichere, wissenschaftlichere, ist die der Idiopathiker, welche indessen im Ganzen dieselben Grundsätze befolgt,

wie die zuletzt genannte Schule. Keine derselben hat sich aber als für alle Krankheitsfälle hinreichend erwiesen.

Eine neue medicinische Partei erstand in der Hydropathie, Hydrotherapie, Hydriatrik oder Wasserheilkunde, welche alle Krankheiten ohne Ausnahme mit kaltem Wasser behandelt und zu heilen den Anspruch erhebt. Ihr Begründer ist der Bauer Vincenz Prießnitz aus Gräfenberg in österreichisch Schlesien, geb. 1799, welcher durch eigene Erfahrungen auf die Anwendung und Heilkraft des kalten Wassers gerathen war. Nach fortgesetzter Praxis gründete er 1826 die berühmte Kaltwasserheilanstalt an seinem Heimatorte, wo er 1851 starb. Derselben sind mit der Zeit viele andere in allen Ländern Europa's und in Nordamerika gefolgt, und das System von vielen gelehrten Ärzten, zuerst von Professor Oertel, angenommen und in verschiedener Weise modifizirt worden. Gegen das System an sich ist gewiß nichts einzuwenden; denn das kalte Wasser im Allgemeinen hat sich stets und überall als in hohem Maße gesundheitbefördernd erwiesen; allein die von den Hydropathen befolgte Methode hat sich im Ganzen als pedantisch, anstrengend und übertrieben gezeigt und sich durchaus nicht in allen Krankheitsfällen bewährt.

Eine weitere Oppositionsstellung zu der veralteten Mixturheilkunde nimmt, in selbständiger Weise, der Professor Karl Ernst Bock in Leipzig, Sohn des berühmten Anatomen, geb. 1809, ein. Seine in der „Gartenlaube" und in dem „Buche vom gesunden und kranken Menschen," das schon viele Auflagen erlebt hat, enthaltene Lehre verwirft die Arzneien sowol, als, mit besonderer Heftigkeit, auch die Homöopathie und die Einseitigkeiten der Hydropathie. Er räth Mittel und Wege an, wie sie die Natur selbst darbietet, ohne jedoch ein einziges solches für alle Krankheiten geltendes aufstellen zu wollen; überhaupt aber ist es ihm mehr darum zu thun, Krankheiten zu verhüten, als schon ausgebrochene zu heilen. Eines seiner hauptsächlichsten Mittel ist bekanntlich das warme Wasser. In Bezug auf sanitarische Vorrichtungen, namentlich zu Gunsten der Schulkinder, in welcher Hinsicht nicht genug gewirkt werden kann, hat er sich sehr verdient gemacht.

In Opposition zu den alten Ärzten sowol, als zu Bock, weniger zur Homöopathie und am wenigsten zur Hydropathie hat sich die aus letzterer hervorgegangene Schule der Vegetarianer gesetzt, welche in England schon längere Zeit besteht, als deren Apostel in Deutschland aber der Naturarzt Hahn in der Waid bei St. Gallen in der Schweiz betrachtet werden muß, welcher in seiner mehrmals aufgelegten Schrift: „Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft" (zuerst 1859) die Lehre aufstellt, daß die Diät zur Verhütung der Krankheiten die Hauptsache sei, daß aber die Krankheiten meist von Überreizung des Körpers herrühren und daher alle Reizmittel zu verbannen seien. Er verwirft daher sowol

allen Fleischgenuß, als alle geistigen und aufregenden Getränke und alle Gewürze, und gestattet blos Milch, Kleienbrot, Gemüse und Früchte. Am wenigsten läßt sich bei diesem Systeme gegen die Verbannung des Tabaks einwenden, welche jedenfalls eine Wohlthat für die Menschheit wäre. Ein Gegenstand heftiger Controverse ist dagegen immer noch das von den Vegetarianern verurtheilte Impfen.

Die Vegetarianer haben seit den letzten Jahren in England und Deutschland Vereine gebildet, welche sich ziemlichen Zuwachses erfreuen und mit dem Eifer einer religiösen Sekte für ihre Grundsätze wirken. Es erscheinen auch Zeitschriften (wie Hahn's „Naturarzt") zur Verfechtung derselben und es werden Versammlungen gehalten, bei welchen man Gemüse-Bankette einnimmt und mit Himbeersaft Toaste ausbringt*). Nach der Versicherung der Vegetarianer hat ihre Lebensweise schon die überraschendsten Erfolge in Bezug auf Fernhaltung und Heilung der Krankheiten gehabt. Sie vergessen auch nicht, als humanen Beweggrund der Verwerfung des Fleischessens die künftige Verhütung des „Thiermordes" anzuführen.

Die Chirurgie hat sich in unserer Zeit ungemein vervollkommnet, namentlich da erst seit Ende der napoleonischen Kriege auch die wissenschaftlich gebildeten Ärzte sich ihr widmeten. In Frankreich brach hierin namentlich Dupuytren die Bahn, in England Astley Cooper, in Deutschland Rust, Gräfe, Walther, Langenbeck, Chelius, Dieffenbach, Textor, Stromeyer u. A. Es entwickelte sich die anatomische Chirurgie, welche die Anatomie zur Grundlage nimmt und die Herbeiführung neuer Verletzungen durch die Operation selbst zu verhüten sucht; die konservative Chirurgie, welche sich bemüht, kranke Gliedmaßen zu erhalten; die Osteoplastik, welche durch künstliche Überpflanzung der Knochenhaut neue Knochenmassen bildet; die plastische Chirurgie, welche es dahin bringt, künstliche Lippen, Augenlider, Nasen, Arme, Beine u. s. w. herzustellen u. s. w. Die Humanität unserer Zeit erwies sich namentlich in der Erfindung und Anwendung schmerzstillender Mittel, deren Genuß gegen die Operation empfindungslos macht. Als solches kam zuerst 1846 der Schwefeläther durch Jackson in Boston in Gebrauch, wurde aber seit 1847 nach und nach durch das zuerst von Simpson in Edinburg angewandte Chloroform verdrängt, das sich aber gefährlicher als der Schwefeläther erwiesen hat. Seit 1850 wird auf Empfehlung Aran's in Paris vielfach das Elaylchlorür oder, nach Mialhe in Paris, der gechlorte Chlorwasserstoffäther angewandt. Mehrere Todesfälle durch zu starkes Anästhesiren haben in der Anwendung dieser

*) Neuere Schriften von Hahn sind u. A.: Herr Professor Dr. Bock in der Gartenlaube (Berlin 1868); Die Ritter vom Fleische (Berlin 1869); Der Vegetarianismus (Berlin 1869); Die Naturheillehre des Hippokrates (Berlin 1870).

Maßregel immer vorsichtiger gemacht und sie je nach der Natur des Patienten oder der Operationen bedeutend beschränkt. Ein gefahrloses Mittel der Schmerzstillung für kleinere Operationen ist die Auflegung von Eis oder Schnee oder einer Mischung von Eis und Salz auf den kranken Theil.

Im Fache der Geburtshülfe zeichneten sich in der neuesten Zeit Osiander und Boer aus, welche zwei untereinander wetteifernde Schulen gründeten, von welchen erstere mehr der Operation, letztere mehr der Natur überließ. Ihnen folgten namentlich Schmitt, Siebold, Weidmann, Wenzel und Wigand, in Frankreich Lachapelle, in England Denman u. A.

Ein Gegenstand tiefen und gründlichen Studiums ist in unserer Zeit die Psychiatrie geworden. Sowol in der Erkenntniß der wahren Natur der angeblichen Geisteskrankheiten, welche in der That nur Krankheiten des Gehirns sind, als in der Einrichtung der Anstalten zur Pflege und Heilung solcher Kranken wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit Vieles und Großes geleistet*). Sie ist jedoch noch nicht am Ziele sicherer Heilmethoden angelangt. Es haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Systeme ausgebildet. Eines derselben ist z. B. dasjenige vollständiger Freiheit, wie es in der Irrenkolonie (nicht Irrenanstalt) zu Gheel in Belgien angewendet wird. Dort werden die Kranken bei Bauernfamilien untergebracht, denen die Heimatgemeinden für den Kopf täglich fünfzig Centimes (!) bezahlen. Die meisten Kranken laufen frei im Städtchen herum und dienen dem Pöbel zum Spott und Hohn; sie musiciren, singen, betteln und betrinken sich (!) mit dem erhaltenen Gelte. Andere Kranke werden von den Bauern täglich zu Feldarbeiten gezwungen, was bei Vielen körperliche Krankheiten und den Tod aus Erschöpfung herbeiführt. Eine ärztliche Methode existirt bezüglich der Behandlung dieser Unglücklichen nicht. Während Dr. Mahir sich zu Gheel aufhielt, wurde der dortige Bürgermeister von einem volle Freiheit genießenden Wahnsinnigen durch mehr als zwanzig Messerstiche ermordet!

Diesem verwerflichen Systeme gegenüber steht dasjenige der Irrenanstalten, welche unter der steten und strengen Aufsicht eines Irrenarztes stehen, in denen aber wieder sehr verschiedene Methoden angewendet werden. Es sind solche Anstalten in allen civilisirten Staaten entstanden, und zwar sowol durch den Staat selbst, als durch Ärzte auf deren eigene Rechnung. Die erste größere Irrenanstalt unseres Jahrhunderts ist die 1812 neu erbaute von Bethlem (Bedlam) in London, welche indessen von Hanwell, zwei deutsche Meilen von der Weltstadt

*) Mahir, O., über Irren-Heilanstalten, Pflege und Behandlung der Geisteskranken &c. Stuttgart 1846. — Henne, H. (Bruder des Verf. d. B.), über Geistesstörungen und Irrenanstalten. St. Gallen 1865.

entfernt, an Größe und schöner Einrichtung übertroffen ist. Berühmte Anstalten bei Paris sind Bicêtre und Charenton. Die erste deutsche Anstalt unseres Jahrhunderts wurde 1811 in der Festung Sonnenstein bei Pirna eingerichtet. Als Direktoren solcher Anstalten haben sich ausgezeichnet: Guislain, Vorsteher der beiden großen Irrenhäuser für Männer und Weiber zu Gent in Belgien, welcher seine Anstalten durch barmherzige Brüder und Schwestern statt weltlicher Wärter und Wärterinnen besorgen läßt, Conolly zu Hanwell in England, welcher, und mit ihm die meisten Irrenärzte der neuesten Zeit, im humanen Geiste derselben alle Zwangsmittel verwirft, Corsellis zu Wakefield in England, welcher die Arbeit für das bedeutendste Heilmittel des Irrseins hält, Hitch zu Glocester, dessen Behandlung zum Grundsatze hat, das Ehrgefühl der Kranken zu wecken, Turnham zu York, der auf die Patienten moralisch zu wirken sucht, Falret in Paris, dessen Methode die geistigen Kräfte zu wecken und zu üben bestrebt ist, Görgen zu Oberdöbling bei Wien, welcher prachtvolle Einrichtungen getroffen hat, Riedl zu Prag, welcher die psychische mit der physischen Behandlung vereinigt, Jacobi zu Siegburg in Rheinpreußen, Roller zu Illenau in Baden, Zeller zu Winnenthal in Würtemberg u. a. Als Schriftsteller über die sogenannten Geisteskrankheiten steht Griesinger voran. Ein Muster einer schlechtbesorgten Irrenanstalt, welche noch ganz dem alten kerkerartigen Systeme angehört und in welcher noch viele Kranke an schweren eisernen Ketten und Ringen gefesselt sind, auch arge Unreinlichkeit und schlechte Behandlung der Kranken herrscht, ist (oder war wenigstens noch 1843) leider noch immer der sogenannte „Narrenthurm“, d. h. die k. k. Staatsirrenanstalt zu Wien!

Zweiter Abschnitt.

Der Kampf des Menschen mit der Natur.

A. Gewinnung der Rohstoffe.

Mit Bezug auf die Entwickelung der Landwirthschaft in unserer Periode sagt Löbe: „Der Same, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch schriftliche und mündliche Lehre, durch Beispiel und Gesetzgebung ausgestreut worden war (s. Bd. II. d. W., S. 282 ff.), begann erst im neunzehnten Jahrhundert zu keimen, sich gedeihlich zu entwickeln und die reichsten Früchte zu tragen.“

Von großer Wichtigkeit für die Hebung der Landwirthschaft war zuvörderst die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösung der Grundlasten (s. oben S. 71). Zunächst aber kam diesen Maßregeln an wohlthätiger Einwirkung das wissenschaftliche Streben Thaer's und seiner Nachfolger (Bd. II. S. 284). Die Schriften dieses Reformators der Landwirthschaft, „mit ihrer Wahrhaftigkeit, Überzeugungskraft und anziehenden Vortragsweise, mit der von ihnen ausgehenden Lebenswärme für das so sehr vernachlässigte Fach gewannen bald Alle für sich." Es gilt dies besonders von seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft," welche in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt wurden, sowie von seiner „Abbildung und Beschreibung der nützlichsten Ackergeräthe." Diese und andere Werke verdankten ihre Entstehung der Unmöglichkeit, in der Zeit der napoleonischen Kriege in Preußen, wohin ihn der Minister Hardenberg gerufen, mit dem Pfluge sich emporzuschwingen, so daß er es mit der Feder versuchte, durch welche er denn auch zum sichern Führer jedes Landwirthes geworden ist. Seit 1811 verlegte er sich, von der preußischen Regierung begünstigt, besonders auf die Schafzucht und Wollproduktion, wurde 1816 Generalintendant der Stammschäfereien in Schlesien und den Marken, und stiftete in Berlin einen Verein zur Veredlung der Wolle und 1823 den Wollzüchterkonvent zu Leipzig. Er erhielt 1850 zu Leipzig und 1860 zu Berlin Denkmäler.

Wie Thaer für Norddeutschland, so wirkte Hubert von Schwarz (geb. 1759, gest. 1844 zu Koblenz) für Süd- und Westdeutschland und der Arzt Burger für Österreich. Beide wetteiferten in erfreulicher Weise als Ökonomen wie als Schriftsteller mit ihrem Vorbilde. Um alle Drei aber schaarte sich eine große Anzahl weiterer Beförderer wissenschaftlichen Ackerbaues. In höheren Kreisen wurden sie namentlich unterstützt durch Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Wilhelm I. von Würtemberg und Erzherzog Johann von Österreich. Zu den Mitteln ihres Wirkens gehörten außer ihren Büchern namentlich die landwirthschaftlichen Zeitschriften, unter welchen sich jene besonders auszeichneten, welche Thaer selbst von 1799 bis 1823 unter verschiedenen Titeln herausgab.

Die erste landwirthschaftliche Lehranstalt des Jahrhunderts gründete Thaer 1802 zu Celle, an deren Stelle seit 1806 jene zu Möglin trat, wohin er damals übersiedelte, welche zwar 1820 mit der Universität Berlin verbunden wurde, aber immer noch fortbesteht. Baiern erhielt eine landwirthschaftliche Schule 1803 auf dem Staatsgute Weihenstephan, wo sie, nachdem sie 1822 bis 1852 nach Schleißheim verlegt war, abermals blüht. In Würtemberg entstand 1818 die Anstalt zu Hohenheim, in Nassau gleichzeitig jene zu Idstein, welche 1834 nach Hofgeisberg kam, in Thüringen 1826 die zu Jena, in Sachsen 1829 diejenige Schweitzer's zu Tharand, in Pommern 1835 die zu Eldena. Mehrere andere Anstalten folgten in den vierziger Jahren, 1848 jene zu Poppelsdorf bei

Bonn, und zugleich wurden an beinahe allen deutschen Universitäten Lehrstühle der Landwirthschaft errichtet. Auch für Landwirthe mit bescheideneren Ansprüchen wurden Ackerbauschulen gegründet, deren Preußen 1853 bereits achtzehn besaß, und andere deutsche Staaten ebenfalls mehrere. Auch entstanden Spezialschulen für einzelne mit der Landwirthschaft in Verbindung stehende Erwerbszweige, wie für den Wiesen-, Garten-, Seiden-, Flachs- und Rebbau, den Hufbeschlag, die Schafzucht u. s. w.

Mit den landwirthschaftlichen Schulen wetteiferten die landwirthschaftlichen Vereine, und zwar sowol solche gebildeter Landwirthe, als Bauernvereine. Dieselben sind in den deutschen Staaten seit den dreißiger Jahren vom Staate unter seinen Schutz genommen, organisirt und ihnen eine Oberbehörde gegeben worden (in Preußen 1843 das Landesökonomie-Collegium), welche unter dem Minister der Landwirthschaft steht. Diese Vereine gründeten Bibliotheken, Lesezirkel, Modellsammlungen, gaben Anlaß zu vielfachen Anregungen unter ihren Mitgliedern, veröffentlichten ihre Verhandlungen, veranstalteten Ausstellungen von Maschinen, Produkten, Thieren u. s. w., legten Versuchsfelder, Ackerbauschulen, Ackerwerkzeugfabriken u. s. w. an, setzten Preise aus, führten gute Viehracen, neue Kulturmethoden ein u. s. w. Im Jahre 1852 zählte Preußen 361 landwirthschaftliche Vereine. In freierer Weise finden seit 1837 die jährlichen Versammlungen deutscher Landwirthe statt, deren Berichte im Drucke erscheinen. Von großem Nutzen sind auch die besonders in Preußen errichteten bäuerlichen Musterwirthschaften geworden. Daneben haben die landwirthschaftlichen Ausstellungen und Preisvertheilungen einen bedeutenden Umfang gewonnen. Lehranstalten und Vereine haben unausgesetzt zu Versuchen im landwirthschaftlichen Fache angeregt, Versuchsfelder und Versuchswirthschaften errichtet. Die Verbesserung und Erfindung landwirthschaftlicher Geräthe und Maschinen hat den Ackerbau ebenfalls wesentlich gehoben. Namentlich ist der Pflug vervollkommnet worden und hat eine Unzahl von Modifikationen und Verbesserungen erfahren, so auch die Egge, die Walze u. s. w. Es kamen dazu: die Kultivatoren, der Exstirpator, der Krimmer, der Scarificator, der Saatverdünner, die Häckselschneide-, Rübenzerkleinerungs-, Kartoffelschneide-, Wurzelwerkschneide-, Quetsch-, Schrote-, Drill-, Mähe-, Heuwende-, Säe- und Dreschmaschinen u. s. w., welche jetzt zum großen Theile mit Dampfmaschinen (Lokomobilen) getrieben werden. Die Chemie gewann immer bedeutendern Einfluß auf die Landwirthschaft, so durch Humfry Davy, Thaer, Chaptal, Gazzeri, Schübler u. A., namentlich aber seit Liebig's Auftreten um 1830, wodurch die Agrikulturchemie zur Wissenschaft wurde. Liebig's Hauptlehre besteht darin, „daß dem Boden Alles wieder ersetzt werden müsse, was ihm durch die Ernten an Pflanzennährstoffen entzogen werde, daß der Dünger nicht blos ein die Wirkung des Bodens ergänzender Faktor sei, daß von der Fruchtbarkeit

des Bodens der Bestand der Staaten, der Nationen, der menschlichen Gesellschaft abhänge, und daß die Nahrung aller Pflanzen unorganischer Natur sei." Er sah daher in dem Unfruchtbarwerden des Bodens die größte Gefahr für die Zustände der Menschheit. Diesem großen Forscher traten besonders Sprengel und Stöckhardt zur Seite. Durch deren Wissenschaft wurde es erst möglich, die verschiedenen Bestandtheile der Bodenarten und des Düngers, die Nahrungsmittel des Viehes u. s. w. gründlich zu kennen, wie hinwieder durch die ebenfalls sich entwickelnde landwirthschaftliche Botanik die den Ackerbau beschäftigenden Pflanzen. Später wurde auch die Drainirung mit Thonröhren eingeführt und zu deren Anfertigung Röhrenpressen erfunden. Die Folge war die Entwässerung weiter sumpfiger Landstrecken und die Herstellung ihrer Ertragsfähigkeit. Wichtig für die Landwirthschaft sind endlich auch die Versicherungsanstalten gegen Hagelschlag, gegen Verlust von Vieh und gegen Feuer geworden.

Der Landwirthschaft traten als sie unterstützende Erwerbszweige immer mehr zur Seite: die Viehzucht, — die Züchtung, Ernährung, Wartung, Pflege und Heilung der Hausthiere. Besondere Mühe und Sorgfalt wurden verwendet auf die Kenntniß der Racen und die Veredlung der Pferde, des Rindviehs, der Schafe (besonders der Merinos) und der Schweine, — dann auch des Hausgeflügels, besonders der in neuerer Zeit durch Einführung und Kreuzung bedeutend vermehrten Hühnerarten, der Tauben und der bekannteren Schwimmvögel (Gänse und Enten), wohin auch die Errichtung künstlicher Brütapparate gehört; — ferner die Bienenzucht, um welche sich Niemand so sehr verdient machte, wie der Pfarrer Dzierzon, geb. 1811 zu Lobkowitz in Schlesien, der Urheber der gegenwärtigen Kenntniß dieses Zweiges, und die künstliche Fischzucht, in Deutschland eingeführt durch Stephan Jacobi (1711—1784), dessen Ideen aber erst seit 1828 der Vergessenheit entzogen wurden.

Die neueste Zeit hat der Landwirthschaft besonders neue Theorien über den Dünger gebracht, voran die Lehre von der „Kraftkultur", d. h. der Erzeugung der größtmöglichen Menge organischer Substanz durch Pflanzen und Thiere mit allen Hülfsmitteln der Natur und Kunst. Dazu gehört auch die Fabrikation künstlicher Dünger und die Anwendung des zuerst 1801 durch Humboldt aus Amerika gebrachten, seit 1840 in England und später in anderen Ländern Europa's eingeführten Vogelmistes oder Guano.

Mit der Landwirthschaft unserer Zeit geht die Forstwirthschaft Hand in Hand. Die Errichtung forstwissenschaftlicher Lehranstalten nahm ihren Fortgang. Die Akademie zu Aschaffenburg wurde 1807 errichtet, die von Cotta zu Zillbach gegründete 1811 nach Tharand verlegt; in Österreich entstand eine solche 1813 zu Mariabrunn bei Wien, 1816

die zu Fulda, 1818 in Stuttgart, 1821 an der Universität Berlin und zugleich an der Bergschule zu Klausthal, 1825 forstliche Lehrstühle zu Gießen, 1830 die Anstalt zu Neustadt-Eberswalde, 1832 eine Forstschule am Polytechnikum zu Karlsruhe, 1855 an demjenigen zu Zürich. Zugleich wurden ausgebildet: die Forstmathematik, die Forstbotanik, besonders durch Mathäus Bechstein, Direktor der meiningen'schen Forstakademie zu Dreißigacker, Friedrich Meyr, Lehrer an derselben Anstalt, Professor Hundeshagen zu Gießen, Theodor Hartig zu Braunschweig u. A., die Forstzoologie durch Bechstein, Roßmäßler, Nördlinger in Hohenheim. Besonders anregend im forstlichen Wissen überhaupt wirkten der Solms'sche Forstmeister G. Ludwig Hartig, Heinrich Cotta, 1764 in einem Jagdhause bei Meiningen geboren, gest. 1844, der Gründer der Anstalten zu Zillbach und Tharand, der badische Oberforstrath Laurop, geb. 1772 zu Schleswig, der preußische Oberforstrath W. Pfeil, geb. 1783 zu Rammelburg am Harz, der hessische Oberforstrath Georg Wilhelm von Wedekind, geb. 1796 zu Straßburg, der österreichische Waldingenieur Rudolf Feistmantel, der hohenzollersche Domänendirektor W. H. Gwinner zu Bistriz in Böhmen, Gottlieb Zötl in Wien, Nikolaus von Mantel in München, J. B. Waldmann in der Pfalz, Kasthofer zu Bern, Albert Schultze zu München und viele Andere. Sie förderten namentlich die künstliche Holzzucht, die Bodenkunde, die forstliche Physik, Chemie und Klimatologie u. s. w. Auch die Forstwirthe haben Vereine gestiftet und Versammlungen gehalten, regelmäßige süddeutsche seit 1839. Wie in der Land-, so wurde auch in der Forstwirthschaft neuerdings viel über die Kraft des Bodens und über die Bedingungen seiner Ertragsfähigkeit geforscht und daran kulturhistorische Betrachtungen geknüpft, hinsichtlich deren wir auf den Schluß von Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, verweisen.

Mit der Land- und Forstwirthschaft in engem Zusammenhange steht ein weiterer Zweig der Landeskultur, welcher freilich nur in beschränkter geographischer Ausdehnung Anwendung finden kann und dem erst in neuester Zeit wissenschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Wir meinen die Alpenwirthschaft, d. h. die Pflege der in der Regel wenigstens zwölfhundert Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Grasweiden mit ihren kräftigen Kräutern, welche den Sommer über zur Ernährung des Alpenviehes dienen und zwar namentlich des Rindviehes, der Ziegen und der Schafe, wie auch zur Bereitung von Butter und Käse. Der Natur der Sache gemäß hat man sich mit diesem Fache vorzüglich in der Schweiz beschäftigt, und es haben sich um dasselbe, nach der durch Friedrich Tschudi's verdienstvolles „Thierleben der Alpenwelt (1850)“ gegebenen Anregung, Pfarrer Schatzmann aus dem Kanton Bern (Seminardirektor in Chur) und Schild aus dem Kanton Solothurn verdient gemacht.

Mit der Forst- und der Alpenwirthschaft zugleich nahe verwandt ist die Jagd und mit dieser die Fischerei. Beide, deren Verrichtung in der Tödtung von Thieren zum Zwecke menschlicher Nahrung oder der industriellen Benutzung thierischer Stoffe oder endlich der Ausrottung schädlicher Thiere besteht, — womit die Theilnehmer leider oft eine Art sonderbaren Vergnügens verbinden, und zwar dies gerade in den „civilisirtesten" Gegenden, — werden auch in unserer Zeit immer noch fortbetrieben, bieten jedoch, da sie es nicht verläugnen können, aus einer Zeit zu stammen, in welcher es noch keine wahre Kultur gab, im Wesentlichen keinen Anlaß zum Fortschritte und können daher auch in der Kulturgeschichte nicht weiter berücksichtigt werden.

Anders verhält es sich mit der letzten von uns zu erwähnenden Art der Gewinnung von Rohstoffen, dem Bergbaue, dessen Produkte von der bedeutendsten Einwirkung auf die Kultur der Menschen sind.

Die einfachste Art des Eindringens in das Innere der Erdrinde, um daraus Nutzen zu ziehen, ist die Bohrung von Brunnen. Außer den eigentlichen Trinkwasserbrunnen gehören hieher die zu medicinischen Zwecken zum Trinken und Baden dienenden Mineralquellen. Merkwürdige Beispiele durch Bohren nutzbar gemachter solcher sind in unserer Zeit der Soolsprudel zu Nauheim, 554 Fuß tief und 50 Fuß hoch springend, der Riesensprudel zu Kissingen, 2001 Fuß tief und 90 Fuß hoch springend. Zur Gewinnung von Trinkwasser in quellenarmen Gegenden werden die artesischen Brunnen gegraben. Einer der bedeutendsten solchen ist derjenige zu Passy bei Paris, welcher 1854 durch den deutschen Ingenieur Kind begonnen und 1861 beendet wurde, 1870 Fuß tief ist, täglich 600,000 Kubikfuß Wasser liefert und über eine Million Francs kostete.

Unter den Werken des eigentlichen Bergbaues haben den zweifelhaftesten Werth für die Kultur die auf edle Metalle gerichteten. Ist auch die Nothwendigkeit eines allgemeinen Tauschmittels nicht zu läugnen, und ebensowenig, daß hiezu Gold und Silber die passendsten Stoffe sind, so ist doch ebenso wahr, daß diese Metalle in Folge des Durstes, der die Menschen nach ihrem Besitze ergreift, eine lange traurige Reihe von Unheil und Blutvergießen verschuldet haben. Die ehemals berühmten und reichen Gold- und Silberminen von Potosi und anderen Orten Südamerikas sind zwar theils erschöpft, theils vernachlässigt; aber dafür hat der Golddurst in anderen, von betriebsameren Menschen bewohnten Ländern reiche Gold- und Silberlager, theils in Feldern, theils in Gebirgen, theils in Flüssen aufgefunden und ausgebeutet. Wer erinnert sich nicht des Taumels, den am Ende der vierziger Jahre die Goldminen Kaliforniens erregten, wie Alles hinströmte, was die Reise zu bestreiten vermochte und nichts zu verlieren hatte, und wie dort die Goldsucher nebeneinander arbeiteten, sich gegenseitig mit dem furchtbarsten Mißtrauen

betrachtend und zwischen Revolver und Bowiemesser auf den erackerten Schätzen ruhend, die sie dann aber oft ohne Bedenken in Spiel, Trunk und Liederlichkeit wieder verschleuderten! Aber Kalifornien blieb nicht ohne Konkurrenz. Ähnliche Scenen und ähnliche Verleugnungen der Kultur spielten in Australien, in Ostindien, in Südafrika, in Britisch-Columbien, in Kanada, in Neuseeland, und sogar im kalten Sibirien. Die Goldgruben Kaliforniens sind versiegt, die Australiens werden auch versiegen; beide aber sind nicht dem Golddurste der Menschen, sondern der Entwickelung der Menschheit zu Gute gekommen; denn sie haben die Aufmerksamkeit und Wanderlust auf Gebiete hingezogen, deren Fruchtbarkeit und gute Häfen größere Schätze bergen, als das gleißende Metall.

Weit nützlicher für die Kultur ist die Ausbeutung der sogenannten unedeln Metalle. Berühmt sind die Kupferwerke von Falun, die zwar kaum mehr ein Drittel dessen ertragen, was sie vor zweihundert Jahren lieferten, so auch die Magneteisengrube zu Dannemora. Im Aufblühen sind dagegen die Eisenwerke von Wärmland begriffen, so auch die Demidoff'schen Gruben im Ural, welche der Stadt Nischne-Tagisk das Dasein gegeben und verschiedene Metalle liefern. Der Erzberg in Steiermark schenkt der Welt jährlich eine Million Centner Erz, während die Minen des Erzgebirges bei Freiberg, der Metropole wissenschaftlicher Bergkunde, in Abnahme begriffen sind. Das Botallak-Bergwerk in Cornwall auf Erz beschäftigte 1854 28000 Menschen; es reicht 400 Fuß unter den Meeresspiegel hinab.

Ebenso wichtig sind die in der Urwelt verbrannten Urwälder, deren Reste wir als Braun- und Steinkohlen kennen. Besonders in Großbritannien und Deutschland verbreitet, sind sie in neuester Zeit mehr als je der Gegenstand eifriger Sorge und Ausbeutung geworden, die sich auch durch zahlreiche Unglücksfälle, mittels welcher bei Explosionen und Grubenbränden Menschen in Menge ersticken, nicht abschrecken läßt, nach weiterm Gewinne zu streben. Es ist indessen zu hoffen, daß es der Wissenschaft und praktischen Umsicht gelinge, das Leben der Arbeiter besser zu schützen als bisher. Noch gegenwärtig brennen manche Kohlenlager, so bei Zwickau in Sachsen, bei Duttweiler in der Pfalz u. s. w. Wie die Kohlen als Brennstoff, so sind die ebenfalls innerer Erdhitze entspringenden Erd- oder Steinöl- (Petroleum-) Quellen als Leuchtstoff in unserer Zeit bedeutend geworden. Die reichhaltigsten liefert seit 1860 Pennsilvanien und überhaupt ein von Kanada bis nach Texas reichender Landstrich.

Die dritte Stelle neben dem Eisen und der Kohle nimmt unter den nützlichen Mineralien das Salz ein, das sowol aus Salzbergwerken, als aus dem Meere gewonnen wird. Erstere sind besonders zahlreich in England, in Deutschland an der Saale und in den österreichischen Alpenländern; die größten aber besitzt Galizien (Bochnia und Wieliczka). Im

Jahre 1860 producirte die Schweiz eine halbe, der deutsche Zollverein $5^1/_2$ Million, Österreich über 6, Frankreich 8, Italien 5, Portugal und Spanien 11, England 9, Rußland 8 Millionen Centner Salz aus Berg und Meer.

B. Bauwesen*).

Noch nicht in die geheiligten Hallen der Tempel treten wir hier, in welchen der höchsten Schönheit Richtmaß den Entscheid abgibt und Säule sich an Säule zu idealen Zwecken reiht, sondern erst in die praktischer Verrichtung dienenden Räume des täglichen Lebens.

Die Ausbildung der Kriegskunst in den Kämpfen der Revolution und des Imperators hatte zunächst zur Folge, daß man einsah, wie unnütz es fortan war, jede Stadt als Festung zu betrachten und als solche in Stand zu erhalten. Die alten morschen Mauern und sumpfigen Gräben konnten vor den Bomben und Granaten nicht mehr bestehen, und so beschränkte man sich fortan auf wenige, in strategischer Beziehung günstig gelegene und nach allen Regeln der Fortifikation sorgfältig errichtete Festungen, warf die Mauern der übrigen Städte in die Gräben hinein, füllte diese vollends aus und schuf sie zu schattigen Spaziergängen um. Die von den Städten ausgehenden Straßen wurden mit schattengebenden Alleen bepflanzt, und zwischen ihnen dehnten sich in fortwährendem Wachsthume Vorstädte aus, die oft die innere Stadt weit überflügelten und sie an Wohnlichkeit und am Genusse von Luft und Licht in hohem Maße übertreffen.

Zu gleicher Zeit hatte aber auch die Bevölkerung bedeutend zugenommen, und dies bewirkte ein stufenweises Aufgeben der mittelalterlichen Einrichtung, daß ein Jeder in seinem eigenen Hause wohnte, so daß damals Paläste und Hütten bunt untereinander gewürfelt waren. Die meisten Leute, namentlich die, welche ihren Wohnsitz wechselten und nicht mehr in ihrer Heimat wohnten, fanden es entweder aus Bequemlichkeit oder in Folge ihrer Vermögensverhältnisse zweckmäßiger, sich einzumiethen, als eigene Häuser zu kaufen. So wurde das Vermiethen von Häusern, von einzelnen Stockwerken, und, in Bezug auf Unverheiratete, von einzelnen Zimmern, nach und nach zu einem Erwerbszweige, ja zu einer Spekulation. Die Hausbesitzer, welche daran Geschmack fanden, erhöhten ihre Häuser um Stockwerke und vermietheten dieselben an einzelne Familien, oder sie bauten, was besonders in jüngster Zeit in Aufnahme

*) Für diese und die beiden folgenden Unterabtheilungen ist unsere Hauptquelle: Das neue Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen. 6 Bände. Leipzig und Berlin (O. Spamer) 1864—67.

gekommen, einzig zum Zwecke der Vermiethung, besondere Häuser von bedeutendem Umfange, sogenannte Wohnungskasernen, in welchen der Platz so ausgenutzt ist, daß die alten luftigen Hausfluren ganz verschwinden und man in den engen Gängen und Vorplätzen sich kaum gehörig regen und wenden kann. Die Gemütlichkeit des eigenen Heerdes und der freien Bewegung im Hause hört damit auf. Der Verkehr ist dafür so lebhaft und unruhig geworden, daß beständiger Wechsel der Wohnungen stattfindet, oft bei den geringfügigsten Veranlassungen, die breiten, hochbepackten Möbelwagen an den Quartaltagen in beständiger Fahrt begriffen sind, und daß wir Die, welche über, neben und unter uns wohnen, meist nicht einmal dem Namen nach kennen. So entstehen förmliche Hausberge, deren Ersteigung wesentliche Anstrengung kostet; denn der Handel und Verkehr bemächtigen sich der Häuser von unten her und drängen die Wohnungen immer weiter hinauf. Die Erdgeschosse werden in den Städten und Vorstädten immer ausschließlicher von Läden und Werkstätten eingenommen. Die ersten Stockwerke, oder, wo nach neuerer Einrichtung sogenannte Entresols bestehen, auch diese, dienen, wenn die Häuser nicht von vornehmen Herrschaften bewohnt werden, sehr oft den Comptoirs, Banken und anderen Geltinstituten, oder überhaupt den Berufen, welche viele Besuche empfangen, wie Advokaten, Ärzte u. s. w.

Die Anhäufung der Wohnungen und ihre spekulative Ausnutzung ist indessen von so gesundheitwidrigen Folgen und wurde bereits so lästig befunden, daß in verschiedenen Kreisen man diesem Übelstande zu entgehen strebte. Die Reichen, deren Mittel dies gestatten, bauten sich im Freien, in der Nähe der Städte, Villen und Gärten mit parkartigen Anlagen. Für die Jugend, welcher das Zusammenpferchen in den Wohnungskasernen am schädlichsten sein muß, errichtete man große und geräumige Schulhäuser mit Höfen, weiten Vorplätzen innerhalb des Gebäudes, breiten Treppen, hohen, fensterreichen Zimmern. Für die Arbeiter entstanden nach manigfachen Systemen eigene Quartiere mit bald größeren, mehrere Wohnungen in angemessener Eintheilung, bald kleineren, nur eine Wohnung enthaltenden Häusern.

Die Auswahl der Materialien zum Hochbaue hat sich in neuester Zeit bedeutend vermehrt. Die Konstruktion aus Steinen und Holz ist mühsam und zeitraubend und wird bald ein überwundener Standpunkt sein. Nachdem der Bau aus Erde, der Pisé-Bau, vorübergehende Anwendung gefunden, kommt neuestens der Beton-Bau in Aufschwung, d. h. die Anwendung eines Gemisches von Steinbrocken, Ziegelmehl, Kalk u. s. w., welche Stoffe mittels gelöschten Kalks oder Sandes, Hammerschlags, Eisenschlacken u. s. w. zu einem Mörtel vermischt werden, den man in die Fundamentgrube bringt und hart werden läßt. Mauern, Säulen, ja ganze Gewölbe gießt man aus geknetetem und gebranntem Straßenstaub. Statt des Holzes aber verwendet man vielfach Eisen,

besonders zu Säulen und Balken. Auch ganze Häuser sind schon aus Eisen verfertigt worden, haben sich jedoch im Sommer als zu heiß, im Winter als zu kalt und als allzustarkes Anziehungsobjekt des Blitzes erwiesen. Bei der Bedachung sind an die Stelle der Ziegel vielfach Schiefer- und Kupferplatten, Zink, Dachfilz, die unzuverlässige Dachpappe, der sogenannte Holzcement, welcher weder Holz noch Cement ist, Kautschuk, Guttapercha, Asphalt u. s. w. getreten.

Das Innere der Häuser hat, selbst in Miethwohnungen für wenig Bemittelte, sehr an Comfort und selbst Luxus zugenommen. Die Zimmer werden mit geschmackvollem Getäfer oder Tapeten bekleidet, die Decken mit bunten Arabesken und Blumen bemalt, die Öfen in geschmackvolle Formen gebracht, die Fenster mit stets größeren Glasscheiben versehen, der Boden mit Parquet belegt. Die Einrichtung der Öfen und Kochheerde wird immer komplicirter und kunstreicher. Noch weiter treiben den Comfort und Luxus bemitteltere Hausbesitzer und Miether mit dem Mobiliar. Die Schreinerei wird zur förmlichen Kunst, die Möbel erhalten Verzierungen von großer Ausbildung, es werden Regeln und Systeme in Bezug auf die Auswahl und Placirung der Möbeln aufgestellt, und wo es der Raum irgend erlaubt, werden gegossene Bronze- und geschnitzte Holzfiguren, Statuen, Büsten und allerlei Nippsachen aufgestellt, Gemälde und Kupferstiche aufgehängt, prachtvolle Teppiche auf Boden und Tische, geschmackvoll und elegant gebundene Bücher auf die Tische gelegt und in zierlichen Gestellen geordnet. So werden auch die Betten weicher und luxuriöser, — nicht gerade zum Vortheile der Gesundheit und zur Beförderung des so zweckmäßigen Frühaufstehens.

Haben sich die Konstruktionen von Eisen bei Wohnhäusern aus oben angegebenen Gründen als verwerflich erwiesen, so fallen die bei jenen stattfindenden Übelstände weg bei großartigen Gebäuden, welche nicht zur Wohnung dienen. Der englische Architekt Paxton war es, welcher die Idee zuerst hatte, den Palast für die Weltausstellung von 1851 im Hydepark zu London ganz aus Glas und Eisen zu errichten. Das kolossale Gebäude von einer Million Quadratfuß Flächenraum und 60 Fuß Höhe wurde in 5 Monaten vollendet; es zählte 3230 gußeiserne Säulen, und es wurden 900,000 Quadratfuß Glas im Gewichte von achttausend Centner verwendet. Die späteren Weltausstellungen in London, Paris und New-York haben ähnliche und noch kolossalere Tempel der Industrie zu Tage gefördert.

Die Zusammenstellung der Häuser zu Straßen und der Straßen zu Städten ist der Gegenstand mancher unwillkürlicher und willkürlicher Experimente gewesen. In früheren Zeiten baute man planlos; krumm, eng und winklig schaarten sich die Gassen um den Kern der Stadt (Schloß, Kirche, Kloster u. s. w.) her wie die Heerde um den Hirten. Erst im siebenzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Festungsbauten Vauban's, finden

wir auch planmäßig erbaute Städte; Mannheim ist eines der ersten und bedeutenderen Beispiele. Im achtzehnten Jahrhundert folgten Karlsruhe, die jüngste deutsche Landstadt, in Rußland Petersburg, Odessa u. a. Im neunzehnten Jahrhundert hat Europa aufgehört, an Städten produktiv zu sein, wenn wir von Seestädten, wie Bremerhafen, wie Wilhelmshafen am Jahdebusen, die erst im Entstehen begriffen sind, absehen. Dagegen vergrößern sich ältere Städte in's Ungeheure, Beispiele sind namentlich Paris und London, dann Birmingham, Manchester, Liverpool, Glasgow und andere britische Emporien des Handels und der Industrie, in Deutschland Frankfurt a. M., Leipzig und vor allen Berlin, welches in neuester Zeit das Unglaubliche leistet, in der Schweiz Genf und Zürich u. s. w. All' dies bleibt aber weit zurück hinter Nordamerika, wo täglich neue Städte entstehen, oft mitten im ehemaligen Urwalde, und ältere wie New-York, Cincinnati, Chicago kolossal anwachsen. Die letztgenannte Stadt hat das Unerhörte gewagt, ihre sämmtlichen Häuser, die in den Sümpfen des Michigansees zu versinken drohten, um fünf Fuß in die Höhe zu heben und aus dem Grunde des See's durch ein Pumpwerk sich mit Wasser zu versehen. Die Anlage der genannten neuesten europäischen Städte (Karlsruhe ausgenommen), sowie sämmtlicher neuen amerikanischen, hat das Schachbrett zum Muster erhalten.

Großartige Verschönerungen sind an den Hauptplätzen der Städte, auch der älteren, namentlich der europäischen Residenzen, mittels Errichtung schöner öffentlicher Gebäude und Denkmäler vorgenommen worden, wobei indessen auch oft Geschmacklosigkeiten mit untergelaufen sind. Ein Stolz der Welt sollte der neue die Tuilerien und den Louvre verbindende Prachtbau werden; die „internationale" Barbarei der Commune hat es aber anders gewollt. Imposante und gelungene Zusammenstellungen schöner Gebäude bieten der Lustgarten in Berlin, der Augustusplatz in Leipzig und manche Theile des neuern München dar.

Das Vorhandensein großer Städte hat nothwendig solche Folgen, daß polizeiliche und besonders sanitarische Maßregeln gegen die ungünstige Gestaltung derselben zur dringenden Forderung geworden und an vielen Orten bedeutend gepflegt und vervollkommnet sind. Dazu gehören namentlich die Instandhaltung der Straßen und Plätze, die Verhinderung und Wegräumung zu enger und unbequemer Passagen, zweckmäßige Pflasterung, die Gasbeleuchtung mit all ihrem Zubehör, richtige Platzwahl und bequeme Zufahrt für die Bahnhöfe, Verhinderung der ungesunden Ausdünstung von Fabriken u. dergl. in der Nähe der Wohnungen, der Gesundheit entsprechende Anlage der Friedhöfe, Anbringung allen Unrath schnell entführender Kloaken unter der Erde, Leitung von Trink- und Waschwasser in die Häuser u. s. w.

So wichtig diese Maßregeln alle sind, so stehen sie doch an Dringlichkeit hinter dem Inbegriffe derjenigen zurück, welche die Häuser und

Städte gegen das Umsichgreifen und die Verheerungen des denselben schädlichsten Elementes zu schützen bestimmt sind; wir meinen die Feuerpolizei und das Lösch- und Rettungswesen bei Feuersbrünsten. Die erstere sorgt vor, daß die Gebäude aus möglichst wenig feuerfangenden Stoffen errichtet, daß solche, in welchen mit Feuer arbeitende Gewerbe arbeiten, möglichst weit von anderen entfernt oder doch feuerfest eingerichtet werden, daß Wasserbehälter zum Löschen zweckmäßig vertheilt sind. Das Bedürfniß des Löschens und des Rettens von Menschen und Mobilien hat die Feuerwehren erzeugt, welche, militärisch organisirt und uniformirt, in neuester Zeit eine große Verbreitung gewonnen haben. Die älteste bekannte Feuerwehr, die von Paris, welche vom Jahre 1716 stammt, erhielt 1811 durch Napoleon I. ihre neueste Gestalt. In Deutschland ist die besteingerichtete die von Berlin, welche 1851 definitives Leben bekam. Es gibt ihrer jetzt in jeder Stadt Deutschlands und der Schweiz und selbst in vielen Dörfern.

Eine unbegreifliche und für die Kultur der Zeit, namentlich aber für England bezeichnende Erscheinung war bis vor kurzer Zeit der Umstand, daß aller Schmutz und Unrath der größten Stadt des Erdballs durch sorgfältig angelegte Kloaken in die Themse geleitet wurde, aus welcher zu gleicher Zeit die sonst so reinlichen Gentlemen und Ladies — das Wasser bezogen, mit dem ihre Speisen gekocht wurden. Ein Beispiel englischer Sorgfalt für die öffentliche Gesundheit ist auch die durchaus mit Kohlenstaub geschwängerte und durch allerlei Fabriken verpestete Atmosphäre Londons. Erst neuestens ist eine Kloakenleitung der Weltstadt in Angriff genommen worden, welche die Themse unbehelligt läßt; ob auch gegen den entsetzlichen Kohlenstaub eingeschritten wird, vor welchem keine Leibwäsche und keine — Lunge sicher ist, — wissen die Götter. Ein Muster zweckmäßiger Versorgung einer großen Stadt mit gutem Trinkwasser ist der zehn deutsche Meilen lange, Berge durchhöhlende und Thäler auf kolossalen Bogen überschreitende Croton-Aquädukt in New-York.

Die Städte und Dörfer verbindenden Land- und Heerstraßen (in Deutschland unpassender Weise mit dem französischen Worte Chausseen bezeichnet), welche noch am Anfange unseres Jahrhunderts sich meist in einem traurigen Zustande befanden, erfuhren eine wesentliche Verbesserung durch den amerikanischen Ingenieur John London Mac-Adam, geb. 1755, gest. 1836. Seine Methode, das sogenannte Macadamisiren, besteht im Wesentlichen aus der Belegung der Straßen mit verschiedenen Schichten von Steinstücken, welche fest gewalzt und mit Kies bedeckt werden, wornach die Straße eine sanfte Wölbung erhält, von der das Wasser nach beiden Seiten in Gräben ablaufen kann. An stark benutzten Straßen werden auch zu beiden Seiten Trottoirs angelegt, in der Nähe der Städte Bäume gepflanzt. Die neueren Heerstraßen werden, im Gegensatze

zu den älteren, welche man noch im letzten Jahrhundert der Nähe nach über die steilsten Höhen führte, mit nur schwacher Steigung (höchstens drei Procent) angelegt. Man sucht dabei Höhen möglichst zu umgehen; ist dies jedoch nicht möglich, z. B. wo hohe Gebirge die Länder trennen, so übersteigt man letztere in Zickzack- und Schlangenlinien, mit Tunnels und Galerien, schützt die Bahn durch Dächer gegen Lawinen und läßt des Winters den Schnee regelmäßig und sorgfältig durch Massen dazu angestellter Leute entfernen. Seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden auf diese Weise die Alpen mehrfach durch Straßen überschritten, nachdem Napoleon I. 1802 bis 1805 mit der Mont-Cenis- und 1808 bis 1814 mit der Simplon-Straße vorangegangen war. So bauten schweizerische Kantone die Gotthard-, Österreich die Splügen- und Stilfserjoch-, Sardinien die Bernhardin-Straße. In neuester Zeit hat namentlich Graubünden mit eidgenössischer Hülfe staunenswerthe Alpenstraßen ausgeführt. Im Kaukasus hat Rußland Ähnliches geleistet. Diese Bergstraßen sind auch in der Regel mit Brücken versehen, deren Kühnheit Bewunderung erregt, wie jene in der Viamala, die Teufelsbrücke in Uri u. a. Zugleich mit den Straßen hat sich auch das Fahrpostwesen vervollkommnet. Im Jahre 1824 führte der preußische Generalpostmeister von Nagler das englische Schnellpostwesen in Deutschland ein und ermäßigte dadurch z. B. die Fahrt von Magdeburg nach Berlin, welche vorher zwei Tage und eine Nacht gedauert, auf fünfzehn Stunden (jetzt bedarf die Eisenbahn kaum vier!).

Das zuletzt angedeutete neueste Verkehrsmittel zu Lande, dessen bewegende Kraft uns schon früher (Bd. II. S. 293) beschäftigte und wieder beschäftigen wird, hat seine Vorgänger in den Steingeleisen des grauen Alterthums und in den Holzbahnen der Bergwerke, welche 1676 aus Deutschland nach England gebracht und dort 1767 durch eiserne ersetzt wurden. Der Urheber der letztern Erfindung, der Eisenwerk-Theilnehmer Reynolds, rief 1773 bis 1779 auch die erste eiserne Brücke in's Leben. Auf den neuen Eisenbahnen wurden die Lasten durch Pferde weit leichter fortbewegt, als auf gewöhnlichen Wegen. Auf letzteren arbeiteten 1825 die ersten Lokomotiven, bewährten sich aber nicht, und erst Georg Stephenson (1781—1848) wies ihnen ihre richtige Heimat auf den Eisenbahnen an, was zuerst 1821 auf der Kohlenbahn von Stockton nach Darlington und zur Beförderung von Personen 1830 auf der Bahn von Liverpool nach Manchester stattfand. Er war es, der alle sich dem Eisenbahnbau entgegenthürmenden Schwierigkeiten überwand, indem er namentlich das Mittel fand, Sümpfe auf einem in denselben angebrachten festen Grunde mit Eisenbahnen zu durchschneiden. In Deutschland verschaffte Friedrich List (geb. 1789 zu Reutlingen) den Eisenbahnen Eingang, indem er für das Unternehmen der Bahn von Leipzig nach Dresden wirkte. Nun folgten sich die verschiedenen Vervollkommnungen des Eisen-

bahnbaues, die Einschnitte, die Tunnels, die Dämme, die Durchkreuzungen, die Überbrückungen der Eisenbahnen durch Straßen und umgekehrt. Die meiste Schwierigkeit boten die Tunnels dar, welche in dem einst berühmten, jetzt aber verschollenen Tunnel unter der Themse in London ein Vorbild hatten. Isambert Brunel hatte dies Wunderwerk mit beispielloser Ausdauer, Wassereinbrüchen und Gasexplosionen trotzend, in der Zeit von 1825 bis 1841 vollendet. Die Eisenbahn-Tunnels gruben sich bisher noch nicht unter dem Wasser, aber durch die Berge hindurch. Zu den merkwürdigsten derselben gehören der Hauenstein-Tunnel durch den Jura in der Schweiz, welcher 1857 so viel Menschenleben forderte und die beiden mit ihm wetteifernden bei Chauxdefonds, mehrere solche in Sachsen und in der Rheinprovinz, die Tunnels der kühnen Semmering- und der eben so kühnen Brennerbahn, namentlich aber der Riesentunnel durch den Montcenis, welcher, als ächt internationales Werk, von dem Deutschen Sammiller, dem Franzosen Grandis und dem Italiener Grattoni, mittels zusammengepreßter Luft gebohrt, 1858 begonnen und 1871 vollendet wurde und in der Länge von 12000 Meter von Bardonneccia in Piemont nach Modane in Savoien führt. Die Arbeit schritt in 24 Stunden je um 3 bis $4^1/_2$ Fuß vor. Noch großartiger würden, im Falle der Ausführung, die Tunnels der projektirten Bahnen durch den Gotthard und den Splügen sein. Mit den Bergtunnels wetteifern diejenigen, welche in Tiefen bis zu 54 Fuß unter den Straßen Londons dahin führen und von Bahnzügen bei Gasbeleuchtung befahren werden. Sie wurden 1863 eröffnet. Merkwürdige Eisenbahnbauten sind auch die schiefen Ebenen, auf welchen die Bahnzüge mittels oben stehender Dampfmaschinen die Höhe hinauf gezogen werden, deren es in Sachsen und Belgien gibt. Eine höchst wichtige Eisenbahnstrecke ist jene über die Landenge von Panama, das kolossalste Eisenbahnwerk der Neuzeit aber die 1870 vollendete Pacific-Bahn, welche den Kontinent Nordamerika's mit seinen endlosen und menschenleeren Prairien durchschneidet und das Felsengebirge in einer Höhe von mehr als siebentausend Fuß übersteigt. Ein neuer Fortschritt glänzt in dem Systeme Fell, welches mittels einer zwischen den beiden Schienen angebrachten gezackten Schiene und eines darin eingreifenden Rades bisher für unüberwindlich gehaltene Steigungen besiegte und sich, wie auf dem Mount Washington in Nordamerika und 1867 bis 1871 auf der Mont-Cenis-Straße, so jetzt auf dem Rigi-Berge in der Schweiz zu bewähren scheint.

Manigfaltig sind die Arten, auf welche die Eisenbahnen Gewässer und andere Vertiefungen überschreiten. In Amerika vollbringen sie den Übergang von Sümpfen mittels eingerammter Pfähle. Über Thäler und Flüsse werden sie mittels hölzerner, steinerner und eiserner Viadukte geführt, welche oft wundervolle Werke sind. Dahin gehört z. B. der

kolossale Göltzschthalviadukt von vier Stockwerken steinerner Bogen in Sachsen, die Viadukte der Semmeringbahn, die Lagunenbrücke bei Venedig (1841 bis 1846 erbaut). Die **Kettenbrücken**, deren erste bedeutendere (ohne Eisenbahn) 1826 über die Meerenge von Menai in England, und 1834 zu Freiburg in der Schweiz errichtet wurden, sind wegen der heftigen Erschütterung, an der sie leiden, nicht mehr beliebt. An ihre Stelle traten die **Tunnel- oder Röhrenbrücken**, wie z. B. Stephensons gleichzeitig begonnene Werke: die Britannia-Brücke über die Menai-Enge (1850) und die über den Conway-Fluß (1848 vollendet), und die **Gitterbrücken**, unter denen sich jene von Butze über die Weichsel bei Dirschau (1851 bis 1857 gebaut, 1652 Fuß lang) auszeichnet. Noch großartiger sind die Victoria-Brücke über den Lorenzo-Strom, 9144 Fuß lang, und die Ketten- und Gitterbrücke über den Niagara-Fall.

Auch im und am **Wasser** hat der Mensch seine Fertigkeit im Bauen geübt. Es geschieht dies theils durch Dämme und **Deiche** (in der Schweiz Wuhren) gegen den Einbruch des Meeres oder der Ströme, theils durch **Kanäle**, welche verschiedene Ströme oder Meere miteinander verbinden. Unter letzteren sind die bedeutendsten unserer Periode; der **Caledonische** Kanal, welcher 1822 vollendet wurde, 12,8 geographische Meilen lang ist und Nordschottland durchschneidet, der **Ludwigskanal**, auf Anordnung Ludwigs I. von Baiern 1836 bis 1845 aus der Donau (Kelheim) in den Main (Bamberg) geführt und $23^1/_2$ Meile lang, vor Allen aber der Kanal durch die Landenge von **Suez**, ein Wunderwerk unserer Zeit. Die Concession des letztern erhielt, nachdem sich der Irrthum aufgeklärt, als ob das rothe Meer bei Suez dreißig Fuß höher stände als das Mittelmeer bei Pelusium, 1854 Ferdinand von Lesseps vom Pascha Said in Ägypten. Der Kanal, welcher $21^1/_2$ Meile lang ist und durch einen Süßwasser- und zwei Salzseen führt, wurde 1870 vollendet und eröffnet; aber seine dauernde Brauchbarkeit unterliegt noch immer Zweifeln. Zu keinem Resultate haben bis jetzt die zahlreichen Projekte eines Kanals durch eine der gebirgigen Landengen Mittelamerikas (Tehuantepek, Nicaragua oder Panama) geführt.

C. Industrie und Technik.

Großen Aufschwung hat in unserer Zeit die Verarbeitung der **Metalle** genommen, welche aus der Hand des Bergmanns zu jenem Zwecke in die der **Hüttenarbeiter** übergehen und hier eine Menge der verschiedensten Stadien durchmachen, von der Scheidebank durch die Trocken- und Naßpochwerke auf die Stoßherde, in die Wäsche und in die Schmelzöfen. Kolossal haben sich die Hohöfen zur Eisenbearbeitung entwickelt, namentlich die mit den englischen Eisenwerken wetteifernden Laura- und Königshütte in Schlesien, die Marienhütte in Sachsen u. s. w. Eine

wesentliche Verbesserung in der Stahlbereitung ist die 1856 von Jakob in Wien vorgenommene Anwendung des Wolframerzes und neuerlich die Benutzung stickstoffhaltiger Körper zu demselben Zwecke. In der Gußstahlfabrikation hat sich Friedrich Krupp in Essen einen Namen erworben, indem er am Anfang der fünfziger Jahre ein neues Verfahren zur Produktion ungeheuer großer Fabrikate erfand, wie seine Geschützrohre zeigen, die er von fünfundvierzig Centnern in zwölf Jahren auf das zehnfache Gewicht brachte. Eine neue Art der Stahlbereitung hat in letzter Zeit der österreichische Artilleriehauptmann Uchatius erfunden. Eine vermehrte Anwendung hat dem Eisen der Eisenbahnbau verliehen. Die Schienen werden in den Ländern, welche Eisenbahnen besitzen, selbst zubereitet; Lokomotiven fertigen in Deutschland die Maschinenfabriken zu Berlin (Borsig), Chemnitz, München, Augsburg, Eßlingen, Wien. Im Jahre 1861 besaßen die deutschen und österreichischen Eisenbahnen 4051 Lokomotiven, von denen 3303 in Deutschland selbst verfertigt waren. Auch auf der See hat das Eisen in unsrer Zeit einen entschiedenen Sieg über das Holz errungen, und die aus ihm gebauten Schiffe feierten ihren Triumf in dem Ungeheuer Great-Eastern.

Unter den übrigen Metallen hat die neueste Zeit neue Legirungen in's Leben gerufen, so z. B. vom Zink das Argentan, mehrere vom Kadmium mit Blei, Zinn und Silber. Eine Fabrik für Weißkupfer- oder Neusilberwaaren errichteten 1824 die Gebrüder Henninger in Berlin. Die Verwendung der Bronze zu Glocken, Geschützen und Statuen hat eine immer größere Ausdehnung und Kunstfertigkeit gewonnen. Einer der kolossalsten Güsse ist die Statue der Bavaria bei München, nach Schwanthalers Entwurf von Stiglmayer gefertigt (1842 begonnen). Andere großartige Werke sind Rietschels Goethe-Schillergruppe in Weimar und Lutherdenkmal in Worms. Auch die Verarbeitung aller übrigen Metalle hat sich bedeutender Entwickelung zu erfreuen. Großes Aufsehen erregte es, als Deville in Paris, gestützt auf Wöhlers Vorgang, das Aluminium in größeren Mengen aus der Thonerde darstellte; aber sein Nutzen hat sich als sehr gering herausgestellt; nur in der Legirung mit Kupfer scheint es eine Zukunft zu haben.

An der Spitze der Porzellanfabriken haben sich Meißen und Sèvres erhalten. Die Verfertigung von Gegenständen in Majolika und Fayence dauert vorzugsweise in Wedgwood's Schöpfung, Etruria in England, fort (s. oben Bd. II. S. 288), woher eine prachtvolle 46 Fuß hohe Fontaine an der Londoner Ausstellung von 1864 Aufsehen erregte. Neben anderen bedeutenden Vervollkommnungen der Glasfabrikation in unserer Zeit, wozu namentlich das kunstvolle Glasschleifen gehört, wurde 1818 durch Oberbergrath Fuchs in München das sogenannte Wasserglas zuerst bereitet und 1825 öffentlich bekannt gemacht.

Unsere Zeit ist aber nicht nur an nützlichen, sondern auch an verderb-

lichen Erfindungen reich. Nachdem schon die französischen Chemiker Braconnot 1833 und Pelouze 1838 versucht, das Schießpulver durch Pflanzenstoffe zu ersetzen, erfanden Schönbein in Basel und Böttger in Frankfurt am Main 1846 gleichzeitig die Schießbaumwolle. Sie hat sich jedoch, ungeachtet manigfacher Versuche, noch keine allgemeine Anerkennung erwerben können. Der schwedische Ingenieur Nebel erfand das Nitroglycerin oder Sprengöl, bei dessen Bereitung aber (1864) seine Fabrik in die Luft flog. Mit dem Anfang unseres Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Bestimmung von Ladung und Rohrlänge der Geschütze. Villantroy und Paixhans, Obersten unter Napoleon I., schufen die neueren Bombengeschütze, denen 1819 wieder kürzere Bombenkanonen folgten. Der englische General Shrapnel (gest. 1825) erfand die nach ihm benannten Granatkartätschen, welche im spanischen Kriege seit 1808 zuerst Anwendung fanden. Die Erfindung der gezogenen Kanonen wird, nicht ohne Widerspruch, Napoleon III. zugeschrieben, erfuhr aber manche Verbesserungen. Ein neues solches Geschütz mit Hinterladung erfand 1854 der englische Ingenieur William Armstrong, er mußte jedoch 1863 vor seinem Konkurrenten, dem Ingenieur Whitworth zurücktreten. Seit dem Krimkriege wurden eisengepanzerte schwimmende Batterien gebräuchlich. Für die Handfeuerwaffen wurden am Anfange unseres Jahrhunders mit Entdeckung der Knallpräparate die Zündhütchen erfunden, aber erst in den dreißiger und vierziger Jahren eingeführt. Neue Gewehre erfanden in unserer Zeit Minié, Enfield, Neßler, Podewils, durchweg mit konischen Geschossen. Sie alle aber beseitigte das Hinterladungsgewehr, dessen erste Gestalt in dem preußischen, von Dreyse erfundenen Zündnadelgewehr auftauchte. Es hat indessen in Frankreich durch Lefaucheux und Chassepot, in Amerika durch Peabody u. A. Rivalen gefunden. Amerika ist auch das eigentliche Heimatland der Revolver, welche besonders durch Colt vervollkommnet wurden.

Ein neues Feuerzeug, aus Platin, erfand in den zwanziger Jahren der Chemiker Döbereiner. Mit ihm konkurrirten das ziemlich ältere elektrische und das chemische Feuerzeug, bis der Phosphor, den 1833 Prehsel in Wien zu verschiedenen Zündapparaten verwendete, sie alle verdrängte; damals tauchten auch in verschiedenen Ländern zugleich, ohne daß ihre Erfinder bekannt wären, die Phosphor-Streichhölzchen auf. Böttger in Frankfurt erfand 1848 die Antiphosphorhölzchen, die sich aber nicht Geltung verschaffen konnten, und die Zündhölzchen herrschen noch immer unumschränkt.

Unter den Fortschritten in der Bereitung der Lebensmittel ist voran die Einführung der Runkelrüben-Zuckerfabrikation durch Achard, einen Schüler Marggrafs (Bd. II. S. 286), in Schlesien, am Ende des vorigen Jahrhunderts, zu nennen. Diese Industrie verzweigte sich aber,

da sie zuerst wenig Beifall fand, erst später in die europäischen Länder, und in Deutschland fand sie erst, nachdem die früheren Versuche bereits aufgegeben, in den dreißiger Jahren aus Frankreich her Eingang. In Amerika dagegen kam die Zuckerfabrikation aus Ahornsaft auf, in Ostindien und der Südsee herrscht der Palmenzucker vor. Einen kolossalen Aufschwung hat in unserer Zeit die Bierbrauerei genommen, und zwar vor Allem die in Baiern übliche Braumanier. In allen Erdtheilen hat sich das bairische Bier Bahn gebrochen. Die größte Brauerei der Erde ist wahrscheinlich die Dreher'sche in Klein-Schwechat bei Wien; sehr große besitzt auch England. Neuere Erfindungen, Lebensmittel dauerhaft nutzbar zu machen und ihren Gehalt in möglichst kleinen Raum zu bringen, sind Liebigs Milch- und Desselben Fleischextrakt.

Im Fache der Beleuchtung sind in unserer Zeit erst die Öllampen bedeutend vervollkommnet worden. Im Jahre 1800 erfand Carcel die Pumplampe. Ihr folgte die Moderateurlampe, die Kamphin- und endlich die Petroleumlampe. Die Beleuchtung in größerm Maßstabe kennt aber keine Lampen noch Öle mehr, sondern ausschließlich das Gas, dessen Benutzung zu diesem Zwecke zuerst Becher (s. Bd. II. S. 143) während seines Aufenthaltes in England versuchte. Die erste größere Anwendung brachte 1798 Murdoch in James Watt's Maschinenwerkstätte zu Stande. Der Franzose Le Bon, welcher die neue Erfindung verbreiten wollte, wurde durch den Spott der Welt zum Selbstmorde getrieben. Hofrath Winzer aus Braunschweig gründete in England eine Aktiengesellschaft für Gasbeleuchtung, erhielt 1810 ein Patent und 1825 waren bereits mehrere Gasanstalten in London errichtet. Erst zwanzig Jahre später folgte Frankreich nach; in Berlin brannte das erste deutsche Gas 1826.

Neben dem Gold und dem Eisen ist einer der wichtigsten, in unserm Zeitalter eine Rolle spielenden Stoffe das Kautschuk, der Milchsaft mehrerer amerikanischen Bäume. In Europa wurde es zuerst 1755 durch den aus Amerika zurückkehrenden Condamine bekannt, und zwar in der Form von Flaschen, die ihm die Indianer geben. Seit 1790 verfertigte man in Paris chirurgische Binden und wasserdichte Überzüge daraus, seit 1791 Röhren zu chemischen Zwecken, seit etwa 1820 (durch Stadler in Wien) elastische Gewebe, und (durch Mackintosh in England) wasserdichte Stoffe; seit etwa 1830 benützte man es zum Auslöschen von Bleistiftzeichnungen, seit etwa 1840 zu Überschuhen und Spielbällen, später zu Hosenträgern. Im Jahre 1832 erfand Lüdersdorff in Berlin das Vulkanisiren des Kautschuks, d. h. die Kunst, ihm die Veränderlichkeit durch die Temperatur und den unangenehmen Geruch zu nehmen. Aber erst in den vierziger Jahren, und zuerst in England und Amerika gelangte diese Erfindung zur Geltung. Seit 1850 wurde die Kautschuk-Industrie ausgedehnter; sie umfaßte bald Kleidungsstücke aller Art, wasserdichte Tapeten, Landkarten, Pontons, Schwimmgürtel, Taucheranzüge, Ringe an Wägen;

Bilderrahmen, Möbeln aller Art, Sättel, Büchereinbände, Knöpfe, Spazierstöcke, Messergriffe, Schmucksachen und viel Anderes, dessen Aufzählung uns zu weit führen würde. Die berühmteste Fabrik in Amerika ist die von Goodyear in Newhaven, in Europa die von Cohen, Vaillant und Compagnie in Harburg. Goodyear erfand 1852 das Hornisiren des Kautschuks. Die mit letzterm nahe verwandte Guttapercha kam zuerst 1830 aus Singapore nach Europa, wurde aber erst 1844 bekannt, hat die nämlichen Perioden des Vulkanisirens und Hornisirens wie das Kautschuk durchgemacht und wetteifert mit letzterm (in den nämlichen Fabriken) an Manigfaltigkeit der Anwendung.

Unsere Zeit schuf ferner die Schnellgerberei, die Schnellbleicherei (seit 1828 mittels Maschinen durch Bentley und Graham in England), eine vervollkommnete Färberei (für welche 1837 Runge in Oranienburg die Anilinfarben aus dem Theer zog), verschiedene Zeugdruck-Methoden; den Walzendruck bei der Tapetenfabrikation, sowie die Wolltapeten u. s. w. Großartig ist die neueste Entwickelung des Maschinenbaues, der Waffen-, Messer-, Nadel- und Stahlfederfabrikation (welche angeblich 1803 in England erfunden, aber erst seit den zwanziger Jahren betrieben worden ist), der Schlosserei (besonders in den feuer- und einbruchsicheren Geltschränken, welche 1834 Marr in England erfand), der Blechnerei, der Uhrmacherei (welche namentlich in der französischen Schweiz blüht, während die berühmtesten Thurmuhren von Schwilge in Straßburg, dem Verfertiger der dortigen neuen Münsteruhr 1838—1842, s. Bd. I. S. 392, herrühren), der Fourniersägerei, Tischlerei, Holzschnitzerei, Drechslerei, Parquetboden- und Spielwaarenfabrikation, der Holz- und Strohflechterei, u. s. w.

Das Nämliche gilt von der größern Industrie, von der Spinnerei (für welche 1810 Girard die Flachsspinnmaschine und 1825 Roberts in Manchester die Mulemaschine erfand), von der Weberei (welcher 1801 Charles Marie Jacquard aus Lyon [1752—1834], ursprünglich ein armer Weber, seine Erfindung einer neuen Webemaschine, Bonelli, Maumené und Bréguet den elektrischen Webstuhl schenkten) und von der Stickerei (welche besonders in der östlichen Schweiz blüht und für welche Heilman, ein Elsäßer, seine Maschine erfand). Im Jahre 1834 verfertigte Walter Hunt in New-York die erste Nähmaschine, welche Erfindung aber erst 1841 ein armer Arbeiter, Elias Howe in Boston, nutzbar machte; 1845 war sein erstes Stück fertig. Die Erfindung hat in neuester Zeit einen ungeheuern Umfang angenommen und viele Modifikation erfahren, wie die von Grover und Baker und andere.

Vielfältig hat sich auch die Fabrikation von Papier mâché, von Steinpappe, und die Buchbinderei (für welche Black 1851 die Falzmaschine aufstellte) gestaltet.

Wir gelangen zu den neuesten technischen Fortschritten auf dem Felde der Benutzung der Naturkräfte.

Einer der bedeutendsten Erfolge in der Anwendung von dem Gesetze des Hebels wurde erzielt durch den Transport des Monolith-Obelisken von Luxor in Ägypten (5000 Centner schwer) nach Paris 1831 bis 1836, welches Unternehmen zwei Millionen Franken kostete. Und mit alldem hatte man noch nicht die Gewandtheit erreicht, welche bereits das ägyptische Alterthum in der Aufstellung solcher Kolosse besaß!

In Anwendung des Gesetzes der Schwere wurde die Erfindung und Einführung verschiedener Wagen (Bd. II. S. 290) fortgesetzt. Nicholson erfand das Aräometer 1787 und Richardson 1788 die Bierwage, Coulomb 1812 die Wage mit Windungen zur Bestimmung kleiner magnetischer und elektrischer Kraftwirkungen, Dartigues 1817 die hydraulische, Chemin 1819 die Kornwage, Allard 1823 die thermische Wage. Neuere Erfindungen sind die Brückenwage (Decimal- oder Centesimalwage), die Briefwage, die chemische Wage, die Cotton-Wage auf der Londoner Münze, welche die nicht vollwichtigen Sovereigns zur Seite wirft.

Im Gebiete der Wirkungen des Pendels erfand in unserer Zeit Mätzel das Metronom, welches dazu dient, die richtige Taktdauer in der Musik zu bestimmen, Bohnenberger das Reversionspendel, welches von dem Engländer Kater zuerst angewendet wurde. Foucault gelangte 1850 dazu, mittels eines aufgehängten Pendels die Axendrehung der Erde zu beweisen. Seine Versuche fanden, der größern Sicherheit der Beobachtung wegen, in hohen Kirchengewölben statt und wurden von Anderen durchaus bestätigt.

Der Mechaniker Bourdon in Paris erfand das quecksilberlose Aneroidbarometer, welches gänzlich aus Metall besteht, und das Metallmanometer, welches zur Messung größerer Spannungen dient.

Die Versuche in der Luftschifffahrt (Bd. II. S. 292) wurden auch in unsrer Periode mit Eifer fortgesetzt. Robertson und L'Hoist erreichten 1803 von Hamburg aus die höchste Höhe, welche Luftschiffer bis damals erreicht, 24,000 Fuß. Biot und Gay-Lussac unternahmen 1804 auf Laplace's Anregung eine wissenschaftliche Luftreise und machten Beobachtungen über Elektrizität. Gay-Lussac erreichte bald darauf 27,000 Fuß. Charles Green fuhr 1836 von London aus über den Kanal in neunzehn Stunden nach Weilburg in Nassau. Im Jahre 1843 wurde der Lehrling Guérin bei Nantes vom Anker eines vorschnell aufsliegenden Ballons gefaßt und über dreihundert Fuß in die Lüfte getragen, aber sanft wieder niedergesetzt. Arban fuhr 1846 in Triest ohne Gondel am Ballon empor, weil die Gasbereitung nicht in der Menge gelingen wollte, um jene zu tragen, und fiel dann in's Meer, wurde aber von Schiffern gerettet. Coxwell und Gibson, 1847 in Vauxhall (London) aufgestiegen, fielen bei Nacht, in Folge Entströmens des Gases, aus einer Höhe

von siebentausend Fuß blitzschnell zur Erde nieder, doch ohne Schaden zu nehmen, 1851 unternahm Coxwell von Leipzig aus eine glückliche und interessante Fahrt bis auf elftausend Fuß Höhe, und zwar durch dichte Wolkenmeere, welche den prachtvollsten Anblick gewährten. 1859 fuhren vier Amerikaner, Lamountain und Genossen, von St. Louis nach dem Staate New-York. Der Luftschiffer Nadar, welcher vor einigen Jahren von Paris aufstieg, blieb im Hannoverschen an einem Baume hängen, wodurch das Hüttchen, das er statt des Nachens am Ballon befestigt hatte, zerstört wurde. Ungeachtet zahlreicher Vorschläge hat es die Wissenschaft noch heute nicht dahin gebracht, den Luftballon sicher zu lenken.

Um 1815 erneuerte der Engländer Medhurst den zwei Jahrhunderte alten Gedanken Papin's, Waaren und Reisende durch Luftdruck zu befördern. Seine Idee fand jedoch erst Beachtung, nachdem die Anfangs mit Mißtrauen betrachteten Eisenbahnen sich bewährt hatten, was in den dreißiger und vierziger Jahren der Fall war. Vallance schlug vor, die „atmosphärische Eisenbahn" so einzurichten, daß das von ihr Beförderte herausgesaugt, statt hindurchgeblasen werde. Der Amerikaner Pinkus stellte wieder ein anderes System auf. Seit 1840 wurden in England Versuche gemacht, die aber mißlangen. Dagegen kam neuestens eine „pneumatische" Brief- und Packetpost in London zu Stande.

Die Triebkraft des Wassers benützt das Segner'sche Wasserrad, in welchem die erste Idee der Turbinen ausgesprochen ist, die in den dreißiger Jahren in Aufnahme kamen. Im Fache der Pumpen und Feuerspritzen hat unsere Zeit manche Verbesserungen vorgenommen, so die Einrichtung der Saugpumpen und Saugspritzen und der kleineren und größeren Pumpwerke. Die Dampfspritzen dagegen haben sich nicht bewährt. Bramah's neue hydraulische Presse (1801 in London erfunden) gehört ebenfalls hieher.

Im Reiche des Lichtes hat 1849 der französische Physiker Fizeau die Geschwindigkeit des Lichtstrahles genau bestimmt, und zwar mit Hülfe eines von ihm erfundenen Apparates. Das von Nikol aus Kalkspat-Krystall geschliffene Prisma zur Erzeugung polarisirten Lichtes wurde zur Nachweisung und Bestimmung des Zuckergehaltes in Auflösungen angewendet. Im Jahre 1817 erfand Brewster das Kaleidoskop. Am Anfange unseres Jahrhunderts brachte der Physiker und Luftschiffer Robertson mittels der Zauberlaterne auf einem aufgespannten Schirme grausige Gespenstererscheinungen hervor. Ganz neu ist die Erfindung von Dirks und Pepper, auf Bühnen durch verborgene Spiegel solche zu erzeugen. Wollaston erfand das Reflexionsgoniometer, um die Winkel, in denen die Flächen der Krystalle sich treffen, zu messen, Gauß das Heliotrop, eine Spiegelvorrichtung, um das Sonnenlicht bis auf entfernte Punkte zu reflektiren. Einfacher ist das von Steinheil in München erfundene. Becquerel bildete 1842 das farbige Sonnenspektrum auf

einer Daguerreotyp-Platte ab. Prevost und Langlois aus Paris und Horner aus London stellten berühmte Panoramen her. Daguerre fertigte die ersten Dioramen an, wurde aber weit berühmter durch eine andere Erfindung, die der Lichtbilder. Die chemische Einwirkung der Lichtstrahlen war schon 1771 durch Scheele, 1801 durch Ritter und 1810 durch Seebeck in Jena untersucht worden. Bereits 1803 brachten Wedgewood und Davy photographische Schattenbilder zu Stande und 1819 erfand John Herschel die Fixirung solcher Bilder durch unterschwefligsaures Natron. Seit 1814 versuchte Niépce allein und seit 1829 in Verbindung mit Daguerre die Herstellung von Bildern auf Metall- und Glasplatten. Ersterer starb 1833 und Letzterer trat 1839 mit der neuen Kunst hervor, die sich jedoch auf versilberte Platten beschränkte. Fizeau bewirkte mit Chlorgold, daß der störende Spiegelglanz dieser Bilder aufhörte. Die Optiker Chevalier in Paris und Petzval in Wien erhoben die Daguerreotypie zur eigentlichen Photographie, welche Abdrücke auf Papier zu Stande bringt und in neuester Zeit große Fortschritte gemacht hat, wie die Augenblicksbilder, die Bilder in unendlich kleiner, wie in Lebensgröße und darüber, die unvergänglichen Photographien u. s. w. Die neue Kunst ist in der civilisirten Welt in alle Stände gedrungen und in der Hütte zu Hause, wie im Palaste.

Neuere interessante Erfindungen zur angenehmen Zerstreuung des Gesichtssinnes sind das Chromatrop, welches in schnellem Drehen dem Auge verschieden geformte fertige Bilder vorzaubert, das Stereoskop, welches seit den Versuchen dazu im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert vergessen, durch Wheatstone aber wieder neu in's Leben gerufen wurde und seit 1838 Anwendung fand. Photographische Bilder für das Stereoskop fertigte Moser in Deutschland seit 1844 an. Dove lehrte das Stereoskop zur Vergleichung scheinbar nicht zu unterscheidender Zeichnungen, z. B. ächter und falscher Banknoten gebrauchen. Unter den Teleskopen hat sich in unserer Zeit dasjenige Lord Rosse's zu Personstown durch seine kolossale Größe ausgezeichnet; es wiegt 30,000 Pfund und kostete an 300,000 Franken. Das Mikroskop ist von Fraunhofer und noch mehr von Selligue, von Chevalier und 1827 von Amici vervollkommnet worden. Die Beobachtungen mittels desselben haben in neuester Zeit das ganze Reich des Seins bis in die unbeachtetsten Einzelnheiten umfaßt und es ist sogar zum Diener der Justiz geworden, um gefälschte Gegenstände von ächten, um thierisches Blut von menschlichem zu unterscheiden. Mit seiner Hülfe entdeckte Dr. Zenker in Dresden die Trichinen.

Humfry Davy entdeckte mittels der voltaischen Säule das elektrische Licht, und Anfangs der vierziger Jahre machte Deleuil in Paris Versuche mit demselben zur Straßenbeleuchtung. Hierbei hat es sich zwar nicht bewährt, wohl aber zur Beleuchtung dringender öffentlicher Arbeiten bei Nacht, sowie auf Leuchtthürmen, auf dem Theater u. s. w. Wach er-

fand 1830 die Galvanoplastik, durch deren Pflege sich besonders das Oudin'sche Etablissement in Paris auszeichnet, welches jährlich tausend Centner schwefelsaures Kupferoxyd und zweitausend vierhundert Centner Zink verbraucht. Stark betrieben wird, namentlich in Deutschland und den russischen Ostseeprovinzen, die galvanische Vergoldung und Versilberung. Im Jahre 1834 versuchte dal Negro den Elektromagnetismus als Triebkraft anzuwenden; im Jahre darnach veröffentlichte Jacobi in Petersburg die Beschreibung eines dazu dienenden Apparates und befuhr 1839 auf einem durch seine elektromagnetische Kraftmaschine getriebenen Boote mit zwölf Personen die Newa. Die Erfindung bewährte sich jedoch nicht und wurde wieder fallen gelassen.

Auch in unserer Periode wurden die Bemühungen, einen sicher und schnell arbeitenden Telegraphen (Bd. II. S. 294) zu Stande zu bringen, fortgesetzt und mit Erfolg gekrönt. Lemond und Boeckmann glaubten mit einem oder zwei Drähten (statt vierundzwanzig nach Zahl der Buchstaben) elektrisch telegraphiren zu können, und 1816 schlug Ronalds in England vor, an den beiden Endstationen Uhrwerke aufzustellen, an welchen sich mit Buchstaben beschriebene Scheiben drehen und den jeweilen geltenden Buchstaben durch eine Öffnung zeigen sollten. Diese Ideen aber wurden erst fruchtbar, als man statt der Reibungselektrizität, welche ungenügend erschien, die galvanische Batterie anwandte. Sömmering in München ahnte dies zuerst 1809. Auf eine Anregung des Ministers Montgelas arbeitete er daran, den elektrischen Telegraphen durch Gasentbindung in's Werk zu setzen, und es gelang ihm mittels einer aus Silber (Brabanterthalern) und Zink zusammengesetzten Säule. Er legte seine Erfindung den Akademien von München und Paris vor; aber die letztere hielt den Chappe'schen Telegraphen für unübertrefflich, und Napoleon nannte die Idee eine „deutsche Schwärmerei". Unerschrocken arbeitete Sömmering weiter und telegraphirte 1812 bereits auf zehntausend Fuß; aber er gelangte nicht dazu, allgemeines Interesse zu erwecken. In der gelehrten Welt schenkten ihm blos Humboldt, Schweigger und Gauß Aufmerksamkeit. Endlich nahm sich der russische Staatsrath Schilling seiner Idee an und bewirkte, nach Örstedt's Entdeckung (oben S. 270), die Anwendung des Elektromagnetismus auf die Telegraphie, womit sich Ampère, Ritchie, Fechner, Davy u. A. beschäftigten, bis Gauß und Weber 1833 in Göttingen den ersten elektromagnetischen Telegraphen in Ausführung brachten. Schilling hatte selbst einen Apparat erfunden, den er aber erst 1835 bekannt machte. Der Engländer Cooke, obschon kein Naturforscher, beutete denselben 1836 zu Hause aus, ohne den wahren Erfinder zu nennen, gewann den Physiker Wheatstone und führte mit ihm Telegraphenleitungen aus, welche allgemeines Aufsehen erregten. Die Telegraphen sowol Schillings, als Gauß und Webers arbeiteten mit Magnetnadeln, welche auf angebrachte Buchstaben hinwiesen, lieferten aber

keine Telegramme. Davy erfand den Zeigertelegraphen, den Wheatstone vervollkommnete, der aber stets schwerfällig blieb. Erst 1837 erfand Steinheil in München den Schreibtelegraphen und zwar mittels an den Magnetnadeln angebrachter Farbenpinsel. Im Jahre 1838 gelangte er dazu, mit einem einzigen Drahte zu telegraphiren und benützte zur Rückleitung des elektrischen Stroms den Erdboden.

Einen großen Fortschritt machte die Telegraphie durch den Morse'schen Drucktelegraphen. Samuel Morse, Amerikaner, war so wenig Naturforscher wie Cooke; aber er hatte wie Dieser die Keckheit, eine fremde Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen, indem er 1837 den Ursprung derselben um fünf Jahre zurückverlegte. Während er schon 1839 wieder zu seinem eigentlichen Berufe, der Malerei, zurückkehrte, wurde sein System 1844 zwischen Washington und Baltimore in's Werk gesetzt; es ist indessen keine neue Erfindung, sondern blos das Anbringen einer bequemern Einrichtung, nämlich des Einprägens von Chiffern statt der Buchstaben auf Papierstreifen. Die Apparate zu diesem Zwecke verdanken ihre Vervollkommnung vielmehr den Deutschen Siemens und Halske.

Die Telegraphen nach dem sogenannten Morse'schen System wurden zuerst in Großbritannien, Nordamerika und Deutschland eingeführt. In Frankreich, wo man aus Nationaleitelkeit an dem Chappe'schen Telegraphen festhielt, wollte noch 1846 die Deputirtenkammer vom elektrischen Telegraphen nichts wissen. Den Anstrengungen Arago's folgte endlich bessere Einsicht, und erst 1851 wurde die neue Erfindung in Frankreich eingeführt. Im Jahre 1852 folgte die Schweiz nach, und später auch alle übrigen civilisirten Länder. Dem Landtelegraphen, welcher über Stangen an den Seiten der Eisenbahnen und Straßen dahin führt, folgte mit der Zeit auch der unterseeische. Schon 1850 wurde ein solcher mittels eines Kabels von Guttapercha zwischen Calais und Dover gelegt, das jedoch verunglückte. Es wurde 1851 wieder hergestellt und ihm folgten weitere durch Meeresarme, See'n und Flüsse, und endlich das riesenhafteste, das durch den atlantischen Ocean, welches 1857 gelegt wurde. Aber kaum zur Verbindung beider Kontinente gelangt, erwies es sich als unbrauchbar und versagte seinen Dienst. Es mußte ein neues Kabel gelegt werden, welches endlich 1865 in einer Länge von 423, sowie ein zweites 1866, 389 Meilen lang, zur glücklichen Vollendung kam und seitdem die trefflichsten Dienste leistet.

Das Morse'sche System ist indessen bereits im Unterliegen vor einer neuern Idee begriffen. Es ist dies der chemische Telegraph, welcher statt der punktirten Chiffern wirkliche Buchstaben auf den Papierstreifen malt, der dann auf das Telegramm geklebt wird. Giovanni Caselli in Florenz versuchte denselben (1865) durch seinen Pantelegraphen zu vervollkommnen, welcher Zeichnungen und Originalhandschriften telegraphiren soll, aber noch nicht als gelungen betrachtet werden kann.

Durch den elektrischen Telegraphen wurde auch die Herstellung von Uhren bewirkt, welche an allen telegraphisch unter sich verbundenen Orten die nämliche Zeit angeben. Die ersten Versuche dazu machten Steinheil 1839 und Wheatstone 1840; gegenwärtig sind sie überall im Gebrauche.

Das Thermometer (Bd. II. S. 270 und 290) wurde in unserer Zeit namentlich durch Greiner in Berlin vorzüglich angefertigt. Neuere Vervollkommnungen sind Breguet's Metall-Thermometer und Rutherford's Maximum- und Minimum-Thermometer. Ein verbessertes Hygrometer erfand Daniell, ein Psychrometer (Messer der Naßkälte) August.

Die Dampfmaschine erfuhr seit James Watt (Bd. II. S. 293) manigfache Verbesserungen, wie z. B. die Hochdruck-Dampfmaschinen des Amerikaners Evans, die Niederdruck-Maschine von Arthur Woolf (1804), die jetzt sehr gebräuchliche Expansationsmaschine, die Excentrik u. s. w. Zur Fortbewegung benutzte zuerst Robert Fulton in New-York die Dampfmaschine, indem er 1808 das erste Dampfschiff baute, nachdem man ihn lange verlacht hatte. Napoleon verachtete auch diese Schwärmerei, bis ihn ein Dampfer — nach St. Helena führte! Die ersten solchen waren Raddampfer; aber schon 1837 stieß ein Dampfboot ohne Räder bei Blackwell in England in die offene See, von Smith erbaut und mit einer Schraube zur Fortbewegung versehen. Diese Schiffsschraube hatte schon 1731 Duquet, ohne an Dampfkraft zu denken, vorgeschlagen. Der französische Geniekapitän Delisle nahm 1823 diese Idee auf. Die praktische Verwendung derselben dachte der Ingenieur Frederic Sauvage aus Boulogne (1785—1857) aus; aber er ging in traurigen Verhältnissen unter, ohne zur Geltung zu gelangen. Die erste Zeichnung einer Dampfschraube aber hatte eine „Landratte", Josef Ressel aus Chrudim in Böhmen (geb. 1793), 1812 gefertigt und 1829 in Triest damit Versuche gemacht. Er wurde aber vergessen und starb 1857 zu Laibach. Nachdem, wie erwähnt, Smith den Ruhm der beiden zuletzt Genannten geerntet, wurde 1843 das erste französische Schraubenboot gebaut, während Sauvage im Schuldgefängniß saß! Seitdem hat die Schiffsschraube bedeutende Vervollkommnungen erfahren und große Erfolge gefeiert*).

Nicht nur der Raddampfer aber, auch der Dampf überhaupt stieß auf Konkurrenz. Eine Maschine, welche statt des Dampfes, der erst erzeugt werden muß, direkt durch die Wärme selbst getrieben wird, und die Gefährlichkeit des Dampfes vermeidet, ahnte zuerst wahrscheinlich John Stirling in Glasgow, indem er 1827 eine Luftexpansionsmaschine baute. Eine verbesserte „kalorische Maschine" machte Ericson

*) Über die Fortbewegung zu Lande mittels des Dampfes s. oben S. 296.

1833 bekannt und ließ 1853 in New-York das erste, von derselben getriebene Schiff fahren; sie bedarf jedoch, um durchzudringen, noch bedeutender Vervollkommnung. Dasselbe ist auch der Fall mit des Pariser Arbeiters Lenoir Gasmaschine, welche 1860 zuerst aufgestellt wurde.

Im Reiche des Schalles rief unsere Zeit unter Anderm in's Leben: die Sirene, welche die Schallwellen zählt und z. B. zu ermitteln vermochte, daß der höchste Ton, den wir zu hören vermögen, aus 24,000 Schwingungen in der Minute entsteht, und das Monochord, ein Apparat, welcher die Saitenschwingungen bestimmt. Der Oberlehrer Reis in Frankfurt a. M. fand die Idee des Telephon's, d. h. einer Einrichtung, durch den elektrischen Telegraphen auch den Schall fortzupflanzen, womit er 1861 öffentliche Versuche anstellte. Es verlautete jedoch bisher noch nichts von praktischer Verwerthung dieser originellen Erfindung.

Unter den musikalischen Instrumenten wurde das Klavier vervollkommnet durch den Engländer Stodard und den Deutschen Becker, sowie durch den Elsässer Ehrhard, genannt Erard. In London werden jährlich gegen 23000 Pianofortes verfertigt, in Wien 2500 bis 2600, ebenfalls beträchtlich viele in Paris, Brüssel, Berlin, Leipzig, Breslau, Stuttgart, Boston u. s. w. Die Trompeten und Hörner vervollkommneten 1815 Stözl aus Pleß in Schlesien, 1830 Müller in Mainz, 1833 Sax in Brüssel, und später Cerveny in Königgrätz, die Flöte Quanz, sowie Böhme in München. Eschenbach zu Königshofen an der Saale erfand 1820 die Physharmonika, welche Martin in Paris vervollkommnete, und Wheatstone die Ziehharmonika. Alexander Kaufmann in Dresden, sowie Blessing und Welte im Schwarzwalde gaben dem Orchestrion und seinen Abarten das Dasein. Sehr manigfaltig ist daneben die Fabrikation von Musikspielwerken geworden, welche in die verschiedensten Formen und sogar in Möbel gebracht werden.

Die Anwendung der Industrie auf die Musik führt uns zu ihrer Richtung auf Kunst und Wissenschaft überhaupt. — In der Papierfabrikation, welche diesen Zweigen menschlicher Thätigkeit vorzugsweise dient, schuf unsere Zeit die Verfertigung des Maschinenpapiers. Louis Robert, Arbeiter in der Papiermühle zu Essonne in Frankreich, stellte 1799 die erste Papiermaschine her. Er verkaufte seine Erfindung nach England, wo 1803 die erste Maschine aufgestellt wurde und manigfache Verbesserungen erfuhr. In Deutschland drang die Erfindung 1816 durch Keferstein in Weimar ein, und 1819 gab es Papiermaschinen in Berlin und Wien.

Die Schrift, welche die Grundlage und Bedingung aller industriellen Thätigkeit zu Vervielfältigung der Gedanken ist, erfuhr in unserer Periode manche neue Anwendungen. Charles Barbier erfand

1830 eine Schrift für die Blinden, indem er statt des Systemes von Haüy (Bd. II. S. 412) das Einstechen von Punkten in Aufnahme brachte, welche von den Blinden selbst gefertigt (geschrieben) und ebenso wieder gefühlt (gelesen) werden können, z. B. .:·. für A u. s. w. Später hat man einfachere Zeichen gewählt, z. B. : für B u. s. w.

Zu allgemeinerm Gebrauche ist die Stenographie bestimmt, die Kunst, mit der Schrift dem gesprochenen Worte zu folgen. Die diesen Zweck verfolgenden tironischen Noten des Alterthums waren längst vergessen, als im siebenzehnten Jahrhundert in England und im achtzehnten in Frankreich stenographische Systeme (von Pitman und Bertin) auftauchten, die jedoch ihrer Aufgabe nur mangelhaft genügten. Das erste deutsche System (nach jenen Vorbildern) brachte Mosengeil 1796 in Vorschlag, fand aber wenig Anklang, und so auch mehrere ihm Folgende. Aufsehen erregte erst das 1817 erdachte System des bairischen Kanzlisten Franz Xaver Gabelsberger (geb. 1780, gest. 1849), welches mittels höchst einfacher Zeichen seinen Zweck erfüllt, aber an manchen Inkonsequenzen, wie grammatischen und orthographischen Willkürlichkeiten leidet. Er veröffentlichte es 1834 und fand eine große Menge Schüler, meist in Süddeutschland, Österreich und Sachsen, und es entstanden viele Vereine zur Übung seiner Kunst, die auch in mehreren Kammern und in den Schulen mehrerer Staaten Anwendung fand. Die Alleinherrschaft von Gabelsberger's System wurde aber stark erschüttert, als 1841 der preußische Beamte Wilhelm Stolze in Berlin (geb. 1798, gest. 1867) mit einem neuen auftrat, dessen Zeichen er der gewöhnlichen Schrift entlehnte und in welchem er ein tief durchdachtes und konsequentes Gesetz der Lautbildung durchführte. Nachtheile des Stolze'schen Systemes sind jedoch die allzuvielen Sigel (Zeichen für Worte und Silben), deren Kenntniß es verlangt, und die drei Linien, deren es zur Darstellung der Vokale bedarf. Es hat in Preußen und anderen norddeutschen Staaten, sowie in der deutschen Schweiz, großen Anhang gefunden und beherrscht gegenwärtig, von zahlreichen Vereinen gepflegt, die Veröffentlichung der Verhandlungen des deutschen Reichstages. Beide genannte Systeme sind noch immer zu schwierig und komplizirt zu allgemeinem Gebrauche, dem auch ihre Verschiedenheit im Wege steht, und überall an der Stelle der gewöhnlichen Schrift eindringen könnte nur ein stenographisches System, welches der letztern an Einfachheit der Schreibregeln nichts nachgibt.

In der Buchdruckerkunst begann 1820 durch Lord Stanhope die Herstellung ganz eiserner Pressen, welche in Amerika durch Mehrere bedeutend vervollkommnet wurden. Der Franzose Gannal erfand 1819 die elastische Walze. Einen größern Fortschritt aber bildet die Schnellpresse, welche Friedrich König aus Eisleben (geb. 1775) erfand und 1804 in London bekannt machte, so daß schon 1814 die

Times auf einer solchen, und zwar von Dampf getriebenen, gedruckt wurde. König und Bauer aus Stuttgart legten später zu Oberzell bei Würzburg eine Schnellpressenwerkstätte an. Die Erfindung fand raschen Anklang und allgemeine Verbreitung, so daß heute z. B. die Schweiz bereits mehr Schnellpressen als Handpressen besitzt. In Amerika entstanden Riesenschnellpressen, in England solche zum Bedrucken endlosen Papiers. Man hat es bis zum Drucke von vierzigtausend Bogen in der Stunde gebracht. Das Stereotypiren mit Gips erfand der schon genannte Lord Stanhope, in Deutschland führte es Karl Tauchnitz in Leipzig ein. Neulich ist das Stereotypiren in Papier aufgekommen. Der Druck von Noten und Landkarten (Bd. II. S. 295) ist weiter ausgebildet worden; dazu kamen der Buntdruck, der Hochdruck für Blinde, die Clichés oder Bleiabgüsse von Verzierungen u. dergl. Durch ausgezeichnet schöne und vielseitige Arbeiten zeichnen sich aus die Staatsdruckerei in Wien, deren Direktor, Alois von Auer, 1847 den Naturselbstdruck, d. h. den Abdruck wirklicher Spitzen, Mineralien, Pflanzen u. s. w. erfand, und die größeren Offizinen Leipzigs, unter denen die von Brockhaus durch ihre Ausdehnung, und die von Giesecke und Devrient durch ihre Eleganz bedeutenden Ruf erworben haben. Ein bisher noch nicht in genügender Weise realisirter Gedanke der neuesten Zeit ist die Setzmaschine, an welcher Erfindung viele Männer verschiedener Nationen, wie Young, Delcambre, Rosenberg, Tschulik u. A. arbeiteten, und welcher eine Ablegemaschine entspricht.

Der Holzschnitt, welcher im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert beinahe ganz außer Übung gekommen war, erfuhr im unsrigen seine Auferstehung nach dem Ende der napoleonischen Kriege sowol in Frankreich als in Deutschland. Hier zeichneten sich Gubitz, Höfel, Pfnorr, Gaber, Bürkner, Unzelmann, Kretzschmar u. A. darin aus und brachten den Holzschnitt zu einer ächt künstlerischen Vollendung. In England hat sich derselbe zum Holzstich umgestaltet. In den zahlreichen illustrirten Zeitschriften und Werken hat die Xylographie eine bedeutende Verbreitung und einen großen Einfluß auf die allgemeine Bildung gewonnen. Um Zeit und Mühe zu ersparen, wurden viele Versuche gemacht, die Holzschnitte in Druckwerken durch geätzte, chemitypische, galvanoplastische, chalkographische und phototypische Bilder zu ersetzen.

Der Kupferstich hat seit dem letzten Jahrhundert noch keine wesentlichen Fortschritte aufzuweisen; dagegen ist ihm in unserer Zeit der nahe verwandte Stahlstich an die Seite getreten, welchen 1820 der Engländer Heath zuerst übte. Die Staatsdruckerei in Wien hat in beiden Zweigen der Vervielfältigung mit Hülfe der Dampfkraft Vorzügliches geleistet. An Stelle derselben werden vielfach die Zinkographie, der Zinndruck, der Glasdruck, die Stylographie und die Galvanographie angewendet.

Eine Erfindung unserer Periode ist die Lithographie, welcher Alois Senefelder, geb. 1771 zu Prag, erst Schauspieler und Theaterdichter, bei Versuchen, seine Stücke selbst zu vervielfältigen, durch Anwendung des Solenhofener Kalksteins im Jahre 1796 das Leben gab, worin ihn der Musiker Gleißner unterstützte. Er bildete seine Erfindung in der Folge aus und fand seit 1806 in München mit seiner lithographischen Anstalt großen Anklang, und es folgten ihr bald viele andere. Im Jahre 1818 legte er seine Kunst in einem Werke dar und starb 1834. Die neuere Zeit hat die lithographische Schnellpresse hervorgebracht, sowie die verschiedenen Manieren, die erhabene, die vertiefte und die radirte, sowie den Überdruck, den Umdruck, die Autographie, die Photolithographie und den Ölfarbendruck ausgebildet.

Die Guillochirmaschine zum Drucke von Werthpapieren kam zuerst durch Hänel in Magdeburg, dann durch Teubner in Leipzig in Anwendung und erlebte ihren ersten Triumf in Falkensteins Jubelschrift über die Geschichte der Buchdruckerkunst (1840). Eine Abart dieser Manier ist der Congrevedruck, verwandt damit die Reliefkopiermaschine.

So verbreitete sich das Reich der Industrie und ihrer Fortschritte über den gesammten Inbegriff der physischen und geistigen Bedürfnisse des Menschen. Das wachsende Bewußtsein von dieser Thatsache führte denn auch nach und nach auf den Gedanken, die Erzeugnisse der Industrie in Ausstellungen dem Volke vorzuführen und damit sowol auf das Geleistete aufmerksam zu machen, als zu weiteren Leistungen anzufeuern. Die erste Industrie-Ausstellung veranstaltete das französische Direktorium; Napoleon I. folgte 1801 und 1806 nach, so auch die Restaurationsregierung und die ihr folgenden von Zeit zu Zeit. In Deutschland sahen München 1818, Dresden 1824, Berlin 1827 und Prag 1828 Ausstellungen, Polen 1818 zu Warschau, Rußland 1825 zu Moskau, Spanien 1841 zu Madrid, England erst seit 1843 von der Anti-Corn-Law-Ligue veranstaltete zu Manchester und London, Italien 1850 und 1861 zu Florenz. Größere Ausstellungen ließ der deutsche Zollverein 1844 zu Berlin und 1850 zu Leipzig glänzen; weit bedeutender aber wurde die auf Prinz Alberts Veranstaltung 1851 in London gefeierte erste Weltausstellung, an welcher 16,000 Industrielle durch ihre Fabrikate vertreten waren. Es folgten Ausstellungen mit geringerm Erfolge 1853 und 1854 in Nordamerika, 1854 die allgemeine deutsche zu München mit 6588 Ausstellern, 1857 eine schweizerische zu Bern. Eine zweite Weltausstellung schmückte 1855 Paris, eine dritte 1862 mit 25,000 Ausstellern wieder London, eine vierte 1867 wieder Paris, welche an Menge und Pracht und an Zulauf aus allen Ländern Alles hinter sich ließ, was bisher geleistet worden war.

Neben diesen Glanz- und Lichtpunkten der Industrie muß aber auch auf ihre Schattenseiten hingewiesen werden, welche wir, vom socialen

Standpunkte, schon oben (S. 97) angedeutet haben. Es konnte nicht anders sein, als daß das aufkommende Maschinenwesen eine große Revolution im Felde der Arbeit zur Folge hatte. Es ging nun alle Arbeit schneller, und alle wurde billiger, und das entschied ihre rasche Verbreitung und ihren Sieg über die Handarbeit. Nun liefern 170,000 Menschen in den englischen Baumwollspinnereien mehr Waaren, als früher vierzig Millionen Menschen hätten herstellen können. In England wurden an Baumwolle jährlich verarbeitet:

1735—1749:	1,000,000	Pfund,
1764:	3,870,000	„
1786:	19,475,000	„
1805:	59,682,000	„
1860:	1000,000,000	„

Im Jahre 1856 hatte Großbritannien in Baumwolle (2210), in Wolle (2030), in Flachs und Hanf (417) und in Seide (460) 5117 Fabriken mit 682,497 Arbeitern und einer Ausfuhr für 59,920,000 Pfund Sterling, während diese drei letzteren Zahlen im Jahre 1850 erst 4600, 596,082 und 44,320,000 betragen hatten. Interessant ist die Veränderung des Geschlechts- und Altersverhältnisses in den fünfzehn Jahren von 1835 bis 1850. Es arbeiteten nämlich:

	1835.	1850.
Knaben unter 13 Jahren	27,715	21,137
Mädchen „ 13 „	28,378	19,638
Frauen über 13 „	167,130	329,577
Jünglinge zwischen 13 und 18 Jahren	47,768	67,864
Männer über 18 Jahre	82,336	157,866
	353,327	596,082.

So verminderte sich auffallend die Zahl der Fabrikkinder und vermehrte sich die Zahl der erwachsenen Arbeiter beinahe um das Doppelte. In Frankreich gab es (1851) 799,803, in Preußen (1852) 321,953 Fabrikarbeiter (unter letzteren 21,369 Kinder unter 14 Jahren).

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Einführung der Fabriken dem Verdienste und Unterhalte der Handarbeiter empfindliche Schläge versetzt und Tausende brotlos gemacht hat; denn es gibt keinen Fortschritt ohne Opfer. Ein Fortschritt ist aber die Maschinenarbeit; denn sie befreit den Menschen von geisttödtender Arbeit, vermehrt die zu den verschiedensten Zwecken nothwendigen Fabrikate, ermäßigt den Preis derselben und ist überhaupt eine nothwendige Entwicklung im gewerblichen Leben und in der Kulturgeschichte überhaupt, ohne deshalb gerade ein Glück oder eine durchaus erfreuliche Erscheinung zu sein. Ein Kampf und Widerstand gegen diese Thatsache nützt nichts, und es kann sich nur darum handeln, wie den bedrohten, benachtheiligten und ihres Erwerbes be-

raubten Handarbeitern zu helfen sei. Es wird hier wol kein anderes Mittel geben als die Association und deren Konkurrenz mit den schon bestehenden Fabriken. Das Kapital dazu sollen ihnen Jene geben, die über ihr Schicksal so sentimental jammern! Es ist indessen, ungeachtet der übeln Lage, in welche die Maschinen die Arbeiter zuerst brachten, nicht zu verkennen, daß, gemäß statistischen Erhebungen, der Wohlstand im Ganzen progressiv fortschreitet, woraus hervorgeht, daß sich die menschliche Natur immer selbst hilft und die erwerblos gewordenen Arbeiter eben — andern Verdienst gefunden haben und stets wieder finden.

Fragt man nun, in welcher Weise das Fabrikwesen auf die Intelligenz der Arbeiter wirke, so zeigt die Erfahrung in dieser Beziehung durchaus günstige Resultate. Die Fabrikarbeit befreit den Menschen von dem Geschicke, selbst eine Maschine, und eine weit schwerfälligere und daher unproduktivere zu sein, als die leblose solche. Der Fabrikarbeiter wird aufgeweckter, regsamer als der Handarbeiter, schöpft Interesse für allgemeinere Angelegenheiten, erhält einen weitern Horizont des Geistes und ist nicht mehr durch pfäffische Autorität zu knebeln. Die weitere Frage, ob das Fabrikwesen der Moralität der Arbeiter schade, ist noch nicht mit thatsächlichen Nachweisen bejaht worden. Wir glauben, es erwahre sich auch hier unser mehr ausgesprochener Grundsatz, daß die Menschen im Ganzen in moralischer Beziehung weder besser noch schlechter werden, weil ihre Leidenschaften, welche auf dem körperlichen Baue beruhen, gleich letzterm stets dieselben bleiben. Wir sind überzeugt, daß die Fabrikarbeiter weder sittlicher noch unsittlicher sind als die Handarbeiter verschiedener Klassen. Wir wollen indessen, um Mißverständnissen zu begegnen, gleich bemerken, daß uns die Zahl der unehelichen Kinder kein Maßstab der Immoralität ist, weil wir nicht erkennen können, daß ein wirksamer, gesetzlich verbotener Umgang unsittlicher sein soll, als ein unwirksamer.

Auf die Frage endlich, ob das Fabrikwesen der Gesundheit schädlich sei, kann allerdings mit „Ja" geantwortet werden, wenn man dasselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt als unabänderlich betrachtet. Im Königreiche Sachsen z. B. ist die Zahl der unter den zum Kriegsdienste Aufgerufenen als untauglich Erklärten in den Jahren von 1832 bis 1854 von 44 auf 67 Procent gestiegen. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Ausgeschiedenen wol nicht blos Fabrikarbeiter waren, daß die Tauglichkeitsvorschriften und die Strenge in ihrer Handhabung nicht gleich bleiben und daß nach neuesten Erfahrungen die Kriegstüchtigkeit der Sachsen nichts zu wünschen übrig läßt. Gewiß bleibt aber bezüglich der Sorge für die Gesundheit der Fabrikarbeiter noch viel zu wirken und ein weites Feld für humane Verbesserungen liegt offen, ebenso wie für die Vervollkommnung technischer Erfindungen, so daß der Feilstaub und andere schädliche Einflüsse beseitigt werden. Übrigens hat die Gesetzgebung der

civilisirten Staaten schon viel zum Schutze der Arbeiter in den Fabriken gethan und wird noch mehr thun*)!

Dritter Abschnitt.

Die Verbreitung des Menschen über die Erdoberfläche.

A. Länderentdeckungen und geographische Forschungen.

Der Mann, welcher durch seine Forschungen der Kenntniß der Oberfläche unserer Erde in der neuesten Zeit den bedeutendsten Anstoß gegeben hat, indem er die Wissenschaft der „vergleichenden Erdbeschreibung" schuf, ist Alexander von Humboldt. Aus einer märkischen Soldatenfamilie entsprossen, wurde er, seinem ältern Bruder Wilhelm nachfolgend, am 14. September 1769 zu Berlin geboren, brachte seine Jugendzeit mit seinem Bruder im väterlichen Schlosse Tegel bei Potsdam zu und genoß den Unterricht des vielgenannten Campe (Bd. II. S. 407), der nicht ohne Einfluß auf seine Lebensrichtung blieb. Im Geiste der Aufklärung erzogen, welche Friedrich der Große in so hervorragender Weise vertrat, brachten die Brüder die Zeit der Reaktion nach dem Tode jenes Heroen auf den Universitäten Frankfurt an der Oder und Göttingen zu, wo die Bekanntschaft mit Georg Forster (Bd. II. S. 299) auf Alexander's Geist weiter anregend wirkte. Er wandte seine Vorliebe immer entschiedener den Naturwissenschaften, namentlich der Geognosie zu, in welcher er sich auf der Handelsakademie zu Hamburg und auf der Bergakademie zu Freiberg ausbildete. Dann wurde er 1792 Assessor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, bald darauf Oberbergmeister zu Baireuth, sehnte sich aber stets nach einer Entdeckungsreise, nahm deshalb 1795 seine Entlassung, bereitete sich auf seinen Plan in Wien, Oberitalien und Jena vor, während er durch den Tod seiner verwitweten Mutter unabhängig wurde, verkaufte sein Erbgut, wurde durch die Kriegsereignisse der Zeit lange aufgehalten, reiste endlich 1798 nach Paris und schloß sich hier der vom Nationalmuseum veranstalteten Expedition von Michaux und Bonpland an, welche nach der Südsee bestimmt war. Die französische Regierung zog es jedoch vor, die für diese Expedition bestimmten Fonds zu Kriegszwecken zu verwenden, worauf Humboldt und Bonpland auf eigne Rechnung eine Forschungsreise nach Afrika antreten wollten. Ein Zufall verhinderte diesen Plan, und

---

*) S. Art. Fabrikwesen von Kolb in Rotteck und Welckers Staatslexikon.

die beiden Reisenden begaben sich nun nach Madrid, wo sie die Erlaubniß erhielten, nach den spanischen Kolonien in Amerika reisen zu dürfen, schifften sich am 5. Juni 1799 zu Corunna ein, den Augenblick benutzend, da die englische Blokadenflotte durch einen Sturm in's Meer hinausgetrieben war. In Ferrol bei Corunna hatte Humboldt noch entdeckt, daß die Nähe einer Sandbank sich durch schnelle Abnahme der Temperatur an der Meeresoberfläche verrathe. Auf der Insel Teneriffa fiel es Humboldt zuerst auf, daß die unorganischen Naturformen sich auf der ganzen Erde ähnlich bleiben, die organischen dagegen verschieden seien. Die berühmte Besteigung des dortigen Pic de Teyde leitete ihn zu Beobachtungen an über die vertikale Verbreitung der Pflanzen und Thiere. Die Meerfahrt weiter nach Westen gab ihm Aufschluß über eine Menge astronomischer, meteorologischer, hydrographischer, botanischer und zoologischer Fragen; namentlich erregten ihn der erste Anblick des südlichen Kreuzes (Bd. I. S. 381) und die Färbungen des Himmels. — Die Reisenden, um einer auf dem Schiffe herrschenden Krankheit zu entgehen, landeten zu Cumana, von wo aus sie Venezuela durchforschten. Humboldt beobachtete eine Sonnenfinsterniß und ein Erdbeben. Von Caracas aus durchwanderte er die Llanos bis zum Orinoco und bestätigte dessen bis dahin oft bestrittenen, obschon bereits entdeckten Stromzusammenhang durch den Cassiquiare mit dem Rio Negro, auf einer mühseligen Fahrt durch die Gebiete von Moskitos, wilden Thieren und Menschenfressern! Er fuhr darauf nach Cuba; aber sein Plan, von hier aus über Mexiko seine beabsichtigte Reise um die Erde zu vollenden, wurde durch die falsche Nachricht vereitelt, daß der französische Kapitän Baudin, dem er versprochen, sich mit ihm zu vereinigen, um das Cap Hoorn her schiffe. Humboldt reiste, um ihn zu treffen, nach Carthagena und den Magdalenenstrom hinauf nach Quito und bestieg den 23. Juni 1802 den Chimborazo, nicht bis zum Gipfel, aber bis zu einer Höhe, die vor ihm noch Niemand erreicht hatte (über dreitausend Toisen). Über seine Täuschung aufgeklärt, durchforschte er die Cordilleren, kam nach Peru, sah den Großen Ocean, fuhr auf diesem nach Acapulco, besuchte Mexiko, dessen Vulkane er erforschte und kehrte dann über Habana nach Europa zurück. Im August 1804 landete er mit Bonpland in Bordeaux. Er fand hohe Anerkennung seiner Leistungen bei der Mitwelt, besuchte Rom, Neapel und Berlin und ließ sich dann zu Paris nieder, weil er dort damals die reichsten Hülfsmittel für seine Studien fand. Es erschienen von ihm 1808 die „Ansichten der Natur," ein kleines, aber inhaltschweres Buch. In der ihm eigenen, für die Schönheiten der Natur begeisterten Sprache schilderte er darin in vergleichender Methode: die Steppen und Wüsten der Erde, die Wasserfälle des Orinoco, das nächtliche Thierleben im Urwalde, die Physiognomik der Gewächse, den Bau und die Wirkungen der Vulkane, das Hochland von Caxamarca und den ersten Anblick der

Südsee, Alles mit den Text an Ausdehnung weit überbietenden gründlichen wissenschaftlichen Anmerkungen. Schon war er indessen an die Bearbeitung des riesenhaften Werkes gegangen, welches — leider in französischer Sprache, womit er der damaligen Obmacht Frankreichs und seinem Mitarbeiter Bonpland seinen Tribut bezahlte, — seine Reise und deren Beobachtungen beschrieb: Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent, in einer großen Ausgabe von fünfzehn und einer kleinern von dreiundzwanzig Bänden. Vorher, nebenbei und nachher veröffentlichte er, ebenfalls meist mit Bonpland: Vues des Cordillères et Monuments des Peuples indigènes de l'Amérique (2 Bände nebst 60 Kupfern in Folio), Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne (2 Bände mit Atlas), Essai politique sur l'isle de Cuba (2 Bände), Recueil d'Observations de Zoologie et d'Anatomie comparées, faites dans un voyage aux Tropiques, an welchem sich auch Cuvier und Lacratelle betheiligten, Essai sur la Géographie des Plantes, Tableau des Plantes équinoxiales. Behandelt er in dem letztern Werke seine eigentlichen Schöpfungen, die Thier- und Pflanzengeographie, so huldigt er der Astronomie in den Observations astronomiques, der Geologie im Essai sur le gisement des roches dans les deux hémisphères, der physikalischen Geographie in der Abhandlung „Sur les lignes isothermes", der Geschichte der Geographie in dem großen Werke Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique aux XV et XVI siècles.

Einen Ruf an die von seinem Bruder gegründete neue Universität Berlin lehnte er 1810 ab und beabsichtigte eine große Expedition nach Mittelasien, deren Begleitung ihm die russische Regierung angeboten; aber der Krieg von 1812 vereitelte das Projekt, während den großen Forscher gleichzeitig die Zerstörung der ihm so wohlbekannten Stadt Caracas durch ein Erdbeben erschütterte, wie nicht minder später (1820) die Gefangennahme seines Freundes Bonpland durch den Tyrannen Francia von Paraguay.

Im Jahre 1822 bereiste Humboldt mit dem Könige von Preußen Italien, und seitdem ruhte dieser Monarch nicht, bis er den berühmten Gelehrten vermochte, seinen Wohnsitz in der Heimat, Berlin, aufzuschlagen, was 1826 geschah, worauf er dort öffentliche Vorträge über physische Weltbeschreibung begann und allgemein gefeiert wurde, indem sich alle Stände förmlich zu den Vorträgen herbei drängten, welche Das enthielten, was er später in seinem umfassendsten Werke „Kosmos" darstellte. So war er auf dem Höhenpunkte seines Ruhmes angelangt, als eine neue Reise, deren wir später gedenken müssen, ihn in Länderräume führte, die den von ihm zuerst besuchten gerade entgegengesetzt waren. Hier jedoch ist der Ort, von den übrigen Reisenden, welche Amerika zum Gegenstande ihrer Forschungen wählten, Bericht zu erstatten. In Bra-

silien forschte zuerst der Deutsche W. E. von Eschwege nach naturwissenschaftlicher Ausbeute, besonders in Geognosie und Meteorologie (1810—1815), nach ihm der Fürst Maximilian von Neuwied seit 1815, namentlich für Zoologie, auch wurden durch ihn die jetzt ausgestorbenen Botokuden bekannt. Der Zoolog Joh. Bapt. von Spix und der Botaniker Karl Philipp von Martius aus Baiern durchreisten dasselbe weite Land seit 1817 bis weit in das Innere und befuhren den Riesen unter den Strömen, den Marannon. Ihnen folgte 1842 der Prinz Adalbert von Preußen.

Im ehemals spanischen Amerika folgten auf Humboldt 1825 bis 1832 J. B. Boussingault, der am Chimborazo noch höher hinanklimmte als Jener, und Eduard Pöppig, welcher Peru und Chile durchwanderte und den Amazonenstrom befuhr und sich sowol in wichtigen Forschungen, als in künstlerischer Naturschilderung auszeichnete, — dann der Erdumsegler Meyen seit 1830, der die Vulkane der Cordilleren bestieg und den Titicaca-See besuchte (12,760 engl. Fuß über dem Meere), später der Naturforscher J. J. Tschudi aus Glarus in der Schweiz, der sich um die peruanische Fauna verdient machte und die Quichua-Sprache untersuchte (1838—1842). Die Engländer King und Fitzroy erforschten 1826—1835 Patagonien und das Feuerland, — Robert Hermann und Richard Schomburgk 1835—1844 Guyana, das Ersterer von dem mythischen Goldlandssee Parime befreite, — Wagner und Scherzer in den fünfziger und sechsziger Jahren das festländische Centralamerika.

Mehr als in dem bereits ziemlich durchforschten Amerika war und ist noch in dem „Lande der Räthsel“, in Afrika zu entdecken. Den ersten Anlaß in unserer neuesten Zeit, diesen Erdtheil näher zu erforschen, bot der Verlust der nordamerikanischen Kolonien für England dar. Das Bedürfniß, zum Ersatz hiefür das britische Reich in Ostindien zu befestigen, lenkte die Blicke der englischen Staatsmänner auf den zwischen dem Mutterlande und jenem neuen asiatischen Tochterreiche liegenden massenhaften Kontinent. Es bildete sich unter dem Schutze des Inselstaates 1788 die „afrikanische Gesellschaft“. Erst mißlangen mehrere Versuche, die sie veranstaltete, nach dem Innern des unbekannten Erdtheils vorzudringen, theils durch den Tod eines ausgesandten Forschers, theils durch andere Hindernisse. Die Hauptaufgabe war die Aufsuchung des Laufes und der Mündung des Niger. Major Houghton reiste zu diesem Zwecke 1790 von London nach dem Gambia, drang in das Innere, verlor aber durch Feuer und Raub all das Seinige und kam endlich in trauriger Weise um. Da er dem geheimnißvollen Timbuktu sehr nahe gekommen war, sandte die afrikanische Gesellschaft den 1771 in Schottland geborenen und eben aus Ostindien zurückgekehrten Schiffswundarzt Mungo Park, jenes Ziel wo möglich vollends zu erreichen. Er reiste

1795 von Portsmouth ab und begab sich von der Mündung des Gambia durch das Land der Mandingo, erblickte nach unsäglichen Mühen und Gefahren am 20. Juli bei Sego den heißersehnten **Niger**, gelangte an demselben abwärts bis Djenne und kehrte 1796, unterwegs ausgeplündert, zum Gambia zurück. Obschon er sich wieder nach der Heimat begab und dort verheiratete, sehnte er sich doch stets darnach, den Lauf des Niger weiter zu erforschen, und dies um so mehr, als inzwischen ein junger deutscher Gelehrter, Friedrich **Hornemann** aus Göttingen, welcher 1797 von Ägypten nach Fezzan und weiter südlich gereist war, mehrere Angaben über den Niger nach London gesandt hatte; später aber war er verschollen. Auf einen Ruf der englischen Regierung ging Park 1805, ungeachtet der Warnungen seines Freundes Sir Walter Scott, zum zweiten Male nach Afrika, und drang mit 35 Mann Soldaten wieder vom Gambia landeinwärts. Aber seine Leute fielen dem Klima zum Opfer; mit nur sieben Mann erreichte er zwar abermals den Niger, wo noch sein mitreisender Schwager Anderson starb, befuhr den Strom auf einem nothdürftig zusammengeflickten Boote — ging aber auf demselben zu Grunde! Andere Reisende hatten dasselbe Schicksal; ein amerikanischer Matrose aber, John Adams, welcher von einem Sturme an die afrikanische Westküste verschlagen war und von Mauren nach Timbuktu geschleppt wurde, war der erste Mensch europäischer Abkunft, welcher diese Stadt sah, enthüllte aber die geträumte Goldstadt als ein elendes Negernest von Lehmhütten. Trotzdem stand man nicht von dem Versuche ab, es zu erreichen. Der englische Kapitän **Tuckey**, welcher vom Kongoflusse aus den Niger suchen wollte, erlag 1816 mit seiner ganzen Begleitung dem Klima und den Strapazen, und so der englische Gesandtschaftssekretär Josef **Ritchie**, welcher 1819 von Tripolis aufgebrochen war, in Murzuk, wo er krank wurde und ihm der Sultan alle Pflege verweigerte.

Da rüstete die englische Regierung eine neue Expedition aus, an deren Spitze der Naturforscher Walter **Oudney**, der Major Dixon **Denham** und der Seelieutenant Hugh **Clapperton** traten, welcher Letztere bereits in allen Erdtheilen staunenswerthe Proben seiner Unerschrockenheit abgelegt hatte. Sie reisten 1821 nach Tripolis, begaben sich von da im März 1822 nach Murzuk, nach Ghat in der Sahara, durchzogen diese, gelangten an den **Tsadsee**, nach Kuka, der nunmehrigen Hauptstadt des Reiches Bornu, und nach dem Reiche Mandara. Auf einem Ausfluge nach dem Lande Haoussa starb Oudney aus Entkräftung; Clapperton aber erreichte die Stadt Kano, das Gebiet des Niger und Sakkatu, die Residenz des Sultans Bello. Denham und Clapperton kamen Anfangs 1825 über Murzuk nach Tripolis und England zurück.

Clapperton, zu einer zweiten Reise aufgefordert und zum Kapitän befördert, reiste schon 27. August 1825 mit dem Arzte Dickson, dem Seeoffizier Pearce, dem Chirurgen Morrison und dem Diener Richard Lander

nach der Bucht von Benin, um den Niger von unten auf zu erforschen. Ein Kaufmann Houtson begleitete sie landeinwärts nach den Ländern Borgu und Bussa und anderen solchen. Endlich gelangte Clapperton nach dem ihm bereits bekannten Kano und Letzterer sah den Sultan Bello in Sakkatu wieder, starb aber in letzterer Stadt an der Ruhr 1827, erst 39 Jahre alt. Die übrigen Mitreisenden waren schon vorher erlegen; einzig Richard Lander überstand die Rückreise und gelangte unter Lebensgefahren 1828 nach Cap Coast Castle und England.

Noch war die Mündung des Niger nicht entdeckt; sie zu suchen reisten Richard Lander und sein Bruder John Anfangs 1830 von Portsmouth nach der Beninküste und wanderten durch das Konggebirge und das Land der Fellatah unter beständiger Gefahr von mörderischen Überfällen nach Bussa, wo sie gute Aufnahme fanden, am Niger, befuhren diesen stromaufwärts bis Jaouri, während ein heftiger Krieg das Land der Fellatah erschütterte, und dann wieder stromabwärts, erlitten unglaubliche Gefahren, erreichten mühsam durch das Niger-Delta das Meer, und langten 1831 in England an. Auf einer zweiten Expedition aber, welche Richard Lander nach dem Niger unternahm, wurde er von einer Kugel der Neger getroffen und starb 1834 zu Fernao do Po. — Seitdem wurde versucht, den Niger und seinen Nebenfluß Benue mit Dampfern zu befahren, zuerst 1841, wobei aber fast alle Mannschaft dem Fieber erlag, später von der „Plejade“ unter dem Schiffsarzte Baikie und dem schwarzen Missionär Samuel Crowther bis nach Adamaua. 1858 aber scheiterte auf dem Niger der Dampfer Dayspring, auf dem sich wieder die zuletzt Genannten befanden, die sich aber retten konnten.

In der Zwischenzeit war noch ein weiteres Opfer des Forschungstriebes gefallen, der englische Major Gordon Laing, in der Nähe von Timbuktu, welche Stadt dagegen von dem in der Tracht eines arabischen Bettlers reisenden Franzosen René Caillé erreicht wurde, dessen Berichte sich übrigens ziemlich unzuverlässig erwiesen haben.

Es ging lange, bis sich wieder Männer fanden, die nach so vielen Mißgeschicken doch noch den Mut hatten, ihr Geschick an die Erforschung des innern Afrika zu wagen. Es war der Engländer James Richardson, welcher, nachdem er bereits 1845 und 1846 das nördliche Afrika kennen gelernt, sich zu einer neuen Expedition nach dem Innern dieses Erdtheils entschloß, und zwar zu dem ausdrücklichen Zwecke, dabei für die Abschaffung des Sklavenhandels zu wirken, den die afrikanischen Nationen stets unter sich trieben. Von der englischen Regierung ihrer Unterstützung versichert, bereitete er sich seit 1849 auf sein Unternehmen vor. Zur Begleitung wählte er, auf Bunsen's Empfehlung, den deutschen Gelehrten Dr. Heinrich Barth aus Hamburg, welcher (1821 geboren) bereits Nordafrika und Kleinasien durchwandert hatte. Barth nahm noch einen Landsmann, Adolf Overweg, mit, und Beide trafen Ende 1849

in Tunis ein und Anfangs 1850 in Tripolis mit Richardson zusammen. Am 2. April begann die Reise in's Innere, über das Ghurian-Gebirge nach Murzuk, dann mit Geleite durch die Wüste (über Ghat), welche sich nicht als Sandebene, sondern als ein Gebirgsland auswies, das zu Zeiten wilde Wasserströme (Wadis) überschwemmen und in welchem sich sogar Städte wie Tintelluſt, Agades u. a. befinden. Nach der Ankunft in Sudan starb jedoch Richardson zu Ungurutua (22 Meilen von Kuka), getrennt von seinen Gefährten, die alle besondere Wege eingeschlagen hatten, am 21. Februar 1851. Barth besuchte Katsena, wo er das Gebiet der in Mittelafrika immer mächtiger werdenden Fellatah betrat, und Kano, eine an Bedeutung und Verkehr mächtig zunehmende Stadt, reiste dann, bei Richardson's Grab vorbei, nach Kuka, dem Hauptsitze der mit den Fellatah im Kriege lebenden mohammedanischen Neger, und besuchte den Tsad-See, den er als Süßwassersee erkannte. Mit Overweg, der ihm nachkam, durchstreifte er das Land Adamaua, dessen Bewohner theilweise noch heidnisch sind, aber dem mit den Fellatah siegreich vordringenden Islam sich fügen müssen, — dessen Landschaften prachtvolle Bergscenerien darbieten, und wo er den Benue, einen Nebenfluß des Niger, kennen lernte, der durch wüste Wildnisse strömt und das Land jährlich überschwemmt und jenseits dessen die Hauptstadt Yola besucht wurde. Überall fanden sie die empörendste Raubsucht zum Zwecke des Sklavenhandels. In Baghirmi, südöstlich vom Tsad, gerieth Barth auf kurze Zeit in Gefangenschaft; Overweg aber erlag zu Kuka 27. Septbr. 1852 dem Schicksale so vieler Vorgänger. Barth, der nun allein war, reiste nach dem Westen, traf den Herrscher von Sakkatu (Sokoto), Alin, Sohn des Clapperton bekannten Sultans Bello, kam an den Niger, drang bis Timbuktu vor, — der erste Gebildete, dem dies gelungen, und der den innern Theil der Stadt wohlgebaut fand. Barth erlebte hier den Jahreswechsel von 1853 auf 1854 und war in Gefahr, von den Fellatah, denen Timbuktu seit 1826 tributpflichtig ist, vertrieben zu werden, was aber, da ihn der Fürst der Stadt schützte, nicht geschah; nur ließen ihn die Timbuktuaner nicht mehr ihre Stadt betreten. Endlich reiste er, den Niger entlang, nach Bornu zurück, traf in einem Walde bei Bundi seinen Nachstrebenden, Vogel, schlug von Kuka aus einen andern Weg durch die Wüste, als er hergekommen, nämlich denjenigen Oudney's, Denham's und Clapperton's, ein, und gelangte 5. September 1855 nach London. Seines wohlverdienten Ruhmes freute er sich jedoch leider nicht lange; schon im Jahre 1865 starb er zu Berlin.

Eduard Vogel aus Leipzig, den wir erwähnt haben, geb. 1829, von der englischen Regierung Overweg und Barth nachgeschickt, und im Februar 1853 von England aufgebrochen, schlug ebenfalls die zuletzt erwähnte Wüstenstraße ein, wollte den Kontinent Afrika's in der Richtung nach Zanzibar durchschneiden, kam im Januar 1854 nach Kuka,

besuchte die Umgegenden dieser Stadt und den Benue, wurde aber zu Wara, der Hauptstadt Wadai's, 1856, auf Befehl des fanatischen Sultans, der den Reisenden hatte zur Bekehrung zwingen wollen, ermordet. Es dauerte indessen lange Jahre, bis man vollständige Sicherheit über sein Schicksal hatte, und manche Reisende unternahmen es, darüber an Ort und Stelle Gewisses zu erfahren; es gelang Keinem, nach Wadai zu gelangen; aber die traurige Todesbotschaft hat sich leider bestätigt und die Zahl der Opfer des verhängnißvollen Räthsellandes ist um das bedauernswertheste, weil jüngste, vermehrt.

Mit dem Forschungsgebiete in Mittelafrika ist in mancher Beziehung verwandt dasjenige des Nilgebietes im Nordosten des Erdtheils. Nachdem der untere Theil desselben, Ägypten und Nubien, durch die französische Expedition unter Bonaparte, 1798, nach langem Schlummer der Welt wieder geschenkt und durch das Prachtwerk: „Description de l'Egypte" würdig illustrirt worden, war es, in Bezug auf den obern Theil des räthselhaften Stromgebietes, der Vicekönig Mehemed Ali von Ägypten, der sich das Verdienst erwarb, dasselbe zu eröffnen, indem er 1837 bis 1842 vier Expeditionen absandte, den Weißen Nil zu erforschen, mit französischen und deutschen Gelehrten, die erste mit dem österreichischen Bergkenner Josef Russegger. Katholische Missionäre wie Knoblecher u. A. setzten sein Unternehmen seit 1848 fort, aber ohne wesentlichen Erfolg. Der protestantische deutsche Missionär Rebmann entdeckte, von Osten her vordringend, 1848 den schneebedeckten Vulkan Kilimandscharo und sammelte bis 1856 in Gemeinschaft mit Krapf und Ehrhardt Nachrichten über andere Schneeberge und über Seeen im Innern. Ägypten und Abyssinien hatten inzwischen zu wissenschaftlichen Zwecken durchforscht: Hemprich und Ehrenberg, von Preußen unterstützt, von 1820 an bis zu Hemprich's Tod 1825 zu Massaua, der österreichische Major Prokesch von Osten seit 1827, Eduard Rüppell aus Frankfurt a. M. 1823 bis 1827 und wieder 1831 bis 1833. In der Absicht, den vermißten Vogel von Osten her aufzusuchen, durchwanderte Theodor von Henglin aus Stuttgart, seit 1850 in Ägypten weilend, und bereits seit 1853 den Weißen Nil erforschend, 1861 mit dem Schweizer Werner Munzinger Abyssinien und die oberen Nilländer und brachte 1864 reiche zoologische Ausbeute zurück. Größer waren die Erfolge der englischen Reisenden Burton und Speke, welche 1857 bis 1859 den großen Binnensee Victoria-Nyanza oder Ukerewe und den Ausfluß des Nil aus demselben entdeckten; Baker fand 1864 einen zweiten Riesensee, Albert-Nyanza oder Tanganyika, welcher niedriger liegt und vom Nil durchflossen wird.

Ein von dem mittlern Afrika, der Sahara und dem Sudan und vom Nilgebiete völlig getrennter Kreis geographischer Forschung bietet sich uns in Südafrika dar. Nach Heinrich Lichtenstein, der als hol-

ländischer Militärarzt seit 1803 das Kapland erforschte und beschrieb, namentlich in botanischer Beziehung, war der erste und verdienstvollste Reisende unserer Zeit, der jene Gegenden zum Schauplatze seiner wissenschaftlichen Arbeit wählte, der englische Missionär und Arzt David Livingstone, geb. 1817 bei Glasgow. Durch den Krieg in China von beabsichtigter dortiger Wirksamkeit abgehalten, begab er sich 1840 nach dem Kaplande, siedelte sich 1843 im Lande Bakuena an, wo er für das sittliche und geistige Wohl der Eingeborenen wirkte, sich umsonst bemühte, den hochmütigen Boers ein menschlicheres Betragen gegen Jene zu empfehlen und von Zeit zu Zeit die Umgegend erforschte, wobei er, der sich erst in Afrika mit der Tochter eines andern Missionärs verheiratet hatte, mit Frau und Kindern reiste. Im Jahre 1849 entdeckte er den Ngami-See, dessen Wasser oben süß und unten salzig ist. 1851 kam er an den Zambesi-Fluß, kehrte dann aber 1852 nach der Kapstadt zurück und sandte seine Familie nach England. Seine Resultate bestimmten den reichen, abenteuerlustigen Engländer Francis Galton, der bereits Ägypten und die Grenzländer von Sudan kannte, ihm nachzueifern. Mit Charles John Andersson begab er sich 1850 nach dem Kaplande; da sie es jedoch nicht wagten, durch das Land der grausamen und allen Fremden feindlichen Boers zu ziehen, fuhren sie nach der Walfischbucht und drangen von hier aus in's Innere vor, fanden aber hier ebenso grausame eingeborene Stämme, als die Boers waren, die Namaqua's, durchweg Räuber und Mörder. Sie fanden den kleinen See Otjikoto, gelangten auch zum Ngami und kehrten dann wieder zurück. Indessen hatte Livingstone 1852 eine neue Reise angetreten, auf welcher er den Zambesi in Gesellschaft von Schwarzen befuhr. Mit Einführung des Christenthums machte er schlechte Geschäfte und wußte bei gewissen Stämmen kein anderes Mittel, als ihnen biblische Bilder mit der Zauberlaterne vorzuführen. Es ist nicht ohne Interesse für die Kulturgeschichte der Mission, daß er dabei vor Allem Abraham's Opferversuch mit Isaak zur Erscheinung brachte, als ob dies mit dem Christenthum irgend etwas zu thun hätte oder für dasselbe einzunehmen geeignet wäre. Der Erfolg zeigte auch die Nutzlosigkeit nicht nur, sondern den gegentheiligen Erfolg solcher Gaukeleien. Viel dankbarer als seine Mission, sind Livingstone's geographische Forschungen. Im Jahre 1854 entdeckte er die Wasserscheide zwischen indischem und atlantischem Ocean am Dilolo-See in prachtvoller, aber durch scheußliche Negerdespoten geschändeter Gegend. Er drang an die Westküste Afrika's vor, wo er, von Anstrengung geschwächt, froh war, in den portugiesischen Kolonien, die aber durch fortwährenden Sklavenhandel entehrt sind, wieder europäischen Comfort und Landsleute zu treffen. Im Jahre 1855 aber begab er sich nach der Ostküste, indem er auf dem Zambesi fuhr und dessen großartige „Viktoria-Fälle“ entdeckte. Auch an dieser Küste traf er scheußlichen

Sklavenhandel; 1856 kehrte er nach England zurück. Zu derselben Zeit erforschten noch andere Europäer Südafrika, wie der schwedische Professor Johann August Wahlberg, welcher diese Gegenden schon 1839 bis 1843 mit großer zoologischer Ausbeute bereist hatte, aber auf seiner neuen Reise 1856, ohne den Ugaim-See erreicht zu haben, von einem Elefanten todtgestampft wurde, — so der Ungar Ladislaus Magyar, der seit 1847 in Afrika lebte, in Bengnela eine schwarze Prinzessin heiratete und als „Prinz" zahlreiche Reisen unternahm, den Kongostrom befuhr und den Erdtheil quer durchstreifte, — so die deutschen Missionäre Hahn und Rath seit 1857, sowie Dr. Bleek aus Bonn seit 1855, und neuerdings Andersson (1858), welcher die Unfruchtbarkeit des Missionswesens bestätigte. Der unermüdliche Livingstone aber hat 1858 mit seinem Bruder und Anderen eine dritte Reise unternommen, auf welcher er auch seine Frau mitnahm, aber am Fieber verlor, namentlich den Zambesi erforschte und 1859 den großen Nyassa-See entdeckte, an dessen Ufer bald darauf der Forscher Dr. Roscher aus Hamburg ermordet wurde, und der englische Bischof Mackenzie am Fieber verlassen zu Grunde ging! Livingstone fand auf dieser Reise Wilde, welche kein Schamgefühl kennen und es für unanständig halten, bekleidet zu gehen! Er kehrte 1864 nach England zurück, hat aber seither (1866) eine neue Reise unternommen, von der uns nähere Berichte noch fehlen.

In das innere Asien brach in unserer Zeit, wie in das innere Amerika, wenn wir von den Forschungen Engelhardt's und Parrot's im Kaukasus (1811) absehen, zuerst Alexander von Humboldt, zu dem wir hier wieder zurückkehren, die erste Bahn. Im Jahre 1827 wurde er von der russischen Regierung zu einer Entdeckungsreise im asiatischen Rußland eingeladen; er folgte diesem Rufe aber erst, nachdem er seine berühmten Vorträge in Berlin beendet, und sich dann auf das neue Unternehmen gehörig vorbereitet, im Frühling 1829, begleitet von den beiden Gelehrten Gustav Rose und Ehrenberg, mit denen er sich genau in die naturwissenschaftlichen Aufgaben der Expedition theilte. Sie reisten von Petersburg über Moskau und Kasan, überschritten den Ural, untersuchten die geologischen Verhältnisse Westsibiriens und drangen bis über die chinesische Grenze am Altai. Die Rückreise ging über Orenburg, mit Untersuchung der Steppensalinen, Astrachan und Moskau, und Ende 1829 war der große Forscher wieder in Berlin. Die Frucht dieser Reise waren die Fragments de Géologie et de Climatologie Asiatique. Ein Hauptresultat davon war die Erkenntniß des wirklichen Wesens der Vulkane, als einer nicht blos geognostischen, sondern wesentlich auch physikalischen Erscheinung, welche das geschmolzene Innere der Erde mit der Atmosphäre verbindet. Ein zweites wichtiges Ergebniß war die Untersuchung der Isothermenlinien, welche in der Auffassung der Meteorologie eine neue Epoche

begründeten und die Ursachen der Klima-Verschiedenheit erst kennen lehrten*).

Zum Zwecke der Feststellung der Magnetpole sandte der norwegische Storthing 1828 die Gelehrten Hansteen und Erman nach Sibirien. Der Astronom Georg Fuß und der Botaniker Bunge drangen zu gleichem Zwecke 1830 in die Wüste Gobi, Goebel 1834 zu barometrischen Beobachtungen in die Steppen des Kaspisees, der Botaniker Baer 1837 nach Novaja Semlja, Middendorf 1842 an die sibirische Eismeerküste, Siebold in den vierziger Jahren nach Japan, das er namentlich in ethnographischer Beziehung aufschloß, Wilhelm Junghuhn seit 1835 nach Java und Sumatra, deren Topographie, besonders bezüglich der Vulkane, er feststellte, Gregor von Helmersen 1826 bis 1835 durch den Ural und Altai. In jüngerer Zeit erforschten Russegger, Kiepert, Barth und Andere Kleinasien, Robertson, Robinson, Raumer, Tobler, Petermann und Andere Syrien und Palästina, Mallin und Burton Arabien, Pottinger und Rawlinson Persien, Johnson, Webb, Hügel, Orlich, Lassen und Andere Indien, Gützlaff, Huc, Fortune und Andere China u. s. w. Unter allen neuesten Erforschern Asiens aber ragen hervor die Brüder Schlagintweit. Durch geographische Arbeiten in den Alpen vorbereitet, reisten Hermann, Adolf und Robert Schlagintweit 1854 nach Vorderindien, dem Himalaya, Tibet und Ost-Turkestan, wo Adolf 1857 bei Kaschgar ermordet wurde. Das Resultat ihrer Arbeiten liegt in einem englisch geschriebenen Prachtwerke (1860 ff.) vor.

Das merkwürdige Amphibium von Kontinent und Insel, das plumpe, monotone Australien, dessen Inneres noch unbekannter als Afrika, allem Anschein nach aber auch weit uninteressanter ist, wurde zuerst erforscht von Edward John Eyre, der 1840 und 1841 von Adelaide aus dreihundert Meilen im Innern zurücklegte, dann von dem Deutschen Ludwig Leichhardt, welcher 1844 von Sidney aus eindrang, viele Flüsse des Innern entdeckte, 1846 und 1848 seine Reisen wiederholte, aber dann auf unbekannte Weise zu Grunde ging. Zu gleicher Zeit mit ihm begann Sturt seine Forscherreisen von Adelaide aus, mit John Mac Douall Stuart und dem schon erwähnten Eyre, fand aber nur trostlose Wüsten und Einöden, während Mitchell 1845 prachtvolle Gegenden, und Kennedy, der 1847 den von Mitchell entdeckten Victoria-Fluß verfolgte, beiderlei traf, 1848 aber spurlos verschwand. Seit 1855 erforschte Gregory das unbekannte Innere, um die Verlorenen zu suchen, fand aber

*) Humboldt's spätere Werke sind alle wieder deutsch geschrieben, und unter ihnen ragt der „Kosmos", dieser Inbegriff alles die Welt und die Erde betreffenden Naturwissens, hervor, der 1843 und 1844 niedergeschrieben wurde und zu wohl bekannt ist, als daß wir darüber mehr sagen dürften. Der große Gelehrte starb nach großartigem Tagewerke und in seltenem Genusse des höchsten Ruhmes am 6. Mai 1859.

nichts. Zahlreiche Andere folgten, der schon genannte Stuart aber erreichte 1860 die Mitte Australiens, wo er einem 3000 Fuß hohen Berge seinen Namen gab; aber erst nach zwei mißglückten Versuchen gelang es ihm 1862, das ganze Land von Süden nach Norden zu durchschneiden, worin ihm indessen bereits Landsborough und Mac Kinlay auf anderen Wegen in demselben Jahre zuvorgekommen. Ein anderer Forscher, Robert O'Hara Burke, der von Melbourne aus gegangen, war 1861 mit mehreren Genossen in der Wüste vor Hunger gestorben.

In der Inselwelt Polynesiens verbreitete vieles Licht die 1815 bis 1818 vorgenommene Weltumsegelung des russischen Schiffes Rurik unter Otto von Kotzebue, mit dem Naturforscher und Dichter Adalbert von Chamisso am Bord; sie erforschte besonders die Ralicks- und Radacksgruppe. Im Speziellen wurde ferner die Gruppe der Viti- oder Fidschi-Inseln, welche bereits Abel Tasman 1643, dann Cook (Bd. II. S. 299), sowie Bligh 1789 und 1792 und Kapitän Wilson 1796 gesehen, der Wissenschaft erst durch Dumont d'Urville's berühmte Südseefahrt auf der Astrolabe 1827 geschenkt. Hudson entdeckte 1841 die Unionsinseln, Wallis 1843 die Wallisinseln, Erskine 1849 die Loyalty-Inseln u. s. w.

Die geheimnißvollen Räume ewigen Erstarrens um den Südpol der Erde, welche Cook zuerst durchbrochen, wagte nach seinem Tode fünfundvierzig Jahre lang Niemand mehr zu betreten. Im russischen Auftrage that es erst seit 1819 von Bellingshausen, indem er den Südpol umkreiste und 1821 die Alexanders- und die Petersinsel auffand. W. Smith entdeckte in dem genannten Jahre die Südshetlandsinseln und eröffnete damit ein neues Jagdrevier auf Wale und Robben. Einer dieser Jäger, James Weddell, drang 1823 bis über den vierundsiebzigsten Grad vor; ein Anderer, Biscoe, fand 1831 die Enderby-Insel am Polarkreis, Powell und Palmer entdeckten 1821 das Trinity-, das Palmers- und das Grahamsland. Kapitän Balleny fand 1839 die nach ihm benannten Inseln mit einem zwölftausend Fuß hohen Schneevulkan und die Landstücke, die man Wilkesland nennt, nach einem gleichzeitigen kühnen Seefahrer, welcher wieder einen „antarktischen" Erdtheil vorhanden glaubte, und Dumont d'Urville entdeckte 1838 Louis-Philippsland und 1840 Adélieland. In derselben Zeit, 1839, waren auf Befehl der englischen Regierung die beiden Schiffe Erebus und Terror unter James Clark Roß ausgelaufen; er durchforschte das Südpolmeer unter wichtigen magnetischen Forschungen, entdeckte Victorialand und die beiden zehn- bis zwölftausend Fuß hohen Vulkane unter ewigem Schnee, welche die Namen der beiden Schiffe erhielten, überschritt den achtundsiebzigsten Grad und kehrte 1843 zurück.

Auch in unserer Periode (s. Bd. II. S. 298) ruhten die Entdeckungsfahrten nach dem Nordpolreiche lange. Erst als 1816 und 1817 die Ostküste Grönlands seit einem halben Jahrtausend wieder einmal eisfrei war, wie der Walfischjäger William Scoresby entdeckte, bewirkte der Geo-

graph John Barrow, daß John Roß und William Edward Parry 1818 ausgesandt wurden, die ersehnte Nordwestdurchfahrt wieder aufzusuchen, die aber nicht aufzufinden war, obschon Parry weit vordrang und durch kühne Überwinterungen im Polareise die Bewunderung der Welt auf sich zog. Nachdem er 1825 zurückgekehrt, versuchte Roß, der nichts ausgerichtet, seinen Ruf zu retten und drang 1829 zu Schiff und Schlitten, unterstützt von seinem schon genannten Neffen James Clark Roß, tief in die eisigen Räthsel vor, erreichte aber bis 1833 kein nennenswerthes Resultat.

Zu gleicher Zeit wurde Kapitain John Franklin mit geeigneten Begleitern (1819) vom Fort Chippewayan aus zu Lande und auf Flüssen nach den Nordregionen gesandt, wobei er sich zwei Jahre erfolglos abmühte. 1825 trat er seine zweite Reise an, beschiffte den Mackenzie-Strom und erreichte das nördliche Eismeer, wohin zugleich Kapitän Beechey zur See vordrang. Die Landaufnahmen Beider vervollständigten 1833 und 1834 Back, seit 1837 Dease und Simpson, sowie Richardson und Kendall. Eine dritte Fahrt begann Franklin 1845 mit den beiden Schiffen Erebus und Terror, welche bereits das Südpolarmeer kannten, verscholl aber noch in demselben Jahre vollständig. Nach vergeblichem Suchen 1848 fand man erst 1850 Spuren seiner Lagerstätte, aber erst 1859 die Überreste seiner Expedition, welche 1847 nach zweimaliger Überwinterung zu Grunde gegangen war. Neuere Erforscher der Nordpolregionen sind Rae und Kennedy (1851 und 52), Elisha Kent Kane (1853—55), Anderson (1855), Mac Clintock (1857—59). Im Osten des nördlichen Eismeeres erforschte William Scoresby 1822 die Ostküste Grönlands; 1823 drang Kapitän Clavering noch weiter als Jener, auch nach Spitzbergen, welches 1858 Torell (Schwede) untersuchte. In neuester Zeit ordneten sowol Schweden als Deutschland Nordpolexpeditionen an, welche an der Ostküste Grönlands vordrangen, aber noch keine wesentlichen Erweiterungen der bisherigen Kenntniß jener Regionen zu Tage gefördert haben.

Nicht nur die Fremde indessen, auch die Heimat der europäischen Civilisation war der Gegenstand geographisch-wissenschaftlicher Forschungen. Leopold von Buch, der große Geolog (1774—1853), wählte seit 1800 die Alpen und den Jura und seit 1806 Skandinavien zu Feldern seiner Untersuchungen, welche für die Kenntniß der Gesteinsschichten von unberechenbarer Wichtigkeit waren, was in Bezug auf die Pflanzengeographie auch von seinen Forschungen 1815 auf den canarischen Inseln gesagt werden muß.

Das dankbarste und ausgiebigste Feld einheimischer Forschung sind indessen bisher die Alpen gewesen. Um die Feststellung ihrer geologischen Zusammensetzung machten sich namentlich Bernhard Studer von Bern und Theobald in Chur verdient. Ihre topographische Ausbeutung verdankt das Meiste Gottlieb Studer, dann den Brüdern Schlagintweit, Ulrich aus Zürich, Weilenmann und Iwan Tschudi in St. Gallen, dem Verfasser des

„Schweizerführers", und vielen Anderen. Es haben sich in neuester Zeit zur topographischen Erforschung der Alpen Vereine gebildet, zuerst der englische Alpine-Club, dessen Mitglieder ausschließlich geübte Bergsteiger sind, dann, um 1862, der schweizerische Alpenclub, bald darauf auch ein italienischer und ein österreichischer, welcher letztere indessen neuestens im „Deutschen Alpenvereine" aufgegangen ist. Das Ersteigen von Alpengipfeln, namentlich von noch nicht erstiegenen, ist ein Gegenstand ungemeinen Eifers geworden, der indessen allzuoft mehr der Bravour als dem Forschungstriebe dient und daher öftere Unglücksfälle zur Folge hat, wie z. B. der von 1865 auf dem Matterhorn.

Seit dem Beginne unseres Jahrhunderts wurden zahlreiche Gradmessungen vorgenommen, an welchen sich Svanberg, Lambton, Gauß, Schumacher und Andere betheiligten. Die bedeutendste davon ist die russische, von Tenner und Struve 1817 begonnen und erst 1852 geschlossen; sie umfaßt die Strecke von der Donau in Bessarabien bis nach Hammerfest in Norwegen. Die Abplattung der Erde berechnete 1831 Airy, der britische Reichsastronom, auf 1 zu 298,33, 1842 Bessel auf 1 zu 299,15. Bei allen diesen Messungen hat sich gezeigt, daß die Erde keinen reinen mathematischen Körper bildet, sondern bedeutende Unregelmäßigkeiten darbietet. Die Messung der Höhen hat in unserer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Ramond maß 1802 und 1803 die Pyrenäen, Colebrooke und Crawford seit 1802 den Himalaya. 1818 wurde der Dhawalagiri mit 26862 englischen Fuß als der höchste Berg der Erde anerkannt, mußte aber 1848 dem von Dalton Hooker auf 28178 englische Fuß bestimmten Kintschindschinga und dieser bald dem 29002 englische Fuß hohen Gaurisankar in Nepal weichen. In Amerika wurde die durch Humboldt dem Chimborazo ertheilte Krone ihm 1835 durch Kapitän Fitzroy's Offiziere entrissen und dem 23200 englische Fuß hohen Aconcagua zugesprochen. Die größte Seetiefe bestimmte James Clark Roß zwischen St. Helena und Brasilien auf 4600 Faden.

In Bezug auf die Kartographie erfand 1805 Karl Brandan Mollweide aus Halle die homalographische Projektion mit geradlinigen Breiten- und gleich abstehenden gebogenen Mittagskreisen. Die Krone des Kartenzeichnens wurde am Ende des letzten Jahrhunderts den Franzosen entrissen, da die Längenbestimmungen durch Mondabstand in Anwendung gebracht wurden. In den drei Reichen Großbritanniens, in Sardinien und durch Österreich im übrigen Italien begannen trigonometrische Vermessungen. Von Holland wurden 1850, von Belgien 1854 topographische Generalstabskarten veröffentlicht, in der Schweiz durch General Dufour 1833 bis 1863 die topograpische Karte in 25 Blättern mit vorzüglicher Terrainzeichnung ausgeführt, in neuerer Zeit auch solche mehrerer Kantone in größerm Maßstabe. Die Kronländer Deutsch-Österreichs haben seit 1810 in verschiedenen Perioden Spezialkarten erhalten. Die

topographischen Karten von Dänemark und Sachsen wurden 1825 abgeschlossen, jene von Baiern, Würtemberg und Baden sind noch nicht vollendet, die von Preußen erst im Entstehen begriffen; in Norwegen, Schweden, Rußland und Spanien sind erst Aufnahmen im Gange. In der Kartenzeichnung haben sich verschiedene Methoden geltend gemacht, welche indessen gegenwärtig alle auf möglichst treue Darstellung des Terrains abzielen. Die hauptsächlichsten unter ihnen sind diejenige der Schraffirung, welche ein prachtvolles Bild der Gegend darbietet, und diejenige der Höhencurven, welche für den Laien weniger anschaulich, aber für den Geographen vom Fach die brauchbarste ist. Die Höhen werden auch oft durch Farben unterschieden, wie z. B. in Ziegler's hypsometrischer Karte der Schweiz. Im Relief ist in unserer Zeit ebenfalls Vieles geleistet worden, die unseres Wissens besten Arbeiten, namentlich in Bezug auf größere Maßstäbe, lieferte Schöll in St. Gallen, dessen großes Relief der Kantone St. Gallen und Appenzell als ein Meisterwerk anerkannt ist. In kleineren Maßstäben sind jetzt die Reliefs als verwerflich erwiesen, weil die Höhen im Verhältniß zu den Entfernungen zu groß dargestellt werden müssen.

Unsere Zeit blieb indessen nicht bei den blos topographischen Karten, sondern schuf auch solche zum wissenschaftlichen Studium aller auf die Erde bezüglichen Verhältnisse. Daraus entsprangen erst die physikalischen Karten, deren erste Ahnungen in Ritter und Zeune auftauchten. Bahn gebrochen hat ihnen aber wesentlich Humboldt, welcher namentlich die magnetischen Verhältnisse erforschte. Er zog auf den Karten dreierlei Linien, die isodynamischen, isoklinischen und isogonischen, zur Bezeichnung gleicher Kraft, gleicher Neigung und gleicher Abweichung der Magnetnadel in den durch jene Linien verbundenen Orten. Ebenso sind die Isothermen oder Linien gleicher durchschnittlicher Temperatur sein Werk, womit er 1817 die vergleichende Witterungskunde begründete. Um Bestimmung der magnetischen Pole der Erde hat sich Duperrey 1821 bis 1825 verdient gemacht. Man ist dabei, seit Gauß (1838), von Hansteens vier Polen auf Eulers zwei zurückgekommen. Humboldt hat 1828 in Berlin die erste magnetische Beobachtungsstation gegründet, der bald viele andere folgten. Humboldts Isothermen vervollkommnete 1852 Dove durch die isanomalen Curven, welche die Orte gleicher Bevorzugung und gleicher Erniedrigung der Temperatur verbinden. Das Gesetz der Winde suchte Dove in Königsberg 1825 (das Drehungsgesetz) und 1831 der englische Oberst Read durch Sammlung der Daten aller Stürme zu ergründen, und es beschäftigte sich damit besonders 1853 der meteorologische Kongreß zu Brüssel. All diese und andere physikalische Verhältnisse der Erde hat am Vollständigsten in den fünfziger Jahren Berghaus in seinem physikalischen Atlas zusammengestellt.

Neuern Ursprungs als die physikalischen sind die historischen Karten, welche die Länder in verschiedenen Perioden der Geschichte nach

ihren damaligen topographischen, ethnographischen und politischen Verhältnissen darstellen. Nach mehreren ungenügenden Vorgängen hat das Beste in diesem Fache des bairischen Obersten Spruner historischer Atlas geliefert. In spezieller Beziehung auf das klassische Alterthum zeichnen sich die Leistungen von Kiepert und Mencke aus. In der Herstellung von Karten überhaupt verdient das Institut von Justus Perthes in Gotha die erste Stelle.

Die wissenschaftliche Darstellung der Erdkunde ahnten zuerst Kant und Zeune; ausgeführt hat sie aber Karl Ritter, geboren 1779 zu Quedlinburg, der sich zu ihr so verhält, wie Humboldt zur Erforschung ihrer Gegenstände. Durch Letztern angeregt, begann er 1817 seine „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", ein leider allzu riesenhaft ausgesponnenes und daher unvollendet gebliebenes Werk. Ritter untersuchte zum ersten Male gründlich die Gestalt der Länder, deren Bestandtheile und Erscheinungen und ihre Beziehungen zur Entwickelung der Menschheit und zu den verschiedenen historischen Phasen der Völker. Sein Vorgang war durchschlagend. Man hat von da an nicht mehr blos eine politisch-statistische, wie vorher, sondern eine innig verschwisterte und in ihren Theilen sich durchdringende physikalisch-historische Geographie gelehrt. Der Zeichnung der politischen Grenzen ging immer entschiedener diejenige der Naturgrenzen und Naturbänder, der Küsten, Gebirge, Ströme u. s. w. voran, es entstanden die rationellen Lehrbücher von Roon und Anderen, die rationellen Schulkarten von Sydow, die geistvollen und stetsfort neue Entdeckungen anregenden Schriften von Petermann u. s. w.

B. Handel und Weltverkehr.

Die Vertauschung der Naturprodukte und der aus ihnen fabrizirten Waaren gegen irgendwo und irgendwann als Werthmesser geltende Gegenstände bildet den Inhalt des Handels. Auch dieses Feld der menschlichen Thätigkeit unterlag gleich allen anderen durch die französische Revolution und die ihr folgenden Kriegsereignisse durchgreifenden Umgestaltungen. Die zur Zeit jener gewaltigen Krise in Frankreich regierenden Staatsmänner griffen, um der verzweifelten Lage des Staatsschatzes ein Ende zu machen, zu tollen Mitteln, wie sie in eine Zeit der Auflösung aller Bande der Ordnung paßten. Dazu gehörte der Assignaten-Schwindel (oben S. 13), welcher das Land mit werthlosem Papier für zwanzig Milliarden überschwemmte. Sein würdiges Gegenstück war die Einführung eines Maximums für die Lebensmittelpreise, welches gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, zur Folge hatte, das Ausbleiben der Lebensmittel-Zufuhr und noch höheres Steigen der Preise. So war denn, neben der Land-

wirthschaft und der Industrie, vorzüglich der Handel zu Grunde gerichtet durch Das, was man Freiheit zu nennen beliebte, dessen wahren Werth wir aber bereits oben gekennzeichnet haben.

Als die rohen Kräfte der Revolution durch die starke aber selbstsüchtige Hand eines neuen Imperators gebändigt lagen, traf den Handel, statt der Anarchie der Revolutionsmänner, der despotische Druck des Kaisers. Wie bekannt, hoffte er seinen mächtigsten und allein nie besiegten Feind auf den mächtigen Inseln Nordwesteuropa's, das stolze Albion, durch die Kontinentalsperre gründlich zu verderben. Es mochte dies um so leichter scheinen, als erst im Jahre 1793, in Folge der durch den Abfall Nordamerika's erlittenen Erschütterung und der nach dem Frieden in allzustarkem Maße wieder aufgenommenen Handelsspekulationen, 71 Provinzialbanken sich insolvent erklärt und 1304 Bankerotte nach sich gezogen hatten und einige Monate hindurch aller Verkehr unterbrochen war. Die Regierung war zwar dieser Krisis mit über zwei Millionen Pfund, in Form von Vorschüssen an Kaufleute, beigesprungen; aber sie war selbst genöthigt, zur Bestreitung der Kriege gegen Frankreich die Bank in Anspruch zu nehmen, so daß diese letztere 1797 ermächtigt werden mußte, statt baaren Geldes nur noch Banknoten auszugeben, zu deren Einlösung sie nicht gezwungen werden konnte. Dieser Krise folgte auf dem Fuße auch wieder eine solche in Hamburg, 1799 (s. Bd. II. S. 70), durch kolossale Wechselreiterei herbeigeführt; sie verursachte 136 Bankerotte mit beinahe 97 Millionen Mark Banko.

Um die gehässige Maßregel der Kontinentalsperre besser ausführen zu können, wurden Hollands und Deutschlands Meeresküsten unnatürlicher Weise und sogar in offener Verletzung der von den Franzosen stets im Munde geführten Rheingrenze, als französisches Gebiet erklärt und schlossen so die Vasallen und die widerwilligen Verbündeten des kontinentalen Gebietes vom Meere und von Britannien ab. Fort und fort sah man an Orten, wohin sich ungeachtet der strengen Maßregeln englische Waaren verirrt hatten und durch die Spürnasen der Polizei aufgewittert wurden, Scheiterhaufen auflodern, auf welchen diese baumwollenen und andere Ketzer lichterloh brannten. Dagegen brachte die Handelsfreiheit, welche wenigstens innerhalb des Kontinentes herrschte, die Industrie und den Handel wieder einigermaßen in bessere Umstände. England aber, das Abgesperrte, hatte indessen in aller Stille eine industrielle und merkantile Macht hervorgebracht, welche den Weltverkehr umgestaltete und mit deren Gewinn es den Kredit schuf, der ihm ermöglichte, zur Führung des Krieges gegen den Diktator Europa's in den 23 Jahren von 1793 bis und mit 1815 vierhundertsechsundzwanzig Millionen und achtmalhunderttausend Pfund Sterling aufzunehmen, die sich aber durch Hinzurechnung der zu Kriegszwecken verbrauchten Steuern und anderer Staatseinkünfte auf fünfzig Milliarden Franken vermehrten! Diese neue Macht war die Dampf-

maschine (s. Bd. II. S. 293 und oben S. 308). Durch sie wuchsen die dreitausend Baumwollweber Englands allmälig auf achtmalhunderttausend an, durch sie wurde das Inselreich und nachher auch der Kontinent mit Fabriken, das Meer mit Dampfbooten besäet und die Länder mit Schienenwegen kreuz und quer belegt. Durch sie wurde es möglich, daß die englischen Banknoten, obschon sie nicht auf Nationalgüter fundirt waren, wie die Assignaten, keine Entwerthung erfuhren wie letztere, und daß die „schwebende Schuld“ mit ihren Vortheilen für das gemeine Wohl geschaffen werden konnte. Durch sie wurden alle gefürchteten Nachtheile der Kontinentalsperre paralysirt, der Handel, welcher sich in fremden Erdtheilen für den auf dem europäischen Kontinent erlittenen Verlust entschädigte, auf eine Stufe und zu einer Ausdehnung gebracht, die vorher nie erlebt worden war, und die Seeherrschaft Englands, das nun alle feindlichen Schiffe „vom Ocean fegte“, zur unbestrittenen gemacht. Diese Entwickelung aber war so rasch und führte theils so arge Übertreibungen der Spekulation, theils in manchen Kreisen so ungewohnte Veränderungen herbei, daß 1811 plötzlich wieder eine Handelskrise ausbrach, welche die Regierung nöthigte, den Kaufleuten sechs Millionen Pfund vorzuschießen. Als aber vollends der Krieg und mit ihm auch die Kontinentalsperre beendet war, führte die Übertreibung der nun von allen Banden befreiten Handelsthätigkeit 1815 eine noch größere Krise herbei, welche großartige Verluste im Gefolge hatte. Dazu kam in der nämlichen Zeit ein neuer Übelstand, ein Gegenstück zur Kontinentalsperre. Die Landwirthe nämlich, welche es nicht ertragen konnten, daß in Folge mehrerer auf einander folgender fruchtbarer Jahre die Kornpreise gefallen waren, was bei Verbesserung der Landwirthschaft, die aber nicht stattfand, ihnen keinen Schaden verursacht hätte, — setzten bei dem Parlamente durch, daß die Einfuhr von Weizen in England verboten wurde, bis derselbe den Preis von achtzig Schilling das Quarter erreicht hätte. Die Preise blieben aber trotzdem niedrig und zweihundertvierzig Provinzialbanken wurden von 1813 bis 1816 zahlungsunfähig. Dies trieb hinwieder die Noten der soliden Banken in die Höhe, und die Bank von England konnte 1819 ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen.

Inzwischen waren aber die Hungerjahre 1816 und 1817 eingetreten, und hatten die Arbeiter der Fabriken so erbittert, daß dieselben Maschinen zerstörten, Läden erbrachen und Keller leerten und nach einem Maximum der Lebensmittelpreise schrieen, so daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte.

Die Rückkehr der Fruchtbarkeit seit 1818 hatte wieder Billigkeit des Kapitals zur Folge, und es fehlte bereits an Gelegenheit zur Anlage; die Spekulation aber wußte solche zu schaffen. Der durch die Revolutionen in Mittel- und Südamerika frei gewordene Handel mit den dortigen ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien bot Gelegenheit genug dar. Ferner

wurden von 1822 bis 1825 Staatsanleihen im Betrage von fünfundfünfzig Millionen Pfund Sterling, besonders an die südamerikanischen Republiken abgegeben, sechshundertsechsundzwanzig Aktiengesellschaften für Bergwerke, Gasbeleuchtung, Feuerversicherung, Kanäle, Dampfboote, Eisenbahnen u. s. w. beabsichtigt, welche über 372 Millionen Pfund bedurft hätten. 379 davon kamen aber gar nicht zu Stande, 118 mit 56 Millionen Pfund wurden wieder aufgegeben, und 127 mit über 102 Millionen Pfund existirten noch im Jahre 1827. Da lief natürlich viel Schwindel mitunter, ein Kaufmann aus Birmingham soll z. B. mit Bettwärmern und Schlittschuhen nach — Westindien (!) spekulirt haben. Die Folge dieses Schwindels war abermals eine Krise (1825 und 1826), welche durch das rasche Fallen der in ungeheurer Menge eingeführten Baumwolle beschleunigt wurde, wieder siebenzig Provinzialbanken zu Fall brachte, unnennbares ökonomisches Unglück und Arbeiteraufstände hinter sich her zog und die Auswanderung aus Irland nach Amerika ins Riesenhafte trieb. Die Bank von England half wieder so gut sie konnte. Schon zehn Jahre später aber gerieth das Inselreich wieder in eine neue Krise, welche ihre Quelle vorzüglich in der Spekulationswut mit Eisenbahnen, aber auch mit anderen Aktienunternehmungen hatte und 1836 bis 1839 dauerte.

Ein Widerspruch mit den Ideen der Neuzeit war damals die Fortdauer der englischen Navigationsakte (Bd. II. S. 64), welche erst 1814 gegenüber Nordamerika aufgehoben war. Repressalien der noch immer von dieser Gunst ausgeschlossenen Länder erreichten 1822 eine Ermäßigung der bisherigen Beschränkungen. Endlich bewirkte 1823 Huskisson im Parlamente den Beschluß künftiger gleichmäßiger Belastung aller Waaren mit Zöllen ohne Unterschied zwischen britischen und fremden Schiffen, nur Retorsionsmaßregeln vorbehalten. Die Befürchtungen der Rehder von übeln Folgen dieses Beschlusses erwahrten sich nicht, und die britische Schifffahrt blühte vielmehr noch mehr empor. Würdig schloß sich die von uns schon erwähnte Aufhebung der Sklaverei an (oben S. 75). Ein weiterer Fortschritt zu Gunsten des Handels, veranlaßt durch den zunehmenden Schmuggel, der die Zolleinnahmen um mehr als achthunderttausend Pfund beeinträchtigte, war die wieder von Huskisson bewirkte bedeutende Herabsetzung der Zölle auf Rohseide und auf Wolle. Und abermals erwies sich die Angst der Seidenweber und der Wollenspinner so grundlos, daß England zehn Jahre später Seide sogar nach Frankreich ausführte!

Diesen Zollermäßigungen mußte sich nothwendig eine fernere anschließen, — die dringendste von allen, — nämlich die auf die Korneinfuhr bezügliche. Es bildete sich, mit dem Hauptsitze in Manchester, die weltgeschichtliche Anti-Corn-Law-Association unter dem hauptsächlichen geistigen Einflusse Cobden's, und ihre volksthümliche Tendenz, die Kornzölle herabzusetzen oder gar aufzuheben und damit billigeres Mehl

und Brot zu schaffen, brachte ihr solchen Zuwachs, daß sie bald über einen großen Theil der Presse gebot. Eine ungeheure Agitation entwickelte sich in Zeitungen und Flugschriften und in tausenden von Volksversammlungen, und schon 1841 gehörte ein guter Theil des Parlamentes den „Freihändlern" an, wie sie sich jetzt nannten, und denen sich Männer wie der Earl von Grey, Lord John Russell und Andere anschlossen. Endlich gelang es 1846, in dieser berühmten Körperschaft die Abschaffung des Kernzolls von 1815 zu bewirken, so daß fortan von dem Quarter des in Großbritannien eingeführten Getreides nur noch eine Abgabe von einem Schilling bezahlt werden mußte.

Aber auch diese wohlthätige Maßregel hatte wieder, gleich der gegentheiligen, welche sie aufhob, bedenkliche Folgen; denn sie fiel gleich jener mit einer Theuerung zusammen. Der Getreidehandel wurde so lebhaft, daß die Erzeugung seines Gegenstandes nicht mit ihm Schritt halten konnte, und zugleich rief der entfesselte Freihandel so viel spekulative und schwindelhafte Eisenbahnprojekte (von 1845 bis 1847 für 250 Millionen Pfund!) in's Leben, daß diese Überspannungen des Kredits, verbunden mit einer Mißernte der Baumwolle, einer solchen des Getreides und der zugleich ausgebrochenen Kartoffelkrankheit, wieder eine furchtbare Krise herbeiführten. Sie dauerte fünf Monate lang, und kein Tag verging ohne Bankrotte; vierhundert Häuser hatten mit 250 Millionen Pfund fallirt und über hunderttausend Arbeiter mußten wegen Notharmut in die Armenhäuser aufgenommen werden. Auch der Kontinent, namentlich Deutschland, wurde in die Krisis hineingerissen, welcher die badische Regierung durch Unterstützung dreier großer Fabriken, die sonst fallirt hätten, steuern zu müssen glaubte, was dieselben auch rettete. Die englische Regierung aber half dem geschwundenen Kredite schon durch die bloße Ermächtigung der Bank, ihre Notenausgabe auszudehnen, wieder auf, wovon die Bank nicht einmal Gebrauch machen mußte. Hand in Hand mit diesen Fortschritten und Krisen ging in England die Erhöhung der Arbeitslöhne. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte ein ländlicher Arbeiter $3^1/_2$ bis 6 Schilling wöchentlich bezogen, ein Handwerker durchschnittlich 6 Schilling. Im Jahre 1849 dagegen betrug der Lohn eines Landarbeiters 10 bis 18 Schilling wöchentlich, eines Handwerkers 2 bis 8 Schilling täglich.

Deutschlands wichtigstes handelsgeschichtliches Ereigniß während unserer Periode ist die Gründung des Zollvereins. Obschon bereits der Bundesvertrag von 1815 eine gemeinsame Handels- und Zollverfassung in Aussicht stellte, war doch die Zerrissenheit Deutschlands unter der Herrschaft des Restaurationssystems so arg, daß geraume Zeit nach dem Inslebentreten des Bundestags, noch jedes der achtunddreißig Bundesglieder, so klein und so vielfach in Enklaven zertheilt sie auch sein mochten, seine eigenen Mauthen und Zollschranken besaß, was den Schmuggel

außerordentlich belebte und den landesväterlichen Grenzwächtern hinlängliche Bewegung verschaffte. Je kleiner und zerrissener ein Stäätchen war, desto tiefer sank durch diese Zustände seine Bevölkerung in moralischer Beziehung. Nachdem indessen 1818 Preußen seine Zollverfassung verbessert hatte, schlossen sich ihm 1819 mehrere angrenzende kleine Fürstenthümer und Enklaven solcher an. In den Jahren 1828 und 1831 folgten die beiden hessischen Staaten und 1833 die bereits unter sich vereinigten Baiern und Würtemberg, sowie Sachsen und die unter sich bereits einen Zollverein bildenden thüringischen Staaten, 1835 Baden, Frankfurt, Nassau und Braunschweig, sowie einige hannoversche Bezirke, erst 1853 Hannover und Oldenburg, welche bisher unter sich einen „Steuerverein" gebildet, und zuletzt, nach dem Lebensende des deutschen Bundes, noch Mecklenburg und die Hansastädte. Im Jahre 1871 endlich ist der Zollverein mit dem neuen deutschen Reiche identisch geworden. Je mehr er sich jeweilen ausdehnte, desto günstigere Rückwirkungen hatte er stets auf Handel, Industrie, Landwirthschaft, Bergbau und alle übrigen menschlichen Thätigkeiten. Seit dem Jahre 1853 steht er in einem Zollvertrage mit dem theilweise stammverwandten Österreich. Demselben folgte auch ein deutsch-österreichischer Postverein. Nachdem 1837 die südwestdeutschen Staaten in einer Münzkonvention den $24^1/_2$-Guldenfuß und die mitteldeutschen in einer solchen von 1838 den preußischen 14-Thalerfuß angenommen und darauf der Zollverein jene beiden Münzfuße als in seinem Gebiete gleichberechtigt erklärt, folgte 1857 die Münzkonvention zwischen dem Zollverein und Österreich, welche das „Zollpfund", gleich einem halben Kilogramm, einführte, aus welchem (von $^9/_{10}$ feinem Silber) je für die betreffenden Gebiete 30 Thaler oder 45 österreichische oder $52^1/_2$ süddeutsche Gulden geprägt werden sollten, und 1857 ein Münzvertrag von gleichem Umfange. Im Jahre 1870 hat das neue Deutschland Einheit in Maß und Gewicht (nach dem Meter-System) eingeführt und gegenwärtig wird auch das Zustandekommen einer einheitlichen decimalen Münze erwartet, hinsichtlich welcher es sich, neben der Wahl der Münzeinheit, hauptsächlich um die Frage handelt, ob die bisherige Silberwährung beibehalten werde, die außer Deutschland nur noch die weniger civilisirten und verkehrsärmeren Länder beobachten, oder die gemischte Währung, wie sie seit neuerer Zeit Frankreich und die dessen Münzsystem huldigenden Staaten*) besitzen, oder endlich die Goldwährung eingeführt werden soll, welche in Großbritannien und Nordamerika herrscht.

Um die Entstehung dieser Verschiedenheit der Währung zu würdigen, muß die Handelsgeschichte Amerika's in Betracht gezogen werden. Die Vereinigten Staaten hatten während ihres Befreiungskrieges ihr Papier-

*) Belgien seit seiner Entstehung, die Schweiz seit 1850, Italien seit seiner Einigung, Griechenland und Rumänien seit 1868.

gelt auf 160 Millionen Dollars vermehrt, was den Staatsbankerott und die Herabsetzung dieses Zahlmittels auf ein Procent seines Nennwerthes zur Folge hatte. Es wurde daher in der Verfassung der einzelnen Staaten untersagt, Papiergelt auszugeben, wie sie ja auch keine Münzen schlagen dürfen. Dessenungeachtet gestatteten die Einzelstaaten ihren Privatbanken, Banknoten auszugeben, wovon diese in der schwindelhaftesten Weise Gebrauch machten. Im Jahre 1816 wurde nun eine „Bank der Vereinigten Staaten" mit einem Kapital von 35 Millionen Dollars gegründet, welche mit den schon 1814 insolventen Privatbanken im Schwindel wetteiferte. Es brach daher 1818 eine große Krisis aus, welche viele Geschäftsleute in die Schuldgefängnisse brachte oder in die Wälder des Westens trieb. Nichtsdestoweniger dauerte der Schwindel fort, — in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre brach ein allgemeiner Bankerott aus und die schon seit 1832 zahlungsunfähige „Vereinigte Staatenbank" mußte 1836 ihre Eigenschaft als Staatsbank aufgeben und eine Privatbank werden. Es wurde fortspekulirt und fortgeschwindelt, namentlich in Staatsländereien, hinsichtlich welcher endlich angeordnet wurde, daß sie fortan in klingender Münze zu bezahlen seien. Dieser Schwindel bewirkte unter Anderm auch, daß die Vereinigten Staaten nicht nur aufhörten Getreide auszuführen, sondern sogar solches einzuführen begannen. Dagegen wuchsen neue Eisenbahnen, Kanäle, Bergwerke, Fabriken u. s. w. wie Pilze aus dem Boden. Man machte Anleihen in England und Holland, bis die Bank von England ihren Diskonto erhöhte. Das half, und als zugleich die Baumwolle im Preise fiel, folgte dem Schwindel ein panischer Schrecken, alle Banken stellten 1837 ihre Zahlungen ein; der Handel lag darnieder und alles Vergnügen hörte auf. Der schwindelhafte Direktor der Vereinigten-Staatenbank, Nikolaus Biddle, suchte dadurch den Geltverhältnissen aufzuhelfen, daß er die Monopolisirung des gesammten Baumwollenmarktes vorschlug, und sich zu diesem Zwecke mit den Pflanzern in Verbindung setzte, die auch wirklich aus Verlegenheit in seine Netze gingen, aber statt der Baarsumme, die Biddle auf ihre Waaren aus Europa erhielt, von ihm nur — Papier bekamen. Dieses Manöver wurde von einer Menge neuer Banken nachgeahmt. Endlich, als Biddle allein bereits 15 Millionen Dollars in Baumwolle gesteckt hatte, führte eine geringe Ernte den Sturz des Schwindels herbei, 959 Banken fielen und von 1837 bis 1841 wurden 33,739 Bankerotte mit 500 Millionen Dollars Schulden behandelt. —

Die Folge dieser Krise war, daß die Vereinigten Staaten Maßregeln ergriffen, dem Papierschwindel Einhalt zu thun, indem den Banken vorgeschrieben wurde, daß der volle Betrag der Banknoten vor ihrer Ausgabe in Staatspapieren beim Staatsbank-Controleur hinterlegt werden, jede Bankgesellschaft 12½ Procent ihrer umlaufenden Wechsel und Noten in baarem Gelte liegen haben müsse, und der Betrag der Notenausgabe das

Aktienkapital nicht überschreiten dürfe. So war das Papier in Amerika keine Macht mehr; daß aber auch das Silber keine solche blieb, sondern dem Golde weichen mußte, das lag in einer später auftretenden Erscheinung begründet, nämlich in der bereits (oben S. 289) erwähnten Entdeckung der Goldlager Kaliforniens und Australiens, welche keineswegs, wie man befürchtet hatte, das Gold entwerthete. Zwar hatte schon vom Anfange des Jahrhunderts bis zu diesem Zeitpunkte der Zuwachs des Vorraths von Gold in Europa und Amerika 58, der des Vorraths von Silber aber nur 25 Procent betragen; dagegen vermehrte sich der Goldvorrath in beiden Erdtheilen seit 1848 nur bis 1856 schon um zweitausend Millionen Gulden. In Großbritannien allein betrug 1851 bis 1857 der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr des Goldes 34,328,000 Pfund Sterling, und der Werth der britischen Ausfuhr hat sich seit den Goldfunden mehrmals verdoppelt! In Nordamerika, England und Frankreich verdrängten die Goldmünzen die von Silber mehr und mehr, und letztere wanderten nach Asien aus, so daß seit neuester Zeit die Goldwährung immer größere Eroberungen, namentlich unter den civilisirtesten Nationen, gemacht hat, die natürlich durch die weiteren Goldfunde in Australien u. s. w. in noch höherm Maße zu Tage traten.

Diese Wandelung hatte wie natürlich wieder neue Spekulationen im Gefolge. In Frankreich entstand der Crédit foncier, eine große Hypothekenbank, und der Crédit mobilier, eine große privilegirte Bank- und Handelsgesellschaft, namentlich durch den portugiesischen Juden Pereire. Von diesen Instituten hat namentlich das letztere, das in allen europäischen Ländern Nachahmungen fand, sich an den Schwindeleien, die unter dem zweiten Kaiserreich blühten, stark betheiligt. Es wurden hunderte von Millionen an den verrückten Plan verschleudert, neben der Industrie auch die Landwirthschaft fabrikmäßig zu betreiben und zu diesem Zwecke alle Bauern zu expropriiren. 95 Procent solcher bereits errichteten landwirthschaftlichen Fabriken sind zu Grunde gegangen. Ferner wurde die Spekulation durch die großen Weltausstellungen in London und Paris genährt, und so brach 1857 eine neue Krisis aus, welche in New-York ihren Anfang nahm, Nordamerika und alle mittel- und nordeuropäischen Staaten, besonders aber Hamburg, höchst empfindlich mitnahm, ja in allen Erdtheilen gespürt wurde. Schwindel und Betrug spielten dabei ihre traurige Rolle, und die Pietisterei bemächtigte sich, namentlich in Amerika, wo nun die „Revivals" wieder stark aufkamen (oben S. 228), der gestürzten Geschäftsleute, — bis die Geschäfte wieder gingen und sie der Religion nicht mehr bedurften.

Im Übrigen ist der Gang der Geschichte des Handels in neuester Zeit auf Zunahme der Handelsfreiheit gegenüber dem alten Schutzzollsysteme gerichtet. Wo das letztere durch die Gesetzgebung des betreffenden Landes nicht gebeugt ist, sucht man es durch Handelsver-

träge mit demselben zu mildern. Die freiesten Zollverfassungen haben die nun möglichst dem Freihandel ergebenen Staaten Großbritanniens und der Niederlande. Ihnen am nächsten dürften Belgien und die Schweiz kommen. Dann folgt der deutsche Zollverein, welcher zwar die einheimische Industrie durch Schutzzölle zu begünstigen sucht, aber keine Differenzialzölle für die Ein-, Aus- und Durchfuhr zu Gunsten der einheimischen und zum Nachtheil der ausländischen Waaren kennt und den Küstenhandel durch Verträge freigibt. Strenger sind die Zölle Österreichs und Italiens, noch strenger jene Frankreichs, Rußlands und Nordamerika's. Alle diese Staaten haben indessen mit diesen und jenen anderen Staaten Handelsverträge abgeschlossen, welchen gemäß die Kontrahirenden einander günstiger behandeln, als andere Nationen. Der von Dänemark früher erhobene Sundzoll ist am 14. März 1857 durch Vertrag mit fünfzehn Staaten aufgehoben worden und Gleiches steht dem bereits 1844 ermäßigten Stader Zoll, welchen Hannover früher erhob, bevor. In den letzten Jahren sind die europäischen Staaten und die Vereinigten Nordamerika's besonders bemüht gewesen, den Handel mit den früher von der Welt abgeschlossenen hinterasiatischen Reichen China und Japan aus seinen Fesseln zu befreien, was von um so größerer Wichtigkeit ist, als der „stille" Ocean, dessen Westseite sie einnehmen, seit Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes ziemlich „laut zu werden" beginnt und augenscheinlich in ferner Zukunft dieselbe oder eine noch größere Rolle zu spielen verspricht, als jetzt der atlantische Ocean und vor 1492 das Mittelmeer.

Seit Anfang unseres Jahrhunderts hatte in ganz Asien, in Folge Mangels an edleren, geistigen Genüssen, die entnervende Konsumtion des Opium in solchem Maße zugenommen, daß der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr bedeutende Summen Geldes in Anspruch nahm. Die chinesische Regierung untersagte daher den Gebrauch des Opium, aber ohne Erfolg. Da verlangte der Kaiser von den das Opium vorzüglich aus Indien einführenden Engländern; sie sollen ihren Unterthanen den Anbau des Opium und den Handel damit verbieten. Natürlich gehorchte England dem „Sohne des Himmels" nicht. Da wurden 20,283 Kisten Opium im Werthe von zehn Millionen Dollars ergriffen und vernichtet und den „rothhaarigen Barbaren" Englands der Eintritt in das „Reich der Mitte" für ewige Zeiten versperrt. So kam es zum Kriege (1839). China wies nach dem ersten Siege der Engländer (1840) alle Anerbietungen derselben zurück, da es sie in seinem bornirten Hochmut für eine tributpflichtige Nation ansah! Nun wollte kein Theil mehr nachgeben. Endlich aber errangen die Engländer mit siebentausend Mann den Sieg über das Vierhundertmillionenreich und diktirten 1843 im Frieden zu Nanking dem chinesischen Kaiser die Zahlung von 21 Millionen Dollars, die Öffnung von fünf Hafenstädten: Kuangtong, Amoy, Futschéou, Ningpo und Schanghai für den englischen Handel, die Abtretung der Insel Hong-

kong und künftige vollständige Gleichstellung der beiden kontrahirenden Reiche. Ein Handels- und Zollvertrag aber kam bei der Weigerung der Chinesen nicht zu Stande, und der Handel blieb nach wie vor beiderseitigen Schmugglerbanden überlassen.

Dieser Friede war noch nicht abgeschlossen, als bereits auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's ihr Augenmerk auf China richteten. Sie verlangten von diesem Reiche einen Handelsvertrag, erreichten bei Unterhandlung über denselben die Beseitigung aller Annahme einer Tributpflichtigkeit und endlich (1844) alle England gewährten Begünstigungen auch für sich. Noch im nämlichen Jahre folgte aus Prunksucht auch Frankreich nach, obschon es keinen Handel mit China trieb.

China aber hielt die mit den drei Nationen geschlossenen Verträge nicht, und so kam es 1856, während im Innern des weiten Landes der Bürgerkrieg wütete, zum neuen Kriege. Er wurde von den drei Verbündeten gegen das „Reich der Mitte“ mit wechselndem Glücke und mit einer Grausamkeit geführt, welche der „christlichen“ Civilisation nichts weniger als zur Ehre gereicht. Des Gouverneurs Yeh Palast zu Kuangtong wurde geplündert, diese Stadt bombardirt, in Brand geschossen und erstürmt. Die Amerikaner hatten sich schon vor der Beschießung Kuangtongs auf chinesische Versprechungen hin zurückgezogen, aber später, 1858, die fernere Einwanderung von Chinesen in Amerika, welche allzu kolossale Dimensionen annahm, untersagt. Das Resultat des nun von England und Frankreich gemeinsam geführten Krieges war der in vier Verträgen, mit Rußland, Amerika und den beiden kriegführenden Mächten bestehende Friede von Tientsin, 1858, welcher den fremden Schiffen elf Häfen und ebenso den ganzen Strom Yang-tse-kiang öffnete, die Durchgangszölle zu erhöhen untersagte, das Tonnengelt ermäßigte, den Fremden das ungehinderte Reisen in China und die Wiederausfuhr importirter Waaren gestattete, die Opiumfrage aber nicht berührte.

Da aber den Bevollmächtigten der Vertragsstaaten der Zutritt in Peking neuerdings verweigert wurde, begann der Krieg 1860 von Neuem. Franzosen und Engländer drangen nach Peking, vor dessen Thoren die Ersteren den kaiserlichen Sommerpalast vandalisch plünderten und zerstörten, und die Kommissäre beider Mächte diktirten in der Reichshauptstadt den Frieden, welcher den offenen Häfen noch zwei beifügte. Daß das vor lauter Größe schwache und daher im Norden bereits von Rußland, wie im Westen von den aufständischen Tataren arg beschnittene China noch existirt, ist einer seltsamen Gleichgültigkeit der Europäer zuzuschreiben, welchen die Eroberung dieses thönernen Kolosses längst ein Kinderspiel gewesen wäre.

Noch mehr als China hatte sich seit Jahrhunderten Japan gegen allen fremden Handel abgeschlossen, den es nur an wenigen Plätzen und unter demütigenden Bedingungen den Chinesen und Holländern gestattete. Die Zunahme des Verkehrs auf dem großen Weltmeere bewog jedoch endlich

die Nordamerikaner, von Japan einen Handelsvertrag zu verlangen, was auch durch Drohungen mit Waffengewalt 1854 erzwungen wurde. Noch in demselben Jahre errangen England, Frankreich und die Niederlande, im folgenden auch Rußland und Preußen die nämlichen Begünstigungen. Dieselben bestehen in Öffnung der Häfen Yokohama-Kanagawa, Simoda, Nagasaki und Hakodate, welche seit 1859 bewerkstelligt wurde*). Seitdem sind auch die Schweiz (1864) und Belgien nachgefolgt. Es entspann sich rasch ein lebhafter Handel, und namentlich die Amerikaner machten mit Artikeln (Algen, Gold, Thee, Seide u. s. w.), welche sie in Japan kauften und zu Schanghai in China wieder verkauften, Gewinnste von 75 bis 500 Procent. Die japanische Regierung bemerkte jedoch nach einiger Zeit, daß das in den Verträgen festgestellte Verhältniß der Geltwährung, nämlich die jeweilige Eintauschung von hundert mexikanischen Pesos gegen 311 japanische Itzibu (genau nach dem Silbergewichte) ihrem Lande nachtheilig sei, weil die japanische Münzkammer den Itzibu nach und nach um nicht weniger als zweihundert Procent verschlechtert hatte! Statt den Weg gütlicher Unterhandlung, wählte Japan denjenigen der Willkür, und so entspannen sich Feindseligkeiten, die um so gefährlicher sich gestalteten, als es sich herausstellte, daß der Machthaber, mit dem die Verträge geschlossen worden, der Taikun, nicht der rechtmäßige Beherrscher Japans war, welche Würde allein dem bis dahin in Schwäche versunkenen Mikado zu Kioto zukam. Einheimischer Zündstoff überwucherte daher bald den Fremdenhaß und hochstehende Japanesen, unter ihnen sogar der Regent in Yedo, wurden ermordet, ebenso auch mehrere Europäer. Es kam so weit, daß 1867 die Daimios (Feudalherren) den Taikun zur Abdankung zwangen und dem Mikado sein volles Herrscherrecht (das eigentlich nur die Präsidentschaft einer Konföderation der Daimios ist) zurückgaben, wogegen der Taikun mittels eines Bürgerkrieges umsonst protestirte. Der Mikado aber hat die Verträge mit den fremden Mächten bestätigt.

Die Handelsgesellschaften, deren wir noch zu gedenken haben, hatten am Anfange unseres Jahrhunderts ihre Blütezeit bereits hinter sich. Die berühmteste und mächtigste derselben, die englisch-ostindische Compagnie, wurde durch ihre großartigen Eroberungen, namentlich seit der Handel nach China (1834) freigegeben war, mit der Zeit vom merkantilen auf das politisch-militärische Feld gedrängt. Im Handel besorgte sie in unserm Jahrhundert vorzüglich die Durchfuhr des Thees aus China nach Europa und die Einfuhr des Opium nach China, welche für dies Land so verhängnißvoll wurde. Ihr kolossales Reich hat sie, nachdem ihre Verwaltung durch den furchtbaren Aufstand der Indier ein so niederschmetterndes Zeugniß erhalten, den Verträgen gemäß, 1860 an die britische Krone abgetreten. — Die ihr an Macht zunächst kommende

*) Rud. Lindau, Handelsbericht über Japan. St. Gallen 1862.

holländisch-ostindische Gesellschaft war, bei dem Sturze der alten Republik der Niederlande, ihrer Verwandlung in eine batavische Republik (1796) und der Wegnahme ihrer Kolonie durch die Engländer, aufgehoben worden. Nachdem aber 1815 die meisten weggenommenen Besitzungen zurückgegeben waren, bildete sich 1824 eine neue „Maatschappy", welche die alten kaufmännischen Monopole jener Gesellschaft, nicht aber ihre politisch-militärische Macht, zurück erhielt. Ihr Hauptmonopol ist der Kaffee von Java, welcher jährlich in den beiden Hauptauktionen zu Amsterdam und Rotterdam verkauft wird. Ein anderes, das der Schifffahrt von und nach Ostindien, verhindert das holländische Seewesen an allem Aufschwung. Mit empörender Engherzigkeit werden Fremde, mit wenigen Ausnahmen, von den holländisch-ostindischen Besitzungen ferngehalten. Die französische und die dänische Handelsgesellschaft in Ostindien sind untergegangen und die noch bestehende schwedische ist von sehr geringer Bedeutung.

In Nordamerika haben sich unter den zahlreichen Handelsgesellschaften, welche die beiden vorigen Jahrhunderte zur Ausbeutung der Prairien und ihrer Naturprodukte hervorriefen, blos die Hudsonsbai-Gesellschaft und die seit 1783 mit ihr konkurrirende und sogar kämpfende, aber seit 1821 mit ihr versöhnte Nordwest-Pelzcompagnie erhalten, welche in den großentheils noch unerforschten Gebieten im Westen von Kanada und im Norden der Vereinigten Staaten durch ihre verwegenen und oft zu Allem fähigen Jäger („Trapper") Biber, Seeottern, Bisamratten, Füchse, Wölfe, Bären und Rothwild erlegen lassen und aus den Pelzen dieser Thiere ein kolossales Geschäft machen, durch die kalifornischen Goldfelder aber die meisten ihrer Leute verloren haben und zur Jagd fast nur noch Indianer verwenden können. Auch das ehemals russische Gebiet Nordamerika's, Alaska, hat seine „russisch-amerikanische" Pelzgesellschaft.

Die bedeutendsten Handelsgesellschaften sind aber in unserer Zeit die Versicherungsgesellschaften geworden. Es sind in zahlloser Menge solche gegen Feuer, gegen Hagelschaden, gegen den Verlust von Schiffen und Waaren auf dem Transporte zur See und zu Lande, gegen Verlust des Viehes durch Seuchen u. s. w. Jünger sind die sogenannten Lebensversicherungen (Sterbekassen im Großen), welche ihre Spekulation auf statistische Berechnungen der mutmaßlichen Lebensdauer, vorzüglich aber darauf gründen, daß Viele, wenn sie lange die Prämien bezahlt haben, dessen satt werden und die Versicherung im Stiche lassen; Abarten davon sind die Aussteuerkassen, welche Kindern gegen eine von der Geburt an zu zahlende Prämie in einem bestimmten Alter, wenn dies erreicht wird, eine bestimmte Summe entrichten, die Versicherungen gegen Krankheit, die Rentenversicherungen u. s. w. Vergeblich ist es dagegen bisher versucht worden, Schuldenversicherungen in's Leben zu rufen. Das Spezielle der Versicherungsgesellschaften, sowie der sich

stets mehrenden und in verschiedene Arten verzweigenden Banken und anderer Aktienvereine müssen wir der Statistik überlassen. Wir erwähnen nur, daß 1817 die österreichische Nationalbank und 1850 die belgische entstand, daß die Bank von England ihre Befreiung von den Wuchergesetzen erlangte, die von Frankreich das Bankwesen centralisirte und ihre Zweiganstalten vermehrte, und die preußische Bank Privatkapital heranzog, sowie ihre Filialen und ihren Notenumlauf vermehrte. —

Es ist nicht zu verkennen, daß der zunehmende Handel auch einen zunehmenden Verkehr unter den Völkern verschiedener Länder und Erdtheile hervorruft. Es sind heutzutage weder die Kriegsheere der Eroberer, noch die Glaubensboten der Kirchen mehr, welche die Civilisation verbreiten, sondern die Kaufleute, oft ohne ihr Wissen und ihren Willen, aber als Werkzeuge der mächtigen kulturhistorischen Ideen. Der stets fortschreitende Handel und Weltverkehr ist bereits in jedes Dorf einigermaßen civilisirter Gegenden gedrungen und hat es mit den Erzeugnissen der Industrie versehen, so daß theils schon lange, theils kürzlich oder bald der einfachste Bauer in seiner Nähe sich alles Nöthige verschaffen kann. Dadurch haben denn auch die bisherigen und einst so glänzenden Messen und Jahrmärkte schon viel von ihrer Bedeutung und ihrem Umfange verloren und werden nach und nach ganz überflüssig werden, ausgenommen jene, welche nur uneigentlich den Namen von Messen tragen und vielmehr Versammlungen zu gegenseitiger Abrechnung sind, wie z. B. die berühmte und hochwichtige deutsche Buchhändlermesse in Leipzig. Nach den vier größten Messen Deutschlands, sind 1841—1854 zehn und $^1/_4$ Million Centner an Waaren (darunter 700,000 aus dem Auslande) eingeführt worden, und zwar nach Leipzig $4^1/_2$, nach Frankfurt an der Oder $3^1/_2$, nach Frankfurt a. M. $1^1/_2$ und nach Braunschweig etwas über $^1/_2$ Million Centner.

Mit den Märkten und Messen hängen zunächst zusammen die einer öfteren Wiederholung solcher in engeren Kreisen gleichenden Börsen. In den so benannten, in großen Handelsstädten prachtvoll errichteten Gebäuden spielen sich die Ebbe und Flut des Geschäftslebens unter dem Einflusse der politischen Ereignisse ab. Diesem Spiele hat die Gewinnsucht namentlich seit Beginn dieses Jahrhunderts große Aufmerksamkeit geschenkt. Am Anfange unserer Periode spekulirte man an den Börsen in Staatspapieren. Da es noch keine elektrischen Telegraphen gab, beherrschten Wenige das Treiben, und beuteten die Börse aus, indem sie sich Nachrichten durch besondere Couriere bringen ließen. Solche waren die schnell emporgekommenen Rothschild, welche von Frankfurt am Main und Wien aus den Ton angaben. Als die Eisenbahnbauten begannen und der Spekulation neue Nahrung boten, waren ihre Aktien der Hauptgegenstand des Börsenspiels. Der Hauptort desselben wurde in Deutschland Berlin, und die Spekulation wurde allgemeiner. Man täuschte die

Stimmung durch glänzende Prospekte und ließ sich erst durch harte Verluste über den Schwindel belehren. Eine neue Wandelung trat ein, als die großen Kreditgesellschaften entstanden und industrielle Projekte sich überstürzten, da spekulirte man in Kreditaktien, und die Folge dieses neuen Schwindels war die schon erwähnte Krise von 1857.

Die großen Mittel aber, durch welche Handel und Weltverkehr ihre Siege erringen, sind die von der Dampfkraft beherrschten Boot- und Schienenwege.

Seit Erfindung der Dampfschifffahrt hat dieselbe auf dem Meere sowol, als auf See'n und Flüssen, im größten Maßstabe auf den schweizerischen und nordamerikanischen See'n, sowie auf dem Rhein und den Strömen der Vereinigten Staaten bedeutend zugenommen. In diesen Gegenden hat sie für Verbreitung weitherzigerer Anschauungen und für den Besuch der betreffenden Länder durch Fremde, welche deren Naturschönheiten bewundern oder deren Verkehrsvortheile benutzen wollen, Unendliches gewirkt. Die Dampfschifffahrt hat es zu einer sehr vollendeten Präcision in ihren Fahrten gebracht und trotzt auf dem Meere Stürmen und anderen Zufällen. Sie verbindet in regelmäßiger Weise die britischen Inseln mit allen Hafenorten des Kontinentes, letztere unter sich auf der Nord- und Ostsee und im Mittelmeer, und hier wieder dieselben mit den Häfen Vorderasiens und Nordafrika's, unter deren Völkern sie Civilisation verbreitet und die veralteten Zustände derselben unerbittlich auflöst. Auch hat sie dort den seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien vernachlässigten Verkehrsweg über Ägypten wieder zu Ehren gebracht, worin ihr erst die Eisenbahn und jetzt der Kanal durch die Landenge von Suez behülflich geworden ist.

Noch erstaunlicher aber sind die Leistungen der Dampfschifffahrt auf dem offenen Weltmeere, wo sie gegenüber den alten Segelschiffen eine wunderbare Schnelligkeit der Überfahrt erlangt hat und die Dimensionen ihrer Fahrzeuge gegenüber Binnendampfern in's Riesenhafte wachsen, was hinwieder ihre Vermehrung schwieriger macht, als wo kleinere ausreichen. Für den Betrieb der Dampfschifffahrt auf dem Meere haben sich, besonders in England, zahlreiche Aktiengesellschaften gebildet und theilweise wahre Flottillen von Dampfern bauen lassen. Sie befahren regelmäßig bestimmte Linien*).

Was die Dampfboote auf dem Wasser, das leisteten in noch erhöhtem Maße die Eisenbahnen (s. oben S. 296) auf dem Lande; denn sie begannen mit einem Male, schneller, billiger und bequemer zu befördern, gaben dadurch bessere und leichtere Gelegenheit, die Welt zu sehen und verbreiteten durch die schnelle Versendung der Bücher und Zeitschriften

*) Siehe ihre Aufzählung im Art. Dampfkraft und Dampfschifffahrt von **G. Cohn in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.**

allgemeine Bildung. Seit ihrem Bestehen entschließt sich Jeder leichter zur Ortsveränderung; die Gelegenheit, sich auf Universitäten und an Schulen, im Handel u. s. w. auszubilden, wird häufiger und günstiger, man kann den Verdienst, der zu Hause nicht glücken will, leicht anderswo finden, das romantische Fechten der Handwerksburschen kommt in Abgang, die Strauchdiebe verlieren ihren Erwerb, man besucht Industrie-Ausstellungen, künstlerische und wissenschaftliche Sammlungen, Vereinstage von kulturhistorischem Interesse und Nutzen, Theater, Concerte u. s. w., man unterrichtet sich schneller, die provinzielle und lokale Engherzigkeit schwindet, das Blut verschiedener Stämme wird vermischt, erneuert und vor Stagnation bewahrt, der Krieg wird durch rasche Truppensammlung abgekürzt und die nicht auf dem Kriegsschauplatze Wohnenden von der Einquartierung befreit. Der Handel gewinnt durch die rasche Beförderung leicht verderblicher Waaren, z. B. Lebensmittel, u. s. w. Die Eisenbahnen haben daher einen nicht genug zu schätzenden Einfluß auf die Annäherung und Civilisation der Völker.

Die Eisenbahnen haben in Europa und Nordamerika, namentlich seit den vierziger und fünfziger Jahren kolossal zugenommen und bilden in den bevölkerteren Gegenden dichte Netze, deren einzelne Theile bald dem Staate, bald Aktiengesellschaften, bald beiden zugleich gehören. Die Eisenbahnstrecken betrugen in Kilometern

	in Europa:	in Amerika:
1821:	48	—
1830:	440	66
1839:	3335	3069
1848:	17542	8472
1856:	37022	34497

In England begannen die Eisenbahnen 1821, in Frankreich 1823, in Nordamerika 1827, in Österreich 1826, in Deutschland (Nürnberg-Fürth) und in Belgien 1834, auf Cuba 1835, in Rußland und in Italien 1837, in Holland 1845, in Spanien und der Schweiz 1847, in Dänemark 1848, in Norwegen 1849, in Portugal 1852. Auch Ostindien und Brasilien haben seitdem Eisenbahnen erhalten.

Viel Vorurtheile sind gegen die Eisenbahnen wegen der auf denselben vorkommenden Unglücksfälle genährt worden. Es kamen jedoch solche auch auf den Poststraßen vor, und sind bei ordentlichem Betrieb leicht zu vermeiden. In Großbritannien sind 1854 bis 1856 auf beinahe acht Millionen Eisenbahn-Reisende blos Einer getödtet und auf über dreihunderttausend Einer verwundet worden*).

Auf den Handel, und speziell auf die Börsenspekulation haben die Eisenbahnen mit ihren Aktien großen Einfluß ausgeübt.

*) Art. Eisenbahnen von G. Cohn in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.

C. Auswanderung und Kolonisation.

Mit der nähern Kenntniß der Erdoberfläche durch Länderentdeckungen, wissenschaftliche Reisen und geographische Forschung nebst bildlicher Darstellung ihrer Gegenstände, wie auch mit der Benutzung dieser Kenntniß zu Gunsten gegenseitiger Austauschung der Waaren und Werthmittel unter den Nationen, hängt auf's Innigste die weitere Benutzung der Erdkenntniß zur Verbreitung der Menschen über die Oberfläche unseres Planeten zusammen. Die Erweiterung des geographischen Wissens unter den Menschen lockt die Letzteren zuerst zur Versendung der von ihnen gewonnenen Natur- und der von ihnen gefertigten Kunstprodukte und dann, wenn der Himmelsstrich, unter dem sie geboren, ihre Bedürfnisse nicht mehr nach Wunsch befriedigt, zur eigenen Auswanderung und zur Niederlassung in mehr oder weniger fernen Kolonien an. Während indessen die Resultate der Länderforschung und des Handels schon in den früheren Perioden des von uns berücksichtigten Zeitraumes auf Europa zurückwirkten und mit der europäischen Civilisation im steten Zusammenhange blieben, so haben dagegen die Auswanderer und Kolonisten vor dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege sich vom Mutterlande völlig abgesondert und jede Verbindung mit ihm abgebrochen, was freilich auch in den damaligen unentwickelten Stadien des Weltverkehrs nothwendig begründet lag. Die Einführung der Dampfschifffahrt aber wob ein enges Band zwischen den einander bisher trotz Reisen, Handel und Auswanderung fremd gebliebenen Kontinenten mit einer Bevölkerung gleicher Abstammung und gleicher Bedürfnisse der Civilisation, und brachte von da an die in der neuen Welt lebenden Abkömmlinge von Europäern in innige Verbindung mit ihren Stammverwandten im Mutterlande.

Wir müssen daher in der unserm Jahrhundert gewidmeten Periode unserer Darstellung die Verhältnisse der Kolonisation und der Auswanderung auch in Bezug auf die früheren Perioden des von uns geschilderten Zeitraumes in Betracht ziehen. Es mag dabei allerdings auffallend erscheinen, daß Mutterland und Kolonien gerade zu jener Zeit kulturhistorisch getrennt waren, als sie in politischer Beziehung unter derselben Regierung standen und daß umgekehrt beinahe parallel seit ihrer kulturhistorischen Verknüpfung ihre politische Trennung Platz gegriffen hat. Aber es ist gerade der Geist des Fortschrittes, welcher sowol das Bedürfniß der civilisatorischen Verknüpfung ferner Kontinente, als dasjenige ihrer gegenseitigen Freiheit und Selbständigkeit weckt. Entwickelung des Weltverkehrs und Freiheit der Kolonien sind zwei in gleicher Weise dringende und zwingende Erfordernisse der Aufklärung unserer neueren Zeiten!

Die Verpflanzung eines Theiles der Bevölkerung aus einem Lande in ein anderes ist so alt als die Menschengeschichte überhaupt; wir erinnern

nur an die phönikischen, griechischen und römischen Kolonien, welche das Mittelmeer rings umgaben. Der Kolonisation, d. h. der von einem Staate vorgenommenen Eroberung und Anpflanzung eines fremden, noch wenig bevölkerten Landes, folgte auch stets die Auswanderung, d. h. der freiwillige Wegzug einzelner Menschen und Familien nach dem kolonisirten Lande und ihre Niederlassung in demselben. Die Auswanderung wird, indem sie zunimmt, zur Einwanderung und stempelt so nach und nach die Kolonie zu einem besondern Lande, welches mit dem Mutterlande in Anbau, Industrie und Handel wetteifert. In diesem Wetteifer muß aber die Kolonie, weil es das Mutterland ist, welches befiehlt, unterliegen, und es bleibt ihr, um emporzukommen, nur übrig, sich von der fernen Herrschaft des Mutterlandes loszusagen und sich selbst zu organisiren. Das ist der Lauf der Kolonisation, und er wird stets derselbe und nur dann aufzuhalten sein, wenn das Mutterland die Kolonie mit eiserner Faust unterdrückt oder ihr weitgehende Koncessionen macht. Von diesen zwei Alternativen sind in unserer Zeit Kuba und Kanada schlagende Beispiele.

Die Entwickelung der Kolonien war stets eine sehr verschiedene je nach dem Nationalcharakter des Mutterlandes*). Der erste Staat, welcher in der von uns behandelten Neuzeit eine Kolonialpolitik in Scene setzte, war Spanien, wo dieselbe eine durchaus rücksichtlose, egoistische Gestalt annahm. Das Land der Inquisition ging hinsichtlich seiner Kolonien nur darauf aus, sie zu seinem eigenen Vortheile auszubeuten, ihre Einwohner unter sich zu entzweien und sie dadurch leicht im Zaume zu halten. So wurden die in den Kolonien weilenden, aber in Europa geborenen Spanier (Gachupins genannt) in auffallender Weise den in den Kolonien geborenen Nachkommen von Europäern, den Kreolen, vorgezogen, und Letztere genossen wieder Rechte, deren die Ureinwohner (Indianer) und die Mischlinge (Mestizen, Mulatten und Zambos) schlechterdings beraubt waren, ja unter Letzteren wurden wieder einzelne Kasten besser behandelt als andere. Das Volk der Kolonien wurde durch die Pfaffen absichtlich und mit Autorisation der Regierung in Dummheit erhalten, durch eine in sich streng und geheimnißvoll abgeschlossene Bureaukratie bevormundet und durch eine bewaffnete Macht geknebelt, — auch thaten Censur und Inquisition redlich das Ihrige, so daß in jeder Beziehung gegen Aufstand und Abfall gesorgt schien. Vom Handel mit den Kolonien wurden alle fremden Staaten ausgeschlossen, ja ohne Bewilligung der Regierung durfte nicht einmal ein spanisches Schiff das Weltmeer durchkreuzen. Dies Raubsystem, unter welchem keine Civilisation der Kolonien aufkommen konnte, der größte Theil des Landes unbebaut blieb, die Industrie in der Geburt erstickt wurde und der Handel gelähmt war, mußte fallen und fiel auch.

*) Art. Kolonien von Runge in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.

endlich, und so erging es auch dem mit dem spanischen in allen wesentlichen Theilen übereinstimmenden portugiesischen Kolonialsysteme.

Ganz anders gestaltete sich nach Zweck und Mitteln das englische Kolonialwesen. Es handelte sich für den britischen Staat von vornherein nicht um Ausbeutung seiner Kolonien, sondern um Benutzung derselben zur Versorgung eines Theils der im Mutterlande zu stark anwachsenden Bevölkerung und zum Handelsbetriebe. Man ermutigte in der Begünstigung der Auswanderung nach den zuerst von Privatleuten gegründeten Kolonien nicht die Abenteuerlust, sondern die Arbeitsamkeit. Diese Kolonien erhielten darum auch meist gleich Anfangs schon bestimmte Rechte und Freiheiten und selbständige Gerichtsbarkeit. Langsamer und schwerer errangen jene Kolonien, welche von Gesellschaften gegründet waren, eine freiere Verfassung und Verwaltung. Diejenigen aber, welche später an die „Krone" fielen, erhielten sofort eigene Behörden und eine Volksvertretung, die sich sogar erlaubte, Gesetze zu erlassen und ihre Angehörigen selbst zu besteuern. So entwickelten sich aus der größern Freiheit der britischen Kolonien früher Konflikte mit dem Mutterlande, als in den strenger gehaltenen spanischen. Dazu kam, daß das Beispiel der letzteren auch auf England ansteckend wirkte und auch dieses begann, seine Kolonien auszubeuten, ihren Handel zu beschränken und ihre Produkte für sich allein in Anspruch zu nehmen. Dieser Abfall von seinen ursprünglichen Kolonisationsgrundsätzen hat die in der Natur der Sache liegende Ablösung der Kolonien vom Mutterlande, gegenüber England in seinen schönsten und reichsten Kolonien, denen an der Ostküste Nordamerika's, beschleunigt, und nur die Rückkehr zu einem freiern Systeme, das seit Ende des vorigen Jahrhunderts Platz griff, hat dem Inselreich noch seine weiten Besitzungen im nördlichern Nordamerika, im Kapland und in Australien für einige Zeit erhalten, die auch nicht ewig dauern wird, während der Besitz des großen Reiches in Ostindien nur durch die Entfernung der egoistisch-krämerhaften ostindischen Compagnie von der Regierung des Landes gerettet werden konnte. Es ist indessen nicht zu verkennen, daß dieses Zwitterding von orientalischer Despotie und europäischer Kolonie ein Hemmschuh für die Entwickelung des Mutterlandes, eine Ursache der Abnahme seiner Macht und Größe und vielleicht der Anlaß zu seinem Zerfalle sein muß. Die Ureinwohner in seinen Kolonien hat England stets nicht besser behandelt als Spanien. Ähnlich der englischen Kolonialpolitik ist diejenige Frankreichs gewesen, welches aber früher und leichter in die Fehler des stammverwandten romanischen Spanien verfallen ist, als das germanische England. Dagegen haben die Niederlande schon früher in Ostindien eine verkehrte Kolonialpolitik eingeschlagen.

Auf diese Weise haben denn bekanntlich Spanien seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Mittel- und das westliche Südamerika, Portugal seit derselben Zeit Brasilien, Frankreich und England seit dem sieben-

zehnten Jahrhundert Kanada und das südöstliche Nordamerika, Holland seit derselben Zeit das Kapland und die ostindischen Inseln, England seit dem achtzehnten Jahrhundert Australien, und Frankreich seit 1830 Algerien kolonisirt.

Die Kolonisationen der Staaten hätten jedoch niemals ein wesentliches Ergebniß geliefert ohne die freiwillige Auswanderung eines Theiles der Bevölkerung aus den Mutterländern in die Kolonien, aus welcher erst erhellt, ob ein überseeisches Land zur Kolonisation geeignet ist oder nicht. Es läßt sich in neuester Zeit ein dreifacher Strom der Auswanderung verfolgen: aus Europa über den atlantischen Ocean nach Amerika und über den indischen nach Australien, vom Osten über die Prairieen nach dem Westen Amerika's und aus China über den Großen Ocean nach Westamerika und Australien. Hinsichtlich der unfreiwilligen Auswanderung der Neger nach Amerika müssen wir auf den Abschnitt über die Sklaverei verweisen; die ebenso unfreiwillige der ostindischen Coolies zur Arbeit in amerikanischen Kolonien, welche in letzter Zeit eingerissen, aber unseres Wissens wieder im Verschwinden ist, können wir blos erwähnen.

Die Auswanderung ist nicht nur ein Mittel, socialen Übelständen zu begegnen, sondern überhaupt ein solches, die Civilisation über die Erde zu verbreiten. Sie ist nicht ein nothwendiges Übel, sondern ein nothwendiger Faktor zur Entfernung fauler, arbeitscheuer Völker aus Gebieten, deren Verwerthung für Gesittung und Bildung sie verhindern, und zu ihrer Ersetzung durch fleißige, intelligente Arbeiter. Schon wegen der Kosten, welche eine Auswanderung erfordert, können die Theilnehmer an derselben nicht brotlose Proletarier, sondern es müssen bemittelte und einigermaßen gebildete Leute sein, welche in das zu kolonisirende Land Leben und Bewegung, Arbeit und Unterricht, Verdienst und Kenntnisse bringen. Die Auswanderung ist daher eine kulturhistorische Nothwendigkeit, welche in der Natur der Erde und ihrer Bewohner begründet liegt und somit einem Gesetze folgt, das wir zwar noch nicht gehörig ergründen, das wir aber ahnen und dessen Beobachtung wir deutlich erkennen können. Dem Menschengeschlechte nämlich, wenn es in seinen alten Sitzen verbleibt und darin versumpft, droht einerseits Übervölkerung und andererseits physische, moralische und intellektuelle Entartung. Es bedarf der Ableitung, und dazu sind die weiten Gebiete, die entweder noch gar nicht oder nur von dem Ganzen und Großen unnützen Jäger- und Fischervölkern bewohnt sind, wie geschaffen. Diese weiten Länderstrecken sind nicht da, von jagenden Indianern und Büffelheerden zerstampft, sondern sie sind da, von Einwanderern angebaut zu werden und dadurch zur Nutzbarmachung der Erdoberfläche und zur Erfrischung ihrer Bewohner beizutragen. — Unter allen Nationen nun hat sich nach bisherigen Erfahrungen als die zur nichtoffiziellen Kolonisation,

zur fruchtbringenden und civilisatorischen Auswanderung befähigtste ohne Zweifel die deutsche erwiesen*). —

Seit der großen Ein- und Auswanderung, welche wir die Völkerwanderung nennen, und welche der Vertheilung der Nationen in Europa, wie sie jetzt besteht, ihre Grundgestalt gab, waren die während jenes Ereignisses von ihren germanischen Urbewohnern verlassenen und später von slavischen Einwanderern überzogenen flachen Gegenden am baltischen Meere und weiter landeinwärts das Ziel einer wie mit Nothwendigkeit erfolgenden germanischen Rückeinwanderung. Es war die erste Auswanderung im modernen Sinne des Wortes, als im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert Deutsche aus allen Gauen des Reiches, ohne Befehl und auch ohne eigentlichen Plan, jene Slaven zwischen Elbe und Memel nach und nach zurückdrängten, unterstützt von den Markgrafen Brandenburgs und dem Deutschen Orden, und so dem nunmehrigen preußischen Staate seine überwiegend deutsche Bevölkerung gaben. Dieser Art seiner nationalen Bildung getreu, hat denn auch Preußen, nachdem es ein Staat geworden, die Einwanderung geeigneter, d. h. fleißiger und solider Elemente stets begünstigt. Der Große Kurfürst, König Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große zogen vertriebene Huguenoten, sowie Holländer, Schweizer und Deutsche verschiedener Gaue in ihre noch schwach bevölkerten Marken herein; es wurden die vertriebenen Salzburger (Bd. II. S. 196) aufgenommen, und die tüchtigen Einwanderer entsumpften die Flußniederungen, gründeten Städte und Dörfer. Die Polen, Kassuben und Wenden wurden nach Osten gedrängt, nicht durch das blutige Schwert mehr, sondern durch die glänzende Pflugschar und durch die unwiderstehliche Macht deutscher Kultur. So bekannte Preußen durch Jahrhunderte stets eine weitherzige Glaubensfreiheit und einen großen Bürgersinn. Wohl hatte noch Friedrich Wilhelm I., im Gegensatze hiezu, die Auswanderung aus Preußen verboten; das preußische Landrecht von 1794 hob jedoch das Verbot wieder auf.

Indem wir nun zu der großartigsten der modernen Auswanderungen, zu derjenigen aus Europa nach Amerika gelangen, sehen wir, daß dieselbe von der Nation angehoben wurde, welcher die Kolonien gehörten, nach denen sich der Strom richtete, von der englischen. Großbritannien begünstigte seit Anlage seiner nordamerikanischen Kolonien mit Eifer und Einsicht die Auswanderung nach denselben. Nur der verbohrte Despot Karl I. machte eine Ausnahme; er verbot die Auswanderung und erfüllte dadurch, indem die bereits eingeschifften Cromwell und Hampden zurückbleiben mußten, sein tragisches Geschick. Die ersten englischen Auswan-

*) Art. Ein- und Auswanderung von W. A. Lette in Rotteck und Welcker's Staatslexikon, und Art. Auswanderung von Brater in Bluntschli's Staatswörterbuch.

derer nach Nordamerika waren politische und religiöse Parteigänger und deshalb Verfolgte (s. Bd. II. S. 179), welchen in der neuen Welt die Freiheit winkte, die ihnen die alte vorenthalten; sogar der Fanatiker Jakob II. gestand den Kolonien Glaubensfreiheit zu.

Mit den Engländern wetteiferten in der Auswanderung nach Nordamerika vom siebenzehnten bis in das neunzehnte Jahrhundert die Deutschen*). Die erste Niederlassung derselben in der neuen Welt war die in Venezuela, das Karl V. für eine Schuld dem Augsburger Welser überlassen hatte. Andere gab es später in Guyana, auf den Antillen und in Mexiko. In Nordamerika hatten sich in Florida Spanier, in Louisiana und Kanada Franzosen niedergelassen; in Virginien und Karolina herrschte das royalistische Element der Cavaliere mit starker irischer und walesischer Beimischung, in Neu-England das demokratische Element der Puritaner vor, — rein angelsächsisches Blut, daher auch in korrumpirter Sprache die Yankees genannt. — Sie waren ein hartgesottenes, rebellisches Geschlecht, diese alten Puritaner mit ihrer alttestamentlichen Religion, freiheitliebende, aber trockene, gemüt-, kunst- und geschmacklose, spekulative, stolze Burschen, die sich nichts daraus machten, Andere, namentlich Episkopale, Katholiken, Neger und Indianer, ebenso hart und noch härter zu verfolgen und zu unterdrücken, als es ihnen selbst früher im Mutterlande geschehen war. Sie trieben ohne Gewissensbisse die armen Ureinwohner in deren brennende Hütten und priesen den Qualm „als ein Dankopfer, das wie Weihrauch zum Himmel steige."

Zwischen die an Intoleranz untereinander wetteifernden Cavaliere des Südens und Puritaner des Nordens drangen nun die Deutschen ein und trieben humane Gesinnung wie einen Keil zwischen die beiden feindlichen Parteien von Zeloten. Die ersten Deutschen in Nordamerika waren unter Holländern, welche 1613 am Hudson Neu-Amsterdam, das spätere New-York, gründeten, und unter Schweden eingewandert, mit welchen beiden Völkern sie (und jene unter sich) blos in deutscher Sprache verkehrten; sie gründeten lutherische und reformirte Gemeinden und führten den Weinbau ein. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges waren meist die Ursachen der deutschen Auswanderung. Nachher, seit 1677, warb William Penn (Bd. II. S. 181) in Deutschland Mennoniten zur Einwanderung in sein Pennsilvanien an. Im Jahre 1682 folgte eine Frankfurter Gesellschaft unter Pastorius dahin nach, und 1685 entstand durch sie die deutsche Stadt Germantown mit deutschen Stadtrechten, die aber später unter aufwuchernder Frömmelei zerfielen. Die Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz trieben abermals Deutsche nach Amerika, 1709 auf Einladung der Königin Anna über dreißigtausend zumal, die aber,

*) Franz Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. 2. Ausg. Göttingen 1855.

da sie den Engländern zuviel, und da Katholiken unter ihnen waren, bei Loudon mißhandelt und größtentheils zurückgeschickt, theilweise in Irland kolonisirt wurden, theilweise zu Grunde gingen. Blos etwa zehntausend kamen nach Amerika. So verbreiteten sich nach und nach die Deutschen in allen nordamerikanischen Kolonien, und unter ihnen stets zahlreiche Schweizer. Es gab im Vordringen furchtbare Kämpfe mit den Rothhäuten, die ihre Jagdgründe nicht hergeben wollten, die Kolonisten skalpirten und ihre Hütten verbrannten. Manche kamen indessen besser weg, weil sie vorsichtiger verfuhren, so namentlich außer den Mennoniten die Tunker, Schwenkfelder, Herrnhuter und andere Sekten. Von den protestantischen Salzburgern kamen Welche nach Georgia, deutsche Katholiken nach Maryland. Der Schwindler Law (Bd. II. S. 68) verführte Tausende von Deutschen, am Mississippi ihr Heil zu versuchen, wo sie am Fieber hinstarben. Auf die meiste Unduldsamkeit und sogar Unredlichkeit stießen die deutschen Einwanderer unter den Yankees, den Nachkommen der Puritaner! Schon fürchteten Letztere die geistige Überlegenheit der Deutschen, welche 1727 in Pennsilvanien, wo sie am zahlreichsten einwanderten, bereits an von Englands Herrschaft unabhängige Kolonien dachten. In Pennsilvanien gründeten sie schon seit 1724 Zeitungen, behielten treu ihre Sprache und traten fest gegen despotische Statthalter auf. Die Deutschen waren es, welche den Gedanken der Unabhängigkeit von England zuerst aussprachen und die servilen englischen Kolonisten wider deren anfängliche Neigung mit sich fortrissen. Sie waren es auch, welche zuerst gegen die Sklaverei der Neger auftraten, und in Pennsilvanien die Abschaffung derselben durchsetzten. Und endlich waren es wieder sie, welche ein menschlicheres Verfahren gegen die Indianer begannen und das unerbittliche Gesetz des Weichens der passiven Völker vor den aktiven dadurch milderten, daß an die Stelle blutiger Vertilgungskriege friedliche Landabtretungen in Gebrauch kamen. Ebenso verbreiteten sie Bildung und Gesittung unter den Indianern, wie sie unter den weißen Kolonisten die ersten besseren Schulen gründeten und für Vervollkommnung des Ackerbaues, der Gewerbe, für Fleiß und für Reinlichkeit wirkten.

Zum Gelingen des Kampfes für die Unabhängigkeit von England, welchen die Massen der Amerikaner mit wenig Eifer führten, trugen die Deutschen wesentlich bei, und mit Ausnahme der Sekten, deren Glaube den Krieg verwirft, stritten sie sämmtlich für die Freiheit, während es unter den Angloamerikanern viele Anhänger der englischen Regierung gab. Sogar deutsche Prediger ergriffen die Waffen und brachten es bis zu Anführerstellen, wie z. B. Peter Mühlenberg. Josef Hiester wurde General und Statthalter von Pennsilvanien, vieler Anderer nicht zu gedenken. Allgemein bekannt sind die Helden Kalb und Steuben, von denen der Erstere sechzigjährig bei Cambden fiel und Letzterer die amerikanische Armee reformirte. So machten freiwillige Deutsche gut,

was habsüchtige und gewissenlose deutsche Fürsten (s. Bd. II. S. 76) gesündigt hatten. Eine deutsche Frau, Margarethe Greider, ging nach Philadelphia, um Washington selbst fünfzehnhundert Guineen zu überbringen.

Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges hatten die Deutschen in Amerika begründete Hoffnung, wenigstens in Pennsilvanien einen deutschen Staat erstehen zu sehen; aber die napoleonischen Kriege fraßen dem Vaterlande so viel Söhne weg, daß die Auswanderung stockte, namentlich da sie auch in Amerika selbst bei einer Partei auf starken Widerstand stieß. Dagegen fand während jener Kriege starke Einwanderung aus den britischen Reichen statt, so daß die Deutschen nach dem Frieden schwächer waren als vor dem Kriege. Der Zusammenhang zwischen ihnen und ihrem Vaterlande wurde gelockert, ihre höheren Schulen gingen aus Mangel an Lehrkräften ein, es fehlte ihnen bald an talentvollen Männern, und als es sich darum handelte, in Pennsilvanien wegen der überwiegenden deutschen Bevölkerung die deutsche Sprache zur amtlichen zu erheben, und die Hälfte der gesetzgebenden Versammlung dafür stimmte, gab der Präsident, ein Deutscher (!), den Ausschlag zu Gunsten der englischen Sprache. Seitdem verlor die deutsche Sprache an Boden; denn wer Einfluß gewinnen wollte, lernte und sprach englisch. Die Mundart der pennsilvanischen Deutschen entartete und verdarb und die neuere deutsche Literatur blieb ihnen unbekannt. So hatte man in Amerika im neunzehnten Jahrhundert ein Stück Deutschland aus dem siebenzehnten oder achtzehnten. Die übrigen Deutschen aber lebten zu zerstreut, um unter sich Zusammenhang zu bewahren, und anglisirten sich nach und nach. Während unter den verschiedenen Völkerstämmen der Union die Franzosen in den Wäldern jagten, die Yankees ihnen nach den Wald umhieben, die Südländer mit Sklaven Plantagen bauten, ergaben sich die Deutschen sämmtlich dem friedlichen Ackerbau. Unter diesen verschiedenen Beschäftigungen drangen die Amerikaner europäischer Abstammung seit dem vorigen Jahrhundert unaufhaltsam immer weiter gegen Westen vor. Die Indianer mußten immer weiter zurückweichen und die mit ihnen im Bunde stehenden französischen Jäger theilten ihr Schicksal, worauf Yankees und Deutsche die Jagd übernahmen, namentlich in dem noch wilden Kentucky, wo Daniel Boone und Michael Fink die Helden ganzer Sagenkreise wurden. Blockhäuser um Blockhäuser erstanden in den Wäldern, wo sich ein urwüchsiges Leben des Faustrechtes und romantischer Kämpfe mit den Rothhäuten entwickelte. Auf den Strömen drang man zwischen Wald und Sumpf auf Booten vor. Der Deutsche Jakob Joder aus Reading in Pennsilvanien fuhr schon 1782 zum Entsetzen der Zeitgenossen auf dem Ohio und Mississippi bis nach New-Orleans hinab, und 1811 dampfte das erste Kind Fultons auf dem Ohio. Dabei lichteten sich nach und nach die Wälder, und zwischen ihnen sammelten sich nun die Blockhäuser, Dörfer und Städte, die dann durch Straßen verbunden wurden.

Die Abnahme der deutschen Sprache und Nationalität in Amerika, verbunden mit der damaligen Zerrissenheit und Schwäche des deutschen Vaterlandes in Europa, bewirkte indessen eine zunehmende Verachtung der Deutschen von Seiten der Yankees, deren Folge eine fortgesetzte Anglisirung deutscher Schulen und Gemeinden war, so daß bereits fast nur noch Pennsilvanien deutsche Elemente hatte. Seit dem Ende der deutschen Befreiungskriege nahm jedoch die Auswanderung aus Deutschland nach Amerika wieder neuen Aufschwung; es waren theils politische Flüchtlinge, welche die Restaurationspolitik vertrieb, theils Schwärmer und Romantiker, welche in den Urwäldern ein idyllisches Leben erwarteten, theils Unternehmungslustige und Ehrgeizige, theils Solche, welche eine bessere ökonomische Lage suchten. Die deutschen Regierungen jener entarteten Periode aber thaten weder etwas zum Schutze ihrer Auswanderer, noch suchten sie den Abgang so vieler tüchtiger Kräfte zu verhindern. Schon in der ersten Hälfte des Mai 1817 kamen bei Mainz 5517 Auswanderer vorbei. Würtemberg lieferte in jenem Jahre allein ihrer sechszehntausend! In den Jahren 1815 bis 1830 wanderten jährlich zwölftausend, 1830 bis 1845 aber jährlich vierzigtausend, und seitdem gar jährlich hunderttausend Deutsche nach den Vereinigten Staaten. In den Jahren 1852 und 1853 stieg die Zahl dieser Auswanderer gar auf hundertsechszigtausend, 1854 auf mehr als eine Viertelsmillion. Seitdem nahm sie wieder ab. Mit wenigen Ausnahmen, deren Ziel Südamerika oder Kanada war, wendeten sich diese Auswanderer nach den Vereinigten Staaten, und zwar ließen sie sich in allen einzelnen Staaten nieder, doch mehr in den nördlichen als in den südlichen und mehr in den westlichen als in den östlichen. Ganz bedeutenden deutschen Zuwachs erhielten der Westen von New-York und Virginien, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa und Wisconsin, endlich auch Texas und der fernste Westen, Oregon und Kalifornien. Im Jahre 1840 zählte man beinahe vier, 1855 über fünf und eine halbe Million Deutsche in den Vereinigten Staaten. Die deutschen Einwanderer zerstreuten sich jedoch gewöhnlich, und Auswanderergesellschaften, welche sich zu Hause gebildet hatten, lösten sich in der neuen Welt meistens wieder auf. So wollte denn auch der schwärmerische nationale Plan eines deutschen Staates in Amerika niemals gelingen, ebensowenig der schöne Gedanke einer deutschen Universität. Dagegen entstanden nach und nach deutsche Vereine aller Art, deutsche Bücher und Zeitungen, deutsche Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten. Nur langsam zwar erwachte das deutsche Bewußtsein unter den Einwanderern wieder, mit Stärke erst seit den Ereignissen von 1848 und 1849, welche so viele talentvolle Männer nach Amerika trieben. In Landwirthschaft und Industrie haben die Deutschen unter den Bewohnern Nordamerikas entschieden das Meiste geleistet, während die Yankees, diese Juden der neuen Welt, mehr dem Handel obliegen. Aber auch wissen-

schaftliches Leben ist seit neuester Zeit erwacht. Amerika hat viele deutsche Geistliche und Ärzte, Juristen und Politiker, Lehrer und Schriftsteller aufgenommen, welche deutschen Geist mit Eifer pflegten und mit Macht gegen die Furchtsamkeit und den Leichtsinn ankämpften, mit dem die weniger gebildeten deutschen Einwanderer, den Yankees zu Gefallen, ihre Muttersprache preisgaben und sogar ihre Namen anglisirten oder vielmehr korrumpirten. Und dafür verhöhnten und mißhandelten die auf deutschen Fleiß und deutsches Wissen eifersüchtigen Yankees die damned Dutchmen.

Dieses verletzende Verhalten erreichte seine Spitze in dem gegen alle Einwanderung eifernden Geheimbunde der Knownothings, der jedoch bald wieder verpuffte. Dagegen hat sich mit der Zeit die Stellung der Deutschen in Amerika wesentlich gebessert und gekräftigt. Der Bürgerkrieg von 1861 bis 1865, in welchem sie energisch für die Union einstanden und vorzüglich für Abschaffung der Sklaverei wirkten, hat sie schon bedeutend zu Ehren gebracht, und durch die Siege des Mutterlandes 1870 und 1871 haben sie vollends eine Achtung errungen, die ihnen für die Zukunft einen bedeutenden Einfluß auf die Politik ihres neuen Vaterlandes sichert. Ihre Mission ist in neuerer Zeit stets, für Wissenschaft und Vernunft gegenüber starrem Kirchenwesen und heuchlerischem Temperenzlerthum, für Würde im politischen Leben gegenüber Terrorismus und gemeiner Schimpferei einzutreten.

Nach den Deutschen ist das in größter Anzahl nach Amerika ausgewanderte europäische Volk jedenfalls das irische. In den Jahren 1691 bis 1715 gingen bereits 263,000 Söhne des grünen Erin nach den jetzigen Vereinigten Staaten, im Jahre 1729 allein neben 267 Engländern und Walesen und 43 Schotten 1155 Iren. 1773 kamen 6222 dieses Volkes dort an, 1783 dreizehntausend Iren und Bergschotten, von 1783 bis 1829 aber eine Million Iren neben blos einer Viertelmillion Schotten und ebensoviel Engländern. Von 1812 bis 1821 kamen in den Vereinigten Staaten 30,653, in Kanada 47,223 Iren an, Schotten und Engländer weit weniger. So waren auch die 1821 bis 1829 eingewanderten hunderttausend Briten, welche Zahl sich in jedem der Jahre 1840, 1841 und 1842 wiederholte, meistens Iren. Die Zahl der Pächter in Irland ist durch Auswanderung von 1845 bis 1852 von 935,235 auf sechshunderttausend herabgesunken, und die irische Auswanderung betrug 1849 bis 1853 eine Million, von welcher Zahl 720,000 nach den Vereinigten Staaten gingen. Daraus geht zwar nicht, wie Löher meint, eine vorwiegend irische und gälische Abstammung der sogenannten Angloamerikaner, aber doch eine starke Mischung mit wälschem Blute in denselben hervor; denn es ist nicht zu verkennen, daß sich die reinen Irländer in Amerika von den Yankees scharf unterscheiden.

Seit ungefähr 1818 richtete sich die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer auch nach Brasilien, welches wegen Abschaffung des Sklavenhandels die Einführung freier Arbeiter suchte. Es kam bald darauf durch Schweizer die milchwirthschaftliche Kolonie Neu-Freiburg zu Stande, die aber nicht gedieh. Besser ging es 1825 mit der deutschen Kolonie San Leopoldo, welche auf Kosten der brasilischen Regierung bevölkert wurde und 1854 bereits über elftausend Einwohner zählte. Zahlreicher wurde die Einwanderung in Brasilien seit 1847. Die hamburgische Kolonisationsgesellschaft gründete 1851 die Kolonie Donna Francisca, meist aus Deutschen und Schweizern, und gleichzeitig Dr. Blumenau die nach ihm benannte. 1857 entstand der Kolonisations-Centralverein zu Rio de Janeiro, den die Regierung unterstützte. Viele Kolonien verdanken ihre Entstehung dem schon 1847 vom Senator Vergueiro begründeten Parceria- oder Halbpachtsystem, das sich jedoch nicht bewährt hat. Im Jahre 1856 erhob sich auf Vergueiro's Kolonie ein Aufstand der dortigen Schweizer, welche sich für mißhandelt und übervortheilt erklärten. Die vorgenommene Untersuchung fand die Schuld auf Seite des Gründers und seines Systems. Unter den in traurige Anarchie versunkenen sogenannten Republiken Südamerikas hat sich bisher einzig Chile als günstiges Auswanderungsziel erwiesen. Dort besteht seit 1848 in Valdivia eine deutsche Kolonie in günstigen Verhältnissen. Deutsche Auswanderer nach Peru wurden 1852 förmlich verkauft und mißhandelt, und Weiteren, 1857, erging es nicht viel besser. Ähnliche Vorfälle gab es in Venezuela. Besser soll es seit neuester Zeit in Laplata und ganz leidlich in Costarica aussehen.

Nächst Amerika geht die zahlreichste Auswanderung aus Europa nach Australien. Nachdem dies lange fast nur englische Strafkolonie gewesen, nahm auch die freiwillige Auswanderung, besonders als der starke Strom nach Amerika eine dortige Übervölkerung befürchten ließ, ihren Weg dorthin. Die Kolonie Bathurst entstand 1815, Perth in Westaustralien 1829, Adelaide im Süden 1836, Australia felix mit Melbourne 1838, welch' letztere Stadt 1853 bereits hunderttausend Einwohner zählte. Es sind dies Fortschritte, welche sich namentlich seit Auffindung der Goldfelder noch verstärkten, so daß sich von 1850 bis 1858 die Bevölkerung Australiens von 450,000 auf 1,100,000 Seelen vermehrt hat, während von 1849 bis 1853 die dortige Einfuhr britischer Waaren von zwei auf vierzehn und eine halbe Million Pfund Sterling stieg, welche Summe aber bald wieder bedeutend fiel, doch nicht auf weniger als sechs Millionen. Im umgekehrten Verhältnisse zu diesem Wachsthume der Europäer in Australien steht hier und in allen Inselgebieten Oceaniens das Abnehmen der Ureinwohner, welche bald ausgestorben sein werden. Deutsche sind im Ganzen noch wenig nach Australien ausgewandert, und so auch nach dem Kaplande, während sich Al-

gerien, wohin man die Leute ebenfalls zu verlocken suchte, überhaupt als ganz ungeeignet zur Kolonisation bewiesen hat*).

Über die chinesische Auswanderung liegen uns keine genaueren Daten vor. Wir wissen nur, daß sie Kalifornien, Australien und die Sunda-Inseln zu überschwemmen droht. Übrigens hat sie für unsern Zweck, da die Chinesen nicht unserer Civilisationsgruppe angehören, nur die Bedeutung, daß eine solche Überwucherung dieser Nation dem europäischen Elemente entweder unterliegen oder weichen muß; denn das letztere beseitigt unerbittlich alle inferioren Stämme, die sich seiner hohen Kulturmission entgegenzustemmen wagen.

*) Lehmann, Emil, Die deutsche Auswanderung. Berlin 1861. Davatz, Thomas, Die Behandlung der Kolonisten in der Provinz S. Paulo in Brasilien. Chur 1858.

Fünftes Buch.

Die Wissenschaft der Erziehung.

Erster Abschnitt.

Die Erziehung des Einzelnen — Pädagogik.

A. Die Volksschule.

Wir haben den Vater unseres modernen Erziehungswesens, Heinrich Pestalozzi, am Ende des vorigen Jahrhunderts (Bd. II. S. 411) verlassen. Seine neue Lehrthätigkeit zu Burgdorf eröffnete er gerade am ersten Tage unseres Jahrhunderts mit dem Werke: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". In demselben beklagt er einerseits seine Unfähigkeit, für das Volk soviel zu thun, als er gerne möchte, während er anderseits gegen die schwachen und schlimmen Seiten der damaligen Erziehung heftig eifert, namentlich gegen die übertriebene Herrschaft des Buchstabens, die Phrasenmacherei und die Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden des Volkes. Endlich stellt er seine Grundsätze bezüglich der Kindererziehung auf. Dieselben gehen von der Anschauung als der Grundlage aller Kenntnisse aus. Die Hauptrolle bei der Anschauung spielt natürlich das Auge, dessen Wahrnehmungen aber durch das Ohr unterstützt und durch die übrigen Sinnesorgane vervollständigt werden. Die Kinder müssen die Dinge durch normale Exemplare derselben kennen lernen. Unklar und unvollständig ist jedoch Pestalozzi's Ansicht, daß die Erkenntniß der Dinge von deren Zahl, Form und Namen ausgehe. Die Anschauung nun will er vom Tone ausgehen lassen, d. h. vom Aussprechen der Buchstaben, welche er schon den Kindern in der Wiege durch Vorsprechen einprägen will! Auf die Kenntniß der Töne folgt die der aus diesen zusammengesetzten Wörter und Namen, so daß das Kind alle Dinge benennen lernt, und darauf die Sprachlehre, welche die Beschaffenheit der Dinge lehrt, indem sie die Wörter zu Sätzen verbindet, wobei er indessen

sonderbarer Weise die zuerst geforderte Anschauung wieder ganz vergißt. Nach der Sprachlehre verlangt er das Lernen der Erdbeschreibung, der Geschichte, der Naturlehre, der Naturgeschichte und der Anthropologie, welche Wissenschaften er allzu pedantisch jede wieder in vierzig Unterabtheilungen bringt, deren jede aus alphabetischen Reihen einzelner Gegenstände mit Beifügung einer Zahl, die ihre Klassifizirung anzeigen soll, besteht, — so daß endlich an die Stelle der Anschauung ein völlig mechanisches Auswendiglernen und Hersagen getreten ist. Auf die Anschauung kam er dagegen wieder zurück in seinem „Buche der Mütter", griff jedoch fehl, indem er als ersten Anschauungs-Gegenstand den menschlichen Körper wählte, und indem er bezüglich der moralischen und religiösen Erziehung des Kindes einzig und allein auf die Mutter Rücksicht nahm und weder des Vaters noch des Falles der Mutterlosigkeit gedachte. Seine religiöse Erziehung ist übrigens eine rein rationalistische, sie kennt weder Christus noch die Bibel, sondern blos Gott.

Pestalozzi unterrichtete zu Burgdorf ganz im Sinne seiner pädagogischen Dreiheit: Zahl, Form und Sprache, und beschränkte sich daher auf Rechnen, Zeichnen und Sprachübungen, ohne sich je mit Lesen und Schreiben abzugeben. Dabei band er sich an keine Stundeneintheilung, sondern fuhr einfach in dem einmal Begonnenen fort. Er gab keine Vorlagen zum Zeichnen, sah nicht nach, was gezeichnet war, fragte im Rechnen nichts, gab auch keine Aufgaben und knüpfte seine Sprachübungen seltsamer Weise an die alten zerrissenen Tapeten seines Schulzimmers und die darauf gemalten Figuren und eingerissenen Löcher. Er schrie so laut im Vorsprechen seiner Beobachtungen über die Gegenstände der Anschauung und sprach so ununterbrochen fort, daß er nicht verstehen konnte, ob ihm richtig nachgesprochen wurde. Gefragt und wiederholt wurde auch hier nichts.

Im Jahre 1804 mußte Pestalozzi, welcher 1803 sich unter den schweizerischen Abgeordneten nach Paris befunden hatte, aber von Bonaparte mit der ihm überreichten pädagogischen Denkschrift nicht beachtet wurde, aus dem Schlosse Burgdorf ausziehen und den Behörden Platz machen, welche darin ihren Sitz nahmen, und erhielt dafür das ehemalige Kloster Münchenbuchsee angewiesen, wo er sich aber gefallen lassen mußte, unter der Oberleitung Fellenbergs, des Besitzers der nahen Bildungsanstalt Hofwil, zu stehen; er siedelte deshalb schon 1805 mit seiner Anstalt nach Iverdon im Waatlande über. Seine Methode hatte indessen Aufsehen erregt; selbst ein Fichte wies auf ihn als den Begründer einer neuen Periode der Erziehung und damit einer Wiedergeburt der Völker hin. Aus allen Ländern Europas und aus Amerika eilten Zöglinge her, um dem großen Pädagogen, so häßlich und nachlässig sein Äußeres war, zu Füßen zu sitzen, und eine Schaar Lehrer vereinigte sich mit ihm in Erfüllung seiner hohen Mission. Aber in der vielversprechenden Frucht saß der Wurm der Zwietracht und fraß sich immer tiefer. Pestalozzi's

Gehülfen waren unter sich verschiedener Ansicht und von Eifersucht aufeinander erfüllt. Der Beifall der Welt machte sie eitel, der wiederholte Besuch hoher und reicher Herrschaften, welchen zulieb man die Stunden unterbrach und mit den Schülern eine Art von Prüfung zur Schau stellte, brachte einen Geist des Schwindels und der Selbstüberschätzung in das Haus, das den Zöglingen kein Familienleben bot und sie zu Maschinen einer Erziehungsfabrik herabwürdigte. Man begann mit Leistungen zu prahlen, die man nicht erfüllen konnte; die Welt aber durchschaute diese Hohlheit und innere Fäulniß und begann die Anstalt anzufeinden. Pestalozzi selbst war unschuldig an diesen Früchten seines Wirkens. Sein edles Herz und redlicher Wille waren schönerer Erfolge würdig. Er war ein Original, ein Genie, aber der Leitung einer Anstalt, den Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, wie auch den Ränken ehrgeiziger und aufopferungsunfähiger Menschen, die sich seine Jünger nannten, und denen gegenüber die Hingebenden und Treuen nicht aufkommen konnten, — und der Leitung so verschiedener Elemente nicht gewachsen. Er fühlte dies und litt von allen Menschen am Meisten unter den Mißverhältnissen, die sein Werk verdunkelten. Dazu kamen noch unglückliche Experimente. Im Jahre 1818 gründete er bei Iverdon eine Armenerziehungsanstalt, die aber durch Anhäufung der Unterrichtsfächer ihren Charakter so sehr verlor, daß sie mit der Hauptanstalt vereinigt werden mußte. Endlich vermochte Pestalozzi das Allzuschwere nicht mehr zu tragen, löste 1825 seine Anstalt auf und kehrte nach dem Schauplatze seiner Jugendthätigkeit, nach Neuhof im Aargau zurück, wo sein Enkel lebte, bei dem er 1827 am 15. Februar sein edles, aber in vielen Beziehungen verfehltes Leben müde schloß. So endete der Mann zweier Jahrhunderte, der Nachfolger eines Rousseau und Basedow und Vollender ihres Werkes und zugleich der Vorgänger aller Erzieher unseres Zeitalters. Pestalozzi ist als praktischer Lehrer und Schulvorsteher gescheitert; aber als Bahnbrecher im Jugendunterrichte, als Reformator der Erziehungsmethode, als Lehrer in der Liebe zur Jugend und als deren wahre Bedürfnisse und die Nothwendigkeit allgemeiner Schulpflicht zuerst Ahnender hat er sich für die Gegenwart und Zukunft unsterblichen Ruhm erworben.

Pestalozzi's idealem Streben und unzulänglichem Wirken gegenüber trat bald nach ihm der Sohn eines praktischen Volkes mit einem wesentlich auf gleicher Grundlage ruhenden, aber die Verhältnisse durchschauenden und sich an sie anlehnenden Unterrichtssysteme auf. Der Engländer Josef Lancaster, Sohn eines der Quäkersekte angehörenden Siebmachers, 1778 zu London geboren, sah mit Schmerz, wie viele tausend Kinder der armen Stände zu seiner Zeit ohne alle Kenntnisse und Fertigkeiten aufwuchsen. Er dachte über die Mittel nach, diesem Übelstande abzuhelfen, und errichtete endlich 1798 eine Schule, in welcher er alle Kinder, die dazu Lust hatten, aufnahm, Alle in einem Zimmer unterrichtete und

sie in Sektionen theilte, welche einzeln von geübteren Schülern unterrichtet wurden, die dann wieder unter der Kontrole noch Geübterer, wie Diese unter der des Lehrers standen. Der Unterricht war auf Lesen, Schreiben, Rechnen und das Auswendiglernen eines religiösen Buches beschränkt. Dieser Schule, welche blos von Knaben besucht wurde, stellte er bald auch eine Mädchenschule an die Seite und fand in seinem Unternehmen viele Unterstützung, aber auch eine Kritik, welche sich namentlich darauf zu Gute that, daß sein System schon früher, ja schon von Cicero und sogar bei den alten Indern geübt worden sei. Als aber nach und nach weitere Schulen seines Systems entstanden, steigerte sich die Kritik zu Neid und Konkurrenz, und die über das Beginnen eines Quakers naserümpfenden Bischöflichen stellten dem Emporkömmlinge den gelehrten Dr. Andreas **Bell** gegenüber, welcher 1753 zu St. Andrew in Schottland geboren war, in Indien Lehrer gewesen und im Jahre der Gründung von Lancaster's Schule heimgekehrt, aber dem es bisher noch nicht gelungen war, eine öffentliche Schule zu gründen. Die Tories erklärten sich für ihn, die Whigs für Lancaster, und ein heftiger Streit erhob sich, nicht über die Leistungen, sondern über die Priorität der beiden Nebenbuhler. Der in manchen Beziehungen enttäuschte Lancaster wanderte 1820 nach Amerika aus, fand Unterstützung bei Bolivar und gründete 1824 in Columbia, später aber in den Vereinigten Staaten Nordamerikas Schulen seines Systems, blieb aber bei Allem arm und mußte, während Bell 1832 in glücklichen Umständen zu Cheltenham in England starb, seit 1833 zu Montreal in Kanada von Handarbeit leben. Sein System aber machte Fortschritte. Seit 1814 fand es in Frankreich Eingang und lebhafte Unterstützung, dann in der Schweiz, 1819 in Dänemark, wo es sogar offizielle Einführung fand, in Schweden, Toscana, Griechenland, auf den russischen Krongütern unter Kaiser Nikolaus, sogar in der Moschee zu Damask, in Ägypten, im Negerstaate Hayti u. s. w. Die Blütezeit des Systems fiel in die zwanziger Jahre, als Pestalozzi's Anstalt zerfiel, und Europa zählte schon 1820 mit Ausnahme Dänemarks 5600 Lancaster'sche Schulen mit 1,650,000 Schülern, Dänemark allein über 2302 solche Schulen. Im Jahre 1829 aber war die Zahl der Lancaster'schen Schulen so hoch gestiegen, daß man in

	Schulen	mit Schülern
Europa	10,600	4,700,000
Asien	1,600	500,000
Afrika	130	50,000
Amerika	1000	380,000
Australien	100	25,000

zählte. Damals waren auch in sämmtlichen Ländern Europas über das Lancaster'sche System 477 Schriften erschienen, die meisten in England und Frankreich (je etwa zweihundert). Seit 1830 jedoch wurde das

System namentlich in Deutschland ausgebildet, wo der Lehrer Stab im preußischen Dorfe Kloy schon seit 1804, ohne von Lancaster etwas zu wissen, dasselbe befolgte. Es waren vorzüglich Lehrer in Schleswig-Holstein, welche es vervollkommneten, die Fächer herbeizogen, welche bei Lancaster gefehlt hatten, in denen dann aber gemeinsamer Unterricht stattfand, während in Lancaster's Fächern die Vorsteher der einzelnen Abtheilungen nicht mehr lehrten, sondern blos die Schüler beaufsichtigten und mit ihnen das vom Lehrer Erklärte einübten. Im Übrigen übte in Deutschland der alte flache Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts noch im Anfange des neunzehnten großen Einfluß aus, und es wirkte in dieser Beziehung namentlich der Theolog Gustav Dinter, Direktor des Seminars zu Dresden, in anerkennenswerther Weise, während jedoch seine „Schullehrerbibel" in neun Bänden weder die kirchliche Orthodoxie, noch den wissenschaftlichen Fortschritt befriedigen konnte.

Indessen war aber, bei all dem Lärm, den die Bell-Lancaster'sche Methode verursachte, über ihrem trockenen, verstandesmäßigen, aber gemütlosen Wesen die aus treuem volks- und kinderfreundlichem Herzen entsprossene Schule Pestalozzi's nicht vergessen worden. Während jene englische Treibhauspflanze nach großartigem Weltruhm wieder in ihr Nichts zurücksank, wuchs des deutschen Schweizers anspruchloser Baum langsam aber sicher empor und breitet heute seinen Schatten über die gesammte erziehende und unterrichtende Welt. In der wissenschaftlichen Literatur wurde Pestalozzi's Methode durch Schwarz, Graser, Wagner, Harnisch u. A. bearbeitet. Im Jahre 1810 fand sie durch Zeller Eingang in die preußischen Volksschulen, denen in dieser Beziehung bald auch jene anderer deutscher Staaten nachfolgten. Im Vaterlande ihres Gründers war ihr hauptsächlichster Apostel der Berner Patrizier Emanuel von Fellenberg, welcher 1804 auf seinem Gute Hofwil bei Bern eine Schule für arme Kinder gründete, die in der Folge ihren Pfleger in dem Thurgauer Wehrli fand und durch sein Beispiel zahlreiche Tochteranstalten erhielt. Neben ihnen blühten auch die Kinderbewahranstalten auf, deren Gedanke dem Pfarrer Oberlin im elsassischen Steinthal (1780), deren erste Ausführung aber der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold zu Berlin (1802) zuzuschreiben ist. Diesen Anstalten, welche Kinder vom dritten bis siebenten Jahre zugleich nähren und erziehen, schlossen sich in der Folge unten die Krippen an, welche mutterlose Kinder oder solche armer und kranker Mütter während der ersten zwei Lebensjahre pflegen, und deren erste 1844 durch Marbeau in Paris entstand, oben aber die Kleinkinderschulen, welche fertig gehende Kinder bis zum Alter der Schulpflichtigkeit mit Spielen und leichtem Lernen beschäftigen. Eine Verbesserung der letzteren sind die Kindergärten, welche zuerst Friedrich Fröbel in der Schweiz einrichtete, und in welchen die Kinder hauptsächlich zu Spielen angehalten werden, welche

das Denken wecken und den Zerstörungstrieb zum Bautriebe umwandeln, wie z. B. Stäbchenlegen, Flechten, Aufbauen, Gärtnern, verbunden mit Singen und Vortragen von Gedichten.

Auf solche Anstalten nur ausnahmsweise, in der Regel aber auf das elterliche Haus, stützt sich die Volksschule, und es ist ein Zeichen höherer Civilisation und Bildung, wenn ein Staat den Besuch derselben als Pflicht für alle seine Kinder erklärt. Das „freie England" z. B. versteht unter „Freiheit" unter Anderm auch diejenige, nichts lernen zu müssen, und kennt daher noch immer so wenig eine Schulpflicht, als bis vor Kurzem auch nur eine Vorsorge des Staates für die Volksschule. In Frankreich wurde zwar 1808 das gesammte Schulwesen unter dem Titel der Université centralisirt und in den Jahren 1830, 1850 und 1854 Gesetze über die Ordnung des Elementarunterrichts erlassen, aber die Schulpflicht niemals eingeführt, wie solche auch in Spanien und in den meisten Kronländern Österreichs noch nicht besteht. Belgien ordnete den Primarunterricht 1842. Holland hat allgemeine Schulpflicht; aber der Religionsunterricht ist den öffentlichen Lehrern entzogen und darf in den Schulen nur soweit gegeben werden, als Zeit dafür übrig bleibt. Die allgemeine Verpflichtung zum Schulbesuche besteht seit verschiedenen Perioden in sämmtlichen deutschen Staaten und in den Kantonen der Schweiz, seit neuester Zeit auch in Portugal, während Italien wenigstens Anstrengungen macht, sein Schulwesen den Erfordernissen der Zeit anzupassen.

In den zwanziger Jahren theilten sich die Schüler Pestalozzi's in eine gemäßigte Richtung, an deren Spitze Harnisch, Zahn u. A. standen, und in eine entschiedenere, welche der Fahne des tüchtigen Pädagogen Diesterweg folgte, und mit Diesem von einem Lehrer der Volksschule soviel verlangte, daß ihr Ideal als ein vollkommenes und unerreichbares erschien. Zugleich wirkten Diesterweg und seine Anhänger unermüdlich für Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, für einheitliche Organisation des Schulwesens und für zeitgemäßen Fortschritt in den Leistungen der Schule. Dieser Kampf für eine alle ihre Aufgaben streng erfüllende Schule fand aber so viel Anstoß bei der Partei des Stillstandes und der Volksbevormundung, daß 1847 Diesterweg's Entsetzung von der seit 1832 bekleideten Stelle eines Seminardirektors in Berlin erfolgte. Mit dieser That begann jene unerquickliche Periode geistiger Reaktion, welche dem vorher so glorreichen Namen Preußens, nächst der politischen Reaktion der Restaurationszeit den meisten, ja einen unberechenbaren Schaden zugefügt hat, und deren Lenker daher, so gute Patrioten sie sich dünken mochten, in Wahrheit die ärgsten Feinde ihres Vaterlandes gewesen sind. Die angedeutete geistige Reaktion erstieg ihren Höhepunkt in den fünfziger Jahren. Der pietistische Kultusminister Karl Otto von Raumer verordnete 1851, weil er trotz seiner Gelehrsamkeit den Pädagogen Friedrich

Fröbel mit seinem Neffen, dem revolutionären Politiker Julius Fröbel, verwechselte, die Schließung der Kindergärten in Preußen, und am 1., 2. und 3. Oktober 1854 folgten seine berüchtigten, unter Beihülfe eines gewissen Stiehl erlassenen drei Schulregulative nach, welche den Unterricht der Lehrerseminarien so sehr beschränkten, daß diese Anstalten fortan nur noch für die Haltung einer einklassigen (!) Schule befähigen sollten. Die „sogenannte klassische Literatur" wurde von der für den Unterricht im Deutschen bestimmten Lektüre der Seminaristen ausgeschlossen und alle Realfächer in das Lesebuch verwiesen, der Unterricht darin also aufgehoben*)! — Ein empörenderer Schlag ist in einem gebildeten Staate noch niemals der Volksbildung versetzt worden. — So wurde systematisch die so nothwendige Umwandlung der einklassigen in mehrklassige Schulen verhindert. Die Verfügung des Kultusministers Bethmann-Hollweg vom 19. November 1859 hat den in jenen furchtbaren Ukasen enthaltenen Greueln in nur nothdürftiger Weise abgeholfen; es ist daher zuviel gesagt, daß der so sehr gedrückte und darniedergehaltene preußische Schulmeister bei Königgrätz gesiegt habe; aber es ist zu hoffen, daß Preußen seinen Beruf zur Führerschaft in Deutschland künftig auch auf dem Gebiete der Schule in einer der Größe und Bildung dieser Nation würdigen Weise an den Tag legen werde. Von den erwähnten Regulativen, welche nur in Sachsen Nachahmung fanden, stechen grell ab das von aller Reaktion und Verdummung freie badische Schulgesetz, dasjenige von Anhalt von 1850, und der gothaische Lehrplan von 1860, welche wirklich dem Ideale der Volksschule gerecht werden und dem norddeutschen Großstaate in Zukunft als Muster dienen dürften. Das Verdienst jener Reformen in Anhalt und Gotha gebührt vorzüglich dem begeisterten Pädagogen Karl Schmidt. So haben auch die fortgeschritteneren Kantone der Schweiz, voran die protestantischen, unter welchen Zürich, namentlich durch die Verdienste des Pädagogen Thomas Scherr, obenansteht, in neuerer Zeit treffliche, die Volksbildung in hohem Maße ausdehnende Schulgesetze erlassen, und es sind, nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande, schöne und zweckmäßig eingerichtete Schulhäuser erstanden.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das Erziehungs- und Unterrichtswesen nach den einzelnen Bundestheilen sehr verschieden eingerichtet. Gemeinsam ist nur der Umstand, daß wie vom Staate, so auch von der Schule die Kirche vollständig abgelöst, ja von den Schulen überhaupt der Religionsunterricht ausgeschlossen ist. Die Zeit des Schulbesuchs ist weit kürzer zugemessen als in Mitteleuropa; sie

*) Die Schamlosigkeit in Untergrabung der Volksbildung ging damals so weit, daß jener Stiehl sich nicht entblödete, im Abgeordnetenhause die Regulative dadurch zu rechtfertigen, daß in der That die Zahl der einklassigen Schulen jene der mehrklassigen weit überstieg!

beträgt in den neuenglischen Staaten kaum sechs; im Staate New-York acht Monate des Jahres, und auch diese kurze Zeit hindurch werden die Schulen nicht regelmäßig besucht. Die Lehrer werden (im Staate New-York) jährlich neugewählt, und über ihre Befähigung entscheiden Schulinspektoren, welche in ihrem Urtheile allerlei Einflüssen zugänglich sind. Die „Regenten" des Staates New-York, unter welchen ein Theil des Schulwesens steht, beschlossen 1835, keine Volksschullehrerseminarien zu errichten, und bestimmten dafür acht Bürgerschulen (Academies genannt) im Staate, in welchen eine besondere Abtheilung für künftige Volksschullehrer errichtet werden sollte, worin der Unterricht drei Jahre und in jedem derselben acht Monate lang dauerte. Da die Zahl der Lehramtskandidaten in diesen Anstalten zu schwach blieb, glaubte man dadurch helfen zu sollen, daß man eine solche Schullehrerabtheilung mit den Bürgerschulen jeder der 56 Graffschaften des Staates zu verbinden vorschlug. Zugleich setzte man (1838) das Minimum der Schullehrergehalte auf monatlich fünfzehn Dollars für die Lehrer und auf zehn für die Lehrerinnen fest, d. h. etwa auf soviel, als die ungeschicktesten Handlanger dort verdienen.

Die Südstaaten und einige nördliche (Michigan und Indiana) haben niemals eine Schulsteuer ausgeschrieben; Südkarolina und Arkansas brachten es nicht einmal zu einem Schulfonds. Ein Schulzwang in europäischem Sinne existirt nirgends; dagegen hat sich in den Nordstaaten die Bildung sogar gleichmäßiger verbreitet als in den gebildetsten europäischen Staaten. Im Jahre 1861 zählte man in der Union 9,722,105 schulfähige Kinder, aber nur 5,154,895 Schüler. Die Besoldung der Lehrer war blos auf 23 bis 30, die der Lehrerinnen auf 14 bis 20 Dollars monatlich gestiegen. In Pennsilvanien mußte das deutsche Schulwesen dem englischen unterliegen. Während des Bestandes der Sklaverei galt es als ein Verbrechen, die Neger lesen und schreiben zu lehren.

Die wahre Erkenntniß Dessen, was zum Fortschritte und zur Vervollkommnung der Menschheit noth thut, hat der Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten eine mit ihr Schritt haltende Entwickelung der körperlichen Kraft und Gewandtheit erfordert, wenn erstere nicht nach kurzer, vergeblicher Anstrengung versiegen soll. Das Bewußtsein von der Wahrheit dieses Umstandes hat schon bei den alten Hellenen die Gymnastik hervorgerufen, deren Blütezeit bekanntlich mit derjenigen der politischen Freiheit, der Kunst und der Wissenschaft zusammenfiel, und welche zugleich als eine sittliche, bürgerliche und sogar religiöse Pflicht galt. Mit dem Verfalle der Gymnastik hielt auch derjenige der Freiheit und Kultur Schritt. Das Christenthum war den körperlichen Übungen nicht günstig, indem es vielmehr die Tendenz verrieth, den Körper zu kasteien, um den Geist angeblich hierdurch zu höherm Leben emporzuheben. Es war der kräftige Geist des Germanenthums,

welcher dessenungeachtet wenigstens unter dem Ritterstande die Turniere und unter den Bürgern andere Übungen in Ehren hielt, während die Kirche, welche damals die Schulen knebelte, körperliche Übungen sogar bestrafte. So war es auch der deutsche Volksgeist, durch welchen getrieben Luther, trotz aller seiner verschrobenen Dogmatik, dem Fechten, Ringen, Springen u. s. w. das Wort redete. Dasselbe fand jedoch keinen Wiederhall, bis Rousseau, wenn auch keine Gymnastik, doch im Allgemeinen Abhärtung des Körpers predigte. Seine Nachfolger, die Philanthropen (Bd. II. S. 403 ff.), gingen weiter, führten in Basedow's Anstalt körperliche Übungen ein und wurden am Ende, gegen Ablauf des vorigen Jahrhunderts, die Wiederhersteller der Gymnastik, wenn auch nicht ganz im antiken Sinne, doch in einem demselben ganz analogen. Der erste deutsche Lehrer der wiederhergestellten Gymnastik war Guts Muths, ein Mitarbeiter Salzmann's in Schnepfenthal, der ein Lehrbuch über dieselbe herausgab (1804). Fichte's Reden an die deutsche Nation riefen kräftig zu gymnastischen Übungen als Grunderfordernissen zur Herstellung der Unabhängigkeit einer Nation auf; dazu hatte den patriotischen Philosophen wesentlich Pestalozzi bestimmt, in dessen Anstalt zu Iverdon schon 1807 Leibesübungen getrieben wurden und in dessen „Wochenschrift" dieselben energisch empfohlen waren, wenn auch in einer etwas pedantischen Form. Einen neuen deutschen Namen für die von Guts Muths bereits systematisirte Gymnastik, nämlich den des Turnens, schuf erst Friedrich Ludwig Jahn, welcher 1811 den ersten öffentlichen deutschen Turnplatz auf der Hasenhaide zu Berlin errichtete, womit er die Gymnastik aus der Schule heraus in das Leben versetzte und ihr einen mehr als blos pädagogischen, einen wesentlich nationalen Zweck verlieh, den er bekanntlich in seinen vier F's: fromm, frisch, frei und froh, ausdrückte. Das Unternehmen fand Anklang, und ungeachtet der damaligen Knechtung Deutschlands durch die Franzosen entstanden im ganzen Lande Turnplätze, auf welchen sich die Jugend kräftigte, die wenige Jahre nachher den übermütigen Feind über die Grenzen zurückwarf.

Der bekannte Dank der Restaurationsregierungen für ihre Wiedereinsetzung durch das deutsche Volk (oben S. 39 ff.) ereilte auch den „Turnvater" Jahn und sein Werk. Die Demagogenhetze von 1819 führte auch seine Verhaftung, die Konfiskation seines Brotmessers, das man für einen Verschwörerdolch ansah, und die Schließung aller Turnplätze in Preußen und anderen deutschen Staaten herbei. Bis zum Ende der dreißiger Jahre blieben die deutschen Turnanstalten bis auf wenige unterdrückt, erwachten jedoch inzwischen in der Schweiz zu neuem Leben, wo der Professor Clias in Bern ein eifriger Jünger und Nachfolger Vater Jahn's war und Spieß in Basel 1840 durch seine „Lehre der Turnkunst" die letztere von verschiedenen unschönen Extremen des Jahn'schen Systems zu befreien und das wildgermanische Gebahren der Turner mehr dem helleni-

schen Schönheitssinne zu nähern suchte. Endlich ließ 1841 der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., das Turnen in Preußen an allen höheren Schulen einführen. Seitdem verbreitete sich dasselbe immer weiter und entwickelte sich zugleich nach Spießens Lehre immer vernunftgemäßer, ohne daß man indessen Jahn's Verdienste vergaß, dessen Büste mit dem langen Barte eine unentbehrliche Zier der Turnlokale wurde. In den Schulen turnt man mehr nach Spieß, in den Turnvereinen nach Jahn und Spieß zugleich.

Die Reaktion der fünfziger Jahre ließ das Turnen ungeschoren; aber es wurde damals versucht, das deutsche Turnen durch das sogenannte schwedische zu verdrängen, welches der Gymnasiarch P. Ling in Stockholm, während der Unterdrückung des Turnwesens in Deutschland, erfunden hatte, und welches namentlich physiologisch-therapeutische Zwecke verfolgt, mithin des sittlich, geistig und patriotisch veredelnden Elementes der deutschen Turnerei entbehrt, deren wichtigste Geräthe, Reck und Barren, es auch beseitigt hat. Die damalige preußische Regierung nahm diese sogenannte schwedische Gymnastik in ihren Schutz und setzte einen Anhänger desselben an die Stelle des Jahnschülers Maßmann als Direktor der Centralturnanstalt; aber es bewährte sich nicht und mußte 1863 wieder aufgegeben werden. Indessen hat das Turnen, sowol an den Schulen, als in Vereinen, seinen Fortgang genommen und ist auch beim Militär eingeführt worden. Es erscheinen seit 1855 eigene Turnzeitschriften und seit 1860 werden allgemeine deutsche Turnfeste gefeiert (allgemeine schweizerische schon seit ungefähr 1840). Deutschland zählt etwa zweitausend Turnvereine mit hundertmal soviel Mitgliedern, und mehrere deutsche Staaten haben Turnlehrerbildungsanstalten errichtet, auch seit 1860, Preußen voran, das Turnen in den Elementarschulen eingeführt. Sachsen errichtete in Dresden ein Gebäude für seine Turnlehrerbildungsanstalt; die Städte Berlin und Leipzig ließen herrliche Turnhallen bauen.

B. Die Mittelschule.

Zwischen der Volksschule und der Hochschule kannte man bis in unser Jahrhundert herein keinen andern Übergang als das Gymnasium mit seiner alten mönchischen, blos auf die lateinische Grammatik angewendeten Klasseneintheilung. Wir haben bereits früher (Bd. I. S. 410 und Bd. II. S. 381 ff.) gesehen, wie lange es brauchte und welche Mühe es erforderte, jene Alleinherrschaft der Sprache des alten Rom, — nicht zu brechen, sondern nur zu erschüttern. Wir sahen ferner, wie, eher als daß die deutsche Muttersprache zu ihrem Rechte gelangte, die französische Modesprache an ihrer Stelle den alten Sprachen Konkurrenz machte. Und so mußte man es auch in den ersten Zeiten unseres Jahr-

hunderts, als die gallische Hegemonie durch deutsche Arme wieder niedergeworfen war, erleben, daß nicht die deutsche, sondern seltsamer Weise die griechische Sprache der lateinischen vorgezogen, ja sogar, in arger Verkennung pädagogischer Grundsätze, an manchen Orten früher gelehrt wurde, als die durch Schrift und Formen der deutschen näherstehende und, als Mutter dreier südwesteuropäischer Sprachen mit reicher Literatur, unentbehrlichere lateinische. Es war die Zeit des Wiedererwachens der klassischen Philologie unter der Führung eines Heyne und eines Wolf, welche aus Begeisterung für das ewig schöne Hellas solche Extravaganzen in der Schule hervorrief. — So kam man lange Zeit zu keinem eigentlichen Principe des Gymnasialunterrichts. Die 1810 beschlossene und 1817 entworfene preußische Unterrichtsordnung trat nie in's Leben. Man experimentirte daher viel, machte aber doch Fortschritte dabei. Neben den alten Sprachen kamen die neueren und die Muttersprache und die Realfächer zu Ehren und es wurden nach und nach besondere Lehrer für sie angestellt, statt sie, nach altem jesuitischen Klassensystem, dem jeweiligen Klassenlehrer der alten Sprachen zu überlassen. Am längsten wurden die Naturwissenschaften stiefmütterlich behandelt und noch in den vierziger Jahren und später manchen Orts nur im Unterrichte der Geographie gelegentlich behandelt, während für die Beförderung in eine höhere Klasse einzig die Leistungen in den alten Sprachen maßgebend waren. Ja die Ansprüche der Philologen gingen, so unglaublich es scheint, sogar so weit, das Aufkommen der Realschulen verhindern zu wollen, als ob ein erzwungenes Erlernen der alten Sprachen durch Berufsleute, denen es nichts nützt, irgend einen Werth hätte. Ein bestimmter Lehrplan trat endlich in Preußen, als 1836 der Medicinalrath Dr. Lorinser auf gesundheitswidrige Überhäufung der Schüler mit Arbeiten aufmerksam machte, 1837 in's Leben. Auf den wachsenden Widerspruch zwischen den Anforderungen unserer Zeit und den Leistungen der Gymnasien wies zuerst 1845 Köchly hin, indem er auf Beseitigung des Lateinschreibens und Lateinsprechens drang. In den Jahren 1846 bis 1848 aber ging er weiter und verlangte eine radikale Reform des Gymnasiums, welches künftig in den unteren Klassen den neueren Sprachen mehr Zeit schenken sollte, als den alten, in den oberen Klassen aber sich in zwei Richtungen, in eine auf die alten und eine auf die neueren, theilen würde. Ein solches „Gesammtgymnasium" kam nur in einer Privatanstalt Leipzigs zu Stande. In der Regel aber half man sich in Deutschland durch vollständige Trennung der Realschulen und der Gymnasien, während man in der Schweiz beiderlei Anstalten je zu einer Kantonsschule verband, an welcher die meisten Fächer in beiden Abtheilungen je von demselben Lehrer, die alten Sprachen einerseits und die technischen Fächer anderseits aber selbstverständlich nur je in einer der beiden Abtheilungen gelehrt werden. In neuester Zeit haben die Stimmen zu-

genommen, welche die Emancipation der Schule von der Kirche verlangen und namentlich in Bezug auf das Gymnasium die Beschränkung oder gar Beseitigung des Religionsunterrichts anstreben. So vernunftgemäß es ist, einem Gymnasium in allen Theilen ein einheitliches Gepräge, und zwar ein rein wissenschaftliches zu verleihen und daher einen Unterricht, welcher die einen Schüler mit diesen, die anderen mit jenen Hypothesen bekannt macht, auszuschließen, so wenig ist doch bisher dies Verlangen beachtet worden, während doch erst die Verweisung des Religionsunterrichts, soweit er überhaupt gewünscht wird, in die Familie der Schule wahre wissenschaftliche Freiheit und dem Staate die wirkliche Regierung in der Schule sichern würde. Hingegen hat sich der Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern, namentlich in den Naturwissenschaften, so sehr vom Joche der Dogmatik befreit, daß ängstliche fromme Seelen bereits die Verbannung der Religion aus den Schulen herannahen sahen; aus diesem Grunde entstanden an manchen Orten sogenannte evangelische oder christliche Gymnasien, während streng katholische Eltern ihre Söhne, statt an die Staatsgymnasien, an die noch bestehenden Klosterschulen oder gar zu den Jesuiten sandten. Es hat auch nicht an Stimmen, sowol ultramontanen als protestantisch-orthodoxen, gefehlt, welche in den alten Klassikern Feinde des Christenthums witterten und selbe daher gerne zu Gunsten der Kirchenväter oder des neuen Testaments aus dem lateinischen und griechischen Unterrichte verdrängt oder wenigstens nach Jesuitenart — kastrirt sehen würden.

Was nun die hauptsächlichsten Lehrfächer des Gymnasiums im Einzelnen betrifft, so ist in Bezug auf das Lateinische, diese bisherige unbarmherzige Tyrannin der Gymnasiasten, zum Besten vernünftigen Fortschritts wenigstens das erreicht, daß selbst die größten Philologen und Pädagogen zugegeben haben, ein fertiges, stilfestes Lateinschreiben sei weder in den Verhältnissen von Staat und Kirche von irgend welchem Nutzen, noch auch nur erreichbar, was nach den Aussagen der nämlichen Männer auch vom Griechischen gilt. Noch 1811 zwar hatte eine preußische Verordnung von den Abiturienten lateinische Reden verlangt, worüber sich aber der Philolog Friedrich August Wolf sehr sarkastisch äußerte, wie er auch behauptete: unter hundert Gymnasiallehrern könnten kaum sechs lateinisch sprechen! Die affektirte angebliche Fertigkeit, in der todten Sprache Roms zu sprechen und zu schreiben, am Ende noch gar zu denken, wie es besonders die Jesuiten stets betrieben haben, ist nach dem Zeugniß der Kundigsten nicht nur ein ärmliches Nachahmen der Alten, denen man hierin niemals die Schuhriemen löst, sondern sie beeinträchtigt sogar die gründliche Kenntniß und den gewandten Gebrauch der Muttersprache.

Im Erlernen der lateinischen Sprache sind in neuerer Zeit mehrere originelle Methoden aufgetaucht. Der englische Kaufmann Hamilton,

welcher 1798 nach Hamburg zog und deutsch lernte, und zwar ohne alle Grammatik, indem er sich blos ein Wort um das andere in einem deutschen Buche übersetzen ließ, wandte diese Methode seit 1815 in Nordamerika und seit 1823 in England auch auf die übrigen verbreiteteren Sprachen an und verkündete marktschreierisch seine Kunst, einen ganz unwissenden Schüler in wenig Wochen die betreffende Sprache zu lehren. Im Lateinischen benutzte der Charlatan hiezu — die Übersetzung des Evangeliums Johannis mit einer Interlinearversion, welcher er dann einen Auszug der heiligen Geschichte und endlich die römischen Klassiker folgen ließ, von denen Horaz den Schluß machte. Um diese närrische Methode zu charakterisiren, führen wir nur an, daß Hamilton z. B. das französische: Je n'en suis point und Ne t'ai-je pas vu ernsthaft übersetzte: Ich nicht davon bin Punkt, und: nicht dich habe ich Schritt gesehen, — und denken, der Leser werde davon hinlänglich erbaut sein. Hamilton starb 1831 zu Dublin. Der Franzose Jacotot aus Dijon, seit 1818 Professor zu Löwen, gestorben 1840 zu Paris, stellte als Behauptungen auf: alle Menschen hätten gleiche Intelligenz, der Schüler könne auf etwas Einzelnes, das er lerne, alles Übrige beziehen, und jeder Mensch könne sich selbst unterrichten, bedürfe also keines Lehrers. An die Stelle der Interlinear- setzte er eine Lateralversion, indem er nicht die Worte, sondern die Sätze übersetzte und dann vom Schüler verlangte, daß er die einander entsprechenden Wörter der verschiedenen Sprachen selbst herausfinde, was er die heuristische Methode nannte. Original und Übersetzung wurden dann auswendig gelernt. — Der Gelehrte Ruthardt in Breslau begründete 1839 eine neue Methode der Erlernung von Sprachen. Als gründlicher Deutscher setzte er die von dem Engländer und dem Franzosen beseitigte Grammatik wieder in ihr Recht ein, aber nur in sehr kurzgefaßtem, dürftigem Maße, und legte das Hauptgewicht auf das Auswendiglernen erst von Wörtern und dann von Sätzen, meist aus Cicero's Werken, welche dann erklärt wurden, um sie dem Gedächtniß unauslöschbar einzuprägen. Diese Methode fand in Deutschland viel Beifall, besonders in Preußen und Baiern, und man wandte sie auch auf andere Sprachen an. Ein anderes Schulgenie war der Rektor Heinrich Meierotto in Berlin, welcher die Paradigmen der Deklinationen und Konjugationen so darstellte, daß der betreffende Casus oder die betreffende Personalform durch einen Satz vertreten war, in dem das bezügliche Wort vorkam, womit er alle Regeln zu vermeiden glaubte. Auch diese Sätze sollten auswendig gelernt werden. Seine Methode wurde im Lateinischen und Griechischen durch F. Jacobs theils weiter gebildet, theils aber abgeändert, indem dieser Schulmann die Grammatik durch stets neben ihr herlaufende Beispielsätze ergänzte.

Für die Erlernung der neueren Sprachen haben in neuester Zeit Ahn und Ollendorf Methoden aufgestellt, welche hinlänglich bekannt sind; die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete aber sind die Sprachunter-

richtsbriefe, welche für das Französische Toussaint und Langenscheidt, für das Englische van Dalen bearbeitet haben.

Der Vater des deutschen Unterrichts in unserm Jahrhundert war Johann Christoph Adelung, geboren 1734 in Pommern, seit 1787 Oberbibliothekar in Dresden, gestorben 1806. Er war in seinen Bestrebungen zur Hebung der deutschen Sprache der Nachfolger Gottsched's (s. Bd. II. S. 560), dessen Vorliebe für die Franzosen er aber nicht zur Schau trug, sondern die deutsche Sprache mehr auf eigene Füße stellte, während er jedoch Alles, was dem achtzehnten Jahrhundert vorangegangen, selbstgenügsam verachtete. Den Umschwung, den die großen Geister der deutschen Literatur hervorgebracht, verstand er nicht mehr; die wissenschaftliche Ausbeute ihrer Leistungen, verbunden mit Anerkennung des Guten und Trefflichen der deutschen Vorzeit, war den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm vorbehalten. Ihre historischen Forschungen hielten sie jedoch der Schule ferner, als den von philosophischen Grundsätzen ausgehenden Grammatiker Karl Ferdinand Becker (1775—1849), den die heimische Sprachlehre in ein anziehendes Gewand kleidenden Heyse, und viele andere verdienstvolle Meister der Sprache. Becker betrachtete als Aufgabe des Sprachunterrichts in der Schule die Überlieferung der hochdeutschen Schriftsprache und der in ihr niedergelegten Literatur, und es kann auch keine andere sein, daher denn alle Lehrer der deutschen Sprache, welche ihre Aufgabe zu erfassen wissen, jenes Heiligthum pflegen und es von der Verunreinigung durch Beimischung der Dialekte sorgfältig ferne halten. Manigfaltig sind indessen die Ansichten und Methoden bezüglich des Maßes, in welchem die deutsche Literatur auf Gymnasien zu behandeln sei, bezüglich Herbeiziehung der Stillehre, der Rhetorik, der Poetik, der Literaturgeschichte, der Kenntniß des Gothischen, des Alt- und Mittelhochdeutschen u. s. w.

Der Unterricht in der Geschichte hat verschiedene Methoden und Systeme zu Tage gefördert. Zunächst stehen sich hier der bornirt theologische Standpunkt, welcher die alttestamentlichen Erzählungen zum Anfange, die neutestamentlichen zum Mittelpunkte der Geschichte macht, und der unbefangen rationelle gegenüber, welcher die Erzählungen der Bibel allen anderen nebenordnet und an sie denselben Maßstab der Kritik legt wie an andere. Stets noch streiten sich Buchstabenglaube und Freisinn um diese Verschiedenheit der Systeme. Was die Methode betrifft, so hat sich ziemlich allgemein die Überzeugung Bahn gebrochen, daß mit biographischer Behandlung der Anfang gemacht und von dieser zu synchronistischer und dann zu pragmatischer fortgeschritten werden solle. Verständige Lehrer haben überdies angefangen, auf einen Gedächtnißkram von Zahlen und Namen weniger Werth zu legen, als auf inniges Verständniß der Geschichtsperioden und ihrer Bedeutung, wie auch auf die Geschichte der Fürsten und Kriege weniger, als auf jene der Kultur und ihrer menschheitbefreienden

Errungenschaften. Unter den Lehrbüchern der Geschichte stehen jene Georg Weber's in Heidelberg weit voran.

Die nothwendige Grundlage der Geschichte ist die Erdkunde; aber sie ist nicht nur dies, sondern in gewisser Beziehung auch ihr Resultat, soweit nämlich die politischen Verhältnisse in Betracht kommen. Ein wissenschaftlicher und zugleich pädagogischer Unterricht in der Geographie ist erst seit Karl Ritter (oben S. 330) möglich geworden. Durch ihn kam die Betrachtung der natürlichen Verhältnisse auf der Erde in die Schule. Es hat verschiedene Methoden gegeben, ihnen gerecht zu werden. Manche, voran in noch etwas unbeholfener Weise Zeune, ignorirten vorerst ganz die politischen Grenzen, indem sie selbe einer spätern besondern Belehrung vorbehielten, und schilderten die Erde und ihre Theile, die Länder so, wie man sie wirklich sieht, die Städte an ihren Flüssen, Seen, Meeren u. s. w. Zur Grundlage dieser Schilderung wurden in den dreißiger Jahren vielfach die Stromgebiete genommen, entweder nur jedes für sich, oder nach Ländern gruppirt, deren Grundgestalt man in den Inseln, Halbinseln, Gebirgen u. s. w. erblickte, indem man dann jeden Strom von der Quelle bis zur Mündung und so auch jeden seiner Nebenflüsse seinem ganzen Laufe nach verfolgte. Karl von Raumer that dies einer der Ersten (1831). Auf die ganze Erde hat dieses System unseres Wissens blos A. Henne (Vater des Verfassers) an der Schule zu St. Gallen ausgedehnt; in Bezug auf Deutschland allein hat es bekanntlich Schacht angenommen. Roon hat statt der Stromgebiete die Hoch- und Tiefländer zur Grundlage gewählt, die Wohnsitze der Menschen jedoch der politischen Geographie vorbehalten. Die politischen Grenzen hat Reuschle mit natürlichen künstlich zu verbinden gesucht. Neuestens ist die politische Eintheilung bezüglich der Topographie wieder ganz in den Vordergrund getreten. Eines der besseren Lehrbücher mit passender Berücksichtigung beider Elemente, des natürlichen und politischen, hat Cassian geschrieben. — Vielfach hat man gestritten, ob die Geographie in den Schulen analytisch oder synthetisch verfahren, d. h. ob sie mit dem Globus oder mit der Heimat beginnen soll. Für die Anfänger in den Volksschulen ist letzteres ohne Zweifel das pädagogisch richtigere; an den Gymnasien aber muß entschieden systematisch verfahren und das Ganze nach und nach in seine Theile zerlegt werden. Vom Übel aber ist jedenfalls auch hier das Überladen der Kindergehirne mit trockenen Namen und Zahlen. Sydow's namenlose Wandkarten mit ihrer starken prächtigen Zeichnung der Gebirge, Tiefländer und Ströme sind nicht genug zu würdigen. Für die allgemeine Erdkunde aber sind Globen mit Gradringen unentbehrliche Hülfsmittel geworden, so auch Planetarien, Lunarien, u. s. w.

Die Naturwissenschaften sind, wie schon bemerkt, an den Gymnasien lange vernachlässigt worden. Epochemachend in ihrem Unterrichte wirkte Alexander von Humboldt's Riesengeist. Wie in keinem

andern Fache mußte hier Pestalozzi's Idee der Anschauung sich geltend machen. Aber die Forschungen der Wissenschaft brachen sich in der Schule langsam Bahn. Es gab noch in den vierziger Jahren Gymnasien, in welchen man die Säugethiere auf gut buffonisch in Hausthiere und wilde Thiere eintheilte, in der Botanik blos das Linné'sche System kannte und sich in der Mineralogie beinahe nur mit den Krystallformen abgab. Raffs Naturgeschichte mit ihren selbstredenden Thieren war noch lange ein naturwissenschaftliches Evangelium. Von diesen Extremen der Simplicität ist man in neuester Zeit zu solchen der Überschwemmung mit naturwissenschaftlichen Disciplinen fortgeschritten und hat der „Naturgeschichte" Physik, Chemie, Geologie, Astronomie, mathematische und physikalische Geographie, auch Anthropologie beigesellt. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Fächer des Gymnasiums sind oder sollten sein: Zoologie (um mit dem Verständlichsten zu beginnen), Botanik, Mineralogie, Anfangsgründe der Physik, Meteorologie und Geologie und zuletzt die Astrognosie und Anthropologie. Das Höhere, streng Wissenschaftliche dieser Fächer, sowie die gesammte Chemie und Astronomie gehören der Universität an.

Viel bevorzugter als die Naturwissenschaft war schon frühe die Mathematik. Auch hier ist mit der leidigen Zahl viel, sehr viel gegen die Heiterkeit und Unbefangenheit des kindlichen Gemütes gesündigt worden. Tüchtiges Rechnen und einfache Geometrie sind für die Mittelschule genug; alles Höhere, Algebra, Logarithmen, Differenzial- und Integralrechnung, Trigonometrie und analytische Geometrie haben nur für den Mathematiker von Fach Bedeutung; die Anderen vergessen es rein und verwünschen die damit vergeudete Zeit. Pestalozzi hat dem Schulrechnen feste Wege gewiesen und Diesterweg dieselben in richtigem Takte näher beschrieben. Er irrte aber (1817), als er den Schwindeleien des Institutsvorstehers de Laspé in Wiesbaden Beifall zollte, welcher die Köpfe zwölfjähriger Schüler und Schülerinnen mit geometrischen Problemen plagte, an denen sie Tage und Nächte hindurch sich zerarbeiteten, und auf Fußreisen durch solche Aufgaben und Gespräche über Sprachgesetze die schöne Natur beleidigte.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß mit den Gymnasien im Wesentlichen die der neuesten Zeit angehörenden Realschulen parallel laufen, ausgenommen was für jene die alten Sprachen, für diese die technischen Fächer betrifft, wie Mechanik, Maschinenkunde, chemische Technologie, technisches Zeichnen, Waarenkunde, Handelsfächer u. s. w. Man hat daher die Realschulen vielfach „Realgymnasien" genannt, was aber nicht paßt, indem das Wort „Gymnasium" eben ganz direkt auf das klassische Alterthum hindeutet, mit dem sich diese Schulen nicht befassen, ausgenommen als integrirendem Theile der Weltgeschichte. In der Schweiz hat man diese Anstalten meist „Gewerbe"- oder „Industrieschulen" ge-

nannt, und „Realschulen" dagegen eine Art Vorbereitungsanstalten, welche den Übergang von den Elementarschulen zu jenen bilden.

Die Entstehung der Realschulen in Deutschland verfolgten wir bereits (Bd. II. S. 386). In unserm Jahrhundert setzte sich die Gründung von Real-, oft „Bürgerschulen" genannt, meist nach dem Muster von Francke's Anstalten in Halle, fort. Im Jahre 1804 entstand unter Gedike die „allgemeine Bürgerschule" zu Leipzig; sonst aber fanden die Realschulen in Süddeutschland mehr Anklang, als in dem der gelehrten Bildung mehr anhängenden Norden. Zahlreiche Schriften erschienen über diesen Gegenstand; Spilleke, Harnisch, Vogel, Beger u. A. vertheidigten die neuen Anstalten und suchten sie immer höher zu heben, während Thiersch sie als unberechtigte Nebenbuhler der Gymnasien angriff. Es fanden 1845 bis 1856 Versammlungen der Realschulmänner statt, die aber überflüssig wurden, als beide Richtungen sich versöhnten und friedlich nebeneinander fortbestanden.

Preußen erließ 1831 ein Reglement für die Prüfung der Realschulkandidaten, wobei indessen die lateinische Sprache von diesen Anstalten nicht ausgeschlossen war, ja sogar später, seit 1841, verbindlich gemacht wurde. Die unselige Reaktion in Preußen vernachlässigte die Realschulen als Mittel zu einer unwillkommenen Verschmelzung der Stände, was sich 1859 besserte, doch ohne daß diesen Anstalten der unnütze Hemmschuh des Lateinischen abgenommen wurde. Sachsen erhielt die erste öffentliche Realschule 1834 in Leipzig, durch Vogel, den Vater des unglücklichen Afrikareisenden. Später wurden mehrere alte Gymnasien in Realschulen verwandelt, das Lateinische jedoch nur fakultativ erklärt. In Hannover wurden mit den Gymnasien Realklassen verbunden und in der Hauptstadt eine höhere Bürgerschule errichtet. Würtemberg stellte die Realschulen parallel neben die Gymnasien, aber nur bis zum vierzehnten Altersjahre und mit Ausschluß des Lateinischen. Ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse in Baiern, wo seit 1833 auch technische Lehranstalten entstanden, welche die Aufgabe erhielten, die Kunst in die Gewerbe überzutragen. Ein neuestes Experiment von 1864 hat Realgymnasien aufgestellt, welche neben überwuchernder Mathematik auch das Lateinische und die neueren Sprachen mit einigen Stunden bedenken. In Österreich wurde 1804 die Gründung von Real- und Bürgerschulen verfügt, deren es aber 1840 erst sieben und 1849 erst zehn im Kaiserstaate gab. Seitdem wurden neue Anstrengungen zur Errichtung solcher Schulen gemacht, von welchen dort das Lateinische ganz ausgeschlossen, die technischen Fächer aber in einem für das betreffende zarte Alter allzu starken Maße bedacht sind.

Sehen wir nun noch, was die außerdeutschen Länder in Bezug auf die Mittelschule geleistet haben, so finden wir in Frankreich während der Revolution und des Konsulates keine Spur einer Organisation des Schulwesens, bis 1808 die Université das Monopol desselben erhielt,

welche aber 1850 Staatsanstalt wurde. Eine Schulordnung für Gymnasien bestand bis dahin nicht, und auch da ist man nicht über die ärgste Nivellirungssucht und die Ertödtung aller Individualität hinausgekommen. Noch immer sind (wie unter Napoleon I., s. oben S. 32) in allen Lycées (Staatsgymnasien) und Collèges (städtischen Gymnasien) dieselben Stundenpläne, ja sogar die Bücher und Kapitel der zu behandelnden Autoren vorgeschrieben. Die Hauptsache im Unterricht ist das Auswendiglernen, das Geschäft der Lehrstunden: Abhören der Aufgaben und Ertheilung neuer solcher. Neuestens ist sogar die eine Zeit lang eingeführte „Bifurkation", d. h. Trennung der Studien in gelehrte und technische in den oberen Klassen, wieder aufgehoben worden, und die Lehrer aller Fächer werden in der einförmigen Ecole normale supérieure gebildet. Ähnlich sind die Zustände in Belgien, nur daß dort die „Bifurkation" noch fortbesteht. Großbritannien hat aus dem alten scholastischen Schlendrian heraus wenig Fortschritte gemacht. Eine Mittelschule neuerer Stiftung (1828) ist das King's College zu London, welches eine division of classics und eine solche of modern instruction kennt. Die Privatanstalten aber überwuchern und überflügeln jene des Staates gänzlich.

In Nordamerika nimmt sich der Staat der Schule, soweit sie den Horizont der Fibel übersteigt, nicht an, sondern überläßt sie den Privaten und den Sekten. Erstere gründeten Academies, letztere Colleges. Beides sind Pensionate und zählten 1864 diese 239 mit 1678 Lehrern und 27,811 Schülern, jene 6085 mit 12,260 Lehrern und 263,096 Schülern. Es wird darin nach englischem Vorbilde meist nur in den alten Sprachen und der Mathematik unterrichtet; nützliche Kenntnisse für das Leben erwirbt man sich dort nicht.

C. Die Hochschule.

Unsere Zeit kennt zweierlei Hochschulen, die Universitäten, welche die Bildung da aufnehmen, wo die Gymnasien sie gelassen, im Ganzen aber ihre großentheils veralteten Einrichtungen beibehalten haben (wir verweisen auf Bd. I. S. 72 ff. 413 ff. und Bd. II. S. 44 ff.), und die polytechnischen Schulen, welche die erst in neuerer Zeit entstandenen Real- und Industrieschulen fortsetzen. Von älteren deutschen Universitäten sind in unserm Jahrhundert, meist aber schon vor seinem Beginne, verschwunden: Köln, Erfurt, Trier, Ingolstadt, Mainz, Wittenberg (nach Halle verlegt), Frankfurt an der Oder, Dillingen, Olmütz, Helmstädt, Altdorf, Herborn, Paderborn, Rinteln, Salzburg, Osnabrück, Bamberg, Duisburg, Fulda und die Karlsschule zu Stuttgart. Neu entstanden sind dafür blos zwei in Deutschland: 1809 Berlin (durch Verlegung aus Frankfurt a. d. O.) und 1826 München (durch neue Verlegung der zuerst 1800 von Ingolstadt

nach Landshut verlegten Universität), und ebensoviel in der Schweiz, Zürich 1833 und Bern 1834, durch Erweiterung der dort bereits bestehenden höheren Lehranstalten, beide ganz nach deutschem Muster. Seit 1848 wurde die Gründung einer allgemeinen schweizerischen Hochschule versucht, gelang aber bei den sich widerstreitenden geistigen Interessen der deutschen und französischen Schweiz bisher noch nicht.

Indem wir an die Übersicht der Geschichte des deutschen Hochschulwesens im neunzehnten Jahrhundert gehen, beginnen wir mit dem geselligen Leben der Studirenden, um hernach die geistigen Erfolge der Universitäten zu berühren.

Der in der frühern Periode erwähnte Hang der übermütigen Jugend zu Lärm und Tumult dauerte noch ungeschwächt fort. Solches war namentlich 1802 zu Göttingen der Fall, wo sich zwei Ärzte über die Behandlung eines am Scharlachfieber gestorbenen Studenten stritten. Die Akademiker theilten sich in Parteien für diesen und für jenen Arzt und warfen dem Gegner ihres Schützlings die Fenster ein, wobei die Jägerwache einschritt und einen Lärmenden verwundete. Da drohten die Studenten mit einem Auszuge, ließen ihn aber wegen — schlechten Wetters bleiben. Wegen eines andern Tumults in Göttingen wurden 1809 zwanzig Studenten relegirt, zu Heidelberg 1810 dreißig. Arge Unruhen fanden auch 1808 zu Jena statt.

Gegen die Duelle wurde in unserm Jahrhundert Opposition laut. Die jenaischen Landsmannschaften verbanden sich schon 1791 und 1792 zur Abschaffung der Duelle und Errichtung von Ehrengerichten, und petitionirten darum mit dreihundert Unterschriften. In demselben Sinne verwendeten sich 1811 mehrere Studirende zu Berlin bei Fichte, der damals Prorektor war, und wurden durch Haupt und Carovés unterstützt. Nur wenige Jahre vorher, 1795, waren Fichte, welcher sich in Jena gegen die Duelle und die Orden aussprach, Fenster eingeworfen worden; als er aber 1799 wegen seiner philosophischen Ansichten entsetzt wurde, traten über zweihundert Studenten zu seinen Gunsten in Eingaben an die Regierung auf.

Unsittliche Excesse kamen im Ganzen selten vor. Am Anfange unseres Jahrhunderts wurde eine aus Erfurt ausgewiesene Hetäre im Triumfe nach Jena geführt und dort ein lüderliches Frauenzimmer mit Gewalt aus dem Gefängnisse befreit. Die Pedelle wachten sorgfältig über derlei Auswüchse; einen berühmten Namen unter diesen Argussen hat sich Fiedler in Jena erworben, welcher sein Amt 37 Jahre versah und 18,000 Studenten persönlich kannte. Harmlosere Freuden gewährte das Trinken, edlere aber namentlich der Gesang; es entstanden am Anfange unserer Periode die schöneren deutschen Studentenlieder, wie „Wo zur hohen Feierstunde", „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", „Brüder, lagert euch im Kreise", „Mein Lebenslauf ist Lied und Lust", u. s. w.

In der Kleidung der Studenten kamen am Anfange unseres Jahr-

hunderts die Fantasie-Uniformen, sogar mit Epauletten, in Gebrauch. Zur Fastnachtszeit liebte man Maskenaufzüge, fingirte Kämpfe zwischen verschieden verkleideten Parteien (z. B. Bauern und Räubern) und bei Ende des Carnevals dessen feierliches Verbrennen. Selbst die Leichenbegängnisse von Studenten wurden, namentlich in Jena, mit großem Pompe gefeiert, wobei Trauermusik und das herrliche „Vom hoh'n Olymp herab" mit seiner ergreifenden Todesstrophe nicht unterlassen wurden. Fröhlicher und dabei urkomisch waren Ritte nach nahen größeren Städten oder kleinen Residenzen.

Im Vereinswesen kamen zu der Zeit, von der wir berichten, seltsamer Weise die alten Studentenorden (Bd. II. S. 45) wieder auf, und mit ihnen die Sucht, durch Duelle den Ruf der Tapferkeit zu erwerben und solche daher um ihrer selbst willen zu provociren, ohne daß irgend welche Gründe dazu vorlagen. Es bildete sich daher 1809 zu Jena ein „freier Verein", dessen Mitglieder die Orden und Landsmannschaften mieden und sich verpflichteten, sich nicht zu schlagen. Die Corps nannten diesen Verein „Schwefelbande" (Sulphurea). Da aber der letztere stark zunahm und zugleich die Orden durch die Regierungen gewaltsam unterdrückt, von den Corps aber aus Eifersucht in Verruf erklärt wurden und letztere wieder unter sich zerfielen, sahen sich diese selbst genöthigt, das Paukwesen zu beschränken. Es geschah dies durch den sogenannten Comment, jenes die persönliche Freiheit in arger Weise unterdrückende studentische Gesetzbuch.

Der deutsche Befreiungskrieg von 1813 unterbrach das Studentenleben, indem sich alle patriotisch fühlenden und kräftigen jungen Leute, namentlich aber die Studirenden, in den Kampf für das von fremder Despotie unterdrückte Vaterland begaben. In seiner Wut darüber wollte Napoleon auf seinem Rückzuge Jena niederbrennen lassen, und konnte nur mit Mühe davon zurückgehalten werden, damit den Ruhm, der sich für ihn an jene Stadt knüpfte, zu beflecken.

Nach dem verdienten Sturze der Fremdherrschaft erfolgte die das deutsche Studentenleben umgestaltende Gründung der Burschenschaft (oben S. 41), hervorgegangen aus der heiligen Begeisterung für Freiheit und Vaterland, und besonders genährt durch das Turnen, dem sich die Musensöhne mit Feuereifer hingaben. Vater Jahn hatte auch die ersten Ideen dazu gegeben, und so vereinigten sich 1815 zu Jena die Thuringia, Vandalia und Franconia zur ersten deutschen Burschenschaft. Es entstand die symbolische (nicht altdeutsche) Trikolore Schwarz-Roth-Gold und die sogenannte deutsche Tracht, der schwarze Rock mit weißem Kragen, das Barett u. s. w. Die Burschenschaft verbreitete sich rasch über die deutschen Hochschulen und beherrschte sie; in Jena verschwanden die Corps ganz, und anderswo durften sie sich nicht mehr regen, und diese Blütezeit dauerte bis zu dem schon erwähnten zugleich empörenden und lächerlichen Feldzuge

der Reaktion gegen Alles, was der Befreiung Deutschlands Schwung und Idee verliehen hatte. Dieser in der politischen Geschichte Deutschlands eine große Rolle spielenden Katastrophe haben wir bereits oben gedacht, und die deutschen Burschen hatten ein Recht, schmerzvoll Binzers schöne Verse zu singen:

Wir hatten gebauet
ein stattliches Haus,
und drin auf Gott vertrauet,
trotz Wetter, Sturm und Graus.

— —

Das Haus mag zerfallen,
was hat's denn für Noth, —
der Geist lebt in uns Allen
und unsre Burg ist Gott. —

Wir haben des Wiederauflebens der Burschenschaft ebenfalls (S. 55) bereits Erwähnung gethan und sie mit dem Auftreten des Liberalismus in Parallele gestellt, auch ihrem spätern Zerfalle in drei verschiedene Standpunkte vertretende Bünde Aufmerksamkeit geschenkt. Freilich wurden die wiedererstandenen Burschen furchtbar angefeindet, nicht nur von den Behörden, denen man dies vom Standpunkte der herrschenden Reaktion nicht verdenken konnte, sondern auch auf ganz gemeine Weise von abgefallenen Brüdern, welche so tief sanken, daß sie das „Wir hatten gebauet" in schamloser Weise parodirten, ja sogar das schwarz-roth-goldene Band, das sie früher zu tragen stolz gewesen, — ihren Hunden um den Hals banden! Die Reaktion ging so weit, 1822 in Jena das Singen der Studenten auf der Straße zu verbieten. Die Burschen trotzten dem unsinnigen Verbote, indem sie feierlich singend aufzogen; die Corps vereinigten sich mit ihnen, und man warf den Bedrängern der akademischen Freiheit die Fenster ein. Als dann mit Militär gedroht wurde, zogen die Studenten (am 2. December) abermals von Jena ab, nach Kahla, und die Regierung mußte nachgeben. Die in Folge des oben erwähnten Jünglingsbundes später wieder unterdrückte Burschenschaft entschädigte sich für ihr Mißgeschick durch die Errichtung studentischer Bierstaaten in und bei Jena, eines komischen Papstthums, Kaiserthums, der Herzogthümer Ziegenhain und Lichtenhain u. s. w. Die Landsmannschaften aber schufen 1826 auf 1827 den wundervollen Biercomment mit seinen tiefsinnigen Paragraphen. Die deutsche Gemütlichkeit brach sich aber oft wieder Bahn durch improvisirte Versöhnungen der beiden streitenden Parteien. Das Pauken ging aber stets seinen Fortgang und war in Jena besonders gefährlich durch den dort angenommenen undeutschen „Stoßcomment".

Seit dem Jahre 1830 nahm unter den deutschen Studenten, soweit selbe überhaupt Politik trieben, diese statt der frühern Deutschthümelei der Burschenschaft einen allgemeinern demokratischen Charakter an. Diese Richtung war namentlich in den „Germanen" vertreten, während die

„Arminen“ statt des politischen mehr das akademische Element pflegten. Wir haben der traurigen Folgen jenes unstudentischen Gebarens bereits gedacht. Es wurden in dem stets als Heerd der Burschenschaft geltenden Jena strenge polizeiliche Maßregeln gegen allfällig vagirende und daher politischer Umtriebe verdächtige Studirende ergriffen, wie auch z. B. der zu Immatrikulirende einen Revers unterschreiben mußte, keiner burschenschaftlichen Verbindung anzugehören; ja es verbreitete sich sogar das Gerücht, jenes Nest angeblicher Umtriebe ganz aufzuheben. Gesetze schritten auch sehr ernst gegen das Duelliren ein, in welchen 1842 auf 1843 endlich zu Jena der Stoßcomment abgeschafft und 1845 ein allgemeines studentisches Ehrengericht aufgestellt wurde, das sich aber nicht langer Dauer erfreute. Die Burschenschaft bestand aber im Geheimen fort, — doch nicht ohne sich wiederholt in Parteien zu spalten, von denen jede die wahre Burschenschaft sein wollte. Eine derselben, die Verbindung des „Burgkellers“ in Jena, strebte unerschrocken nach Reformen im Studentenleben, nach Abschüttelung des Commentzwangs und gerieth deshalb mit den Anhängern des letztern in arge Konflikte. So traf das Revolutionsjahr 1848 die deutschen Studenten ganz in feindliche Parteien zerfallen, weckte sie aber auf und fand bei der größten Anzahl eine enthusiastische Hingabe an die Ideen, welche es vertrat. In Jena schwärmten die Studenten sogar für die französische Eintagsrepublik und betheiligten sich lebhaft an dem Umschwunge in Weimar.

Noch vor seinem ruhmlosen Abtreten hob der deutsche Bundestag am 2. April 1848 die drakonischen Ausnahmegesetze über Studentenverbindungen von 1819, 1832 und anderen Jahren auf. Als die Reformbewegung weiter um sich griff, veranstalteten die jenaischen Burschenschaften ein neues Wartburgfest, welches am 12. Juni bei einer Betheiligung von zwölf- bis fünfzehnhundert Studenten gefeiert wurde, während zugleich ein Studentenparlament von Abgeordneten aller Universitäten dort tagte. In der allgemeinen Studentenversammlung ging es stürmisch zu. Eine Rechte, bestehend aus den Landsmannschaften, den alten Burschenschaften und dem pietistischen Studentenvereine Wingolf in Halle, suchte alle von der Linken, zu welcher die progressistischen Burschenschaften und andere Vereine, sowie die Nichtverbündeten gehörten, betriebene Reformen durch Zischen, Stampfen u. s. w. zu hintertreiben. Die Linke war aber stärker und setzte eine Eingabe an die deutsche Nationalversammlung durch, welche verlangte, daß die deutschen Universitäten zu Nationalanstalten erklärt, unbedingte Lehr- und Hörfreiheit, Betheiligung der Studenten bei den Wahlen der akademischen Lehrer und Beamten u. s. w. eingeführt werden sollten. Heiterer und schöner verliefen die Erholungsstunden des Festes in den reizenden Umgebungen der Wartburg. Das Studentenparlament, in welchem die Linke weit überwog, beschloß weiter: Beschränkung, Unentgeltlichkeit und Öffentlichkeit der Prüfungen, Abschaffung der lateinischen Sprache als

offizieller der Universitäten, der Kollegienhonorare, des Gymnasialzwangs u. s. w., sowie Gründung einer allgemeinen deutschen Studentenschaft. Der erhebenden freien Versammlung, welche eine Aufhebung der Schranken zwischen Studenten und Philistern bezweckte, folgte im Juli zu Jena ein geheimer Seniorenconvent aus mehreren Hochschulen nach, welcher den erhabenen Beschluß faßte, am — Duellzwang festzuhalten. Zu höheren Ideen konnten sich diese Schützlinge der steifleinenen Bureaukratie und vaterlandsloser Renommirsucht nicht erheben. Im September 1848 endlich versammelten sich zu Jena deutsche Professoren und Docenten, welche sich gleich der Wartburgversammlung für vollständige Lehr- und Lernfreiheit und Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit aussprachen. Die angestrebten Reformen kamen jedoch natürlich nicht zu Stande; die Reaktion machte sich jedoch diesmal den Universitäten nicht besonders fühlbar, außer in strengeren Bestimmungen bezüglich der Immatrikulation und der Abgangszeugnisse. Unter den Studenten aber bekämpften sich fortwährend aristokratische, exklusiv studentische, und demokratische, bürgerfreundliche Tendenzen, altburschikose rohe Sitten auf jener, civilisirte auf dieser Seite. Im August 1850 wurde auf einer deutschen Studentenversammlung zu Eisenach die Gründung eines fortschrittlich gesinnten „deutschen Burschenbundes" mit gegen das Duell gerichteter Tendenz versucht, aber schon nach zwei Jahren wieder aufgegeben*).

In der Schweiz entstand eine der Burschenschaft analoge Studentenverbindung 1819 unter dem Namen des Zofingervereins, der diesen Namen von seinem jährlichen Versammlungsorte erhielt und an allen Hochschulen und höheren Gymnasien der Schweiz Sectionen gewann. Seine Tendenz war Vaterlandsliebe und Pflege der Wissenschaft und Freundschaft. Als er 1847 etwas zu stabil geworden war, trennten sich die radikaleren Elemente als „Helvetia" von ihm, kehrten jedoch 1854 zum Muttervereine zurück.

In der neuesten Zeit fehlte es nicht an Versuchen, den bestehenden deutschen Universitäten solche mit besonderer, sie von jenen scharf unterscheidender Tendenz an die Seite zu stellen. In den vierziger Jahren wurde z. B. der Plan laut, eine von Staat und Kirche zugleich freie Hochschule aus Privatmitteln zu gründen, wofür man damals Hamburg in Aussicht nahm; dieselbe hätte natürlich keine theologische Fakultät erhalten. Der wieder aufgegebene Gedanke erneuerte sich jüngst (1870) durch denjenigen des Maklers Todtenhaupt in Hamburg zur Errichtung eines „Volkslehrerseminars", zur Bildung solcher Männer, welche sich der Aufgabe widmen würden, durch öffentliche wissenschaftliche Vorträge das Volk aufzuklären. Der veröffentlichte Plan leidet jedoch an einseitiger Hingabe

*) Keil, Rich. und Rob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858.

an ein einzelnes philosophisches System, das sehr unpopuläre von Krause, woran er auch wahrscheinlich scheitern wird. —

Von entgegengesetzter Seite wird seit Jahren von den sogenannten katholischen Vereinen eine sogenannte katholische Universität angestrebt, für welchen Plan namentlich Professor Buß zu Freiburg im Breisgau öffentlich auftrat. Die projektirte Anstalt soll nur katholische Lehrer zulassen, welche nichts vortragen dürfen, was den jeweilig in der katholischen Kirche herrschenden Lehren widerstreitet. Buß und seine Genossen haben die Naivetät gehabt, eine solche Sklavenzüchterei eine „freie Universität" zu nennen; es ist aber auch, abgesehen von dem stets zunehmenden Bestreben, die Schule von der Kirche zu emanzipiren, nicht einzusehen, wozu nach Aufstellung der päpstlichen Unfehlbarkeit überhaupt noch eine Lehranstalt dienen sollte, da ja der Unfehlbare selbst jedem Gläubigen Alles lehrt, was ein solcher zu wissen braucht. Die Aussichten auf eine katholische Hochschule sind daher im Laufe der Zeit nicht günstiger geworden, als sie anfangs waren, und der Plan kann glücklicher Weise als todtgeboren betrachtet werden.

Im Ganzen sind die bestehenden deutschen Universitäten bezüglich ihrer Einrichtung dem Althergebrachten anhänglich geblieben, ausgenommen, daß in mehreren Staaten die akademische Gerichtsbarkeit abgeschafft worden ist. Noch bestehen die veralteten und durchaus unwissenschaftlichen „Fakultäten", unter welchen namentlich das Ungethüm von „philosophischer" Fakultät lästig in die Augen fällt, welchem Übelstande ihre Theilung in zwei Sektionen, eine philosophisch-philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche nur sehr unvollkommen abhilft. Das System der Fakultäten muß fallen, wenn nicht die wissenschaftliche Forschung, die ohne dasselbe in weit erfreulicherm Fortschritte begriffen wäre, in unverantwortlicher Weise gehemmt werden soll. Zu dem Kastengeiste, dem dasselbe entspringt, gehört auch die ganz ungerechtfertigte, eine aristokratische Überhebung begründende Unterscheidung der Professoren in ordentliche und außerordentliche. Alte Überbleibsel einer Zeit, da die Universitäten mehr Werth auf korporative Privilegien, als auf die Wissenschaft legten, sind ferner die komödienhaften Disputationen, im Ganzen aber auch die Doktorpromotionen, bei denen es zum Schaden und zur Schande der deutschen Wissenschaft auf gewissen Universitäten dahin gekommen ist, daß sie für bloßes Gelt zu haben sind. Es liegt auch bereits die nackte Thatsache vor, daß die Erwerbung der Doktordiplome, soweit sie nicht vom Staate für die Ausübung gewisser Berufe oder die Bekleidung gewisser Ämter gefordert wird, je nach der Zeitstimmung eine Sache der Mode geworden ist.

Es ist nicht zu verkennen, daß zwischen Professoren und Studirenden nicht mehr, wie Anfangs dieses Jahrhunderts, ein herzliches und familiäres Verhältniß herrscht. Auch sind die Letzteren nicht mehr so allge-

mein, wie damals, und wie noch 1848, von hohen Ideen, von Begeisterung für die Wissenschaft und für die Aufgabe der studirenden Jugend erfüllt, sondern betrachten das Studiren mehr nur als eine nothwendige Vorbereitung zum Broterwerbe und daneben als einen Anlaß zu ungebundener Lustigkeit. Auf der andern Seite ist aber auch anzuerkennen, daß von der studentischen Rohheit, wie sie in früheren Zeiten herrschte, wenig mehr zu bemerken ist. Überhaupt schleift sich der Unterschied zwischen Burschen und Filistern mehr und mehr ab, und es liegt dies offenbar in den nivellirenden Tendenzen unserer Zeit. —

Die Zustände und Verhältnisse der deutschen Hochschulen finden sich, außer der deutschen Schweiz, in keinem andern Lande wiederholt. Eine Übersicht der Universitäten auf der Erde, oder nur in Europa, bietet die bunteste Musterkarte von höheren pädagogischen Einrichtungen dar. Schon in Österreich, welches 1819 den Besuch fremder Hochschulen untersagte, finden wir die akademische Freiheit der deutschen Schulen jener Art nicht mehr, ebensowenig den regen Verkehr und das Wandern der Studenten zwischen den Universitäten.

Das engste Festhalten am hergebrachten Alten beobachten die englischen Universitäten, welche eigentlich nichts sind als große Kosthäuser, in welchen sich die Söhne der hochkirchlichen Aristokratie unter der Leitung von Privatlehrern (Tutors) in den alten Klassikern und in der Mathematik, beiläufig auch etwa in anderen Fächern unterrichten lassen. Am Anfange unseres Jahrhunderts standen sie auf dem Standpunkte deutscher niederer Gymnasien; seither sollen sie sich in wissenschaftlicher Beziehung etwas aufgerafft haben; dafür aber sind sie in Bezug auf die Erfordernisse der Aufklärung und Humanität noch sehr im Rückstande. Es ist dies besonders mit den ältesten englischen Hochschulen, Oxford und Cambridge der Fall. Während die Engländer es als ein Erforderniß der Freiheit betrachten, nicht die Schule besuchen zu müssen, finden es diese sonderbaren Gesellen ganz natürlich, daß ihre ältesten Hochschulen nur von Gliedern der Hochkirche besucht werden können. Immer noch verlangen Oxford seit 1581 zur Aufnahme und Cambridge seit 1616 zur Erlangung der akademischen Grade die Beschwörung der 39 Glaubensartikel der anglikanischen Kirche (was doch in Dublin seit 1793 abgeschafft ist). Um den dieser religiösen Polizeianstalt nicht Angehörenden die Erwerbung höherer Kenntnisse zu ermöglichen, wurde 1825 durch Privatmittel die freisinnige Universität zu London gegründet. Von den übrigen britischen Universitäten besitzen Dublin, Aberdeen und St. Andrews, vom Glaubenszwange abgesehen, das englische Kollegiensystem, während sich die Einrichtungen in Glasgow und Edinburg den deutschen nähern. Auf der Grundlage der englischen Universitäten stehen ferner die nordamerikanischen, weichen aber stark von ihnen ab. Sie heißen bald **Universities**, bald **Colleges**, und fallen vielfach mit den oben erwähnten **Academies** und **Col-**

leges zusammen; ihr Zweck beschränkt sich in der Regel auf gewisse praktische Berufsarten und macht keinen Anspruch auf wissenschaftliches Leben. Berühmt ist fast nur die 1636 gestiftete jetzt unitarische Universität zu Cambridge bei Boston, Harvard-College genannt, welche sämmtliche Fakultäten umfaßt, die medicinische aber in dem vier Meilen entfernten Boston hat. Mit ihr wetteifert das Yale-College zu Newhaven in Connecticut, 1698 gestiftet und 1716 an seinen gegenwärtigen Platz verlegt, mit vier Fakultäten. Philadelphia hat seit 1779, Charlotteville in Virginien seit 1819 und New-York seit 1831 eine (nicht vollständige) Universität.

Das Extrem der englischen Stabilität findet sich in der revolutionären Umgestaltung, welche die französischen Universitäten erlitten haben. Durch Napoleon I., wie mehrfach erwähnt, in die Université vereinigt, bestehen sie aus getrennten Fakultäten, wie sie das lokale oder provinzielle Bedürfniß hervorgerufen hat. Frankreich zählte bis 1870 sechszehn Fakultäten der lettres (literarische Fächer), sechszehn der sciences (Naturwissenschaften und Mathematik), drei der Medicin, neun der Rechtswissenschaft, sechs der katholischen und zwei der protestantischen Theologie. Vereinigt waren diese fünf Fakultäten blos in Paris und in Straßburg, welche letztere Stadt jetzt wohl eine deutsche Universität erhalten wird.

Im Verfalle begriffen waren bis in die neueste Zeit die Universitäten in Italien, Spanien und Portugal, in Folge der Mißregierung, Revolutionen und Bürgerkriege, welche diese Länder betrafen. Seit den neuesten freisinnigen Umgestaltungen sollen auch die Hochschulen in einen bessern Zustand überzugehen beginnen, was auch bezüglich der ihnen ähnlichen in einigen wenigen südamerikanischen Republiken, z. B. in Buenos-Ayres (gestiftet 1827), gesagt werden kann.

Den französischen und deutschen Einrichtungen zugleich sind diejenigen der holländischen Universitäten Leyden, Gröningen und Utrecht nachgeahmt. Belgien hat in Löwen eine sogenannte „katholische“, in Brüssel seit 1837 eine „freie“, den deutschen ähnliche Universität; ein „Studentenkongreß“ in Lüttich 1865 verrieth aber arge politische und wissenschaftliche Unreife der belgischen Studirenden.

Der deutschen akademischen Freiheit nahe steht die dänische Universität Kopenhagen; die schwedischen zu Lund und Upsala leiden an der Herrschaft der lutherischen Staatskirche; die norwegische zu Christiania (1813 gestiftet) gestattet den Studenten weniger Freiheit. Die Zöglinge aller dieser Hochschulen feierten seit 1862 skandinavische Verbrüderungsfeste.

Rußland erhielt durch Peter den Großen in seinem neugegründeten Petersburg eine Universität, die aber bald wieder einging, in Moskau 1755 eine solche nach deutschem Muster. Die von Gustav Adolf zu Dorpat gegründete deutsche Hochschule wurde 1802 neu begründet, 1819 die zu Petersburg wieder hergestellt, 1842 eine neue in Kiew gestiftet, und 1864

eine neue in Odessa. Andere bestehen in Kasan und Charkow, sowie zu Helsingfors in Finnland die 1828 von Abo dahin verlegte, während die katholische von Wilna 1831 wegen Betheiligung an der polnischen Erhebung geschlossen wurde. Alle diese Hochschulen litten namentlich unter Kaiser Nikolaus an arger Bedrückung; seit seinem Tode haben sie sich größerer Freiheit zu erfreuen. In Griechenland entstanden 1823 die Universitäten zu Korfu und 1837 zu Athen, diese ganz nach deutschem Muster *).

Neuern Ursprungs als die Hochschulen der Wissenschaften sind jene der Gewerbe, zu deren Ausübung wissenschaftliche Kenntnisse erforderlich erscheinen. Solche Gewerbe sind die mechanische und die chemische Technik, die Baukunst in Bezug auf Hochbau, Straßen-, Eisenbahn- und Wasserbau, der Bergbau, die Forst- und Landwirthschaft, bisweilen auch der Handel, und die Wissenschaften, welche sie nothwendig unterstützen müssen, die Mathematik und die Naturwissenschaften, wozu als technische Fertigkeiten das Zeichnen, das Modelliren, das Weben u. s. w. kommen. Nun haben Bergbau, Land- und Forstwirthschaft meist ihre besonderen Fachschulen, auf welche wir bereits hingewiesen haben, daher die „polytechnischen Schulen", wie man die höheren Bildungsanstalten für wissenschaftlich verfahrende Gewerbe genannt hat, in der Regel sich auf die technischen und bauenden Fächer nebst wissenschaftlicher Theorie im angegebenen Umfange beschränken. Indessen geschieht es oft genug, daß die polytechnischen Schulen Fächer der Universitäten und letztere hinwieder solche jener in den Kreis ihrer belehrenden Vorträge ziehen. Namentlich gehören Geschichte und neuere Sprachen zu den, außer dem besondern Fache nothwendigsten Kenntnissen der Polytechniker. Die erste polytechnische Schule wurde 1794 zu Paris gegründet, blieb aber stets nur eine Vorbereitungsschule zu den einzelnen technischen Fächern, sowie zum Civil- und Militärdienste. Vervollständigt wird ihr Unterricht durch das Conservatoire des arts et métiers und durch die 1829 gestiftete und 1857 vom Staate übernommene Ecole des ponts et chaussées. Belgien kennt nur in Verbindung mit den Hochschulen stehende technische Abtheilungen, England Zeichnungs-, mathematische und naturwissenschaftliche Schulen, eine Bergbau- und eine Ingenieurschule. In Österreich entstand die erste polytechnische Schule 1806 zu Prag; 1811 folgte Gratz, 1815 Wien, 1849 Brünn, 1843 Lemberg und 1857 Ofen. Im eigentlichen Deutschland ging das Gewerbeinstitut in Berlin voran; es folgten 1827 München, 1829 Nürnberg, 1833 Augsburg; 1825 Karlsruhe, 1829 Stuttgart; 1828 Dresden, 1836 Chemnitz; 1831 Hannover, 1835 Braunschweig; 1834 Kassel, und 1836 Darmstadt. In der Schweiz wurde 1855 die eidgenössische polytechnische Schule zu Zürich gegründet; sie wird gegenwärtig von Schülern aller civilisirten Nationen der Erde besucht. Andere Anstalten

*) Art. Universitäten von A. Held in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.

der Art besitzen Delft in Holland (1842, reorganisirt 1864), Stockholm (1826) und Gothenburg (1829), Kopenhagen (1829), Petersburg (1831), Moskau (1825), Helsingfors (1860) und Riga (1861), sowie Athen*).

Zweiter Abschnitt.

Die Erziehung der Besonderheit — Politik.

A. Volkswirthschaft.

In dem Fache wissenschaftlicher Erforschung der Grundlagen des Zusammenlebens der Menschen, welches sie in ausgedehnterm Maße zur Vervollkommnung erziehen soll, als die Schule es kann, in der Nationalökonomie oder Volkswirthschaft, hatte das achtzehnte Jahrhundert mit dem unvermittelten Auseinanderklaffen dreier Systeme, des merkantilen, physiokratischen und industriellen, geendet, von denen jedes den mißlungenen Versuch machte, einen einzelnen Faktor der Gütererzeugung (das Gelt, den Boden oder die Arbeit) zum alleinherrschenden Mittel der Wohlfahrt zu erheben. Diesen einseitigen Versuchen gegenüber bemühte sich unser Jahrhundert von vorne herein, möglichst allseitig zu untersuchen, auf welchem Wege die Völker zum Nationalreichthum zu führen seien; aber diese Bemühung schied sich, in Folge des Eintretens neuer Verhältnisse durch die französische Revolution, gleich in zwei unter sich wesentlich verschiedene Thätigkeiten. Dieses gewaltige Ereigniß hatte nämlich die schreienden Ungleichheiten unter den Menschen, welche der schreibenden und denkenden Welt bis dahin beinahe nur dem Namen nach bekannt waren, mit erschütternder Wirkung zu Tage gelegt. Fortan war daher die Nothwendigkeit vorhanden, nicht nur über die Grundlagen des Reichthums, sondern auch über die Ursachen der Armut und über die Mittel, durch welche ihr abgeholfen werden könne, nachzudenken. Während jedoch die einen Forscher auf dem Boden der Wirklichkeit blieben und an der Hand der Wissenschaften die sich ihnen aufdrängenden Fragen untersuchten, dabei aber auf kein Eingreifen in die äußeren Verhältnisse, auf keine Herbeiführung neuer Zustände und Einrichtungen Anspruch machten und daher auch keine Schulen von Anhängern um sich sammelten, — fertigten sich die Anderen gleich ein Bild von Zuständen, wie sie wünschten, daß sie an der

*) Art. Polytechnische Schulen von Karmarsch im Staatslexikon.

Stelle der ihnen gegenwärtigen beständen, indem sie sich dabei theilweise um die Wirklichkeit und um den Weg von ihr zum Ideal gar nicht bekümmerten. Jenes waren die Nationalökonomen, dieses die Socialisten und Kommunisten, mit denen wir uns bereits (oben S. 109 ff.) beschäftigt haben. Mit nach unserer Ansicht hinreichendem Grunde haben wir daher die Socialisten und Kommunisten bei Anlaß der Krankheiten, an denen die moderne Gesellschaft leidet, und zu deren Symptomen, nicht Ärzten, sie gehören, und nicht bei Anlaß wissenschaftlicher Behandlung der gesellschaftlichen Erscheinungen auftreten lassen. Wir mußten ihnen jedoch des Zusammenhangs wegen auch solche Männer beigesellen, welche frisch in's Leben eingriffen, ohne sich jedoch dabei mit wissenschaftlicher Begründung ihres Thuns zu befassen (womit z. B. der Gründer des deutschen Genossenschaftswesens gemeint ist).

Schon der erste Nationalökonom unserer Periode war so zu sagen ein wissenschaftlicher — nicht utopistischer Socialist, — Nikolas Marquis von Condorcet, geboren 1743, den seine republikanischen Grundsätze 1794 nicht vor dem Blutdurste der Jakobiner schützten. In seinem Werke „Entwurf eines geschichtlichen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes“ behauptet er einen steten Fortschritt der Menschheit zur Vervollkommnung. Dieser aber kann nur stattfinden, wenn sich die Bevölkerung nicht allzustark vermehrt. Indem er ferner von dem Grundsatze ausging, es sei nothwendig, daß es eine Menschenklasse gebe, welche zum Zwecke der Befriedigung ihrer Bedürfnisse kein anderes Mittel zu verwenden habe als die Arbeit, weil ohne das Bestehen einer Klasse, welche arbeiten muß, auch Niemand arbeiten wollte, und es daher unmöglich wäre, die Stärke der Bevölkerung eines Landes mit den Mitteln ihrer Ernährung im Gleichgewichte zu erhalten, erkannte er zugleich, daß es ebenso nothwendig sei, die Lage dieser Klasse zu verbessern, um ihr ihre Aufgabe zu erleichtern. Das hauptsächlichste Mittel zu diesem Zwecke war ihm die Bildung eines Fonds aus Ersparnissen der Arbeiter unter Leitung und Aufsicht des Staates zur Unterstützung der Witwen, Waisen, Alten u. s. w., so daß er der Erste war, der die späteren Ersparniß-, Kredit- und Rentenanstalten ahnte.

Condorcet's geistiger Nachfolger war, nach den Stürmen der Revolution, der englische Prediger Richard Malthus, welcher 1798 mit seinem „Versuch über das Princip der Bevölkerung“ auftrat. Er stellte als Hauptgrundsatz auf, daß die Bevölkerung in geometrischer, die Lebensmittel aber nur in arithmetischer Progression sich vermehren. Diese pessimistische Ansicht, nach welcher jeder ohne Vermögen Geborene eigentlich überflüssig ist, und kein Recht hat, sich an die schon okkupirte Tafel der Natur zu setzen, hieß ihn einerseits gegen die Ehe, anderseits gegen alle Wohlthätigkeit und Armenunterstützung eifern. Nur wer die Mittel besitzt, eine Familie anständig zu ernähren, hat nach Malthus ein Recht zur Ehe;

die Armen sollen daher ehelos bleiben; erzeugen sie aber uneheliche Kinder, so soll diesen der Schutz der Gesetze und alle Unterstützung entzogen werden, d. h. also: man soll sie ungestraft, wenn nicht geradezu tödten, doch verhungern lassen dürfen. Und der Urheber dieser Mordtheorie war dessenungeachtet ein warmer Menschenfreund, dem es nur darum zu thun war, die Zunahme des Elends verhindern zu helfen, dem er anderswie nicht zu steuern wußte. Daher verrannte er sich in solche Paradoxen und gab den Feinden aller Verbesserung der socialen Zustände und allen Selbstsüchtigen und Geizigen Waffen in die Hände. Er sah dies auch später ein und bemühte sich, seine Aussprüche in den folgenden Ausgaben seines Werkes zu mildern. In den Folgerungen, die er aus der erwähnten seine Ansichten begründenden Behauptung zog, liegt indessen unstreitig viel Wahres, indem die allzu starke Zunahme der Bevölkerung allerdings eine der Hauptursachen socialer Mißverhältnisse ist, wogegen aber feststeht, daß die Humanität seine Schlußfolgerungen niemals billigen kann, vielmehr als empörend verwerfen muß. Malthus' Gegner vergessen jedoch, daß die Erzeugung von Kindern, deren Elend, ja Unmöglichkeit des Unterhalts von vorn herein auf der flachen Hand liegt, ebenfalls ein Mord, und zwar ein höchst gewissenloser ist. Dagegen lassen seine Anhänger außer Acht, daß es von ihm höchst inkonsequent ist, der Übervölkerung die Schuld alles Elends aufzubürden und doch zu ihrer Verhinderung nichts anzuwenden, als moralische Ermahnungen, welche bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen niemals etwas nützen werden. Es gibt keine größere Ungerechtigkeit, als die von ihm verübte, indem er für die Unenthaltsamkeit der Eltern nicht diese selbst, sondern die unschuldigen Kinder durch den Hungertod bestraft wissen will und dem armen Arbeiter nicht das jedem Menschen in gleicher Weise zukommende Recht der Existenz zuerkennt. Es ist dies indessen der getreue Ausdruck der Staatspraxis des sogenannten Liberalismus, welcher allen Menschen den Zugang zu allen politischen und socialen Rechten zu öffnen vorgibt und doch nicht von ferne daran denkt, die hieraus entstehende Übervölkerung irgendwie zu verhindern, oder ihren furchtbaren Folgen zu steuern, folglich die Menschen ganz ruhig einander ausbeuten und — die Armen dabei verhungern läßt.

Die Lehre von Malthus fand bei den englischen Lords und bei allen Hartherzigen und Egoisten großen Beifall, während sie einerseits von den Philanthropen, die aber selbst gegen das Elend keinen Rath wußten, und anderseits von den Ausschweifenden (von letzteren natürlich mit moralischer Entrüstung) auf's Heftigste angefeindet wurden. Im Gegensatze zu Malthus, welcher alles Übel in der Übervölkerung sah, trat vor Allem William Godwin (1755—1836) auf, welcher erst durch sein „Inquiry concerning political justice“ (1793) das berührte Werk von Malthus hervorgerufen hatte, hinten her aber wieder gegen dieses sich erhob. Er erblickte die Wurzel alles Elends in den schlechten politischen Einrichtungen

und verlangte daher gleich ganz radikal die Abschaffung aller Regierungen (die Anarchie), die Aufhebung der Ehe und die Einführung der Gütergemeinschaft, war also ein Vorläufer der französischen Kommunisten.

Der Lärm der napoleonischen Kriege übertäubte diese Theorien einer Neugestaltung des socialen Lebens, und die von dem Usurpator der Völkerrechte verhängte wahnsinnige Handelssperre (oben S. 331) lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von den Leiden der arbeitenden Klassen auf die allgemeinen Grundgesetze der Produktion und der Konsumtion. Gegen jene empörende Maßregel nun hatte ein Mann den Mut, im Namen der Wissenschaft aufzutreten. Es war Jean Baptiste Say, ursprünglich Kaufmann, dann Publicist und Mitglied des „Tribunates" unter der Konsulatsregierung. Er schrieb 1803 das „Handbuch der politischen Ökonomie", und nachdem ihn der Despot seiner Opposition wegen einfach seiner Amtsthätigkeit entsetzt hatte, 1815 den „Katechismus" und 1829 den „vollständigen Kurs der politischen Ökonomie." Say ist der eigentliche Gründer der gegenwärtigen Behandlung dieser Wissenschaft. Er war der Erste, welcher nicht mehr von vorgefaßten Ideen wie Malthus oder von gemachten einseitigen Systemen, wie Adam Smith ausging, sondern in genauer Bestimmung der Begriffe von Erzeugung, Vertheilung und Aufzehrung der Güter der Wissenschaft vom Volkshaushalte eine feste Grundlage gab. Say hielt nicht nur die Arbeit, sondern auch die Natur für produktiv und nahm die Selbständigkeit der Kräfte beider an, wie auch, daß beide zusammen den Reichthum der Nationen ausmachen. Die Arbeit vollzieht sich nach ihm mit Hülfe von Fonds, welche entweder natürliche Güter oder Kapitalien, d. h. Arbeitsprodukt sind. Die natürlichen Güter unterscheidet er wieder in angeeignete, wie Ländereien, Bergwerke, Wasserkräfte u. s. w., und in nicht angeeignete, wie Luft, Licht, Gewässer u. s. w. Von den angeeigneten Gütern glaubt er, daß sie nur als Eigenthum Einzelner gemeinnützliche Verwendung finden können. Das aus der Arbeit entspringende Einkommen theilt er in Grund-, Kapital- und Arbeitsrente. Unter Kapital aber versteht er nicht blos, wie die englischen Nationalökonomen, die Produktions-, sondern auch die Konsumtionsmittel. Say erweitert auch den von Letzteren gezogenen Kreis der produktiven Beschäftigungen; er zählt unter dieselben alle Personen, welche Genußmittel irgend einer Art, reale oder ideale, hervorbringen, ja sogar die Rentner, welche ohne Arbeit Grund- oder Kapitalzinse beziehen. Nur die Bettler, die Diebe und die Eigenthümer unbenutzter Produktionsmittel schließt er davon aus. Say hat daher zum ersten Male auch die idealen, d. h. wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigungen produktiv genannt, ohne ihnen jedoch die volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche ihnen gebührt. Aber ein Grundirrthum bleibt es bei ihm, die unnützen Rentner für produktiv zu halten, und von der produktiven Arbeit die schädliche nicht auszunehmen, wie z. B. die der Wucherer, Spieler u. s. w. Auch achtete er,

gleich Malthus, im Armen den Menschen nicht und gab ihn, nach „liberaler" Weltanschauung, dem Hunger preis. Die Hauptergebnisse von Say's Beweisführung waren indessen, „daß die Völker Erzeugnisse nicht mit Geld, sondern nur mit Erzeugnissen bezahlen, daß nicht ein Volk um Das reicher werde, um was das andere ärmer, daß vielmehr der Handel zwischen zwei Völkern beide bereichere und daß daher alle Gesetze, welche ihnen verbieten, zu kaufen, sie hindern, zu verkaufen." Sperrmaßregeln eines Landes gereichen daher, sagt Say, demselben nur zum Schaden. Gleichwie gegen solche, äußert er sich auch energisch gegen den Krieg, als eine „Thorheit", welche die Wohlfahrt der Völker untergrabe. Es ist begreiflich, daß Napoleon einen so unbequemen Prediger gegen die Gloire unschädlich zu machen suchte.

Wie Say mit Bezug auf die Kontinentalsperre, so ließ sich mit Bezug auf die gleichzeitigen und nachfolgenden britischen Handelskrisen (oben S. 331 ff.) David Ricardo, getaufter Sohn eines israelitischen Bankiers in London, vernehmen. Er trat in die Fußtapfen Adam Smith's, und veröffentlichte 1807 seine Grundsätze der politischen Ökonomie. Er behauptete, indem er so in einen gewaltigen Rückschritt verfiel, „daß die Arbeit die einzige Güterquelle bilde, daß der Werth eines jeden Gutes sich nach der zu seiner Erzeugung erforderlichen Arbeit ermesse und das Kapital ausschließlich in aufgehäufter Arbeit bestehe." Über Smith ging er indessen hinaus durch seine Untersuchungen über den Werth und Kurs der Banknoten. Er fand, der Verkehr in einem Lande sei erst vollkommen, wenn er durch Papier geschehe, und verlangte, daß die Banken ihre Noten nicht mit gemünztem Metall, sondern mit Barren decken sollten, um nicht so stark wegen Baarzahlungen belästigt zu werden und bei gleicher Sicherheit mehr Noten ausgeben zu können. Ricardo's Lehre fand indessen großen Beifall, und unter seinen Schülern und Anhängern finden wir in der Literatur Namen wie James Mill, John Stuart Mill, Torrens, Mac=Culloch, Tooke und Andere. Im Staatsleben aber suchte die Lehre von Smith zu verwirklichen Huskisson, welcher seit 1823 dem Sperrsysteme so bedeutende Stöße versetzte (s. oben S. 333) und in den großen Fragen der Zeit mit seinem Freunde und Collegen Canning einig ging.

Auf die socialen Übelstände kam nach längerm Stillschweigen der Welt wieder zurück Simonde de Sismondi, welcher zum ersten Male „die Forderungen der späteren Socialisten wissenschaftlich begründete, und für alle socialen Leiden Abhülfe durch ein schnelles Universal=Heilmittel verlangte," das er indessen selbst nicht kannte, wie es auch niemals Jemand kennen wird. In seinen 1819 erschienenen „neuen Principien der politischen Oekonomie" zeigte er, daß die Gewerbefreiheit wol das durchschnittliche Einkommen im Ganzen, aber nicht dasjenige der arbeitenden Klassen vermehre, vielmehr letzteres vermindere, und klagte dann die Maschinen

an, sie seien nur dann vortheilhaft, wenn sie Niemanden seiner Arbeit berauben, setzen aber sehr häufig die Arbeiter außer Beschäftigung, — und die Zettelbanken, daß sie nicht dem Armen, sondern nur dem Reichen Kredit gewähren und zu gewagten Unternehmungen verleiten. Ja er fand sogar, daß das Maschinenwesen, d. h. die Fortschritte der Mechanik, der hauptsächlichste Grund des Arbeitsmangels und der Verarmung sei, und daß die freie Konkurrenz sowol den Unternehmern, als den Arbeitern gefährlich sei, indem sie jene zur Produktion reize, diese an der Konsumtion hindere. Sismondi begnügte sich jedoch mit der Schilderung dieser nur theilweise wirklichen, theilweise aber falsch aufgefaßten Übelstände und gab kein Mittel zu ihrer Beseitigung an, ausgenommen, daß er vorschlug, die großen Unternehmer eines jeden Industriezweigs zur Unterhaltung der mit demselben beschäftigten Arbeiter zu verpflichten. Er war vollständig befangen in den Eindrücken, welche eine Übergangszeit, nämlich jene der Entwickelung des Maschinen- und Bankwesens mit ihren unvermeidlichen Krisen, auf ihn hervorbrachte, und vermochte nicht, tiefer in die Zukunft zu blicken, welche seine Befürchtungen keineswegs gerechtfertigt hat. Auch beging er den Fehler, die Fabrikarbeiter für den Haupttheil der Bevölkerung anzusehen, was sie keineswegs sind, und zu verkennen, daß die wirkliche Mehrheit der Menschen in der That Vortheil von den Maschinen zieht. Ebenso sah er nicht ein, daß die von ihm beklagten Übelstände, Verarmung und Arbeitsmangel, weit älter sind, als die Maschinen, die Banken und die Gewerbefreiheit, daß sie in den Monopolen, in den Schutzzöllen, im Zunftzwang, in schlechten Gesetzen, im Krieg u. s. w. ihre wahre Ursache haben und daher keineswegs durch neue Monopolien, neue Zwangsmaßregeln u. s. w., keineswegs also durch Aufhebung der freien Konkurrenz geheilt werden können. Sowol er, als die Socialisten, haben überdies nicht eingesehen, daß die Menschen niemals etwas Vollkommenes, sondern stets nur Verbesserungen zu Stande zu bringen fähig sind.

Wohin die Einseitigkeiten Sismondi's führen müssen, zeigte der Beifall, den sie im feudal-klerikalen Lager fanden. Der Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont führte den Angriff gegen die Maschinen noch weiter und sehnte sich im angeblichen Interesse der Arbeiter nach den Fleischtöpfen der mittelalterlichen Zünfte und Klöster zurück, deren Gegenwirkung gegen die Zunahme der Bevölkerung (?) er preist, ohne ihres gänzlichen Mangels an Produktivität zu gedenken. Da er indessen doch die Nutzlosigkeit seiner Sehnsucht einsehen mußte, stellte er auch für die Gegenwart als Forderungen auf: sittlichen und gewerblichen Unterricht und Gründung von Spar- und Hülfskassen.

Eine eifrige Opposition fand diese reaktionäre Strömung in Le Comte und Dunoyer, welcher Letztere nachwies, daß das Elend der arbeitenden Klassen so alt sei als die Geschichte und gerade von der ehemaligen Sklaverei und Leibeigenschaft, von der feudalen und klerikalen Unter-

drückung, von den Monopolien und Sperren herrühre, und gerade durch Bildung und Fortschritt vermindert worden sei. Zur Verbesserung der socialen Zustände fand Dunoyer nicht die Regierungen, denen er die Kraft dazu nicht zutraute, sondern die verschiedenen Arbeitsschichten des Volkes selbst berufen; und zwar durch Vervollkommnung der Landwirthschaft, der Gewerbe, Künste, Wissenschaften, der Politik und der Moral, durch allgemeine Nutzbarmachung dieser Verbesserungen und Eindringen der in denselben liegenden Ideen in das allgemeine Volksbewußtsein.

Die bisher erwähnten Nationalökonomen, lauter Engländer und Franzosen (Sismondi war französirter Italiener), hatten Alle ein einseitiges Princip zur Grundlage ihrer Untersuchungen und Behauptungen gewählt. Ihnen gegenüber traten nun, bereits seit Anfang unseres Jahrhunderts, deutsche Forscher auf, welche die verschiedensten nationalökonomischen Prinzipien untersuchten, und dann erst aus denselben herauslasen, was sie für das Beste erkannten. Diesen „Eklektikern", zu denen Heinrich Storch, Rau, Pölitz, Hermann und Andere gehörten, folgten aber auch solche Schriftsteller, welche eigene Wege einzuschlagen versuchten, und zwar zuerst Solche, welche im Geiste jener Periode der sogenannten Restauration, reaktionären Anschauungen huldigten. Die unbedeutenderen Leistungen von Schmalz und Arndt, welche sich als Nachfolger der Physiokraten (s. Bd. II. S. 71) bekannten, wurden in Vergessenheit gebracht durch Adam Müller, einen Freund des genial-lüderlichen Gentz, welcher in seinen „Vorlesungen über die Elemente der Staatskunst" (gehalten in Dresden 1808, herausgegeben 1809) die Lehre von Adam Smith bekämpfte. Er litt an dem Grundirrthum, daß die Verhältnisse einer frühern Zeit in einer spätern wiederhergestellt werden könnten; weil er seine Neigungen in der Feudalverfassung befriedigt fand, wünschte er dieselbe in unsere Zeit zu verpflanzen. Er glaubte, alle dem Mittelalter folgenden ökonomischen Systeme hätten anarchische Wirkungen gehabt; die Geltwirthschaft und das römische Recht hätten Religion und Individualität untergraben. Dem „physischen Kapital", welches bei Smith allein berücksichtigt sei, setzte Müller das „geistige Kapital" entgegen, welches durch das Gemeingut der Sprache vertreten sei, und bedauerte, daß die Zeit, in welcher die Geistlichkeit dasselbe verwaltet und für das Ganze (?) fruchtbar gemacht, einer solchen gewichen sei, in welcher die wissenschaftliche Thätigkeit zersplittert und „dem Nationalleben abwendig gemacht sei (!)." So falsch diese Behauptung, so berechtigt war dagegen Müller's Forderung, nicht einem abstrakten Kosmopolitismus, sondern den einzelnen National-Organismen in der politischen Ökonomie Rechnung zu tragen. Freilich liefen mit diesem Prinzipe manche Paradoxen unter, so z. B. daß England die „Stadt" Europa's sei, der Kontinent aber mehr vom „ländlichen" Standpunkte aus verwaltet werden müsse. Während er ferner behauptete, die germanische Weltanschauung zu vertreten, entfernte er sich doch von der der letztern zu Grunde

liegenden individuellen Freiheit so sehr, daß er dem Menschen jede Existenz und jede Thätigkeit absprach, die nicht durch den Staat begründet sei.

Der Nachfolger Müllers in einem mehr der neuern Zeit angepaßten Gewande war Friedrich List aus Reutlingen (1798—1846), im Leben ein Martyrer freisinniger politischer Grundsätze, welcher in seinem „nationalen System der politischen Ökonomie" an die Spitze seiner Ansichten die Furcht vor dem angeblichen Bestreben Englands stellte, alle Industrie und allen Handel, alle Schifffahrt und alle Kolonien der übrigen Völker an sich zu reißen und so aus der Erde ein „großes Indien" zu machen. Um dieser Gefahr zu entgehen, rettete sich List unter die Fittige des Protektionssystems. Gleich Smith hielt er zwar die Fabrikindustrie für den beinahe einzigen Weg, Werthe zu erzeugen; aber er wich von dem englischen Ökonomen ab, indem er statt der Tauschwerthe, nach welchen Jener den Nationalreichthum maß, den „Produktionskräften" als bereichernden Elementen Anerkennung zu verschaffen suchte. Die Hervorbringung derselben erklärte er als abhängig von der Blüte der Kunst und Wissenschaft, der öffentlichen Gesetze und Einrichtungen, der Religion, Moralität, Intelligenz, der Sicherheit der Personen und des Eigenthums, der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels, sowie der Freiheit und des Rechts im Allgemeinen. Bis durch diese Faktoren die Produktivkräfte gehörig ausgebildet sein würden, sei Zeit erforderlich, und während dieser Zeit verlangt List von dem Volke, daß es Opfer bringe, um dafür in einer spätern Zukunft durch Überfluß an Produktivkräften belohnt zu werden. All' dies aber hatte nur den Zweck, die Nothwendigkeit von Schutzzöllen zu begründen. Seine ganze Beweisführung, mit selbsterfundener Kulturgeschichte, ist nur ein Krieg gegen den freien Handel. Als letztes Ideal sieht er vor sich, daß — jede Nation Alles selbst producire, worauf dann die Schutzzölle wieder fallen sollten! So gelangt er zuletzt zu dem, was er eben vermeiden wollte, zur freien Konkurrenz! Wozu also die Periode der Schutzzölle mit ihren „Opfern"? Darauf ist List die Antwort schuldig geblieben. —

Die Reihe der Verfechter des Schutzzolles war indessen mit List noch nicht geschlossen. Es gehört zu ihnen auch einer der berühmtesten und fruchtbarsten Nationalökonomen unserer Zeit, L. Stein. Sein Stil ist jedoch, nach der Weise desjenigen der Hegel'schen Philosophie, so unklar und verworren, daß er nur mit Mühe verständlich wird. Stein hat ein ausführliches „System der Staatswirthschaft", ein kurzes „Lehrbuch der Volkswirthschaft", eine „Geschichte des französischen Socialismus und Kommunismus" u. s. w. geschrieben. Er betrachtet die Gesammtheit der Produktions- und Verkehrsverhältnisse eines Volkes gegenüber einem andern als ein großes Kapital. Wo nun dieses Kapital größer ist, als das anderer Völker, da wird es billigere Waaren liefern und dadurch den Markt der Nachbaren für sich zu gewinnen suchen. Darin erblickt Stein eine Konkurrenz zwischen dem eindringenden und dem einheimischen Kapital,

gegen welche das letztere, noch nicht ausgebildete, genöthigt sei, sich durch Erhöhung der Preise der fremden Waaren, also durch Zölle, zu schützen. Es ist dies der erste Grund, welcher Stein zur Vertheidigung der Schutzzölle bewegt; ein zweiter ist der Unterschied der beiden verkehrenden Länder an industrieller Geschicklichkeit und Erfahrung, ein dritter der Unterschied zwischen dem bereits durch Industrie amortisirten Kapital des einen und dem noch freien des andern Landes. Indessen sind die von Stein verfochtenen Schutzzölle immer noch geringe (zwölf bis fünfzehn Procent des Werthes der Waare).

Eine unbefangenere Stellung unter den neuesten Nationalökonomen nimmt Wilhelm Roscher ein, welcher kein alleinseligmachendes System der Volkswirthschaft aufstellt, sondern die Wissenschaft historisch untersucht, die Erfahrungen der Zeiten und Völker zusammenstellt und aus denselben wählt, was sich bewährt hat. So ist seine Methode namentlich für die Kulturgeschichte nutzbringend geworden.

Für den Freihandel trat Stein gegenüber Max Wirth in seinen „Grundzügen der National-Ökonomie“ auf. Nach seiner Ansicht „muß das Kapital desjenigen Landes, welches die Waaren des Auslandes theurer als ein anderes erhält, unter sonst gleichen Verhältnissen weniger sich vermehren, weil es mehr ausgibt, ohne dafür mehr einzunehmen.“ Der Preis-Zuschlag, den der Zoll bewirkt, sagt er, wird vom Käufer im Inlande bezahlt, welcher Letztere gerade um den Betrag des Zolles die Waaren des Auslandes theurer bezahlen muß, so daß das Inland gerade um so viel Kapital ärmer wird. „Die Eigenschaften des Bodens und Klima's, fährt er fort, machen in der Regel eine weit erheblichere Differenz in der Produktionsfähigkeit zweier Länder als das Kapital; die Gesetzgebung und Staatseinrichtungen tragen nicht minder dazu bei. Im Allgemeinen läßt sich zudem annehmen, daß das Kapital von dem einen Lande in das andere wandert, um Anlage zu suchen, wenn der Gewinn einen gewissen Grad erstiegen hat.“ Nicht dadurch wird ein an Kapital armes Land reicher, daß es mehr für die benöthigten Waaren ausgibt, sondern dadurch, daß es spart, d. h. die Waaren da kauft, wo sie am billigsten und besten sind, sei es auch im Auslande. Bezüglich des Unterschiedes an Geschicklichkeit und Erfahrung zwischen zwei Ländern sagt Wirth, dieselbe werde gerade durch die Konkurrenz am besten gehoben, „indem die Bewohner des ungeschicktern Landes fortwährend einen Sporn fühlen, der sie zur Nacheiferung treibt,“ wozu noch komme, daß der geringere Arbeitslohn einen Ersatz für den Mangel an Geschicklichkeit biete. Endlich zeigt er, daß das durch Industrieanlage amortisirte Kapital keinen Vortheil habe gegenüber demjenigen mit neuen Industrieanlagen, welche mit den besten Maschinen anfangen und daher billiger produciren können, als die schon länger bestehenden.

Während so um Schutzzölle und Freihandel gestritten wurde, griff die kommunistische Partei in den mit Geist und Gelehrsamkeit, aber sophistischer

Dialektik geschriebenen wissenschaftlichen Werken von Karl Marx (1859: zur Kritik der politischen Ökonomie und 1867: das Kapital) den Handel überhaupt als eine Prellerei und damit auch das Eigenthum als unberechtigt an. Das Genossenschaftswesen, wie es in England schon länger bestand und später durch Schulze (oben S. 132) in Deutschland eingeführt wurde, empfahl schon seit den ersten Zeiten des Jahrhunderts Victor Huber in mehreren Schriften mit konservativer Färbung. Letztere überwiegt auch in den volkswirthschaftlichen, aber die neue Gestalt einer „Naturgeschichte des Volkes" annehmenden Schriften von Wilhelm Riehl, dessen Ideal in der möglichsten Beibehaltung individueller, korporativer und architektonischer Eigenthümlichkeiten und in moralischer Hebung der Stände besteht.

Die französische Nationalökonomie der neuesten Zeit wurde fast ganz von den Socialisten und Kommunisten, welche wir bereits kennen (oben S. 109 ff.), in Beschlag genommen. Diese Agitatoren fanden indessen in Frédéric Bastiat (gestorben 1853) einen geistvollen Gegner, dessen Verdienste aber noch größer sind, soweit er als Verfechter des Freihandels auftrat. Das Letztere gilt auch von Michel Chevalier. — Überhaupt hat die Freihandelsidee große Fortschritte gemacht. Schon 1818 wurde zu ihrer Durchführung ein Centralverein in Hamburg gegründet, dem sich in Norddeutschland zahlreiche Zweigvereine anschlossen. In späterer Zeit entstand in Brüssel der internationale Wohlthätigkeitskongreß, welcher sich 1857 zu Frankfurt am Main versammelte, aber keine Resultate zu Tage förderte. Dagegen hat der 1858 gegründete Kongreß deutscher Volkswirthe Vieles zur Einführung der Gewerbefreiheit und der Associationen gewirkt, auch den Entwurf eines Finanz-Zolltarifs für den Zollverein ausgearbeitet.

In Amerika hat seit 1837 H. C. Carey ein neues System der „Volkswirthschaft und Socialwissenschaft" aufgestellt, das aber erst seit 1865 in Deutschland besser bekannt wurde. Carey trat gegen die Lehren von Malthus und Ricardo auf und wirkte auch in positiver Weise, auf naturwissenschaftlicher und kulturhistorischer Grundlage, indem er, in allen Dingen auf die Urzustände der Menschheit zurückweisend, namentlich die Lehre vom Werthe in neues Licht setzte. Sein Hauptgrundsatz ist: die Nützlichkeit sei das Maß der Macht des Menschen über die Natur, der Werth das Maß der Macht der Natur über den Menschen; die erstere wachse, der letztere falle mit der Kombination unter den Menschen; beide bewegen sich also in entgegengesetzten Richtungen und stehen deshalb immer im umgekehrten Verhältniß zu einander.

Vom Reichthum sagt Carey: er bestehe in der Kraft, über die immer unentgeltlichen Dienste der Natur zu verfügen. Die Herrschaft über die Natur wird durch die Association begründet. In der letztern muß Bewegung sein, welche den Werth der Lebensbedürfnisse vermindert und den

Werth des Menschen erhöht. In den Anfängen der Gesellschaft nun fehlte noch die Kraft, über die Dienste der Natur zu verfügen, und der Schwächere war daher dem Stärkern preisgegeben, wurde von ihm unterjocht und verkauft; mit dem Sklavenhandel begann der Handel, welchen Carey, gleich den Kommunisten, als eine verderbliche Macht betrachtet und stets dem Krieg an die Seite stellt, mit dem er das Streben theile, den Menschen als Werkzeug zu benützen. Er betrachtet es als Aufgabe der Association, den Verkehr zu vervielfältigen und dadurch den Handel und den Krieg überflüssig zu machen, worin er den wahren Fortschritt erblickt. Ein Land, das seine Rohprodukte ausführt, wird zuletzt dahin kommen, seine Menschen ausführen zu müssen, wie z. B. Irland, das seine Produkte an England abgegeben und nun nach Amerika auswandern müsse, weil es nichts mehr zu essen habe. Durch Krieg und Handel Hand in Hand habe Großbritannien auch Indien ausgebeutet, und so den Grundbesitz im eigenen Lande concentrirt, so daß statt der zweihunderttausend Grundbesitzer zu Adam Smith's Zeit jetzt es nur noch dreißigtausend Solche in England gebe. Carey sucht ferner darzulegen, daß „im natürlichen Verlaufe der menschlichen Angelegenheiten die Preise der rohen und der fabrizirten Lebensbedürfnisse sich zu nähern streben, indem die ersteren steigen, während die letzteren sinken, und die Geschwindigkeit der Veränderung mit jeder Vermehrung des Vorraths der Metalle zunimmt, die den Maßstab bilden, nach welchem die Preise bestimmt werden müssen." Das Geld ist nach ihm für die Gesellschaft, was die Nahrung für den einzelnen Menschen, — der Erzeuger der Bewegung. Daraus folgt aber, daß sie, gleich der Nahrung im Körper, verdaut und allmälig durch den Organismus getrieben werden müssen; wo dies nicht geschieht, sondern das edle Metall ausgeführt wird, ist ein der Ruhr oder Cholera analoger Zustand eingetreten. Daher ist Beständigkeit der Bewegung des Verkehrs das höchste Zeichen der Civilisation; denn dieselbe setzt Alle in Stand, Nachfrage nach ihren geistigen und körperlichen Kräften zu finden, und damit diese Beständigkeit erzeugt werde, ist die Manigfaltigkeit der Beschäftigungen die eine unerläßliche Vorbedingung. — Carey unterscheidet nun in dieser Beziehung zweierlei Systeme von Socialpolitik. In Indien, Irland, der Türkei, Portugal, Mittel- und Südamerika gebe es keine Nachfrage nach Arbeit, indem der Arbeiter der Sklave des Grundeigenthümers oder Pächters sei, während in Frankreich, sowie in Mittel-, Nord- und Osteuropa die Nachfrage nach Arbeitskraft stets zunehme. Das komme daher, daß jene Länder dem Vorbilde Englands folgen, wo der Grundsatz gelte, daß die Landwirthschaft der am wenigsten Gewinn bringende Beruf, der Handel aber der vortheilhafteste sei, die letztgenannten Länder aber dem Vorbilde Frankreichs und der Politik Colberts huldigen, welche die Landwirthschaft an die Spitze aller Berufszweige zu stellen und auf die Steigerung des Preises der Arbeit und des Bodens hinzuwirken suchte, und daher nach der Ausdehnung des Ver-

kehrs streben. Von den Vereinigten Staaten sagt Carey, daß sie zwischen beiden Systemen schwankten, mehr aber, namentlich die ehemaligen Sklavenstaaten, dem Handelssysteme zuneigten. Aus dieser Entgegenstellung, welche viel Gezwungenes und Unrichtiges hat, zieht nun Carey allerlei Schlüsse, die ihn zu gewagten Behauptungen und unter Anderm auch zu einer sehr schwach begründeten Hingebung an das Protektionssystem und zur Verurtheilung des Freihandels verleiten, was deutlich beweist, daß er im Ganzen, bei viel richtigen und gesunden Gedanken, von Einseitigkeit nicht frei ist. —

B. Staatswissenschaft.

Unsere Periode mit ihrer Reihe aufeinanderfolgender Revolutionen und Reaktionen mußte, dem Charakter dieser Schwankungen gemäß, eine Menge der verschiedensten politischen Systeme auch auf dem Felde der Literatur und Wissenschaft entstehen sehen. Die Geschichte der Staatswissenschaften vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit wird daher auch gewissermaßen alle politischen Schattirungen, welche während dieser Periode kämpften und herrschten, widerspiegeln.

Wir beginnen dieses Spiegelbild der neuesten Geschichte mit einem Manne, welcher gewissermaßen den fortschreitenden politischen Freisinn vertrat, wie er unter oder trotz allen jeweilen dominirenden Parteien unserer Zeit sich offenbarte, einen Freisinn, der sich von den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Zielen und Bestrebungen der Parteien frei hielt und selbstaufopfernd nur das Glück der Menschheit anstrebte. Es ist dies ein Mann, welcher das gesammte Gebiet der menschlichen Gesellschaft und ihrer ökonomischen, politischen und rechtlichen Verhältnisse in seinem Kopfe umfaßte und dennoch — sonderbarer Weise, — weder in der Geschichte der socialen Bestrebungen, noch in jener der Staats- oder Rechtswissenschaft jemals genannt wird, — wol weil man in Verlegenheit war, bei welcher von diesen Richtungen geistiger Thätigkeit man ihn unterbringen wollte. Es ist dies der englische Reformer Jeremias B e n t h a m, geboren 1747 zu London, wo er am 6. Juni 1832 starb. Als Nachkomme einer durchaus juristischen Familie wurde er ebenfalls diesem Berufe bestimmt, bezog schon mit dreizehn Jahren die Universität Oxford, wurde mit sechszehn Jahren Baccalaureus, mit zwanzig Magister und mit vierundzwanzig Advokat. Seine literarische Laufbahn begann er 1776 mit der Schrift a fragment on Government, mit welcher er bereits seine spätere Hauptthätigkeit, welche in der Vergleichung der Gesetze, in der Aufsuchung ihres Zusammenhangs, ihrer Vorzüge und ihrer Fehler bestand, andeutete. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, begab er sich, wie früher Montesquieu, auf Reisen und besuchte schon vor dem Ausbruche der französischen Revo-

lution in drei Malen den gesammten europäischen Kontinent. Die Frucht seiner Reisen war die Erkenntniß, daß die europäischen Rechtszustände den Forderungen der Vernunft nicht entsprächen; daher entschloß er sich, den Advokatenstand aufgebend, im Sinne einer durchgreifenden Reform der Gesetzgebung als Schriftsteller zu wirken, wobei ihm zu statten kam, daß ihm 1792 sein Vater ein bedeutendes Vermögen hinterließ. — Die parlamentarischen Versuche des aufgestandenen Frankreich bewogen ihn 1791 zu der Schrift Essay on political tactics, worin er nach den Erfahrungen Englands und nach den historischen Erinnerungen an die ehemaligen französischen Stände eine Anleitung zur Führung gesetzgebender Versammlungen lieferte. Nachher schrieb er für Emanzipation der Kolonien und über Armenwesen und erhielt das Bürgerrecht der französischen Republik. Nicht viel Neues brachten seine ausführlichen, zuerst 1802 durch den Genfer Dumont in französischer Sprache zu Paris erschienenen Traités de législation civile et pénale. Die neuen Strafgesetzbücher von Frankreich und Baiern erwähnten in ihren Einleitungen seiner mit Lob, — schlossen sich aber seinen Grundsätzen nicht an. Seit dem Sturze Napoleons wandte er sein besonderes Interesse Rußland zu, das ihm, als erst in den Anfängen der Civilisation begriffen, so recht zur Aufstellung und Heranbildung eines Musterstaates geschaffen schien, und er suchte den Kaiser Alexander zu einer Gesetzgebung nach seinen, Bentham's, Ideen zu bewegen, — fand aber mit diesen von Eitelkeit nicht freien Zumutungen keinen Anklang, und so auch nicht in der konstitutionellen Episode Spaniens (1821), wo seine freien Ansichten den Adel abstießen. Dagegen übte er durch seinen Rath, den zwei Welten beständig einholten, großen Einfluß auf die Gesetzgebung mehrerer Staaten der nordamerikanischen Union aus. In allen seinen Reformvorschlägen verfuhr er ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, sondern blos nach seinen eigenen Ansichten. Von mehr Sachkenntniß als seine Äußerungen über das englische Recht, das er fälschlich für kein Volksrecht, sondern für ein von oben aufgedrängtes erklärte, zeugen seine Vorschläge zur Reform der englischen Verfassung (1819), welche jedoch weiter gingen, als dies konservativste aller Länder sogar bis heute es je gebracht hat; denn er schlug ein (freilich sehr beschränktes) allgemeines Stimmrecht, jährlich neu gewählte Parlamente und geheime Wahlen vor. Lord Brougham sagt darüber: Bentham habe mehr mit Büchern als mit Menschen verkehrt. Großen Beifall fand 1827 sein Buch über den gerichtlichen Beweis, welches bewirkte, daß nach seinem Tode in England die Zeugnißfähigkeit der interessirten Personen in die Gesetzgebung aufgenommen wurde, was auch bezüglich mehrerer anderer seiner Vorschläge der Fall war, z. B. der Grafschaftsgerichte mit ihrer billigen und schnellen Justiz. Auf dem Felde der Nationalökonomie kämpfte er für den freien Handel, auf dem der Kirche gegen den Katechismuszwang. Nach der Julirevolution ermahnte er die Franzosen fruchtlos, die Pairskammer abzuschaffen, an ihrer Stelle keinen

Senat einzuführen und der Todesstrafe ein Ende zu machen. Sein letztes unvollendetes Werk war der Constitutional Code for the use of all nations, in welchem er die Gesetzgebung aller Länder nach einem geträumten Muster, einem „Neuen Jerusalem", wie er es nannte, zu modeln suchte.

Der Hauptgrundsatz, den Bentham in seinen Werken aufstellte, war derjenige der Nützlichkeit (Utilitarismus), ohne daß er jedoch über die Unsicherheit, an welcher dieser Begriff leidet, hinauskam. Um bis zum letzten Augenblicke dem Streben, sich nützlich zu machen, treu zu bleiben, vermachte er seinen Leichnam der Anatomie. Diese Richtung erhob ihn zum Abgotte der Revolutionäre, der Materialisten und sogar der Kommunisten seiner Zeit, welche Letzteren ihm zu Ehren 1829 zu Paris die Zeitung l'Utilitaire gründeten.

Eine eigentliche Schule hat Bentham nicht in's Leben gerufen; aber so verschroben und schwer verständlich auch die Sprache seiner Werke ist, erwarb er doch zahlreiche Anhänger, namentlich in seinem Vaterlande, wo Sir John Bowring der hervorragendste Apostel seiner Lehre wurde*). —

In Deutschland machte sich am Anfange unserer Periode bezüglich des Denkens über politische Einrichtungen durchweg die Lehre Kant's (Bd. II. S. 494) geltend; es erschienen in seinem Geiste eine Menge Lehrbücher des Naturrechts und des Vernunftrechts, welche möglichst wenig Rücksicht auf die Geschichte und auf die thatsächlichen Bedürfnisse der Völker nahmen, diese nach vorgefaßten Meinungen und unpraktischen Ideen zu beglücken wähnten und mitten unter dem Kanonendonner der napoleonischen Kriege für den „ewigen Frieden" des einsamen Königsberger Weisen schwärmten.

Der berühmteste Nachfolger Kant's war, wie in der Philosophie überhaupt, bei deren Besprechung wir ihn näher kennen lernen werden, so speziell auch in der Lehre vom Staate: Fichte. Er betrachtete alles Recht als reines Vernunftrecht und anerkannte vertragsmäßiges und geschriebenes Recht nur dann als Recht, wenn es auf die Vernunft gegründet sei. Aber er griff trotz seines Idealismus doch frisch und tief in das wirkliche Leben hinein, welches Kant fremd geblieben war. Im Jahre 1793 schrieb er (einunddreißigjährig) zwei kleine Bücher, in deren erstem er von den Fürsten Europa's die Denkfreiheit zurückforderte, welche sie früher unterdrückten, und sie ermahnte, sich von den Beförderern der Blindheit und Unwissenheit nicht zur Verhinderung der freien Forschung verleiten zu lassen, — während er in dem zweiten die Urtheile des Publikums über die französische Revolution zu berichtigen suchte. Er nahm sich darin Rousseau's an und vertheidigte die Vertragstheorie. Als Endzweck des

*) Oeuvres de J. Bentham, Jurisconsulte Anglais. Bruxelles 1829 bis 1834. — Art. Bentham im Staatslexikon und im Staatswörterbuch.

Staates sieht er „die Kultur zur Freiheit" an, und unter Freiheit versteht er das Recht, kein Gesetz anzuerkennen, als welches man sich selbst gab. Keine Staatsverfassung ist nach ihm unabänderlich; das Gesetz des Fortschrittes der Menschheit ändert sie alle mit der Zeit. Mit der Lehre, daß Jeder, dem der Staatsvertrag nicht mehr gefällt, aus demselben heraustreten kann, verficht er das Recht der Revolution. Er vertheidigt ferner die Menschenrechte, verwirft den Adel, lehrt die Trennung von Kirche und Staat, verlangt aber Einschreiten des Staates gegen gefährliche Tendenzen der Kirchen sowol als Einzelner.

Im Jahre 1796 erschien Fichte's Naturrecht. Er unterscheidet darin scharf zwischen Moral und Recht, welche er beide als gleich ursprünglich annimmt. Das Sittengesetz ist ihm das Gesetz der absoluten Übereinstimmung mit sich selbst, das Rechtsgesetz aber dasjenige der Beschränkung der eigenen Freiheit durch die Freiheit der übrigen Personen, mit denen der Einzelne in Verbindung kommt. Die Vertragstheorie im Staate wird aufrecht erhalten; der Zweck des Staates aber erscheint nur noch als die Sicherheit Aller, wobei sowol die Gesetzgebung, als die Regierung wegfielen und nur noch die Rechtspflege übrig bliebe. Die Demokratie wird als „unsicher" verworfen und die Monarchie oder Aristokratie empfohlen, aber mit Verantwortlichkeit des oder der Regenten. Neben dem Richteramte wird noch eine Aufsichtsbehörde (Ephorat) gefordert, welche berechtigt sein soll, den Rechtsgang aufzuheben und die Richter beim Volke anzuklagen, welches dann selbst zum Richter wird. Sind aber Richter und Ephoren gegen die Freiheit des Volkes verbunden, so hat letzteres das Recht zum Aufstande.

In einem Anhange zu seiner Rechtslehre, welche er 1800 unter dem Titel „der geschlossene Handelsstaat" herausgab, versuchte er die Abschließung des Verkehrs und der Arbeit in einem Staatswesen gegen alle anderen und die Übergabe alles Handels als Monopol an den Staat zu begründen. Diese an die Kommunisten und Schutzzöllner erinnernde seltsame Idee nahm er auch in sein 1812 erschienenes „System der Rechtslehre" auf, in welchem er erklärte, jedes Eigenthum gründe sich auf den Vertrag Aller mit Allen, Jedem das Seinige zu lassen unter der Bedingung, daß er arbeite. Daraus folge aber das Recht der Gesammtheit, die Arbeit eines Jeden zu beaufsichtigen und zu prüfen, damit im Staate weder ein Müssiggänger noch ein Armer lebe. Das war ganz die socialistische Garantie der Arbeit.

Zu einer höhern idealen Auffassung des Staates erhob sich Fichte in seiner 1813 vorgetragenen „Staatslehre". Nach derselben ist das Leben der Menschen nicht mehr Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke des Staates, welcher in der Freiheit besteht, und der Angriff auf die letztere verpflichtet zum Kampfe auf Leben und Tod. Er lehrte dies unter dem Eindrucke der napoleonischen Fremdherrschaft über Deutschland, gegen

welche er 1807 auf 1808 zu Berlin seine berühmten vaterlandsbegeisterten „Reden an die deutsche Nation" hielt. Er suchte seine gebeugten Landsleute aufzurichten durch Erinnerung an ihre gemeinsame Sprache, die ursprünglichste, lebendigste und kräftigste unter den Völkern, und den in derselben lebenden Geist. So war er der erste Prediger des damals in Vergessenheit gerathenen deutschen Nationalgeistes, der nachher so herrlich erwachte und leuchtete, bis ihn die Reaktion wieder in das Grab stieß! Um diesen Nationalgeist zu wecken und zu pflegen, verlangte Fichte eine Nationalerziehung, die er aber so antik-spartisch zu gestalten vorschlug, daß dabei alle individuelle Selbständigkeit verloren ging. Eine neue Bearbeitung seines Systems der Rechtslehre setzte an die Stelle der Zwangsarbeit Aller die Bildung Aller zur Freiheit, und an jene der Gewaltherrschaft die Forderung, daß der Beste herrschen und der Herrscher der Beste sein solle, d. h. derjenige, welcher das ewige Gesetz der Freiheit in Anwendung auf seine Zeit und sein Volk am Richtigsten verstehe. Wählen sollen ihn die — Lehrer, die allein „von Gottes Gnaden" seien. So war Fichte zum Vernunftreich, d. h. zum eigentlich aufgeklärten Staate vorangeschritten. —

Ähnlich den Bestrebungen Fichte's waren jene Wilhelms von Humboldt, dessen jüngern Bruder Alexander — (ein seltenes Brüderpaar!) — wir bereits als Deutschlands größten Naturforscher kennen. Geboren 1767 zu Potsdam, theilte er die aufgeklärte Erziehung seines Bruders, erwarb sich schon früh eine tüchtige Vielseitigkeit der Bildung und verkehrte gleich unbefangen mit Anhängern der Aufklärung und der Romantik, wie mit den Größen der klassischen Literatur. Während der französischen Revolution schrieb er seine Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Von der deutschen Liebe zur individuellen Freiheit ausgehend, betrachtete er den Staat nur „als ein nothwendiges Übel, welches im Interesse der persönlichen Freiheit auf enge Grenzen beschränkt werden müsse." Den wahren Zweck des Menschen fand er in der höchsten und „proportionirlichsten" Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen, und die erste Bedingung zu dieser Bildung in der Freiheit. Von dem einzelnen Menschen verlangte er stetes Ringen nach Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung. Den Zweck des Staates aber erblickte er, wie Fichte, lediglich in der Sorge für die Sicherheit der Bürger, während er jede solche für das Wohl derselben schädlich fand(!), weil sie „die natürlichen Kräfte und die Energie des Handelns schwäche, den Charakter erniedrige und die Eigenthümlichkeit der Individuen in eine widerwärtige Gleichförmigkeit hineinzwänge." Selbsthülfe und Selbstthätigkeit sollten Alles bewirken, was zum Wohle der Menschen gehörte. Was ihn abhielt, von der Hülfe des Staates etwas zu erwarten, war die damals allerdings blühende Bureaukratie, unter deren Herrschaft „das Personal der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu-

die Freiheit der Unterthanen aber abnahm." So sprach er auch für die Freiheit der Ehe, der Religion und der moralischen Verhältnisse von aller staatlichen Einmischung.

Später wandte sich Humboldt mehr der Sprachforschung und Literatur, als der Politik zu, bekleidete 1802 bis 1808 die preußische Gesandtschaft in Rom, wo die deutschen Gelehrten und Künstler in seinem Hause gastliche Aufnahme fanden, und wo sich seine Ansicht vom Staate durch die Erinnerungen an das Alterthum wesentlich veränderte. Im Jahre 1809 wirkte er als Kultusminister seines sich wieder aufraffenden Vaterlandes, und zwar im Geiste Pestalozzi's durch den Pädagogen Zeller, und beförderte die Stiftung der Universität Berlin (1810). Seit diesem Jahre Gesandter in Wien, betrieb er Österreichs Anschluß an den Bund gegen Napoleon und vertrat mit Hardenberg Preußen am Wiener Kongresse, wo diese beiden Diplomaten bei Ausbrütung der deutschen Bundesverfassung zu Gunsten Österreichs leider zu viel Schwäche verriethen und Stein's Plane verpfuschen ließen. Auch im Pariser Frieden gelang es dem die Bedeutung des Staates noch nicht Erfassenden keineswegs, für Preußen Das zu erlangen, worauf es nach seiner großherzigen Erhebung zu Deutschlands Freiheit hätte Anspruch erheben dürfen. Die Deutschland gebührende Grenze der Wasgen (statt der so verderblichen des Rheins) erreichte er nicht und mußte hinter seinem Rücken die Mißgeburt des heiligen Bundes entstehen lassen. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt mußte er mit Schmerz die Früchte seiner Schwäche reifen und 1817 als Staatsrath in Berlin die Reaktion triumfiren sehen, worauf er als Gesandter nach London floh. In der Illusion, bei dem damals wehenden Winde die liberalen Interessen mit den konservativen versöhnen zu können, spielte er seit 1819 wieder eine untergeordnete Rolle im preußischen Ministerium, wirkte aber umsonst für Einführung einer volksthümlichen Verfassung, für Reorganisation des Adels und für Erneuerung der Landgemeinden. Alles, was er wirkte, war fruchtlos, und gebrochen nahm er 1819 nach den Karlsbader Beschlüssen seine Entlassung. Er lebte von da an nur noch der Sprachforschung bis zu seinem Tode, welcher 1835 zu Berlin erfolgte.

Es war, als Humboldt aus dem öffentlichen Leben zurücktrat, in der That eine günstigere Zeit für dunkelmännische, volks- und freiheitfeindliche Politiker eingetreten, als für freisinnige und volksthümliche. Der schamloseste Vertreter einer so ekeln Zeit, nicht aus Überzeugung, sondern aus Selbstsucht und Ehrgeiz, war der berüchtigte Friedrich G e n t z, der Schüler und Übersetzer des britischen Politikers Edmund Burke (Bd. II. S. 492). Geboren 1764 zu Breslau, bildete er sich zum Rechtsgelehrten, wurde Kant's Schüler, geistreicher Schriftsteller, daneben aber frivoler Lebemann, ja sogar Wüstling, Spieler, Verschwender. Er begann seine literarische Laufbahn 1791 als eifriger und damals noch redlicher Gegner der französischen Revolution, gleich seinem Vorbilde Burke, — nicht vom mittel-

alterlich-feudalen Standpunkte, nicht von dem des Pfaffenthums, dem er wenigstens die Konversion nie zulieb that, nicht von dem der Legitimität von Gottes Gnaden, sondern, wie Pitt, von dem historisch-nationalen der Sitte, des Rechts und der Abneigung gegen rohe Gewalt. Ja er war damals noch so freisinnig, daß er den durch die Entdeckung Amerika's angebahnten Fortschritt pries und sich bei Friedrich Wilhelm III. kräftig für die Preßfreiheit verwendete. Wie die Revolution, so bekämpfte er auch konsequent deren Erben, Napoleon, als den Bedrücker Deutschlands, für welches Gentz damals noch feurige Liebe an den Tag legte, so daß er seinen frühern Freund und Gesinnungs- wie Kampfgenossen, den schweizer Historiker Johannes Müller (Bd. II. S. 595), als derselbe zum corsischen Despoten überlief, mit patriotisch-leidenschaftlichen Strafreden überschüttete. Aber seit 1802 diente Gentz in der österreichischen Staatskanzlei, und eine solche Stellung war auf die Dauer mit deutscher Gesinnung so wenig verträglich, als mit freisinniger. Wol war er Verfasser des beredten und feurigen österreichischen Kriegsmanifestes von 1809 und des schon diplomatisch gedrechselten von 1813; aber seit 1809 war er auch schon mehr Österreicher als Deutscher, und seit 1815 zeigte sich der frühere Freund der Preßfreiheit als ein vollständiger Sklave Metternich's und der Reaktion, als ein blinder Verehrer der Legitimität und Parteigänger der Volksunterdrückung, erfreute sich des Adels und vieler Orden, führte die Protokolle der völkermörderischen Kongresse von Wien, Paris, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona, und die österreichische Regierung bezahlte regelmäßig seine Schulden. Jetzt waren Überzeugung und Grundsätze bei ihm zu Grabe gegangen; er wußte, nach wie vor, daß die Zukunft dem Fortschritte gehöre, wußte, wie er selbst schrieb, daß er „unendlich alt und schlecht geworden"; aber er machte fort und predigte den Völkern die Knechtschaft, weil er von ihr lebte. An allen Schmachthaten der „Restauration" hatte er seinen Theil und vertheidigte alle durch Dick und Dünn mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer. Freilich wirkte er zu dieser Zeit auch für den Frieden; aber es war ein fauler Friede. Nachdem er in Folge der Julirevolution, von Gewissensbissen geweckt, begonnen, dem Konstitutionalismus wieder das Wort zu reden und sogar aus Haß gegen Rußland mit dem aufstehenden Polen zu sympathisiren, starb er am 9. Juni 1832.

Wie gesagt, war Gentz nicht bis zur Konversion geschritten, sondern Protestant geblieben; aber die Rückkehr zum Katholizismus lag gewissermaßen in der Luft (s. oben S. 203) und war in der That die wahre Konsequenz des Kampfes gegen allen Fortschritt und gegen jede Emancipation der Völker aus Verdummung und Bevormundung. Nur die katholische Kirche bot die vollständige Gewähr gegen alles selbständige Denken und gegen alle geistige Unbotmäßigkeit, — nur sie erschien als der wahre Damm gegen jede Revolution und gegen jede vom Lichte der Vernunft erleuchtete Literatur. Wir erwähnten bereits oben, welche hervorragende

Größen der Literatur diese Konsequenz einsahen und sich ihr beugten; im Gebiete der Staatswissenschaften waren es voran zwei Freunde von Gentz, welche so handelten, Karl Ludwig Haller und Adam Müller. Der Erstere, ein Enkel des uns aus dem zweiten Bande (S. 279, 296 und 563) bekannten Naturforschers und Dichters Albrecht und ein Sohn des Alterthumsforschers Emanuel, war 1768 zu Bern geboren und konnte die Abstammung von einem bevorrechteten Patriziate niemals verleugnen. Noch unter der alten Ordnung der Dinge mit Ämtern betraut, sah er dem Eindringen der revolutionären Ideen aus Frankreich in die Schweiz mit fruchtlosem Ärger zu; aber als er durch den Entwurf einer neuen Verfassung der Schweiz die Begehren der gedrückten „Unterthanenländer" zu beschwichtigen meinte, war die Eidgenossenschaft (1798) bereits nach französischer Schablone umgeformt*). In dem Kriege, welcher 1799 die Schweiz verheerte, folgte er dem österreichischen Heere, um überall, wo dieses siegte, und war es auch nur für einige Tage, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und sog dann in Wien vollends die systematische Verachtung aller Neuerungen ein. Nachdem durch Napoleon's „Mediation" die Patrizier wieder an das Ruder des Staates gekommen, kehrte er nach Bern zurück und lehrte an der Akademie die Staatswissenschaften. Noch während der napoleonischen Herrschaft sah er die kommende Restauration voraus, und von seinem Standpunkte aus war es vollkommen richtig, daß er das Bedürfniß fühlte, die praktische Wiederherstellung des Feudalwesens, wie er sie träumte, auch wissenschaftlich zu begründen. Er that dies in dem 1808 erschienenen „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde", welches er jedoch nach der Restauration, deren Namen gleichsam literarisch fixirend, zu dem sechsbändigen Werke „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt" (Winterthur 1816—1825), erweiterte. Während diese lange Jeremiade gegen den Fortschritt erschien, fand er es geboten, sein Rückwärtsschreiten durch die Konversion zu krönen, wurde erst heimlich zu Freiburg Katholik, mußte, als dies bekannt wurde, 1821 seine Ämter in Bern niederlegen, leitete von Paris aus die katholische Propaganda in der Schweiz, kehrte nach der Julirevolution dahin zurück, lebte unbeachtet zu Solothurn, während welcher Zeit er in zwei Flugschriften die harmlosen Freimaurer des Ummühlens von Kirche und Staat anklagte, und starb in hohem Alter 1854.

Seine „Restauration der Staatswissenschaft" ist in ihrem Grundcharakter eine Polemik gegen Rousseau's Vertragstheorie, und damit auch gegen die Volkssouveränetät und alle ihre Konsequenzen, die er in ihren ersten Begründungen seltsamer Weise auf Hobbes zurückführte, weil Dieser zuerst eine Übertragung der Regierungsrechte vom Volke an den Fürsten

*) S. des Verfassers Geschichte des Schweizervolkes Band III. S. 1 ff.

gelehrt, — freilich um dann Letztern zum absoluten Herrn zu machen. Er schloß seine historische Kritik des Vertragssystems mit Schilderung der allerdings dessen Nichtigkeit scharf beleuchtenden äußersten Konsequenz desselben, der französischen Revolution. Um seine Polemik durchzuführen, mußte Haller vor Allem eine eigene Ansicht über die Entstehung der Staaten aufstellen. Dieselbe geht von dem Satze aus, daß der Stand der Natur niemals aufgehört habe; in demselben hätten sich die geselligen Verhältnisse nach und nach von selbst gebildet, weil die Menschen einander nicht gänzlich entbehren können. In allen geselligen Verhältnissen aber bilde sich durch die Natur selbst eine Überordnung Mächtigerer über weniger Mächtige; schon in der Ehe herrsche der Mann über die Frau, in der Familie der Vater über die Kinder, der Herr über die Diener, in der Schule der Lehrer über die Schüler, im Heere der Anführer über die Gemeinen; sogar in den Republiken die Mehrheit über die Minderheit; der Kranke ordne sich dem Arzte, der Klient dem Anwalte unter. In roher Gestalt komme diese Herrschaft der Mächtigeren ja schon bei den Thieren vor. Die größere Macht unter den Menschen aber begründe sich durch Körperkraft, Geist, Reichthum, und unwillkürlich gehorchen die Einzelnen denen, deren Überlegenheit sie anerkennen müssen, was sich schon beim bloßen gesellschaftlichen Spiele deutlich zeige. Beginne die Macht des Mächtigen abzunehmen oder schwächer zu werden, so werde er zum Despoten oder Tyrannen, um sich mit Gewalt im Besitze derselben zu erhalten, worin dann ein Mißbrauch der Macht und eine Verletzung der Gesetze Gottes bestehe. Was nun die Mittel gegen den Mißbrauch der Gewalt betrifft, so erklärt Haller als solche: die Beobachtung und Einschärfung der natürlichen Pflichtgesetze, die Selbsthülfe in gerechten Sachen, die Anrufung der Hülfe Anderer und endlich die Flucht oder Auswanderung. Von allen übrigen Arten der Geselligkeit nun unterscheiden sich in alledem die Staaten nur dadurch, daß in letzteren der Besitzer der obersten Gewalt mächtiger und freier sei als irgend ein anderer Machtbesitzer, ja in der Regel nur — Gott über sich habe. Staaten seien daher nur die höchste Stufe natürlicher Dienst- und Gesellschafts- oder sogenannter Privatverhältnisse, und mithin weder Vertragsgenossenschaften noch Anstalten zur bloßen Sicherheit des Rechts. Einen besondern Zweck haben die Staaten nicht, indem jeder denkbare Zweck derselben auch ohne sie erfüllt werden könne; sie haben daher nur denselben Zweck, den andere gesellige Vereinigungen auch haben, nämlich denjenigen gemeinsamer Hülfe oder Sicherheit. Was nun die Art betrifft, wie Einzelne zur obersten Macht im Staate gelangt, so unterscheidet Haller Solche, welchen dies durch eigene Kraft und Anstrengung gelang, Solche, welche ihre Macht durch Verträge oder Schenkungen von früheren Besitzern erhielten, und Solche, welche von einem Höhern, der sie unterdrückte oder beleidigte, abfielen. Ausdrücklich erklärt dabei Haller einen Abfall nur d a n n als un-

gerecht, als Empörung oder Rebellion, wenn er ohne hinreichenden Grund und mit bloßer Gewalt unternommen wurde. Er verwirft mithin die Revolution im Prinzipe keineswegs. Endlich theilt er die Staaten ein in Fürstenthümer, in welchen ein Einzelner, und in Republiken, in welchen eine Korporation die höchste Macht besitzt. Die Fürstenthümer hinwieder theilt er in erb- und grundherrliche, militärische und geistliche, je nachdem sie durch die Autorität des Besitzthums, der Kraft oder der Weisheit entstanden seien. Welche von beiden Hauptklassen die bessere sei, hält Haller für eine überflüssige Frage; denn die Herrschenden werden stets ihre Staatsform für die beste halten, und den Untergebenen werde es nichts nützen, eine andere als die bestehende herbeizuwünschen; die beste überhaupt sei nur die bestverwaltete.

Dies ist Haller's System, das in unserer Zeit von den Legitimisten so sehr in den Himmel erhobene, wie von den Demokraten und von den Liberalen überhaupt in die Hölle verwünschte. Wir finden, es habe keine von beiden Parteien Ursache zu dieser Auffassung, die Legitimisten nicht, weil Haller ihren Königen von Gottes Gnaden keineswegs das Recht zuerkennt, mit dem Volke umzuspringen wie sie wollen, ja sogar den Aufstand gegen offenbaren Mißbrauch der Gewalt billigt, — und die Liberalen aus demselben Grunde nicht. — Darin, daß Haller die Vertragshypothese verwirft und die Staaten als natürlich gewordene auffaßt, gleich anderen geselligen Vereinen, hat er offenbar Recht. Es läßt sich historisch kein durch Vertrag entstandener Staat nachweisen, sondern nur Staatsverfassungen. Die Staaten an sich sind erweiterte Familien, Gemeinden und Stämme. Ferner hat Haller auch mit der Durchführung des Gedankens Recht, daß es von jeher und in allen Verhältnissen Über- und Untergeordnete gegeben hat und gibt, was ja selbst unsere vorgeschrittenen Referendum-Demokratieen nicht verleugnen können. Dagegen verkennt Haller, der ganz im Mittelalter stehen geblieben und die neuere Entwickelung der Menschheit nicht versteht, das Gesetz des Fortschrittes der Kultur, welches einerseits die Idee des Staates fortwährend erhöht und veredelt, ihn immer weiter von seiner Analogie mit engeren Vereinen entfernt und zu einer moralisch-politischen Erziehungsanstalt in höherm Sinne umwandelt, anderseits aber die Menschen an Bildung und Vermögen einander nach und nach nähert und die Ausübung roher Gewalt immer unmöglicher macht, woraus hervorgeht, daß Monarchen nach und nach nur noch mit und nach dem Willen des Volkes regieren können und daß sich in Republiken der Kreis der Regierenden immer weiter ziehen muß, — daher Haller's Fürsten und Korporationen auch ohne die Vertragstheorie bedeutenden und unvermeidlichen Modifikationen ihrer Herrschaft ausgesetzt sind. — Sein System überhaupt aber war zu nichts weniger geeignet als zu einer Aufrechthaltung, beziehungsweise Wiederherstellung legitimer oder patrizischer Regierungen, was doch sein Zweck war;

denn von der zwar falschen aber harmlosen Vertragstheorie hatten dieselben weit weniger zu fürchten, als von der öffentlichen Meinung und vom Fortschritte der Bildung, und er hat seiner Tendenz durch das von ihm zugegebene Recht der Selbsthülfe und des Abfalls selbst den Todesstoß versetzt (vergl. Rest. der Staatsw. Bd. II. S. 434). Freilich hat das einseitige Verranntsein in den angeblich blos privatrechtlichen Charakter des Staates den „Restaurator" nach und nach immer tiefer in das Reaktionssystem und endlich in dessen römische Quelle hineingestoßen, so daß er die vernünftigeren Grundlagen seines Systems am Ende vergaß, nur noch für jede Rückwärtserei schwärmte und die höchste Vollkommenheit des Staatslebens in den — Kirchen= und Priesterstaaten erblickte.

Weit tiefer als Haller erfaßte die Idee des Staates sein Zeit= und Gesinnungsgenosse Adam Heinrich Müller, geboren 1779 zu Berlin, der aber schon 1805 in Wien zur katholischen Kirche übertrat. Seine antediluvianischen volkswirthschaftlichen Ansichten lernten wir bereits (oben S. 390) kennen. Er kämpfte mit Gentz und Johannes Müller den Federkrieg gegen die Revolution und Napoleon, war 1815 mit den Verbündeten in Paris, später österreichischer Generalkonsul in Leipzig und geheimer Aufseher über die deutsche Literatur, arbeitete seit 1827 als Hofrath in der Staatskanzlei zu Wien und starb dort 1829, ohne also den Sturz der Restauration, den er stets befürchtete, zu erleben. Im Jahre 1809 erschienen seine „Elemente der Staatskunst". Darin verwahrte er sich dagegen, als ob der Staat eine Meierei, Fabrik, Handelsgesellschaft oder Versicherungsanstalt sei, und erklärte ihn als „die innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesammten physischen und geistigen Reichthums, des gesammten innern und äußern Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen." Der Mensch ist nach ihm „außerhalb des Staates nicht zu denken" und das ganze Naturrecht „eine Chimäre". Während also Haller den Naturzustand fortbestehen ließ, wollte sein politischer Zwillingsbruder gar nichts von demselben wissen. Müller wollte nicht den mittelalterlichen, in unendliche „Rechte und Freiheiten" zersplitterten, sondern einen alle menschlichen Thätigkeiten umfassenden Staat, dem er jedoch die feudalen Stände einzuimpfen suchte. Die einzelnen Organe des Staates verglich er unpassend mit den beiden Geschlechtern, so Parlament und Ministerium, Adel und Künstlerschaft u. s. w. Überhaupt spielt die Mystik eine große Rolle in seinen Schriften, er verwickelte sich mit ihr in die ärgsten Widersprüche, galt sogar bei Gentz als ein Neuerer, und war zuletzt nur noch in seinen hierarchischen und katholisirenden Tendenzen konsequent, so daß wir auf seine weiteren Äußerungen nicht hinzuweisen brauchen.

Waren Haller und Adam Müller Konvertiten vom Protestantismus zum Katholizismus, so war ihr Geistesbruder Josef Görres, den wir

bereits als Politiker (S. 24 und 25) und als Mystiker (S. 199 ff.) kennen lernten, ein Konvertit vom Liberalismus zur Reaktion, ohne daß er seine Konfession wechselte. Zu Koblenz 1775 geboren, war er, wie wir sahen, schon früh über die französische Revolution, der er erst feurig anhing, enttäuscht, und wirkte daher seit 1814 in seinem „Rheinischen Merkur" auf dem linken Rheinufer für deutsche Gesinnung, während er mit unerbittlichem Griffel die Übel, an welchen Deutschland krankte, an den Pranger stellte. Der Merkur wurde dafür von der preußischen Regierung unterdrückt. In der Flugschrift „Deutschland und die Revolution" geißelte er darauf während der finstern Zeit von 1819 die Unterdrückung des opferwilligen Volksgeistes durch die Kabinette und die lächerliche Demagogenfurcht und stellte eine Idealverfassung Deutschlands auf, welche auf demokratischer Grundlage der Gemeindefreiheit ruhte, sich nach und nach monarchisch zuspitzte und eine nach Ständen (Volk, Adel und Gelehrsamkeit) geordnete Volksvertretung aufstellte. Diese Schrift trug ihm auf Befehl des Königs die Festung ein. Im Jahre 1821 erweiterte er nichtsdestoweniger sein Gemälde auf ganz Europa, dem er wechselnde Reaktion und Revolution vorhersagte. Dabei begann er bereits, mit dem Katholizismus zu liebäugeln, noch mehr aber 1822 in der „heiligen Allianz", in welcher er so naiv war, von den damaligen berüchtigten Kongressen ein Zusammenwirken der Völker und Fürsten zu erwarten und ferner die Religion mit der Sonne (?), die Wissenschaft mit der Erde (!) und die Kunst mit — dem Monde verglich. Seit 1827 Professor in München, versank er immer tiefer in die römische Geistesnacht, eiferte gegen die gemischten Ehen und für den heiligen Rock von Trier und starb 1848 noch vor der Februar-Revolution.

Parallel mit den eben erwähnten deutschen Konvertiten und Apostaten wirkten in Frankreich drei ähnliche Ritter der Finsterniß: der Marquis von Bonald, der Graf de Maistre und der Priester Lamennais.

Bonald, geboren 1754, schrieb 1791 die Théorie du pouvoir politique et réligieux dans la société civile, worin er die Revolution sowol in ihren Grundsätzen, als in ihren Wirkungen angriff. Er vereinigte gewissermaßen die Ideen Haller's und Adam Müller's, indem er den Staat als Naturnothwendigkeit erklärte und den Menschen die Existenz außer ihm absprach. Die Religion, natürlich die katholische, stellte er als obersten Zweck des Staates hin. In einem größern Werke von drei Bänden, „Législation primitive", erklärte er den Staat als eine Dreieinigkeit der drei Personen: Macht, Minister und Unterthan. Die Macht, d. h. der Monarch vertritt die Stelle Gottes auf Erden, die öffentlichen Ämter sind in den Händen des Adels, das Volk darf gehorchen. Nachdem alle Ideale dieser menschlichen Ruine zusammengebrochen, starb Bonald 1840 in seinem einsamen Schlosse. Eifriger als er griff in das öffentliche Leben sein Freund und Geistesverwandter, der Savoiarde Josef de Maistre

ein (geb. 1754, gest. 1821). Die Revolution erklärte er als eine Strafe Gottes (1796: Considérations sur la France). Als sardinischer Gesandter in Petersburg schrieb er sein Buch Du Pape, das aber erst 1817 erschien. Darin predigte er die Unfehlbarkeit des Papstes, die über den Souveränetäten der Könige stehe, daher der Papst die Völker des Eides der Treue gegen den Staat entbinden dürfe, kurz, die servilste Glaubensnacht! Sein letztes Werk, die Soirées de St. Pétersbourg (1822), vertiefte sich in oft glänzende, aber an schwacher Beweisführung leidende theologische Untersuchungen und feierte den — Henker als geheiligten Träger der Gesellschaft, den Krieg als nothwendigen Zerstörer der sündigen Menschheit, den Aberglauben als Heilmittel gegen den empörerischen Menschenverstand und die Geistlichen als die „ächten Lenker der Staaten". In seinen Briefen verwendete er sich übrigens bei dem Kaiser von Rußland für die Unabhängigkeit Italiens von der österreichischen Zuchtruthe. —

Lamennais haben wir bereits (oben S. 119) als Socialisten kennen gelernt, und dort auch seine politischen Ansichten und seine der Görres'schen diametral entgegengesetzte Umwandlung zum Freunde des Fortschritts berührt.

Die reaktionären Politiker waren aber nicht die allein herrschenden zur Zeit der Restauration. Der Druck der Legitimität, Aristokratie und Hierarchie erzeugte wie immer das Gegentheil dessen, was er bezweckte, und unter der Ägide der nach und nach in Frankreich und mehreren deutschen Staaten entstehenden Verfassungen erhob sich eine Opposition, welche das Programm des spätern Liberalismus auf ihre Fahne schrieb, die sie immer rückhaltloser entfaltete.

In Frankreich stand an der Spitze dieser Richtung Benjamin Constant, geboren zu Lausanne in der französischen Schweiz 1767, als Abkömmling einer Hugenottenfamilie. In Frankreich, Schottland und Deutschland erzogen, wurde er unter dem Konsulate Mitglied des Tribunates, das er aber, weil er wagte gegen den Mächtigen aufzutreten, 1801, wie bald darauf mit seiner Freundin Frau von Staël auch Frankreich verlassen mußte. Die Zeit des Kaiserreichs verlebte er in Deutschland, wo er mit einer Fürstin Hardenberg vermält war, und schrieb 1813 gegen die Eroberungspolitik Napoleon's sein Buch De l'esprit de conquête et de l'usurpation. Im nächsten Jahre folgte seine Esquisse de Constitution, mit welcher er auf die Charte Ludwig's XVIII. einwirkte. Während der hundert Tage fiel er von seinen Grundsätzen ab und wurde Napoleon's Staatsrath; von den Bourbonen amnestirt, trat er in deren Deputirtenkammer und schlug sich zur Opposition. Die Julirevolution aber erschreckte ihn und er starb bald darauf, als Staatsrath des Bürgerkönigs, Ende 1830.

Constant vertrat in seinen Werken und Reden die Ideen des liberalen Königthums und der Humanität. Neu sind seine Gedanken gerade nicht. In dem Staate sah er lediglich eine große Maschine, welche durch ver-

schiedene Kräfte oder Gewalten (pouvoirs) getrieben, die gemeinsame Freiheit und Wohlfahrt der Menschen beförderе. Über die drei schon vorher geläufigen Gewalten, die er mit Rädern der Maschine verglich, setzte er noch, zur Vermittlung und Regulirung derselben, zur Erhaltung des Gleichgewichts und zur Beseitigung von Störungen zwischen ihnen, das pouvoir royal. Dasselbe soll, nach englischem Muster, Gefahren im Schooße der gesetzgebenden Gewalt durch Auflösung des Parlaments, solche unter den Trägern der Vollziehung durch Entlassung der Minister, allzu große Strenge der Gerichte durch die Gnade regeln. So glaubte er der Trennung sowol, als der Einheit der drei Gewalten gerecht geworden zu sein. Im Übrigen verfocht Constant feurig die individuelle Freiheit, besonders die religiöse, dann die der Presse und die der Gemeinden, die er in Frankreich zu verlangen wagte.

In Deutschland war Karl von Rotteck (eigentlich Rodecker) der erste Führer der liberalen Partei. Geboren 1775 zu Freiburg im Breisgau, wandte er sich von der Rechtswissenschaft, der er sich widmen sollte, zur Philosophie und wurde 1798 Professor der Geschichte, als welcher er seine später zu erwähnende Weltgeschichte schrieb, vertauschte jedoch 1818 seinen Lehrstuhl mit jenem der Staatswissenschaften. In dieser Stellung, und in der öfter bekleideten eines badischen Landtagsabgeordneten, erst der Universität, dann seit 1831 des Volkes, wie in seinem Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften und in dem berühmten, mit Welcker herausgegebenen Staatslexikon, bekämpfte er kräftig die Reaktion und focht für die Prinzipien vernünftigen Rechts und entschiedenen Fortschritts. So vereinzelt er zuerst lange stand, so großen Anhang und Beifall erwarb er sich seit der Julirevolution und dem Durchdringen seiner Ansichten in ganz Deutschland, als dessen erster liberaler Vorkämpfer er bald anerkannt war. Durch die Reaktion gegen Mitte der dreißiger Jahre in seinem Einflusse geschwächt, starb er 1840.

In seiner Vernunftrechtslehre bekannte sich Rotteck als Schüler Kant's. Das Recht war ihm die Regel, welche die Freiheit der Einen und der Anderen in Übereinstimmung erhielt und einen Widerstreit zwischen beiden verhinderte. Vom Rechte schied er streng die Moral, welche sich nach seiner Auffassung blos auf die Harmonie des Menschen mit sich selbst beziehe. In der Rechtslehre brachte er nur Rechte, in der Moral nur Pflichten unter. Das positive Recht gehe, lehrte er, nur aus der Schwäche oder Schlechtigkeit der Menschen hervor, das historische Recht aus der Anwendung von Gewalt und List. Zur Einführung des Vernunftrechts an der Stelle des positiven und historischen Rechts erachtete er die Revolution als den geeignetsten Weg, ging daher über den Liberalismus hinaus zum Radikalismus über. An der Vertragstheorie hielt er fest. Zweck des Staates war ihm: Handhabung des Rechtsgesetzes, Sicherheit gegen Angriffe und Erstrebung allgemeiner offenbarer Lebenszwecke. Einen Ver-

fassungsvertrag nahm er so wenig an als einen Unterwerfungsvertrag. Der Wille Aller schaffe die Gesellschaft, der Gesammtwille regiere sie; jener sei ein Vertrag, dieser ein Gesetz. Organ des Gesammtwillens sei der Wille der Mehrheit. Nur die Verfassung sei rechtlich, welche die Herrschaft des allgemeinen Willens herstelle, daher nur die Demokratie; in der Anwendung aber anerkennt er jede beschränkte oder konstitutionelle Staatsform als „Republik“; nur eine solche sei gerecht und gut. Ihr setzte er einerseits die Despotie, anderseits die Anarchie gegenüber. In der konstitutionellen Monarchie sah er eine Theilung der Macht zwischen Regierung und Volk verwirklicht, nicht aber eine Vereinigung aller Staatsgewalt im Monarchen. Die Stände faßte er als Vertretung des gesammten Volkes, auch der Unmündigen, auf und anerkannte sie nur als wahre Volksvertretung, wenn sie mit dem Volke einig gehen. Der Gewalten des Staates kannte er nur zwei, die gesetzgebende und die verwaltende, von welch' letzterer auch die Gerichte ein Zweig seien.

Rotteck's Mitarbeiter und Mitkämpfer Karl Theodor Welcker war 1790 geboren, gerieth 1819 zu Bonn in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, verlangte 1830 vom Bundestage (!) „vollkommene und ganze Freiheit“, kämpfte in der badischen Kammer, wurde 1833 in seiner Professur zu Freiburg eingestellt, war 1848 badischer Bundestagsgesandter, Parlamentsmitglied und eine der Spitzen der konstitutionellen Partei in Frankfurt und zog sich später aus dem öffentlichen Leben zurück. Anders als Rotteck, nämlich nicht so feindlich, verhielt er sich gegen das historische Recht. Für den Menschen gibt es nach seiner Schrift von 1814 (die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe) drei Gesetze: der Sinnlichkeit, des Glaubens und der Vernunft, welche ihre Verwirklichung in der Despotie, in der Theokratie und in Rechtsstaaten finden. Den Zweck des Staates sieht er in der „möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller, durch und in der objektiven Rechtsform.“ Später (1829) erklärt er den Staat als die höchste moralisch-persönliche „lebendige, einheitliche Gesellschaft“. Bezüglich seiner Entstehung nahm er ebenfalls einen Vertrag an, aber nur „als freie Willensübereinstimmung in Anerkennung der Nothwendigkeit einer bestimmten Rechts- und Staatsordnung.“ Der Staat beruhe, sagt er, auf einem Zusammen- und Wechselwirken der Natur, der Freiheit und der Geschichte. Die Souveränetät steht nach ihm der ganzen Nation zu, welche auch über die Regierungsform zu entscheiden habe. Er ist geneigt, einem Staate, in welchem sich monarchische, aristokratische und demokratische Elemente vereinigen, den Vorzug zu geben.

Der liberalen Schule, welche Rousseau's und Kant's Vertragslehre fortbaute, stand die neuere philosophische Schule gegenüber, welche Schelling und Hegel auf der Grundlage der Identität konstruirten und welche in ihrem Totalzusammenhange uns später beschäftigen wird.

Schelling gab sich wenig mit dem Staate ab, ließ aber merken, daß er ihm einen ziemlich theokratischen Charakter zuschrieb, nämlich den eines „Kunstwerkes der Weltseele“, wobei freilich zu erinnern ist, daß die Identitätslehre die Weltseele, ihren Gott, erst im Menschen zu vollem Selbstbewußtsein kommen ließ. Hegel, der preußische „Staatsphilosoph“, brachte seine Ideen über den Staat erst 1821 in seinen zu Berlin erschienenen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ in ein System, an dessen Spitze gleichsam er den viel nachgesprochenen und selten verstandenen Satz stellte: was vernünftig ist, das ist wirklich und was wirklich ist, das ist vernünftig. Es braucht wol kaum erinnert zu werden, daß hier unter dem Wirklichen nicht das konkret hie und da wirklich Bestehende, sondern das zur Wirklichkeit Berechtigte zu verstehen ist, wenn der Satz überhaupt Sinn haben soll. Ihn als eine Glorifizirung der Reaktion auszugeben ist einfach lächerlich; denn auch die Revolution war ja wiederholt „wirklich“. Wir können die ganze Entwickelung des Staatsbegriffes bei Hegel hier nicht geben, ohne sein System zu zerreißen, das wir später vollständig darlegen werden, und erwähnen daher hier nur, daß Hegel den Staat als einen Organismus auffaßte, der sich zur Wirklichkeit der Vernunft selbst entwickeln müsse. Trotz des damals in Preußen herrschenden Absolutismus hatte er den Mut, die konstitutionelle Monarchie als die wahre Staatsform, als die vernünftige Mitte zwischen der absoluten Monarchie und der absoluten Republik zu erklären. Nicht einmal die Volkssouveränetät verwarf er, falls sie nicht der Souveränetät des Monarchen entgegentrete. Er unterschied drei Gewalten: die fürstliche, als individuelle Erscheinung des Staates, die regierende, deren Mitglieder, die Beamten, den Mittelstand vertreten, und die gesetzgebende, in welcher das Volk als Allgemeinheit seinen Ausdruck findet. Auf das Volk war indessen Hegel nicht gut zu sprechen und bezeichnete es als den Theil des Staates, der nicht wisse was er wolle! Es ist dies bereits ein Zeichen seiner mit dem Alter zunehmenden Erstarrung in seinen stereotypen Dreisätzen, deren Erschütterung er von jeder Volksbewegung fürchtete, während er sie als das unantastbare Heiligthum der vollkommensten Weisheit pries.

Eine andere Gegnerin der Vertragstheorie war die historische Rechtsschule. Wie die Liberalen ihre Staatsidee aus der französischen Revolution, die Philosophen aus der eigenen Reflexion, so schöpften die historischen Juristen die ihrige aus den Thatsachen der Geschichte. Ihr Führer Friedrich Karl von Savigny, geboren 1779 zu Frankfurt am Main, 1810—1842 Professor in Berlin, gestorben 1861, war mehr Jurist als Politiker. Er wollte (1814) das Recht nicht mehr aus abstrakten Vernunftsätzen, sondern aus bestimmten Volkseigenthümlichkeiten herleiten, in welchen die historische Schule das organische Wachsthum des Volkes beobachtete. Das Volk in seiner organischen Entwickelung ließ Savigny zum Staate erwachsen, und in demselben seine „organische Er-

scheinung" finden und ein „beseeltes Gesammtwesen" bilden. — Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, geboren 1785 zu Wismar, 1813 Professor in Kiel, 1829 in Göttingen, 1837, nach seiner Vertreibung mit sechs charakterfesten Collegen, in Jena, 1842 in Bonn, 1848 Führer der konstitutionellen Partei zu Frankfurt, gestorben 1860, betrachtet in seinem Werke „die Politik" den Staat als eine „ursprüngliche Ordnung", als eine Fortbildung der Familie, als eine vollendetere Form denn jene des Volkes schlechthin, aber auch als die bloße Vorbereitung zu einem höhern und weitern Werke der Menschheit am Ende der Geschichte. Der Staat darf nach ihm nicht anders beurtheilt werden, als nach Ort und Zeit seines Bestehens. Als die Stütze des Staates betrachtet er den Mittelstand, welcher mit der Zeit das Wissen der Geistlichkeit und den Reichthum des Adels in sich aufgenommen, und als seine vollendetste Form die konstitutionelle Monarchie, welcher die Macht der Geschichte Bahn gebrochen habe. Ganz im Geiste Dahlmanns folgte ihm später Georg Waitz, der geschätzte Geschichtforscher, in seinen „Grundzügen der Politik" (1862); er hält das Repräsentativsystem für selbstverständlich und theilt die Staatsform nach dem Verhältniß des Volkes zur Gewalt ein in Republiken, Theokratien und Monarchien, von denen jede wieder monarchisch, aristokratisch oder demokratisch organisirt sein könne.

Es fehlte nicht an staatsphilosophischen Schriftstellern, welche zwischen der reaktionären, der liberalen, der philosophischen und der historischen Schule zu vermitteln suchen. Solche waren z. B. die beiden preußischen Minister Ancillon und Radowitz, welche der Politik eine romantische Färbung zu geben suchten und mit dem Mittelalter liebängelten, ohne indessen sich der modernen Entwickelung der Staatsidee zu verschließen. Friedrich Ancillon (geboren 1766, gestorben 1837 zu Berlin) hoffte, daß es „den Regierungen" gelingen werde, ein Zeitalter herbeizuführen, in welchem die Vernunft, die Freiheit und die Religion gemeinsam herrschen. Während er am Protestantismus festhielt, wandte sich Josef Maria von Radowitz (1797—1853) dem extremsten Römlingsthum zu und war bekanntlich Führer der äußersten Rechten in Frankfurt, wo seine gewaltige Rednergabe imponirte. Radowitz strebte nach einer ständischen Verfassung, welche weder dem Beamtenthum, noch den Volksrepräsentanten die Regierung überlasse. Auf eine ganz andere Art suchte Karl Salomo Zachariä (geboren 1769 zu Meißen, gestorben 1843 als Professor zu Heidelberg) in seinen vierzig Büchern vom Staate (1820 ff.) zu vermitteln. Er leitete den Staat aus einer Rechtspflicht, aus dem Rechtsgesetze ab, gab aber zu, daß der Einzelne die Willkür habe, einen Staat zu verlassen, dem er nicht länger angehören wolle. Die „Machtvollkommenheit", welche dem Herrscher zukommt, umfaßt nach ihm jedes überhaupt mögliche Recht und ist untheilbar, daher die Monarchie die vollkommenste Staatsform. Zachariä's Staatsherrscher ist Herr des Landes und Volkes und der

Nationalkraft und Eigenthümer des Nationalvermögens! Ja er ist allgegenwärtig und ewig! So geräth er zu einer unsinnigen Vergötterung des Monarchen. Trotzdem vertheidigt er wieder die Selbstverwaltung der Regierten, und überläßt der Volksvertretung die ganze Gesetzgebung, bei welcher der Fürst blos ein Veto auszuüben habe. Verletzend ist, daß er den Volksvertretern gestattet, sich bestechen zu lassen und den Wählern falsche Vorspiegelungen zu machen. Er untersuchte auch das Verhalten der verschiedenen Menschenracen in Bezug auf die Politik. Ähnlich in vielen Beziehungen mit Zachariä's Werk sind Friedrich Schmitthenner's (in Gießen) zwölf Bücher vom Staate (1839—43). Auch der Theolog Friedrich Schleiermacher (1768 in Breslau geboren, 1834 in Berlin gestorben) gehörte unter die vermittelnden Politiker; er beschäftigte sich wesentlich mit genetischer Erklärung der verschiedenen Staatsformen bei den verschiedenen Völkern, und sah in der von ihm herausgebrachten Reihenfolge der Geltung von Demokratie, Aristokratie und Monarchie ein „gesteigertes Staatsbewußtsein."

Mehr kritisch, als selbständig untersuchend verhält sich in seinen zahlreichen politischen Schriften Robert von Mohl (geboren 1799), welcher den modernen Staat als Rechtsstaat den älteren Formen entgegenstellt. Vergleichend verhält sich Heinrich Leo (geboren 1799, Professor in Halle), der reaktionäre Geschichtschreiber Italiens, auch Verfasser einer Universalgeschichte. Er gerieth aber dabei in einen Eifer für Absolutismus und Orthodoxie, der ihn als einen Anachronismus an die Seite Hallers und Adam Müllers zu stellen geeignet ist. Doch kann ihm neben seinen oft fast wahnwitzigen Behauptungen, sogar zu Gunsten der Sklaverei und fürstlicher Unsittlichkeiten, Kraft und Geist nicht abgesprochen werden. Neben ihm als Gegenstück steht der getaufte Jude Friedrich Julius Stahl (geboren 1802 zu München, gestorben 1861 zu Berlin), mit seiner Philosophie des Rechts (1830 ff.), in welcher er, ein Schüler Savigny's und Schellings, das Naturrecht und den Rationalismus bekämpft und das freche Schlagwort einer „Umkehr der Wissenschaft" der Welt in's Gesicht wirft. Seine Staatslehre ist ganz auf Theologie gegründet und sein Ideal die Theokratie, d. h. Pfaffenherrschaft und die Demut, d. h. Unterdrückung des Volkes, das er, ächt jüdisch, dem „Fluch der Arbeit" überantwortet und dazu verdammt, auch einen dummen oder schlechten Fürsten mit „Geduld" zu ertragen. Wir werden uns daher, da wir den Fortschritt und nicht die Umkehr der Wissenschaft beschreiben, mit diesem alttestamentlichen Quark nicht weiter beschäftigen. Ihm gesellen wir auch das päpstlich-ultramontane Staatsrecht des Professors Ferdinand Walter in Bonn (1863) bei. Obwol diese Herren so gütig sind, auf vollständige Wiederherstellung des Mittelalters zu verzichten und nur die neue Zeit, wie sie einmal ist, möglichst verpfaffen wollen, gehören ihre Arbeiten nur zu den Verirrungen der Wissenschaft. — Neuere dem Fort-

schritte zugewendete politische Schriftsteller in Deutschland sind: Rudolf Gneist, der besonders die englische Verfassung (1857 ff.) zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte, Konstantin Frantz, der die politischen Verhältnisse auf der physiologischen Grundlage der betreffenden Völker würdigte (1857), J. C. Bluntschli, welcher in zahlreichen trefflichen Werken die Verbindung des schweizerisch-republikanischen und deutsch-konstitutionellen Geistes darstellt, und mit Brater das „Staatswörterbuch" herausgab, in England John Stuart Mill, Verfasser des gründlichen und kräftigen Buches über die politische Freiheit, in Frankreich Alexis de Tocqueville (1805—58), dessen tiefe und edel gedachte Untersuchungen die Verfassung der amerikanischen Union und die Genesis der französischen Revolutionen betrafen, und der damit seinen Landsleuten einen treffenden, aber unbeachteten Spiegel vorhielt, in Ungarn der Baron Josef Eötvös mit seinem tiefsinnigen, aber pessimistischen Werk über den Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat (1854).

C. Rechtswissenschaft.

Wir haben die Geschichte der Rechtswissenschaft, soweit sie nicht das Staatsrecht betrifft, im ersten Bande (S. 306—316) verlassen, indem die Periode unseres zweiten Bandes auf diesem Gebiete eine höchst schwache Ausbeute gewährte. Das römische Recht, dessen Eindringen in Deutschland wir damals betrachteten, hatte seit dem siebenzehnten Jahrhundert mit einer wissenschaftlichen Opposition zu kämpfen, welche theilweise durch die nach und nach sich entwickelnde Kenntniß des deutschen Rechts, theilweise durch die Pflege des Naturrechtes (Bd. II. S. 413 ff.) genährt wurde. Früchte trug diese Opposition für das öffentliche Leben jedoch erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In der Provinz Preußen war zwar ein das Privat- und Strafrecht und den Proceß beider umfassendes Landrecht 1721 entstanden und in Baiern hatte Kurfürst Maximilian III. durch den Vicekanzler Kreitmayr den Codex Maximilianeus Bavaricus civilis bearbeiten und 1756 veröffentlichen lassen, worüber der Verfasser fünf Foliobände mit Anmerkungen füllte, welche nach seiner Ansicht sich zu dem Codex verhalten sollten wie die Pandekten zu den Institutionen. Aber die erwähnten beiden Arbeiten trugen mehr den Charakter von Lehrbüchern, als von eigentlichen Gesetzbüchern.

Es bildete daher einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Gesetzgebung, als das erste formell ganz selbständige Gesetzbuch erschien, das preußische Landrecht nämlich. Es war ein Bruch mit der juristischen Vergangenheit, wie die Größe Preußens überhaupt ein solcher mit den alten Reichszuständen war. Friedrich Wilhelm I. beauftragte 1738 seinen Staatsminister Samuel Cocceji, den Verfasser des oben genannten Landrechts der Provinz Preußen, mit Abfassung eines „bestän-

digen und ewigen Landrechtes" für die gesammte Monarchie. Friedrich der Große erneuerte den Auftrag. Cocceji ging dabei von der Überzeugung aus, daß das römische Recht mit dem natürlichen Rechte übereinstimme und stand dem deutschen Rechte als einem „imaginären" feindlich gegenüber. So entstand das Projekt eines Corporis juris Fridericiani (1749 und 51). Während des siebenjährigen Krieges ruhte die Arbeit. Erst 1780 stellten zwei Cabinetsbefehle die Grundsätze auf, nach welchen die Gesetzbuchsreform stattzufinden habe. Es sollten dabei das römische Recht, das Naturrecht und die bestehende Verfassung maßgebend sein. Daraufhin bearbeitete eine Kommission unter dem Großkanzler Carmer den Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten, welcher seit 1784 veröffentlicht wurde. Das Publikum wurde öffentlich, die Behörden und mehrere Gelehrte besonders zu Begutachtungen aufgefordert, sogar Preise für die besten Beurtheilungen ausgesetzt. Eine nach Berücksichtigung der eingelangten Beurtheilungen vorgenommene Umarbeitung wurde endlich 1794 unter dem Titel eines „Allgemeinen Landrechtes für die preußischen Staaten" veröffentlicht. Den größten Antheil an den Redaktionen und Umarbeitungen hatte der Justizrath Suarez. Im Allgemeinen nimmt das preußische Landrecht zu viel Rücksicht auf allgemeine Billigkeit, auf „Treu und Glauben", und dafür zu wenig auf die wissenschaftliche Entwickelung des Rechtes, daher auch die Systematik desselben als eine unglückliche erscheint. Sein Verdienst ist es hingegen, eine deutsche Gesetzessprache zuerst eingeführt zu haben. Außer dem allgemeinen Privatrechte enthält es auch das Lehn=, Handels- und Bergrecht, ja sogar viele Theile des öffentlichen Rechtes, z. B. das Strafrecht. Eine Revision des preußischen Landrechts, an welcher sich besonders Savigny betheiligte, führte bisher blos zu einem Entwurfe.

In Österreich setzte 1753 Maria Theresia eine Kommission ein, um ihren Staaten ein „sicheres gleiches Recht und eine gleichförmige Verfahrungsart" zu geben. Es wurden Entwürfe, namentlich durch Professor Apponi in Prag, ausgearbeitet, bis 1767 ein Entwurf des Ganzen in acht Foliobänden vorlag, dem aber die Kaiserin die Genehmigung versagte. Den von ihr verlangten Auszug erlebte sie nicht mehr; aber 1787 wurde der erste Theil, das Personenrecht, als „Josephinisches Gesetz" bekannt gemacht. Kaiser Leopold nahm jedoch die Arbeit nochmals von vorn in die Hand, und so entstand nach manigfachen Arbeiten und Entwürfen 1811 das „allgemeine bürgerliche Gesetzbuch". Dasselbe wurde kein subsidiäres Recht, wie das preußische Landrecht; denn es ließ die Provinzialrechte nicht neben sich gelten und das Gewohnheitsrecht nirgends aufkommen. Auch litt es immer noch an dem unvollkommenen Zustande der damaligen Rechtswissenschaft.

Neben dem preußischen und österreichischen Rechte wurde im ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, in Folge der napoleonischen Kriege, das

französische Recht das verbreitetste in Deutschland. Aus dem im ersten Bande erwähnten Wirrwarr einer Menge von Partikularrechten Frankreichs suchte sich zuerst die konstituirende Versammlung 1791 durch den Beschluß der Abfassung eines gemeinsamen Gesetzbuchs für das gesammte Reich zu retten. Der Nationalkonvent setzte 1793 eine Kommission nieder, welche vorzüglich die Werke des französischen Juristen Pothier benützte und durch Cambacérès den Bericht über ihren Entwurf erstatten ließ, der aber dem Konvente noch zu wenig radikal erschien. Der erste Konsul beauftragte vier Rechtsgelehrte von Neuem mit der Arbeit, die in vier Monaten beendigt war. Sie unterlag jedoch in den verschiedenen Behörden manchen Veränderungen, und das Werk erschien endlich 1804 als Code Civil des Français, welcher Titel 1807 in „Code Napoléon“ umgewandelt wurde. Dieser Code, welcher aus einer Einleitung und drei Büchern besteht, schloß die fernere Geltung des römischen Rechtes und der französischen Gewohnheitsrechte und Ordonnanzen aus. Die Sprache desselben ist klar und genau und die Aufhebung alter Standesunterschiede durch Einführung der Rechtsgleichheit ein Vorzug des Gesetzbuches; die Behandlung seiner Materie aber erscheint als unwissenschaftlich. Nachdem der Code in den meisten Rheinbundsstaaten eingeführt war, blieb er nach Auflösung der napoleonischen Ordnung der Dinge nur noch auf dem linken Rheinufer in Kraft und fand nachher mit wenig Abänderungen noch im Großherzogthum Baden Eingang.

Nach den deutschen Befreiungskriegen verlangte Thibaut ein allgemeines deutsches bürgerliches Recht; Savigny aber suchte nachzuweisen, daß die Zeit dazu nicht reif sei und sprach sich mit Eifer gegen den Code Napoléon aus, den er eine „politische Krankheit“ nannte und wieder durch die alten Landesrechte und Gewohnheiten ersetzt wünschte. Letzteres geschah nun allerdings nicht; aber es kam auch kein allgemeines deutsches Recht zu Stande. Dagegen ließen in neuerer Zeit mehrere deutsche Staaten Entwürfe zu besonderen bürgerlichen Gesetzbüchern ausarbeiten, so Hessen-Darmstadt 1842, Baiern 1861, Sachsen 1852, von denen der erste liegen geblieben, der zweite in Berathung begriffen, der dritte aber 1865 als Gesetzbuch in Wirksamkeit getreten ist. Ebenso blieb der 1866 unmittelbar vor dem Ende des deutschen Bundes zu Stande gebrachte Entwurf eines gemeinsamen Obligationenrechtes liegen; ein solches soll jedoch im neuen Reiche seine Verwirklichung finden.

Zu den wissenschaftlichen Bearbeitern des Privatrechtes, und zwar voran des römischen Rechts, in unserer Zeit gehört vor Allem Savigny, der demselben zuerst eine tiefere wissenschaftliche Behandlung zu Theil werden ließ. Neben und nach ihm widmeten sich dieser Thätigkeit Thibaut und Mackeldey, in neuester Zeit aber Arndt, Brinz, Holzschuher, Keller, Marezoll, Puchta, Seuffert, Sintenis, Vangerow und Windscheid. Die Geschichte des römischen Rechtes hat das Meiste

Hugo zu verdanken, welchem in neuester Zeit Burchardi, Rudorff und Puchta folgten. Diese neueste Darstellung des römischen Rechts stimmt im Ganzen darin überein, daß aus demselben hervorgehoben wird, was für unsere Zeit und unsere Verhältnisse noch maßgebend sein kann und seine Einwirkung auf die Rechtsanschauungen bewahrt hat. An sich aber hat das römische Recht jede andere als eine wissenschaftliche Autorität verloren. Dagegen erfreut sich das deutsche Recht einer ihm früher fehlenden sorgfältigen und aufmerksamen Pflege. In Untersuchung und Bekanntmachung seiner Quellen und alten Zustände haben sich vorzüglich die Brüder Grimm mit ihren Rechtsalterthümern und Öffnungen, Maurer mit seinen umfassenden Forschungen, Eichhorn, Wächter, Daniels und Waitz durch ihre rechtshistorischen Studien verdient gemacht. In systematischer Darstellung deutschen Rechtes ragten Gönner, Mittermaier, Bluntschli, Rückert, Walter, Hillebrand, Gerber und Andere hervor.

Auf dem Gebiete des Handelsrechtes, welches im Laufe der Zeit durch die Entwickelung des Handels immer mehr seine Ansprüche auf von dem Privatrechte getrennte Behandlung geltend gemacht, ging Frankreich 1808 mit seinem Code de commerce voran, nach dessen Muster auch die meisten übrigen europäischen Staaten Handelsgesetzbücher erließen. In Deutschland beschloß der Bundestag 1856 die Bearbeitung eines Handelsgesetzbuches, welches 1859 bis 1861 vollendet und bis 1865 in allen deutschen Staaten mit Ausnahme von Schaumburg-Lippe eingeführt wurde, auch im gesammten österreichischen Kaiserstaate. Der norddeutsche Bund beschloß 1869 die Einsetzung eines Oberhandelsgerichtes. Die Literatur des Handelsrechtes wurde durch Goldschmidt, Endemann und Thöl bereichert. Die Handelsgesetzbücher schließen in der Regel auch das Seerecht ein. Unabhängiger gestaltete sich das Wechselrecht (s. über die Geschichte des Wechsels Bd. II. S. 66). Der deutsche Bundestag beschloß 1847 die Errichtung einer Wechselordnung für Deutschland, und 1848 nahm das Parlament von Frankfurt am Main den ausgearbeiteten Entwurf an, welchem 1857 die „Nürnberger Novellen“ folgten. Renaud, Kuntze und Thöl haben das deutsche Wechselrecht bearbeitet, Brauer und Andere die Wechselordnung kommentirt. Mehrere schweizerische Kantone haben seit 1860 eine gemeinsame Wechselordnung angenommen, welche R. Meyer in Luzern kommentirte.

Bezüglich des Kirchenrechtes, mit welchem wir das Feld des öffentlichen Rechtes betreten, hat die neueste Zeit stets zwischen dem josefinischen Systeme der Kirchenbevormundung durch den Staat (s. Bd. II. S. 482) und dem ihm entgegengesetzten Systeme vollständiger Kirchenfreiheit, wie es Amerika besitzt (oben S. 227), geschwankt und umsonst nach einer Vermittelung beider Systeme durch sogenannte Konkordate (s. oben S. 195) getrachtet, welche sich durchaus nicht bewährte. Gegen-

über der katholischen Kirche, welche in der That keine bloße Religionsgesellschaft, sondern eine nach den Staat beeinträchtigenden politischen Rechten strebende Macht ist, erscheint es allerdings als eine große Schwierigkeit, den richtigen Weg zu treffen, auf welchem man sowol vermiede, diese Macht zum Widerstande zu reizen, als hinwieder ihren Anmaßungen auf wirksame Weise begegnen könnte. Viel leichter ist das Verhalten gegenüber den protestantischen Kirchen, welche ihr Interesse von demjenigen der Staaten, in welchen sie leben, nicht zu trennen suchen. So fand denn auch 1817 bis 1822 die sogenannte evangelische Union, welche in Preußen, Nassau, Rheinbaiern, Rheinhessen und Baden die lutherische und calvinische Konfession unter verschiedenen, die Freiheit der Glieder wahrenden Formen vereinigte, keine Schwierigkeit. Neuestens ist im Schooße der protestantischen Kirchen unter den freisinnigeren Elementen das Streben nach einer Synodalverfassung vielfach aufgetreten. — Die Glaubens- und Kultusfreiheit der früher nicht anerkannten Religionsgesellschaften hat in unserer Zeit langsame Fortschritte gemacht. Die meisten Schwierigkeiten gab es dabei stets gegenüber den Israeliten. Das Verlangen einer „Emancipation" derselben, d. h. ihrer Gleichstellung mit den Christen, ging stets von den liberalen und radikalen Kreisen aus. Obschon viele Juden sich an den deutschen Befreiungskriegen in aufopfernder Weise betheiligt, vergalt ihnen die sogenannte Restauration mit schnödem Undank und suchte 1819 sogar eine Judenverfolgung in mittelalterlichem Sinne in Scene zu setzen. Die Bewegung von 1830 rief die Forderung der Emancipation auf's Neue hervor. Umsonst; sogar Männer wie Paulus und Rotteck traten ihr in der badischen Kammer entgegen. Dagegen siegte sie in Kurhessen und Weimar. Energischer wurde die Frage in den vierziger Jahren zur Hand genommen; die widersinnige Idee eines „christlichen Staates", welche der Emancipation entgegenstand, fiel 1846 und 1847 in Preußen und Baden und bei der Bewegung von 1848 endlich auch in allen deutschen Staaten. Umsonst suchte die Reaktion der fünfziger Jahre, diese Errungenschaft rückgängig zu machen. Wissenschaftliche Bearbeitungen des Kirchenrechts haben Eichhorn, Phillips, Schulte, Walter, Richter, Mejer, Hinschius und Andere geliefert.

Das Strafrecht hatte von der Carolina an (Bd. I. S. 313) bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine neue Schöpfung hervorgebracht. Zu der letztgenannten Zeit gab sich das Bestreben kund, statt der festgesetzten harten Strafen mildere anzuwenden, und man ging demzufolge mit den Gesetzbüchern ziemlich so willkürlich um, daß sich das Bedürfniß neuer solcher geltend machte. Das erste derselben war das bairische, der Codex juris Bavarici criminalis von 1751, durch welchen die Carolina ganz außer Geltung kam und zugleich ein Beispiel aufgestellt wurde, was sich die Landesherrn dem Reiche gegenüber bereits erlaubten. Österreich folgte Ende 1768 mit der Constitutio criminalis Theresiana. Beide ent-

hielten aber keinen Fortschritt; sie huldigten der Abschreckungstheorie und gingen in Manchem hinter die Carolina zurück. Daher machte das Theresianische Gesetz schon 1787 dem „Gesetze über Verbrechen und Strafen" unter Josef II. Platz, welches die Todesstrafe in allen Fällen, wo nicht Standrecht stattfand, abschaffte. Freilich hat Österreich sie 1795 wieder eingeführt, und schon 1803 erschien abermals ein neues Strafgesetzbuch, während das Strafrecht Preußens im Landrechte inbegriffen war. Nachdem inzwischen Anselm von Feuerbach als Reformator des Strafrechtes aufgetreten war, trat in seinem Geiste, freilich auch mit seiner Abschreckungstheorie, 1813 das neue bairische Strafgesetzbuch zu Tage, das sich indessen durch genaue Sprache und Systematik auszeichnete. Mit Auflösung des römisch-deutschen Reiches war es den Landesherren anheimgestellt, was sie vom „gemeinen Rechte" beibehalten wollten. Dieser Umstand führte zu neuen Strafgesetzbüchern der einzelnen Staaten. Es erhielten solche: Sachsen 1838 und 1855, Würtemberg 1839, Hannover und Braunschweig 1840 (letzteres 1843 auch in Lippe eingeführt), Hessen 1841 (später auch von Nassau, Homburg und Frankfurt am Main angenommen), Baden 1845, die sächsischen Herzogthümer, Anhalt, Schwarzburg und Reuß ein gemeinsames 1849, Preußen 1851 (ein bündiges und mit Ausnahme der Staatsverbrechen mildes Werk, das auch von Waldeck, Lübeck und Oldenburg angenommen wurde), Österreich 1852, Baiern 1861, Hamburg 1868; beide Mecklenburg, Bremen, Schaumburg-Lippe, Kurhessen und Schleswig-Holstein behielten dagegen das „gemeine Recht". An die Stelle aller dieser Schöpfungen und Antiquitäten ist jedoch (mit Ausnahme Österreichs, dessen Strafrecht auch in Liechtenstein gilt) das neue Strafgesetzbuch getreten, welches im Mai 1870 für den norddeutschen Bund und im Mai 1871 für das gesammte deutsche Reich eingeführt worden ist. Es zeichnet sich durch wissenschaftlichen Geist und Milde aus; nur ist schade, daß es die Todesstrafe, welche der norddeutsche Reichstag bereits abzuschaffen beschlossen hatte, wieder beibehielt, was unter Anderem die betrübende Folge hatte, daß Sachsen, welches 1868 die Todesstrafe abgeschafft, sie wieder einführen mußte, so auch Oldenburg und Anhalt.

Das bestehende französische Strafrecht ist im Code pénal enthalten, welcher 1810 unter Napoleon erlassen und durch seine blutige Härte unvortheilhaft bekannt ist.

Unter den wissenschaftlichen Bearbeitern des Strafrechtes sind zu nennen: Feuerbach, Köstlin, Grolmann, Hepp, Wächter, Henke, Abegg, Mittermaier, Zachariä, Heffter, Marezoll, Berner.

Die wichtigste Meinungsverschiedenheit im Gebiete des Strafrechts betrifft seit neuerer Zeit die Todesstrafe, deren scheußliche mittelalterliche Abarten (s. Bd. I. S. 328) endlich auf zwei vermindert worden sind: den Strang (in Österreich, England und Nordamerika) und das Eisen, sei es als Fallbeil (in Frankreich und Belgien), als Beil (in Skandinavien)

oder als Schwert (in den übrigen „civilisirten" Ländern). Es ist indessen ein erfreuliches Zeichen des Geistes, der die Partei des Fortschrittes erfüllt, daß seit Beccaria (Bd. II. S. 470) die Zahl der Gegner dieses officiellen Abschlachtens unter den Gebildeten und Gelehrten stetsfort zugenommen hat, obschon es noch nicht hat gelingen wollen, in einem größern und einflußreichern Staate die Abschaffung durchzuführen. Dagegen ist in vielen civilisirten Staaten die Übung eingetreten, die zum Tode verurtheilten Verbrecher möglichst oft zu begnadigen. Im schweizerischen Kanton St. Gallen z. B. hat, obschon die Todesstrafe noch im Gesetze steht, seit 1843 keine Hinrichtung mehr stattgefunden. In Preußen hielten sich 1818 bis 1824 Begnadigungen und Hinrichtungen die Wage, von 1825 bis 1851 überwogen die Begnadigungen, seit 1852 aber, in Folge der eingetretenen „christlichen" Reaktion, leider die Hinrichtungen*). Eine ähnliche, aber mit mehr Erfolg gekrönte Opposition hat sich gegen die Prügelstrafe erhoben, welche bis vor Kurzem noch in Mecklenburg bestand und in einigen zurückgebliebenen schweizerischen Kantonen noch besteht.

Für unsre Zeit ist daher charakteristisch, daß sie bezüglich der Strafarten dahin zielt, die Strafe der Einsperrung zu der wichtigsten und häufigsten, ja am Ende zu der einzigen wirklich den Strafzweck verfolgenden zu machen.

War das Mittelalter und die ihm zunächst folgende Zeit erfinderisch in der Aufstellung von Todesarten, um den Verbrecher möglichst zu peinigen, so ist es unsere Zeit in der Schöpfung von Einsperrungsarten, um den Unglücklichen, welcher die Rechte seiner Mitmenschen verletzt, möglichst zu bessern und doch zugleich ihn unschädlich zu machen und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Vor dem Anfange unseres Jahrhunderts gab es kein Gefängnißsystem, wenn es nicht ein unbewußtes System war, den Gefangenen in schlechter Gesellschaft noch schlechter, durch Hunger, Dunkelheit, Schmutz und andere Qualen noch verstockter zu machen. Nordamerika, das Land der Freiheit, ist auch die Heimat des humanen Gefängnißwesens. Es entstanden dort unter dem Einflusse der Ideen verschiedener Sekten über Beschaulichkeit und Buße, namentlich der Quäker, mehrere Systeme der Behandlung schwererer Verbrecher in größeren Anstalten. Das eine, das sogenannte Auburn'sche System, zuerst 1797 in Auburn bei New-York angewandt, und 1823 vollkommen ausgebildet, läßt die Sträflinge am Tage in lichten und luftigen Räumen, jedoch unter Beobachtung vollkommenen Stillschweigens, miteinander arbeiten, Nachts aber isolirt in ihren Zellen schlafen. Das Stillschweigen war indessen nicht neu. Man fand es schon Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts in Ge-

*) Art. Hinrichtung in Rotteck und Welcker's Staatslexikon (VIII. S. 171 und 172, wo störender Weise in der tabellarischen Übersicht die Rubriken „hingerichtet" und „begnadigt" vertauscht sind).

fängnissen Italiens und 1773 wurde es sammt der nächtlichen Trennung in Gent eingeführt. Das Auburn'sche System hat in Amerika in allen Staaten mit Ausnahme Pennsilvaniens, in Europa aber namentlich in Frankreich, Belgien und der Schweiz Eingang gefunden. Das andere System, das sogenannte pennsilvanische, das seinen Ursprung 1790, seine erste Anwendung 1803 und seine Vollendung 1833 zu Philadelphia fand, und in Amerika fast ganz auf Pennsilvanien beschränkt blieb, isolirt den Sträfling bei Tag und Nacht beständig in seiner Zelle, und trägt Sorge, daß er beim Spazierengehen und im Gottesdienst die Gesichter seiner Schicksalsgenossen nicht erblicken kann. In Europa haben es England und mehrere Staaten Deutschlands eingeführt. Versuche der Kombination beider Systeme sind: das nach Bentham's 1791 bekannt gemachter Idee (von ihm „Panoptikon" genannt) 1815—1822 zu Milbank in London ausgeführte Penitentiary house, dessen Insassen nur zeitweise zusammenkommen, zu größeren Arbeiten und zur Erholung, jedoch ohne Gestattung der Kommunikation, — das in Genf angewandte Klassifikationssystem, welches die Verbrecher nach ihrer Verdorbenheit in Klassen eintheilt und zur Belohnung für gutes Verhalten in denselben vorrücken läßt, und das irische System, welches die Gefangenen zu erziehen sucht, mit der Einzelhaft beginnt, zur Gemeinschaft fortschreitet und nach und nach mehr Freiheit gestattet. In dieser Beziehung ist man in einigen deutschen Staaten so weit gegangen, den Sträfling, der sich gut aufführt, unter Bedingung des Wohlverhaltens zu entlassen und zu beaufsichtigen, bis die Strafzeit um ist, im Falle üblen Verhaltens aber wieder einzubringen. Welches von diesen Systemen den Vorzug verdiene, darüber ist viel gestritten worden; bewährt haben sich die beiden älteren in vielen Beziehungen gar nicht, so daß sie in ihrem amerikanischen Vaterlande selbst, wie auch in Europa, schon vielfach abgeändert worden sind, — von den neueren kann noch wenig gesagt werden, da sie eben noch zu jung sind.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist seit neuester Zeit der Einsperrung jugendlicher Verbrecher gewidmet worden, d. h. solcher, welche nach dem Gesetze ihres jugendlichen Alters wegen nicht die angedrohte Strafe treffen kann. Es sind für Solche eigene Anstalten errichtet worden, in welchen sie beschäftigt werden. Es gibt solcher in Frankreich (vor dem letzten Kriege) fünfundzwanzig für Knaben mit (1859) beinahe sechstausend und dreizehn für Mädchen mit über tausend Gefangenen. Die ältesten davon entstanden unter Napoleon's I. Regierung (1808). Auch sämmtliche größere deutsche Staaten haben für Versorgung jugendlicher Verbrecher sehr viel gethan, namentlich Preußen, wo sich jedoch in der Reaktionsperiode die pietistischen „Brüder" des Rauhen Hauses (oben S. 218) derselben, wie auch der Gefängnisse für Erwachsene zu bemächtigen wußten.

Eine Strafart, welche den Kontinentalstaaten unbekannt ist, findet man noch in den Staaten, welche transoceanische Kolonien beherrschen,

nämlich die Strafkolonien*). Den Anfang damit machte England, und zwar in geringerm Maße schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, indem Jakob I. die Deportation lüderlicher Personen beider Geschlechter nach Virginien anordnete, wo sie für Tabak an die Ansiedler verkauft wurden! Unter Jakob II. trat an die Stelle jener schmutzigen Spekulation die Deportation „politischer Verbrecher“, d. h. politischer Gegner der Regierung, mit welchen ebenfalls Handel getrieben wurde (s. Bd. II. S. 126). Selbst die frommen Quäker bedienten sich erhandelter Landsleute als Knechte. Die Unabhängigkeit Nordamerika's machte dieser Schmach ein Ende. Als Deportationsort wählte man nun die seit Cook's Reisen bekannt gewordene Ostküste Australiens, wohin zuerst 1787 ein Transport von 850 Verbrechern beider Geschlechter ging. Sie waren der Grundstock der weißen Bevölkerung jener Rieseninsel, die sich seitdem so stark vermehrt und mit ihren civilisatorischen Werken einen Beweis für die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit geliefert hat. Durch die Deportirten entstanden 1788 Sidney und die Zweigkolonie der Insel Norfolk und 1804 die Kolonie Tasmanien; trotz ihrer Kämpfe mit Hunger und Krankheit brachte sie die Energie der englischen Regierung zu geregeltem Anbau. Schon nach dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte die australische Strafkolonie reiche Viehzucht, Straßen und ausgedehnten Handel. Während die Deportirten, durch das sogenannte Assignationssystem bei freien Ansiedlern vertheilt und dort arbeitend, besser und freier lebten, als die englischen Fabrikarbeiter, vermehrten sich ihre Nachkommen, Emancipisten genannt, rasch und wurden wohlhabend und rechtschaffen. So entstand vorzüglich durch die Bemühungen des 1809 bis 1822 regierenden Gouverneurs Macquarie, eine überwiegend freie Bevölkerung, welche, durch freiwillige Auswanderer immerfort vergrößert, endlich die Fortdauer der Transportation als nicht mehr ausführbar erscheinen ließ. Dieselbe wurde in Neusüdwales, dem sie in etwas über fünfzig Jahren achtundsiebenzigtausend Sträflinge geliefert, 1840 aufgehoben. Die freien Australier opponirten nun aber auch gegen die Fortdauer der Deportation in Tasmanien und Norfolk, wo die Verbrecher nun so sinnlos aufgehäuft wurden, daß die schauerlichsten Zustände eintraten, so energisch, daß endlich auch diese eben genannten Strafkolonien 1852 aufgehoben wurden. Nur Westaustralien, das noch 1849 selbst um Deportirte gebeten hatte, blieb dieser Bestimmung anheimgegeben, obschon 1857 die Deportation nicht mehr als Strafart anerkannt war; denn der Regierung blieb das Recht, Freiheitsstrafen an überseeischen Plätzen abbüßen zu lassen.

Anders waren die Erfolge der französischen Strafkolonien.

---

*) Art. Kolonien (Strafkolonien) von Holtzendorff in Rotteck und Welcker's Staatslexikon.

Der Code pénal setzte zuerst eine Deportationsstrafe für politische „Verbrechen" fest, welche aber — aus Mangel an Kolonien nicht ausgeführt werden konnte. Erst nach der Junirevolution der Arbeiter von 1848 wurden die Gefangenen, um sie unschädlich zu machen, nach Algerien gesandt. In den darauf folgenden Jahren aber wurde ein neuer Deportationsort ausgeheckt, das furchtbare Cayenne, das in den vorhergehenden zehn Jahren die Hälfte seiner Bevölkerung theils durch Aufhebung des Sklavenhandels, theils durch das mörderische Klima verloren hatte. Um diese „Kolonie" wieder emporzubringen, wurden gewaltsam Neger in Afrika aufgegriffen und ihnen nach dem berüchtigten 2. December 1851 Diejenigen beigesellt, welchen es nicht möglich war, die Wohlthaten der blutigen „Gesellschaftsrettung" jenes schändlichen Tages einzusehen. Ein Gesetz von 1854 sorgte für fernere „Kolonisation" durch Verlegung der „Zwangsarbeit" in die Kolonien mit Ausnahme Algeriens. So hat Frankreich, welches „an der Spitze der Civilisation marschirt", die teuflischste Strafart ersonnen, welche die Welt je kannte; denn in Cayenne regieren unumschränkt das gelbe Fieber und die Miasmen der Sümpfe. Und die Flucht aus diesem lebendigen Grabe wurde mit mehrjähriger Zwangsarbeit bestraft! Gerichte aber gibt es in Cayenne keine anderen als militärische!

Im Civilprocesse fielen die ersten Bemühungen, das deutsche Recht von dem römischen und überhaupt fremden zu emancipiren und zugleich eine schnellere und billigere Justiz in's Leben zu rufen, in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Es geschah dies zuerst im Reichsabschiede von 1654, welcher den vielen Klagen und Beschwerden gegen den schleppenden Geschäftsgang des Reichskammergerichts gerecht zu werden suchte und für die Zukunft Abkürzungen des Verfahrens anordnete. Dies half jedoch wenig. Mit einer wirklichen Reform begann erst 1795 die preußische „Allgemeine Gerichtsordnung", welche statt der Advokaten die Parteien selbst vor den „instruirenden" Richter berief, aus dessen Resultaten dann der „decernirende" Richter das Urtheil schöpfte. Dieser inquisitorische Civilproceß fiel durch eine Verordnung von 1833, und eine solche von 1848 führte wenigstens theilweise Mündlichkeit und Öffentlichkeit ein. In den fünfziger und sechsziger Jahren sind auch in den übrigen deutschen Staaten neue Civilproceßordnungen entstanden. In Österreich wurde Josefs II. Gerichtsordnung von 1781 durch eine Verordnung von 1846 und Gesetze von 1849 und 1850 reformirt.

Im Jahre 1807 entstand in Frankreich der Code de procédure civile, welcher durch die Aufstellung einer Staatsanwaltschaft im Civilprocesse, zur Aufsicht über die Rechtsprechung sowie eines Kassationshofes, charakteristisch ist.

Der Strafproceß der Carolina wurde in Baiern 1751, in Österreich 1788, in Preußen 1805 abgeändert. In den vierziger

Jahren begann in Deutschland eine lebhafte Agitation gegen den Inquisitionsproceß und für Einführung der Schwurgerichte mit Anklageproceß, Mündlichkeit und Öffentlichkeit; Mittermaier unterstützte sie 1845 im wissenschaftlichen Gewande. Im Jahre 1846 führte Preußen bereits Mündlichkeit und Öffentlichkeit ein; 1848 aber fand in allen deutschen Staaten, mit Ausnahme Österreichs, das Schwurgericht (s. Bd. I. S. 315), die wichtigste Errungenschaft jener Revolutionszeit neben der Preßfreiheit, Eingang, in der Folge auch in den westlichen und nördlichen Kantonen der Schweiz, in Italien, Portugal, Griechenland und anderen Ländern, und zwar in der Regel nach einem gemischten Verfahren, das Manches vom englischen Assisenprocesse, Manches vom französischen (1808 erlassenen) Code d'instruction criminelle entlehnte.

Des Staatsrechtes gedachten wir in dem Kapitel, das von den Staatswissenschaften handelt; das Völkerrecht, das mit ihm zunächst zusammenhängt, ist in dem politischen Abschnitte des ersten Buches in diesem Bande, sowie in den Erwähnungen des Handels und Weltverkehrs und der Nationalökonomie vertreten. In seiner wissenschaftlichen Behandlung ragen hervor: die Deutschen Klüber, Heffter, Oppenheim, Martens u. A., die Engländer Manning, Woldham u. A., der Amerikaner Wheaton mit den Noten von Lawrence, die Italiener Casanova und Amari u. s. w.

Dritter Abschnitt.

Die Erziehung der Allgemeinheit — Historik.

Unsere Periode ist die Geburtszeit einer nicht mehr blos mit Namen und Zahlen um sich werfenden, sondern die Menschheit im schönsten Sinne zum Fortschritte und zur Vervollkommnung erziehenden Erforschung und Darstellung der Geschichte, wie sie in der vorhergehenden Periode erst an deren Ausgang geahnt und in's Werk zu setzen versucht wurde. Nachdem die Geschichtschreibung im Mittelalter und in den ihm zunächst folgenden Zeiten eine bloße Sammlung von annalistisch oder chronistisch geordneten trockenen Nachrichten ohne innern Zusammenhang gewesen, wurde sie im achtzehnten Jahrhundert, was sie schon im Alterthum eigentlich gewesen, ein Zweig der schönen Literatur, der sich bestrebte, geistreich und gefällig zu erzählen, ohne auf Wahrheit allzu ängstliche Rücksicht zu nehmen. Diesen Charakter hat auch in unserem Jahrhundert, so sehr

dasselbe im Allgemeinen die Geschichte als unabhängige Wissenschaft auszubilden versuchte, im Wesentlichen die historische Literatur der romanischen Völker beibehalten, an deren Spitze die französische Historik steht. Eine neue Bahn in derselben schlug zuerst P. E. Lemontey mit seinem Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV ein, indem er mehr kritischen Scharfsinn anwandte, als seine Vorgänger im letzten Jahrhundert. Einen bedeutenderen Namen erwarb sich der uns bereits als Nationalökonom bekannte Leonard Simonde de Sismondi, geboren aus ursprünglich italienischer Familie 1773 zu Genf, gest. 1842. Sein Hauptwerk, die Histoire des républiques italiennes, erschienen 1807 bis 1818, ist als ein Muster geordneter klarer Darstellung, scharfen Urtheils- und freimütiger Gesinnung anerkannt. Die Freiheit seines italienischen Vaterlandes ist das Ideal, das ihm stetsfort vorschwebt, und mit unerbittlichem Zorne verfolgt er dessen Unterdrücker. Diesem jugendlicheren Werke steht als Resultat mühevoller, ernster Forschung in höherm Alter die Geschichte seiner Adoptivnation (Histoire des Français, 31 Bände!) gegenüber, ohne daß er jedoch in seiner Liebe zur Freiheit im Geringsten nachgelassen hätte. — In der Behandlung italienischer Geschichte schließt sich ihm zunächst an Pierre Antoine Daru (1767—1829), Verfasser der klassischen Histoire de la république de Venise. Ruhe und Genauigkeit sind ihre hauptsächlichen Vorzüge, und sie brachte zum ersten Male die düsteren Geheimnisse und Ränke jener inquisitorischen Adelsrepublik zu allgemeinerer Kenntniß. — Über Italien hinaus nach dem Oriente blickte der französische Geschichtschreiber der Kreuzzüge, François Michaud, dessen Histoire des croisades 1811 bis 1817 erschien. Des Verfassers durch Reisen erworbene Kenntniß des Morgenlandes läßt über der getreuen Lokalschilderung die absolutistisch-klerikale Tendenz des Werkes vergessen. Sein Bruder und Andere begründeten 1811 die Biographie universelle. Vom glühenden Süden führt uns in den eisigen Norden der Erste jener Parteihistoriker, welche den Heros des Jahrhunderts durch Idealisirung seiner blutigen Eroberungswut zum Träger hoher Ideen und Wohlthäter der Menschheit emporschwindelten. Diese moderne Mythologie begründete der General Paul Philipp, Graf von Ségur (geboren 1780), durch seine Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812 (2. Aufl. 1825). Höchst bezeichnend ist im Eingange des Werkes folgende vom Verfasser gleichsam als selbstverständlich gegebene Stelle: „Frankreich hatte sich durch seine Eroberungen die Völker und durch seine Revolution und seine neue Dynastie die Könige entfremdet. Es konnte weder Freunde noch Nebenbuhler mehr haben, sondern nur noch Unterthanen; denn die Einen wären treulos und die Anderen unversöhnlich gewesen; es mußten daher entweder Alle ihm, oder es Allen unterworfen sein." Für Ségur ist es von vorne herein eine ausgemachte Sache, daß „in Napoleon nichts der Geschichte Unwürdiges sei; es handelt sich niemals darum, dies zu be-

weisen, sondern nur die dieser Behauptung entgegenstehenden Thatsachen zu „erklären". So gehässig und abstoßend dieser durch die neuere französische Geschichtschreibung sich hinziehende Chauvinismus ist, der endlich seine Bestrafung gefunden hat, so versöhnt hinwieder mit dem Verfasser des Feldzuges in Rußland seine farbenreiche, überwältigende Schilderung der Zerstörung des mächtigen Moskau und der Schauer und Schrecknisse des furchtbaren Rückzugs über die Beresina. Indessen hat Ségur's Buch mehrere heftige Erwiderungen von Seiten anderer französischer Generale hervorgerufen. In dem nämlichen chauvinistischen Geiste wie dasselbe ist auch die Histoire de Napoléon von Norvins (vier Bände, Paris 1827 ff.) geschrieben, deren belebte und kriegswissenschaftlich genaue Darstellung durch die Tendenz der Verachtung aller Feinde des Eroberers verliert; die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813 ist mit keinem Worte erwähnt! — Die gleiche Richtung verfolgt auch Edouard Bignon, dessen 1829 erschienene Histoire de la France depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit sorgfältig Alles verschweigt oder beschönigt, was dem Götzen des Imperialismus nachtheilig ist oder sein könnte. Eine weit selbständigere Stellung nimmt der um des Inhaltes seines Hauptwerkes willen hieher gehörende François Auguste Mignet ein, welcher in dem nämlichen Jahre, wie Bignon sein Buch, seine Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814 veröffentlichte und in diesem blos einbändigen Werke der spätern französischen Geschichtschreibung ein Muster von schlagender Kürze und Klarheit und von tiefem Blicke in die Verwickelungen der Geschichte hinterließ. Doch leidet er an dem Fehler, zuviel in die Ereignisse hineinlegen, dieselben arrangiren und aus ihnen eine fatalistische Nothwendigkeit herausklügeln zu wollen. Sein Standpunkt ist der konstitutionell-liberale, wie er 1830 an das Staatsruder trat. Mignet's Nachfolger, fatalistischer Glaubens- und liberaler Tendenzgenosse, der aber als Schriftsteller wieder in den tollsten Chauvinismus hineingerieth, ist Louis Adolf Thiers (geb. 1798, unter Louis Philipp dreimal Minister, 1871 Präsident der sogenannten französischen Republik), Verfasser der Histoire de la Révolution française (1823—1827), und der Histoire du Consulat et de l'Empire (1845—1862). Thiers hat wie alle regelrechten Franzosen die feste Überzeugung, daß seine Nation die erste der Welt und alle anderen dazu geschaffen seien, ihr zu dienen, sich von ihr unterwerfen, „beglücken" und die Wege zu ihrer Wohlfahrt weisen zu lassen, daß Alles, was die französische Nation als Ganzes gethan, vorzüglich, edel und großartig und alle Träger des Nationalwillens ohne Unterschied der Partei herrliche Helden und Ideale seien. Seine Werke sind mehr poetische, von denen sie auch den fließenden Stil, die fesselnde Plastik, den Farbenreichthum und die Begeisterung haben, oder wenn man will, mythologische, — als historische. Quellenkenntniß und Kritik waren ihm nach seiner Ansicht nicht nöthig, ja nicht einmal die

Kenntniß der Verhältnisse jener Völker, die während der von ihm geschilderten thatenreichen Perioden mit Frankreich in Berührung kamen. Namentlich ignorirte er hartnäckig die deutschen Quellen und beging darum auch die lächerliche Thorheit, zu behaupten, daß die deutsche Bewegung des Jahres 1813 von — Wien (!!) ausging und daß dort Goethe und Wieland wirkten und beschützt wurden!

Den zuletzt genannten tendenziös liberalen und chauvinistischen Politikern stehen in der französischen Geschichtschreibung eine Gruppe tendenzloser, die malerische Schilderung der thateuerhebenden Erzählung vorziehender „Romantiker" zur Seite. Der älteste derselben ist Guillaume Baron de Barante (geb. 1782, gest. 1866), welcher in der Vermeidung der Tendenz soweit geht, seinen Stil den einer solchen ebenfalls fremden mittelalterlichen Chronisten nachzubilden. So nahm er denn von Letzteren auch die breite Ausführlichkeit und die mangelhafte Kritik an, wovon seine dreizehnbändige Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois (1824 bis 1827) Zeugniß ablegt. Größer wurde, als Haupt derselben Schule, Augustin Thierry (1795 bis 1856), welcher sich mit Behagen in noch ältere Stoffe versenkte als Barante. Seine Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normans (1825) gleicht in der Haltung einem Epos oder Roman, verräth aber allseitiges tiefes Quellenstudium. Sein Standpunkt ist liberal und der Revolution abgeneigt. Sein Bruder Amedée schrieb geschätzte Werke über die Geschichte des alten Gallien. Derselben Richtung und Manier gehört auch Jules Michelet an (geb. 1798, 1851 vom Napoleonismus als Professor in Paris entsetzt), der in seinen großen Werken: Histoire Romaine, Histoire de la révolution française und Histoire de France, die vorhin genannten Schriftsteller an Farbenreichthum und Glanz der Darstellung noch übertrifft. In neuester Zeit veröffentlichte er eine Reihe historisch-philosophischer Spezialschilderungen, welche tiefer Geist und fesselnde Darstellung auszeichnet, wie z. B. die Liebe, das Weib, die Hexe u. s. w.

Eine andere historische Schule Frankreichs, — die philosophische, oder weniger höflich die doktrinäre, nennt man sie, repräsentirt der letzte Minister des „Bürgerkönigs", François Guillaume Guizot (geb. 1787), der über ein Dritteljahrhundert lang, nach Schlosser's treffendem Ausdruck, Dialektiker des Despotismus war. Der ernste Protestant in ihm kennzeichnet sich durch seine Enthaltsamkeit von kritikloser Fabelschreiberei, wie von aller Färbung und Lebhaftigkeit, durch seinen lehrhaften, schulmeisterlichen Ton und seinen trockenen, unschönen Stil. Seine Hauptwerke sind die Histoire de la révolution Anglaise und die epochemachende, von historischen Fehlern aber nicht freie und nicht über die Periode der Völkerwanderung hinausgekommene Histoire de la civilisation en France. Ihm nähert sich der gewissenhafte Henri Martin (geb. 1810) mit seiner 17 Bände

umfassenden Histoire de France. Ein kritikloser Vielschreiber dagegen ist Capefigue (geb. 1799), welcher alle Perioden der französischen Geschichte fabrikmäßig „verarbeitete“.

Die neueste socialdemokratische Tendenz ist endlich vertreten in Louis Blanc (geb. 1813), den wir (oben S. 122) bereits kennen lernten. Mit seiner Histoire de la révolution française und seiner Histoire de dix ans 1830—1840 erregte er Frankreich fieberisch und bereitete gewissermaßen den Sturz des chamäleonischen Bürgerkönigthums vor. Ähnliche Stoffe behandelte der Dichter Lamartine in seiner Histoire des Girondins und Histoire de la révolution de 1848, welche aber in Wahrheit deklamatorische Romane sind. Beiträge zur wahren Geschichte des französischen Kaiserreichs haben schließlich geliefert: Oberst Charras mit seiner Kriegsgeschichte von 1813 und 1815 und der Savoiarde Lanfrey mit seiner freilich auch wieder einseitig gehässigen Histoire de Napoléon I. Als Quellensammlungen sind bedeutend des liberalen Alexander Buchon's Collection des chroniques nationales françaises (47 Bände, 1824—1829) und die vierzig Bände starke Histoire parlementaire de la révolution française von Buchez und Roux (1833—1838), welche ihre socialistische Richtung nicht verheimlichen.

In der französischen Literaturgeschichte steht durch geistvolle Auffassung und Darstellung Villemain voran, der in seiner 1827 bis 1830 vorgetragenen Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts neben der französischen die englische Literatur sehr eingehend behandelte, die deutsche aber ganz ignorirte, in seiner Littérature du moyen age (1830) besonders Dante und die Renaissance verherrlichte und in seinem „Lascaris ou les Grecs du 15 siècle“ für die Sache der Neugriechen ein begeistertes Wort an die Mitwelt richtete. Andere bedeutende Literarhistoriker und Kritiker sind der wankelmütige Sainte-Beuve, Saint-Marc-Girardin und Nisard.

Die italienische Geschichtschreibung unserer Zeit hat wenig bedeutende Namen aufzuweisen. Es gehören dahin: General Pietro Colletta (gest. 1831) mit seiner Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825, welche nicht ohne Glück dem Tacitus nacheiferte; Rosmini schrieb die Geschichte Mailands, Graf Pompeo Litta diejenige berühmter Familien Italiens, Michele Amari jene der sicilischen Vesper, Pinelli die militärische Geschichte Piemonts, Carlo Botta die Geschichte des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, Farini diejenige des Kirchenstaats von 1815 bis 1850, Peverelli jene Venedigs und La Farina die allgemeine Italiens von 1814 bis 1850. Die allgemeine und die italienische Geschichte Cesare Cantu's sind kompilirte ultramontane Tendenzschriften.

Noch geringer als die italienischen sind die spanischen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte. Weit bekannt ist nur Antonio Llorente's

(1757—1824) französisch geschriebene Geschichte der spanischen Inquisition, unter welcher der Verfasser selbst gelitten (erschienen 1815). Quintana schrieb die Biographien berühmter Spanier, Toreno, Arguelles und Maldonado die Geschichte des spanischen Kampfes um die Unabhängigkeit gegen Napoleon, La Fuente die allgemeine Geschichte Spaniens. Capmany und Tapia bebauten die Literatur- und Kulturgeschichte ihres Landes.

Höhere, ja großartige Triumfe hat die englische Historik unseres Jahrhunderts gefeiert, indem sie der schönen Form sowol Treue als tiefen kritischen Blick beigesellte. In den ersten Zeiten desselben schrieben Malcolm (1815) die Geschichte Persiens, J. Mill (1817) die Geschichte Indiens, Napier (1834) diejenige des Krieges in Spanien, Archibald Alison diejenige Europa's während der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons, aber in stark toryistischem Geiste. Über den Genannten steht in historischer Kunst Georg Grote mit seiner ausgezeichneten und lebensvollen, an Gibbon erinnernden Geschichte Griechenlands. Die meisten englischen Historiker behandelten jedoch die Geschichte ihres Vaterlandes, so Turner (1814 bis 1829) in anglikanischem und Lingard (1819 bis 1831) in katholischem Sinne, Mackintosh aber (geb. 1765, gest. 1832) in unabhängigem. Letzterem schlossen sich Henry Hallam (1828) und Thomas Keightley (1840) an, in Bezug auf eine beschränktere Periode, die angelsächsische, Mitchell Kemble, dessen Werk von kulturhistorischem Interesse ist. Den größten Ruhm unter den Bearbeitern der britischen Geschichte erntete aber Thomas Babington Macaulay (geb. 1800, gest. 1859). Früher schon durch Essays, meist literarhistorischen Inhalts (seit 1825), und durch kräftige volksthümliche Balladen bekannt, die sich jedoch bereits als Kunstwerke verriethen, begann er 1848 seine berühmte History of England from the accession of James II. Das Werk war zu riesenhaft angelegt, um in einem Menschenleben beendet zu werden; es gedieh nur bis zum Frieden von Ryswick. Die bedeutendsten Theile sind die tief gedachte philosophische Einleitung, welche die Bahn der vergleichenden Historik brach, die kulturhistorische Schilderung Englands zur Zeit der Thronbesteigung Jakobs II., welche den Ausgangspunkt der historischen Erzählung bildet, und die Revolution, welche jenen papistischen Despoten stürzte. Der erleuchtete und alle Verhältnisse genial durchschauende Historiker ist indessen nicht frei vom engherzigen Parteigeiste der Whigs. Kräftig und farbenreich wie sein Stil ist auch jener von James Anthony Froude, dessen englische Geschichte (1861 ff.) vom Falle Wolsey's bis zum Tode Elisabeths reicht. Zugleich Historiker und Dichter ist Macaulay's schottischer Landsmann Thomas Carlyle (geb. 1795), der zuerst (1825), von deutscher Bildung genährt, mit Schiller's Leben auftrat, Goethe's antike Religion mit socialistischen Ideen verband, in einem prosaisch geschriebenen Epos die französische Revolution besang, seit

1841 aber sich vorzüglich dem Kultus der Heroen der Weltgeschichte widmete, und in diesem Sinne 1858 das Leben Friedrichs des Großen in origineller Weise beschrieb. Eine ganz neue Methode schlug der gleich Macaulay an allzu riesenhaftem Plane gescheiterte Henry Thomas Buckle ein (geb. 1820, gest. 1862 in Damask), dessen wir in der Einleitung zu diesem Werke so eingehend gedacht haben, daß uns weitere Bemerkungen erspart bleiben können. Leider ist sein Buch nicht nur unvollendet, sondern schon in seinen Anfängen abgebrochen, so daß nicht einmal auf den Plan desselben mit Sicherheit geschlossen werden kann. Ebenso haben wir seinem Geistesverwandten Lecky und dem in ähnlicher Weise selbständig verfahrenden Amerikaner Draper am erwähnten Orte nähere Aufmerksamkeit geschenkt. Die beiden Genannten sind vermöge ihrer schlagenden Kürze hinsichtlich der Vollständigkeit ihrer Werke glücklicher gewesen als der zu früh aus der Welt abgerufene Buckle.

Außer Draper haben sich noch mehrere Bürger der Vereinigten Staaten einen bedeutenden historischen Namen erworben, so Sparks (geb. 1794) mit seinem Leben Washington's, Georg Bancroft (geb. 1800) mit der wackern Geschichte der Vereinigten Staaten (1834 ff.), William Henry Prescott (1796—1859) mit seinen gründlichen, tiefen und schön angelegten Geschichten Ferdinands und Isabella's, der Eroberung Mexiko's und Peru's und Philipps II., und der Letzteren ebenbürtige John Lothrop Motley (geb. 1814), Verfasser des glänzenden Werkes „the Rise of the Dutch Republic.“

Die deutsche Geschichtschreibung hat unter den modernen Nationen den strengsten wissenschaftlichen Charakter. Sie ist frei sowol von der unkritischen, ja oft leichtfertigen Arbeit der Franzosen, als von den nur zu oft die Erzählung und deren tiefern Sinn überwuchernden Spekulationen und Reflexionen der Engländer. Sie will einfach lehren, was geschehen ist, nicht den Lesern vorschreiben, was sie über das Geschehene denken sollen.

Das älteste größere deutsche Geschichtswerk unserer Periode ist Karl Friedrich Becker's (1777—1806) „Weltgeschichte“, welche in Folge ihrer Popularität und Übersichtlichkeit eine Menge von Auflagen und sogar noch in der Gegenwart eine neue Bearbeitung durch Adolf Schmidt erlebte. Die erste „Geschichte der Deutschen“ schrieb 1815—1825 Karl Adolf Menzel im Geiste der damals stark erwachenden und so sehr verfolgten Vaterlandsliebe. Ihm folgten auf demselben Felde Heinrich Luden (1780—1847) mit seiner 1825—1839 in zwölf Bänden erschienenen deutschen Geschichte, welcher eine Geschichte des Alterthums und eine solche des Mittelalters vorangegangen waren, und welche pragmatische Darstellung mit den patriotischen Gefühlen verband, welche des Verfassers gefürchtete „Nemesis“ athmete. Einen Nachfolger Herders in philosophischer Auffassung der Geschichte erblicken wir in A. H. L. Heeren, Pro-

fessor in Göttingen, welcher 1817 seine mehrbändigen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" herausgab und darin in gedankenreicher Weise den Zusammenhang zwischen der Ländergestalt und der Kulturgeschichte erforschte. Gleich ihm vertiefte sich in das Alterthum sein Mitarbeiter Ukert, welcher theils allein, theils mit Mannert, eine weitläufige nnd ungeheures gelehrtes Material enthaltende „Geographie der Griechen und Römer" schuf, — nnd so auch Berthold Georg Niebuhr, Sohn des dänischen Reisenden Karsten Niebuhr, geboren 1776 zu Kopenhagen, gestorben 1831 aus Verdruß über die krankhaft gefürchtete Julirevolution. In der Politik schon äußerst schwankend, war er dies anch in der Geschichte; denn während er in seiner berühmten, grundgelehrten, aber unlesbaren „Römischen Geschichte" (1811 ff.) die erste Kritik gegen Livius ausübte und die älteste Geschichte Roms frischweg als Fabel erklärte, wagte er es nicht, denselben Maßstab an die biblische Geschichte zu legen. Eine „Allgemeine Geschichte" nach dem Geschmacke des „Liberalismus" rief bekanntlich der von uns schon als Politiker behandelte Karl von Rotteck (oben S. 408) 1812 bis 1826 in's Leben. Die Volksthümlichkeit seiner Darstellung hat dem Werke Jahrzehnte hindurch großen Beifall verschafft, während es, auch abgesehen von der traurigen Zeitrechnung nach Jahren der angeblichen Weltschöpfung nnd der unendlich langen doktrinären Einleitung, der veraltete politische Standpunkt und der Mangel an Kritik für unsere Zeit unbrauchbar erscheinen lassen. Das Buch war mehr ein historischer Kommentar zu Rotteck's Rechtsphilosophie. Die angenehme, das Studium der ernsten Geschichte erleichternde Sprache und das erste Pflanzen freisinniger Grundsätze sind indessen bleibende Verdienste des Verfassers. Verwandt in der politischen Tendenz mit Rotteck ist der die weichere gemäßigtere Richtung im Liberalismus vertretende und mit der Unentschiedenheit derselben einig gehende Friedrich von Raumer (geb. 1781). Er schrieb die Geschichte der Hohenstaufen 1823—1825 und die Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine Sprache ist klar, aber farblos; von Rotteck unterscheidet sich Raumer, dem es wesentlich an Charakteristik der Personen fehlt, namentlich dadurch, daß er dem Mittelalter mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als Jener, der es schlechthin als barbarisch verdammte.

Die Unentschiedenheit bringt auf noch höhere Stufe Leopold Ranke (geb. 1795), der Vertreter der diplomatischen und Hofgeschichte neuester Zeit. In seinen Werken: Die Osmanen und die spanische Monarchie, die Päpste, Deutsche Geschichte, Französische Geschichte, Englische Geschichte, welche sich sämmtlich auf das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert beschränken, und anderen, bis auf das neueste, Geschichte Wallensteins, herrscht das stete, anscheinend unabsichtliche Bestreben, die ganze Geschichte in die vornehmen und hohen Kreise zu concentriren und das

Leben der Völker zu ignoriren. Könige, Hofleute und Minister sind Ranke's Haupt- und Lieblingspersonen; das übrige Pack der gemeinen Sterblichen existirt für seine auf Stelzen gehende Geschichtschreibung nicht, außer soweit es die hohen Herrschaften zu ihren Kriegen brauchten. Mit Achtung anzuerkennen sind dagegen seine tiefen und gründlichen archivalischen Forschungen und seine gesammelten statistischen Materialien.

Neben den zuletzt erwähnten beiden Historikern der Salons steht wie ein Fels im Meere der ächte deutsche Volksmann und Geschichtforscher Friedrich Christoph Schlosser (geb. 1776, als Professor in Heidelberg gestorben 1861), der Begründer der freiern Historik unserer Zeit. Sein Haupt- und Glanzwerk ist die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Nicht im Stil liegt seine Größe, denn derselbe ist trocken, ja oft nachlässig; sondern in dem Geiste seiner Erzählung, der stets nach wahrer, vernünftiger Freiheit, nach Fortschritt und Aufklärung hinzielt, in der treffenden, genauen Charakteristik, die er seinen geschichtlichen Perioden und den in ihnen handelnden Personen angedeihen läßt, in der kompakten Zusammenfassung der Thatsachen, die durch kein Nebenwerk und unnütze Reflexionen zerrissen werden, und endlich ganz besonders in der geistvollen Auffassung des Kulturlebens und der literarischen Leistungen der Zeit, nur daß die betreffenden Abschnitte nicht immer an dem passenden Orte eingereiht und mit den politischen Ereignissen in den richtigen Zusammenhang gebracht sind. Neuer als das genannte Werk ist seine im Verein mit Kriegk ausgearbeitete „Weltgeschichte für das deutsche Volk“. Schlosser ist stets gerecht und verurtheilt die Excesse und Einseitigkeiten aller Parteien ohne Unterschied, und was er sagt, ist wahr, bewiesen und unumstößlich. Dabei aber wird er oft zu hart und verbannt mit der Fantastik und Schwärmerei, allzu einseitig, beinahe die Poesie überhaupt, die er wenigstens nicht nach Verdienen würdigt.

Unter den Schülern Schlossers, der keiner eigentlichen politischen Partei angehörte, zählen merkwürdiger Weise gerade die bedeutendsten zu der früher „gothaisch“, später „nationalliberal“ genannten Richtung, welche im Wesentlichen seit Langem jene Entwickelung der politischen Gestalt Deutschlands angestrebt hat, wie selbe jetzt verwirklicht ist, nur daß die Anhänger dieser Richtung durch mancherlei Taktlosigkeiten und mehr schädliche als nützliche Agitationen eifrigst darauf bedacht schienen, ihr Ziel eher hinauszuschieben, als zu befördern. An der Spitze dieser Richtung stand im Jahre 1848 der bedeutendste Schüler Schlossers, Georg Gottfried Gervinus (geb. 1805, gest. 1871), auch Einer der Sieben von Göttingen, zuletzt Professor in Heidelberg. Erst vorzugsweise der Literaturgeschichte zugewandt, welche er mit seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ und mit seinem Panegyrikus auf Shakespeare beschenkte, machte er 1853 mit seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts,

die ihm einen Hochverrathsproceß zu bringen drohte, Epoche. Eine solche Einleitung war eine neue Erscheinung. Gervinus wollte darin einen Rückblick auf die letzten Jahrhunderte der europäischen Vergangenheit werfen und verkündet gleich anfangs das Gesetz des Fortschrittes als ein die gesammte Geschichte durchziehendes und leitendes, was er in den verschiedenen Phasen und Perioden der Geschichte nachzuweisen sucht. Er findet in der griechischen und in der neueuropäischen Staatengeschichte einen analogen Fortgang vom Regimente patriarchalischer Könige durch das der Aristokratie (beziehungsweise des Ritterthums und Feudalwesens) zur Demokratie (beziehungsweise zur Geltung des Bürgerthums), stets mit Vervollkommnung der Bildung und Gesittung verbunden; wie in Griechenland die Tyrannis, so hat in Europa der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufkommende fürstliche Absolutismus der Demokratie die Wege gebahnt. Im neuen Europa hat diese letztere Entwickelung besonders mächtig auf den Fortschritt eingewirkt. Die Überspannung der spanisch-absolutistischen und der römisch-hierarchischen Gewalt rief die Reformation, der herrschsüchtige romanische den freien germanischen Geist der Individualität wach, und der letztere beherrschte die geistige Welt, während der erstere sich durch die Entdeckung der neuen Welt des Handels und Verkehrs bemächtigte. Die romanisch-katholische Welt blieb absolutistisch, die germanisch-protestantische wurde demokratisch, so sehr die Hülfe der Monarchie zur Sicherstellung der Reformation nothwendig war und so sehr das Haus Habsburg die erwachende Freiheit überall zu unterdrücken suchte. Die katholische Reaktion siegte ganz in Frankreich, theilweise in Deutschland, gar nicht in England, wo sogar auf eine Zeit die Demokratie obenan kam und von wo aus sie nach Amerika verpflanzt wurde. Ja sie wirkte auf Frankreich, das sich gegen den spanischen Ultramontanismus erhob und wenigstens im Auslande die Protestanten unterstützte, ja in Heinrich IV. einen ketzerischen König erhielt, und als dessen Nachfolger den Absolutismus wieder zur Blüte brachten, empfahl in Frankreich Montesquieu den englischen Konstitutionalismus, und nach ihm Rousseau die schweizerisch-germanische Demokratie, wie sie schon Milton gepredigt hatte und wie sie in Amerika verwirklicht war, so daß die Revolution ein beständiges Schwanken zwischen verschiedenen Staatsformen mit sich führte; die Grundsätze der Rechtsgleichheit aber, welche Frankreich aus England erhalten, trug es im Gefolge seiner Militärdespotie bis nach Polen hin. Napoleons Universalreich jedoch, das dem Romanismus wieder ein ungehöriges Übergewicht geben wollte, fiel durch die Volkskraft der unterdrückten Völker, die deutsche voran, worauf wieder Reaktionen und Revolutionen abwechselnd folgten. Die größte Gefahr der Zukunft aber sah Gervinus nicht mehr in dem romanischen Absolutismus, der durch den germanischen Geist besiegt sei, sondern in dem russisch-slavischen, wogegen er sich indessen beruhigte durch die Thatsachen der Lahmheit des europäischen Konservatismus, der

Unbeständigkeit der slavischen Stämme und des lebendigen Geistes der germanischen Völker. Die glänzendste Zukunft hat nach ihm Nordamerika mit seiner Demokratie und er sieht einen Siegeszug der Freiheit von Westen nach Osten in der Zukunft vor sich gehen. An Frankreich als Träger dieser Idee verzweifelte er und sah voraus, daß Deutschland die bisherige Bedeutung jenes Landes übernehmen werde, aber im Sinne der föderativen Freiheit und der allgemeinen Bildung! — Das so eingeleitete Werk hat Gervinus leider nicht zu Ende führen können. In seinen letzten Tagen, als die von ihm früher verfochtene Richtung Volkssache und dadurch geheiligt wurde, verstand er sie nicht mehr und opponirte einsam gegen den Geist seiner Nation. — Ludwig Häusser, ein geborener Elsäßer (gestorben 1867), vertrat in seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes", einem vorzüglichen Werke, ebenfalls die gothaische Richtung, und so auch Johann Gustav Droysen, ein höchst emsiger Geschichtschreiber, welcher Werken über die hellenisch-makedonische Geschichte neulich die „Geschichte der preußischen Politik" und das Leben des Marschalls York folgen ließ und endlich, in einem „Grundrisse der Historik" (1868) seiner Wissenschaft ein Compendium zu geben suchte, in welchem er Buckle's angebliche Gesetze der Geschichte (von ähnlichem Standpunkte wie wir in unserer Einleitung) verwirft. Mit Gervinus und Häusser war 1848 ein weiteres Glied der sieben Göttinger eng verbunden, Friedrich Christoph Dahlmann (1785—1860), welcher die englische und die französische Revolution in einer durch Eleganz an Ranke erinnernden, aber frischern und lebendigern Manier erzählte.

Der nämlichen Richtung gehört auch Heinrich von Sybel an, welcher in seiner „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795", die er aber neuestens bis 1799 erweiterte, die Zeit der französischen Revolution und ihrer Kriege und der gleichzeitigen Theilung Polens nach wesentlich neuen Quellen und Gesichtspunkten bearbeitete, und zwar vom Standpunkte der aufgeklärten Monarchie und in einem lebendigen farbenreichen Stile. Von Ranke, dessen Schüler er sich einst nannte, unterscheidet ihn wesentlich das Bestreben, von dem Zustande der Völker ein treues Bild zu geben.

Die deutsche Geschichte behandelten ferner: Georg Waitz (speziell die „Verfassungsgeschichte"), Johann Georg August Wirth (in republikanischem Geiste), Karl Hagen, Souchay, Sugenheim und Giesebrecht. Von ihnen unterscheidet sich A. Gfrörer, der erst die Karolinger und Gustav Adolf zu Gegenständen gewählt hatte, durch seine schließliche Unterwerfung unter Rom, dessen Gregor VII. er in einem Riesenwerke verherrlichte. Die Quellen zur deutschen Geschichte sammelte, nach des Freiherrn von Stein Plane, der unermüdliche Pertz.

Die Geschichte der osmanischen Monarchie ließ in kräftigen Zügen Josef von Hammer-Purgstall (1827—1834) an den Augen der deutschen Leser vorübergehen, die Kreuzzüge Wilken, den Templerorden Wilcke und Havemann, Episoden des byzantinischen Reichs der regsame Orientalist und „Fragmentist" Fallmerayer. In das hellenische Alterthum vertieften sich August Böckh und Otfried Müller, ihnen folgte mit einer neuern griechischen Geschichte Ernst Curtius; mehr Aufsehen erregte aber mit seiner römischen Theodor Mommsen, der Cäsarenbewunderer. Er sowol als der in seiner Arbeit durch frühen Tod unterbrochene Schwegler sichteten die Urzeit, gleich Niebuhr, aber mit fortgeschrittener Kritik. Rom im Mittelalter wählte Gregorovius zum Gegenstande seiner geistvollen und farbenreichen Darstellungen, die italienischen Städterepubliken K. Hegel, der Sohn des Philosophen. Eine Sammlung der Geschichten aller europäischen Staaten haben Heeren und Ukert um 1830 begonnen, die aber mit über siebenzig Bänden noch nicht abgeschlossen ist; Pfister und Bülau bearbeiteten für dieselbe Deutschland, Stenzel Preußen, Mailath Österreich, Schmidt und Wachsmuth Frankreich, Leo Italien, Lembke und Schäfer Spanien und Portugal, Lappenberg und Pauli England, Dahlmann Dänemark, Strahl und Herrmann Rußland, Röpell Polen, Zinkeisen die Türkei. Aus anderen Sprachen sind übersetzt Geijer's und Carlsson's Schweden und Kampen's Niederlande. Eine Staatengeschichte der neuesten Zeit begründete Biedermann, und es wurden darin Frankreich von Rochau, Italien von Reuchlin, Österreich von Springer, England von Pauli, Spanien von Baumgarten, Griechenland von Mendelssohn-Bartholdy, Rußland von Bernhardi in Angriff genommen.

In der Literaturgeschichte haben sich unter den Deutschen außer Gervinus noch bethätigt Ulrici, Koberstein, Vilmar, der „Franzosenfresser" Wolfgang Menzel, der sich später in politischen Geschichtswerken als den größten Schimpfer Europa's kund gab und an der Marotte leidet, Christenthum und Deutschthum zu einem einzigen Thum zusammenschweißen zu können, — und der geistvoll prickelnde Essayist Johannes Scherr, der unversöhnliche Feind aller Heuchelei und Tyrannei, der in seinen kräftigen Gemälden die Schwächen und Verbrechen der „Rückwärtser" schonungslos aufdeckt. Die neueste umfassende literarhistorische Leistung ist Hermann Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche England, Frankreich und Deutschland umfaßt. In der Kulturgeschichte ließ Gustav Klemm's Riesenwerk die sämmtlichen Völker nach Kulturstufen auftreten, während Wilhelm Wachsmuth einen gedrängten Grundriß in drei Bänden lieferte. Die „Kultur der Renaissance in Italien" zeichnete in einem meisterhaften Gemälde Jakob Burckhardt. Die Kriegsgeschichte, sofern diese überhaupt zur Kulturgeschichte zu zählen ist, haben in tüchtigen Werken

Clausewitz, Decker, Smitt, Kausler und der überaus fleißige Rüstow bearbeitet.

Die Schweiz gab ihrer (indessen freilich veralteten) Geschichte von dem gefeierten Johannes Müller Fortsetzungen, erst deutsche von Glutz-Blotzheim (enthaltend die Jahre 1480—1500) und von Hottinger (1500—1530) und dann französische von Vulliemin (1530—1700) und von Monnard (1700—1815). Die Quellen der Schweizergeschichte im vierzehnten Jahrhundert erforschte, freilich mit Aufopferung Wilhelm Tell's, Eutych Kopp in Luzern, ein begeisterter Verehrer des Feudalwesens. Auch in neuester Zeit wurde die Geschichte von Vereinen und Einzelnen in der Schweiz eifrig gepflegt, doch meist in kleineren Arbeiten, daneben aber auch in wichtigen Chronikenausgaben (besonders durch den fleißigen Zürcher Georg von Wyß) und in verdienstvollen Urkundensammlungen, in welchen die Graubündner von Mohr, Vater und Sohn, und die St. Galler Hidber und Wartmann sich hervorthaten.

Unter den schwedischen Historikern zeichneten sich in unserer Periode Geijer, Fryxell (Geschichte Karls XII.), Strinnholm, Lundblad, Kronholm, Afzelius und Schwederus aus, unter den dänischen Jens Kragh Höst (über Gustav Adolf, Christian VII. und Struensee 1824). Rußland erhielt in Nikolai Michailowitsch Karamsin (1765—1826) den Schöpfer einer nationalen, zugleich eleganten und gründlichen Historik, dessen Geschichte des russischen Reiches 1816—1824 erschien, aber nur bis zum Jahre 1611 gedieh, und neuestens in Bogdanowitsch einen geschätzten Militärhistoriker. Die Geschichte Ungarns schrieben in magyarischer Sprache Michael Horvath und Ladislaus Szalay (1813—1864).

Sechstes Buch.

Die Wissenschaft des Geistes.

Erster Abschnitt.

Das Reich der Sprache — Philologie.

A. Die orientalischen Sprachen*).

Es ist vielfach gebräuchlich worden, unter „Philologie" die Kunde von dem geistigen Leben überhaupt, namentlich aber von der Literatur eines Volkes, besonders eines untergegangenen zu verstehen; im engsten Sinne hat man damit meist die spezielle Kenntniß des hellenischen und römischen Alterthums verstanden. Da indessen in unserm Jahrhundert das Bestreben begonnen hat, auch andere Völker, selbst lebende, zum Gegenstande einer Philologie zu nehmen, die Grundlage aller Erforschung des geistigen Lebens der Völker aber auf der Kenntniß ihrer Sprache beruht, Sprachwissenschaft und Philologie daher (welch' letzterer Name ohnehin von λόγος, Wort, abgeleitet ist) schlechterdings nicht zu trennen sind, so erlauben wir uns, unter „Philologie" vorzüglich die Sprachwissenschaft als solche zu verstehen.

Die bedeutendste philologische Thätigkeit seit Anfang unseres Jahrhunderts ist unbestrittener Maßen bei der deutschen Nation zu suchen. Geister wie Lessing, mit seiner Emancipation der deutschen Literatur von fremden Vorbildern, und Winckelmann, mit seiner Versenkung in die Kunst des Alterthums, bereiteten diese Wirksamkeit des deutschen Geistes vor, mittels welcher er sich gewissermaßen zur Umfassung aller übrigen Volksgeister emporgeschwungen hat, und Werke, wie Herder's Stimmen der

*) Wesentlich nach Theodor Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München 1869.

Völker und Goethe's westöstlicher Divan gaben weitern fruchtbringenden Anstoß in dieser Richtung. Die in unserm Jahrhundert in nie geahnter Fülle erblühende deutsche Philosophie weckte endlich auch die wissenschaftliche Erforschung der Sprache zu regem Wetteifer, und damit zu glänzenden Erfolgen, — und zwar entwickelten sich ungefähr seit gleicher Zeit und parallel nebeneinander eine orientalische, eine klassische und eine deutsche Philologie.

In der langen Reihe der orientalischen Sprachen, welche der deutsche Forschergeist sich seitdem zu eigen gemacht, spielt die größte Rolle die eigentlich erst in neuerer Zeit förmlich entdeckte Ahnmutter der indogermanischen Sprachen, das Sanskrit. Der erste Europäer, welcher etwas von dieser heiligen Sprache der Brahmanen erfuhr, war der Italiener Filippo Sassetti, welcher in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in Indien weilte und bereits wußte, daß das Sanskrit mit seiner Muttersprache verwandt sei. Der Erste, welcher die Sprache völlig lernte, war der Missionär Robertus de Robilibus, welcher nach 1620 ad majorem Dei gloriam — den Veda fälschte. Der erste Deutsche, welcher sich jene Kenntniß erwarb, war der Missionär Heinrich Roth (1664), und der Jesuit Hanxleden, der 1699 bis 1732 in Indien lebte, schrieb bereits eine Sanskrit-Grammatik und ein sanskrit-malabarisch-portugiesisches Lexikon. Diese Werke wurden aber in Europa nicht bekannt. In den Jahren 1725 bis 1729 fiel es dem Missionär Benjamin Schulze zum ersten Male auf, daß die Sanskrit-Zahlen den lateinischen so sehr ähnlich seien, und er zerbrach sich den Kopf, ob die Inder selbe von den Römern oder gar erst von den Portugiesen gelernt! Ein Späterer, Siegfried Bayer, schrieb sie der griechischen Herrschaft in Baktrien zu! Andere, auch französische Missionäre machten weitere Mittheilungen. Als die Herrschaft der englisch-ostindischen Compagnie in Indien Fortschritte machte, waren die Engländer genöthigt, sich mit den indischen Sprachen bekannt zu machen, um ihren neuen Unterthanen Recht zu sprechen. Der Gouverneur Warren-Hastings ließ durch elf Brahmanen ein Werk über das indische Recht in's Persische und aus diesem durch den Engländer Halhed in's Englische übersetzen (1775); aber die auf ihre Religion eifersüchtigen Brahmanen wollten keinen Engländer ihre heilige Sprache lehren, bis Halhed endlich Einen heimlich dazu bestimmte und nun die Verwandtschaft des Sanskrit mit Persisch, Griechisch und Lateinisch erstaunt bekannt machte. Es folgten ihm Weitere; Wilkins übersetzte 1785 die tiefweise Episode Bhagavadgitâ aus dem Epos Mahâbhârata und 1787 das Fabelwerk Hitopadeça; das erregte Aufsehen ließ russische, französische und seit 1801 auch deutsche Übersetzungen nachfolgen. William Jones (1746—1794), Oberrichter zu Fort-William in Bengalen, übertrug das reizende Drama Çakuntalâ, das Gesetzbuch des Manu und viele andere Werke. Sakuntala erschien 1791 durch G. Forster auch in deutscher Sprache, und 1792 er-

blickte der erste Sanskrit-Druck, das Gedicht Ritusamhâra, das Licht der Welt. William Jones sprach auch zuerst den gemeinsamen Ursprung des Sanskrit und der europäischen Sprachen aus. Ihm folgte Henry Thomas Colebrooke (1765—1837), Richter in Mirzapur, nach, welcher Grammatik, Lexikon und Texte des Sanskrit herausgab, und so noch mehrere Engländer. Der erste Europäer aber, welcher (schon 1790) Grammatiken des Sanskrit veröffentlichte, war der österreichische Jesuit Philipp Wesdin (1776—1789 Missionär in Malabar, 1805 in Rom gestorben). Seine Bücher waren jedoch unpraktisch eingerichtet und wurden deshalb durch die englischen Grammatiken leicht verdunkelt. Auf das hohe Alter des Sanskrit schloß in Deutschland zuerst Adelung, der aber irriger Weise außer den europäischen auch noch die semitischen und sogar nordasiatischen Sprachen mit Jenem in Verbindung brachte. Eine wissenschaftliche Behandlung des Sanskrit begründeten in Deutschland die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, welche diese Sprache während ihres Aufenthaltes in Paris durch den dort lebenden Engländer Alexander Hamilton kennen lernten. Friedrich Schlegel schrieb 1808 „über die Sprache und Weisheit der Indier", zwar noch nicht gründlich, aber geistreich und anregend, und fügte Übersetzungen aus dem Râmâyana und Mahâbhârata und aus Manu's Gesetzen bei, mit Nachbildung des indischen Metrums. Er erklärte darin, das Sanskrit habe die nächste Verwandtschaft mit dem Lateinischen und Griechischen, Germanischen und Persischen, geringe mit dem Armenischen, Slavischen und Keltischen, nur Wurzeln, nicht Grammatikalisches gemein mit dem Hebräischen und Koptischen, gar nichts mit den übrigen asiatischen und anderen Sprachen. Einen weitern Fortschritt in der wissenschaftlichen Behandlung des Sanskrit begründete Franz Bopp, geboren 1791 zu Mainz; er begab sich 1812 zum Zwecke des Studiums orientalischer Sprachen nach Paris, lernte Sanskrit ohne Lehrer und schrieb 1815 über das Konjugationssystem dieser Sprache, welches Buch bedeutende Entdeckungen in Bezug auf die Grammatik derselben zu Tage förderte. Seine Übersetzungen indischer Werke dagegen waren schwach. Indessen wirkte August Wilhelm Schlegel als Professor in Bonn seit 1818 für Verbreitung der Sanskrit-Kenntniß, und die preußische Regierung unterstützte ihn wesentlich. Im Jahre 1827 erschien des nun in Berlin lehrenden Bopp's Grammatik, welche die bisherigen weit übertraf, aber noch an manchen Mängeln litt. A. W. Schlegel und Bopp wetteiferten in Herausgabe indischer Handschriften mit lateinischen und deutschen Übersetzungen, und Beide hatten zahlreiche Nachfolger, unter denen sich Rückert, Lassen, Bohlen, Max Müller, Benfey, Brockhaus, Gildemeister, Goldstücker u. A. auszeichneten.

Mehrere der Letztgenannten, voran Lassen und Max Müller, sowie mehrere englische Gelehrte, ferner Trumpp und Leitner, Direktor der höhern Schule zu Lahore, haben auch die vielen neuindischen Sprachen

erforscht. Die Sprache der ebenfalls Indien entstammenden Zigeuner untersuchte besonders Pott.

Das Studium des Sanskrit leistete wesentliche Hülfe zur Enthüllung der eranischen Sprachen, deren älteste Erzeugnisse, der von Anquetil-Duperron nach Europa gebrachte Zendavesta und die von Karsten-Niebuhr zuerst veröffentlichten Keilinschriften, am Anfange unsrer Periode noch unenträthselt waren. Duperron (geb. 1731, gest. 1805) ging, um die heiligen Schriften der Parsen kennen zu lernen, 1754 als gemeiner Soldat nach Indien, lernte die Sprache, in der sie abgefaßt sind, und welche unrichtig Zend genannt wird (Spiegel verlegte sie nach dem alten Baktrien) zu Surate und sammelte viele Handschriften. Nach seiner Rückkehr (1762) machte er seine Studien nutzbar und veröffentlichte 1771 eine französische Übersetzung des Zendavesta, deren Richtigkeit aber nichts weniger als begründet war. Die Verwandtschaft des Originals dieser Schriften mit dem Sanskrit entdeckte zuerst William Jones. Im Jahre 1829 veröffentlichten zugleich Olshausen und Burnouf jenes Original, Vendidad genannt, und Hermann Brockhaus gab es 1850 in lateinischen Schriftzeichen heraus. Eine neue kritische Ausgabe begann Spiegel 1851, welchem indeß in der Vollendung der Däne Westergaard zuvorkam. Die so an das Licht gezogene heilige Sprache Irans untersuchte Bopp grammatikalisch; eine zusammenhängende Grammatik gab Haug 1862 zu Bombay in englischer Sprache heraus, welchem Justi und Spiegel folgten, Ersterer auch mit einem Lexikon und einer Chrestomathie, Letzterer mit einer Menge belehrender Abhandlungen. Andere wichtige Arbeiten lieferten auf demselben Gebiete Windischmann und Schlottmann.

Die altpersische Sprache der Keilinschriften begann Grotefend (1775—1853) zu entziffern. Er fand zu den zwei einzigen, vor ihm nach ihrer Bedeutung bekannten Buchstaben neun weitere. Weitere Buchstaben bestimmte der Däne Rask. Später nahmen sich Burnouf und mit noch mehr Erfolg Lassen der Sache an. Letzterer entzifferte endlich das ganze Alphabet. Der Engländer Rawlinson, welcher an Ort und Stelle in Kermanschah Forschungen vorgenommen, vervollständigte diese Entdeckungen; Bopp, Windischmann und Lepsius ordneten sie wissenschaftlich. Eine andere nach ihrer grammatischen Gestaltung eranische Sprache, die aber mit semitischen Bestandtheilen vermischt ist, das Pehlewi, worin einzelne Theile des Avesta übersetzt sind, sowie das Parsi, das nichts Semitisches hat, wurden von den nämlichen Gelehrten erforscht, wie ihre erwähnte Schwestersprache, — das Neupersische aber von Hammer, Fleischer, Sprenger, Vullers, Possart; die poetischen Werke in letzterm Idiom, von Firdusi, Sadi, Hafis, wurden von Rückert, Hermann Brockhaus, Jul. von Mohl, Daumer, Schack u. A. übersetzt. Julius von Klaproth (1783—1835) begründete die Kenntniß des Afghanischen und Balutschischen. Auch die eranischen Sprachen

der Osseten, Kurden und Armenier fanden ihre deutschen Forscher, letztere besonders in Petermann. Durch Inschriften in Phrygien und Lykien hat man auch die alten Sprachen dieser Landschaften als eranische erkannt, und Müllenhof vermuthet es auch von denen der alten Skythen und Sarmaten.

Gemeinsame Forschungen über die semitischen Sprachen stellte schon in den vierziger Jahren Benfey an, welcher auch den Zusammenhang zwischen denselben und dem Ägyptischen erkannte. Lepsius ging noch weiter, indem er die afrikanischen Sprachen westlich bis zum atlantischen Ocean und südlich bis zu den Hottentotten als „hamitischen Sprachzweig" zusammenfaßte, welchen man jetzt mit dem „semitischen Sprachzweig" zu einem Stamme vereinigt.

Die Abhängigkeit der semitischen Sprachforschung von der Theologie und Bibelforschung brach zu Gunsten der Wissenschaft zuerst Gesenius (1786—1842) und begründete damit eine semitische Philologie. Seine Forschungen setzte mit noch größerer Tiefe und Gründlichkeit Heinrich Ewald fort und dehnte sie noch weiter aus; er schrieb hebräische und arabische Grammatiken und eine Geschichte des hebräischen Volkes. Ihm folgten Fleischer, Olshausen, Sprenger, Hammer, Weil, Geiger, Dietrich, Heidenheim und viele Andere. Das Assyrische haben aus den Keilinschriften von Babylon und Ninive Oppert, Rawlinson, Menant und Andere entziffert. Das Aramäische, welches in das Chaldäische und Syrische zerfällt, von denen ersteres die Juden, letzteres die syrischen Christen schrieben, erforschten Ewald, Uhlemann, Winer, Fürst und viele Andere. Die nabathäischen Inschriften der Sinai-Halbinsel entzifferte Beer, die von Hauran und Petra sammt jenen Levy; alle gehören der aramäischen Sprache an. Mit dem ebenfalls hierher gehörigen Samaritanischen beschäftigte sich besonders Geiger, mit der Mundart der Mandäer oder Sabier (falsch „Johanneschristen" genannt) Th. Nöldeke, einer der jüngsten Philologen. Die hebräische Sprache glaubte man lange, als die der Bibel, nicht gleich anderen, profanen behandeln zu dürfen. Diesen Bann brachen Gesenius und nach ihm Ewald, Olshausen, Böttcher u. A., unter den Israeliten namentlich Fürst und Geiger. Eine große Anzahl von Forschern hat sich der Exegese, Bearbeitung und Übersetzung der hebräischen Werke gewidmet, welche das alte Testament bilden; unter ihnen ragt besonders Hitzig und der Israelit Zunz hervor. Das ganze „Bibelwerk" wissenschaftlich behandelt hat mit großem Verdienste Bunsen.

Die hebräische Philologie mit Rücksicht auf Alterthumskunde und Kunstgeschichte zählt unter ihren zahlreichen Bearbeitern Dewette, Saalschütz u. A. Auch späthebräische Werke, wie den Talmud, die Mischna u. s. w., haben sowol christliche als jüdische Gelehrte zu Gegenständen ihrer Forschungen und Arbeiten gewählt. Der phönikischen Sprache und Alterthumskunde nahmen sich Kopp, Movers, Levy u. A. an. Die-

arabische Sprache erforschten und bearbeiteten in Frankreich Silvestre de Sacy, in Deutschland Rosenmüller, Oberleitner, Fleischer, Sprenger, Petermann u. A. Um Geschichte, Kritik und Übersetzung des Korân machten sich Geiger, Flügel, Redslob, Sprenger, Wüstenfeld und Nöldeke verdient, um wissenschaftliche und poetische Werke der Araber Hammer, Habicht, Freytag, Weil, Bernstein, Wolff, Rückert u. A. Das Studium der abessinischen Sprachen weckte August Dillmann seit den fünfziger Jahren. Ihm folgten Hupfeld, Munzinger u. A.

Die große Wichtigkeit, welche Ägypten für die Kultur der Menschheit hat, reizte schon längst zur Kenntniß der durch ihre auffallende Form vor allen übrigen Schriften hervorstechenden heiligen Bilderschrift der Priester am Nil, der Hieroglyphen. Ihre Entzifferung begannen der Engländer Thomas Young (1816) und der Franzose François Champollion der Jüngere (1822). Ihnen machte Gustav Seyffarth für seinen Lehrer Wilhelm Spohn die Priorität der Entdeckung streitig, und nach seiner Auswanderung sein Schüler Uhlemann. Weiter bebauten dieses Feld die Deutschen Richard Lepsius und Heinrich Brugsch, Jener durch Veröffentlichung ägyptischer Denkmäler und Untersuchungen über die dortige Kultur, Dieser durch Erforschung der vom siebenten Jahrhundert vor bis zum dritten nach Christus gebräuchlichen demotischen Sprache und Schrift, wie auch von Hieroglyphen-Denkmälern und des ägyptischen Alterthums überhaupt. Lauth übersetzte neuestens altägyptische Urkunden. Schwartze, Böckh, Bunsen und Henne (Vater des Verf., 1798—1870) suchten die alte ägyptische Geschichte und Chronologie zu berichtigen. Schwartze, Steinthal u. A. beschäftigten sich mit der Sprache der Kopten, dieser Nachkommen der alten Ägypter. Bleek und Lepsius erklärten die Sprache der Hottentotten als eine den semitischen verwandte, was jedoch noch sehr problematisch erscheint. Verschiedene afrikanische Sprachen erforschten Gabelentz, Barth, Krapf, Rebmann, Klaproth u. A. Gabelentz steht auch an der Spitze der Deutschen, welche ihre Studien dem in Nordasien heimischen uralaltaïschen Sprachstamme zuwandten, dessen Kenntniß eigentlich der Schwede Alexander Castrén (1813—1852) begründet hatte. Es gehören dazu die Tungusen mit den zu ziemlicher Kultur gelangten Mandschu, welche die heiligen Schriften der Chinesen übersetzt haben, die Mongolen, die Türken, deren Sprache und übrige Eigenthümlichkeiten besonders Hammer erforschte, und von denen die Jakuten, die Tataren in Rußland, die Usbeken, Tschuwaschen u. A. Unterabtheilungen bilden, die Samojeden, die Tschuden, von denen die Ostjaken, Magyaren, Permier, Mordwinen, Finnen, Lappen und Esten Zweige sind. Für mit diesem Sprachstamme verwandt halten viele Forscher die Sprachen der nicht arischen Bewohner Indiens, die sogenannten drawidischen, wozu das Tamulische, Kanarische und andere gehören; mit ihnen beschäftigten

sich Graul, Weigl u. A. Die nämliche Verwandtschaft behauptet J. Hoffmann, der gründlichste Kenner des Japanischen, auch von dieser Sprache, ohne jedoch andere Forscher überzeugt zu haben. Ältere Japankundige sind Siebold, Gabelentz, Klaproth u. A. Sogar von den einsilbigen Sprachen Ostasiens, dem Chinesischen, Tibetischen und den hinterindischen, behaupten M. Müller u. A. Verwandtschaft mit dem ural-altaïschen Stamme. Lepsius und Gabelentz versicherten das Gegentheil. Fr. Müller hielt das Einsilbige dieser Sprachen nicht für eine Unvollkommenheit, sondern für eine höhere Entwickelung(?). Um das Chinesische haben sich Klaproth, Gützlaff, H. Kurz, H. Brockhaus, Neumann u. A. verdient gemacht, um die hinterindischen Sprachen (Birmanisch, Siamesisch, Annamitisch) W. Schott und Adolf Bastian, um das Tibetische Schmidt, Schiefner, Schlagintweit u. A. M. Müller wollte auch das Baskische in den Pyrenäen zu einer turanischen Sprache stempeln, was aber keinen Anklang fand; trotz mancher verschiedenen Meinungen blieben neben jenem auch das Jenissei-Ostjakische, Jukaghirische, Tschuktschische, die Sprache der Ainos, die von Korea, diejenigen des Kaukasus (Georgisch, Mingrelisch, Avarisch, Tschetschenzisch, Tscherkessisch u. s. w.) und das Singhalesische auf Zeilon isolirt und nicht unterzubringen.

Mit dem malayisch-polynesischen Sprachstamme, welcher sich von Madagaskar bis zur Osterinsel und von Neuseeland bis zur Sandwich-Gruppe erstreckt, und welchen Bopp für indogermanisch, M. Müller für turanisch, Fr. Müller aber für selbständig hält, beschäftigten sich Gabelentz u. A. Auch die australischen Sprachen und die unter sich höchst verschiedenen amerikanischen Sprachen, deren Angehörige manche Forscher aus Asien herleiten wollten, haben ihre Forscher gefunden, so z. B. die brasilischen Sprachen in Martius, die pernische Kechuasprache in J. J. Tschudi, andere in Gabelentz u. s. w.

B. Die klassischen Sprachen.

Wir haben die Geschichte des Studiums der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur seit dessen Wiederaufleben im vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert (Bd. I. S. 56—101) unterbrochen. Nach jener von uns behandelten Blütezeit gerieth die humanistische Thätigkeit, wie wir bereits (ebend. S. 69) angedeutet, in Verfall. In Italien und Frankreich begnügten sich ihre Jünger fortan mit bloßer Nachahmung der Alten in Form und Stil, in Prosa und Versen, ohne daraus irgend welche Grundsätze zu folgern oder damit ein tieferes Eindringen in den Geist des Alterthums zu verbinden. In Deutschland und England aber wurde die humanistische Bewegung von der reformatorischen in den Hinter-

grund gedrängt oder zu ihren Zwecken benutzt; und wenn auch das Studium des klassischen Alterthums unter den Protestanten mehr Freiheit genoß, als unter den für ihre mittelalterliche Kirche fürchtenden Katholiken, so verkümmerte es doch, da seine Theilnehmer weder den Geist noch den Mut hatten, ihrer Wissenschaft gegenüber der allein herrschenden Theologie eine selbständige Stellung zu erobern. Was dieselbe daher am Ausgange des sechszehnten und im siebenzehnten Jahrhundert bewirkte, war lediglich, wie wir bereits (Bd. I. S. 410 ff., II. S. 381 ff.) gesehen, die Beherrschung der Schule, und zwar nicht in einem die wissenschaftliche Forschung befördernden, sondern in einem einseitigen, den Aufschwung der Muttersprache hindernden Geiste. So gerieth die Philologie in einen schwankenden Zustand und ihre Jünger stritten sich, ob sie die gesammten literarischen und historischen Disciplinen oder blos die Sprachwissenschaft, ob sie alle Sprachen oder blos die klassischen umfassen solle. An diesem Streite betheiligten sich besonders Casaubonus, Gerhard Vossius, Augustin Grischow u. A. Im Ganzen aber herrschte während des achtzehnten Jahrhunderts die Ansicht, als sei der Zweck der Philologie lediglich die Erlernung und Fertigkeit in der griechischen und lateinischen Sprache! Einen noch engherzigern Standpunkt nahm Hemsterhuys (1685—1766) ein, welcher von seinem Holland aus damals die klassische Philologie beherrschte, aber die Thätigkeit seiner Zunft auf bloße Kritik der Texte beschränken wollte, was die noch in unserer Zeit spukende Sucht begründete, der Berichtigung von Lesearten eine große Wichtigkeit beizulegen. Großsprecherisch behaupteten die Schüler des genannten Gelehrten, daß vor ihm kein Sterblicher die Ursprünge der lateinischen Sprache richtig gekannt habe, und machten sich wichtig mit großen Entdeckungen, die zu seiner und ihren Lebzeiten sorgfältig geheim gehalten wurden. Dieselben bestanden in einer ganz unsinnigen, nach den griechischen und lateinischen Vokalen geordneten Ableitung der Wortstämme (Benfey S. 257).

Nachdem jedoch die deutsche Literatur, seit Klopstock's und Lessing's Zeit, statt der französischen die klassischen Schriftsteller zu Vorbildern zu wählen begonnen, wurde, obschon die deutsche Sprache ausschließlich jener der Wissenschaft und Dichtung geworden, doch erneuerte Aufmerksamkeit den Originalsprachen der nunmehrigen Muster und ihrer Literatur zu Theil. Winckelmann und Lessing wiesen auf die Kunst des Alterthums hin, und so konnte die Wissenschaft nicht zurückbleiben. Die Philologen erwachten aus dem Schlummer, in den ihre Textkritik sie eingelullt, und fühlten sich wieder als Apostel einer Wissenschaft. Der Erste unter ihnen, welcher hiezu den Anstoß gab, war Heyne in Göttingen. Ihm wurde die Philologie ein Inbegriff des gesammten geistigen Schatzes, den uns das Alterthum hinterlassen, in Kunst, Wissenschaft, Religion, Staat und Sitte, — ein Standpunkt, welcher allerdings ein nothwendiger war, um ein tieferes Verständniß jenes Kulturkreises und eine Erhebung des for-

schenden Geistes über blos mechanisches Sprachenlernen und Manuscriptrevidiren anzubahnen.

Das Werk Heyne's setzte fort und führte der Vollendung entgegen Friedrich August Wolf (1759—1824), Professor zu Halle, welcher schon als Student in Göttingen, der bestehenden Fakultätseintheilung zum Trotz, verlangt hatte, als Studiosus philologiae immatrikulirt zu werden. Er erhob die Philologie, wie sie Heyne präcisirt, zu einer unabhängigen Wissenschaft, welche er „Alterthumswissenschaft“ nannte. Damit verlegte er die Führung des klassischen oder Gymnasialstudiums, welche bisher in der Hand der Theologen gelegen, in jene der Philologen, und öffnete so Letzteren einen selbständigen Berufskreis, was zur nächsten Folge hatte, daß es nicht mehr blos unter den Professoren, sondern nun auch unter den Studirenden eine philosophische Fakultät gab. Von besonderer Bedeutung waren Wolf's Forschungen über die Homerischen Epen, welche er mehreren Rhapsoden zuschrieb.

Die Philologie war nun allerdings nicht mehr blos Sprachwissenschaft. Hatte man früher das Alterthum kennen gelernt, um der griechischen und lateinischen Sprache mächtig zu werden, so lernte man nun umgekehrt diese Idiome, um den klassischen Kulturkreis in sich aufzufassen. Die Sprachforscher von Fach und Neigung waren daher mit der Entwickelung der „Alterthumswissenschaft“ nichts weniger als einverstanden; ihr Berufsstudium war damit vom Zwecke zum Mittel herabgesetzt. Dies begründete wieder verschiedene Schulen und Systeme unter den Philologen, zu deren Bildung auch der Einfluß der gleichzeitigen deutschen Philosophie beitrug. Die Einen suchten die Philologie mehr philosophisch, die Anderen mehr historisch zu behandeln. Zu den Ersteren gehörte Gottfried Jakob Hermann (1772—1848), ein Anhänger Kant's. Sein Bestreben, alle Erscheinungen aus nothwendigen Gesetzen zu erklären, verleitete ihn zu manchen Willkürlichkeiten. Den Übergang zu den historischen Philologen bildete Philipp Karl Buttmann (1764—1829), der Verfasser beliebter griechischer Grammatiken, welcher durch scharfsinnige Kombinationen tief in den Geist der klassischen Sprachen eindrang. Ganz auf historischen Standpunkt stellte sich dagegen August Böckh in Berlin (1785 bis 1867). Er lehrte, Aufgabe der Philologie solle sein das Erkennen des Erkannten oder das Reproduciren des Producirten, was so allgemein ausgedrückt war, daß sich von nun an jede civilisirte Sprache ihre Philologie zu bilden suchte. Entschiedener als Wolf verbannte Böckh den Unterschied zwischen Sprach- und Sachkenntniß. Da nun aber der sachliche Stoff weit reichhaltiger ist, als der sprachliche, so trat die Erforschung des letztern bei Böckh und seinen Schülern stark zurück hinter die Beschäftigung mit philologischen Realien, Metra, Münzen, Inschriften und dergleichen. Böckh's Hauptwerk ist die „Staatshaushaltung der Athener“. Einen ähnlichen Standpunkt nahm Otfried Müller, der Geschicht-

schreiber der hellenischen Stämme, ein, sowie auch Friedrich Thiersch in München (1784—1860), der seine Aufmerksamkeit besonders den älteren Formen der griechischen Sprache widmete, und so die Grammatik historisch bearbeitete, was hinwieder von Franz Passow in Bezug auf die Lexikographie gilt. Auf das Gebiet der Religion, der Mythen und Symbole lenkte die historische Philologie Georg Friedrich Creuzer in Heidelberg (1771—1858), wobei ihn jedoch der Umfang und Zusammenhang des Gegenstandes weit über das Gebiet des klassischen Alterthums hinaus führte. Nach Wolf's Ideen bearbeitete Bernhardy eine Encyklopädie der Philologie, worin die Stellung der Grammatik unklar blieb, die Kunst aber ungebührlich zurückgesetzt wurde. Das umfassendste System des philologischen Wissens hat bis jetzt F. Haase aufgestellt und historisch begründet*). Vorzügliche Arbeiten über das Gebiet der Philologie haben Otto Jahn und Ernst Curtius geliefert. Die Mythologie, diese bisherige Domäne der Philologen, in welcher die Götter- und Heldensagen der Hellenen und Römer stets die Hauptrolle spielten, hat, nachdem Creuzer ihren Ursprung in Indien, Hug in Ägypten, Voß aber in Griechenland gesucht, neulich Preller in überzeugender Weise auf die Vorgänge in der Natur zurückgeführt und die Götter und Helden als Personifikationen der Naturkräfte nachgewiesen, was schon seit etwa 1830, nur in etwas einseitigerer Weise, A. Henne in mehreren Schriften versucht hatte. An Befeindungen der Philologie von katholisch- und protestantisch-orthodoxer Seite, als Beförderin des „Heidenthums", wie von radikaler, als „überwundener Standpunkt", hat es nicht gefehlt; so unberechtigt aber diese sind, so berechtigt ist die Ansicht, daß die Philologie einen Umfang in Anspruch nimmt, welcher die Selbständigkeit anderer, für sich ein unbestreitbares Ganze bildender Wissenschaften in auffallender Weise stört, so namentlich die Kulturgeschichte mit ihren höchsten Stufen, der Kunst- und Literaturgeschichte. Diese sich immer mehr entwickelnden Zweige des Wissens, welche nothwendiger Weise die geistige Thätigkeit aller Völker und Zeiten umfassen müssen, wenn sie ihre hohe Aufgabe erfüllen sollen, also auch der Hellenen und Römer, schließen eine ausnahmsweise Behandlung der Kultur dieser Völker aus und machen die Abschließung derselben von den übrigen Kulturkreisen fortan zur Unmöglichkeit, so daß die Philologie trotz alledem sich wird entschließen müssen, zur Bedeutung einer vorzugsweisen Sprachwissenschaft zurückzukehren, freilich nicht in dem Sinne einer Herausklaubung der Lesearten und eines Herumreitens auf grammatischen Formen, sondern eines tiefen Eindringens in den Geist der Sprachen, so daß auch sie dazu gelangen wird, alle Völker und Zeiten gleichmäßig zu umfassen. Den Unterschied

*) S. über dasselbe den Artikel Philologie in Brockhaus' Convers.-Lexikon, 11. Auflage. XI. S. 672.

zwischen Sprachwissenschaft und Philologie wird daher die Zukunft nicht mehr kennen.

Um die griechische Grammatik haben sich verdient gemacht: außer den schon erwähnten Buttmann und Thiersch, August Lobeck, August Matthiä, Rost, Kühner u. A., um die Lexikographie, außer Passow, Pape, Ramshorn u. A., um die griechischen Dialekte Ahrens, Giese, Berger u. A., um den speziellen Dialekt des Neuen Testaments Winer u. A., um das Neugriechische Heilmeier, Curtius, Schmidt u. A., um die etruskische Sprache K. O. Müller, Lorenz u. A., um die umbrische, oskische und andere italische Sprachen Lepsius, Lassen, Grotefend u. A., um die lateinische Grammatik Schneider, Grotefend, Zumpt, Ramshorn, Ritschl u. A., um die Lexikographie Freund, Georges u. A., um die römischen Inschriften Mommsen u. s. w. Die zahllosen Ausgaben und Übersetzungen alter Klassiker durch die Philologen auch nur einigermaßen nach ihren hauptsächlichen Erscheinungen zu berücksichtigen, würde den Raum dieses Buches überschreiten.

C. Die neueren Sprachen und die vergleichende Sprachforschung.

An der Spitze der neueren, d. h. in Europa und dessen Kolonien noch gesprochenen indogermanischen Sprachen steht für uns die deutsche, obschon sich ihre Erforschung auch auf Formen derselben erstrecken muß, welche im Munde der Lebenden längst dahin geschwunden und nur noch in schriftlichen Denkmälern vertreten sind. Die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache ist, bei ihrer unverantwortlich langen Verachtung von Seiten der latinisirenden Gelehrten und der französirenden Vornehmen, verhältnißmäßig neu. Die ältesten Forscher, welche ihr Aufmerksamkeit schenkten, waren Johann Schilter (1632—1705), Verfasser einer Quellensammlung und eines Glossars für die Kenntniß des Alt- und Mittelhochdeutschen, und Johann Leonhard Frisch (1666 bis 1743), dessen deutsch-lateinisches Wörterbuch, nach Aussage Jakob Grimm's, durch seinen umfassenden und gründlichen Inhalt „einen wahren Schatz von früher nicht beachteten und später nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten“ darbietet. Nachdem um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Hohenems in Vorarlberg das Nibelungenlied entdeckt worden, wies 1752 Andreas Fabricius auf die Wichtigkeit deutscher Philologie hin, indem er zugleich die Anstellung von Professoren der deutschen Sprache an den Universitäten verlangte. Es geschah dies jedoch erst 1806 zu Göttingen, wo Benecke jenen Lehrstuhl erhielt. Auch die Zürcher Bodmer und Breitinger (Bd. II. S. 560) wirkten, doch noch nicht in wissenschaftlichem Geiste, für Beachtung der ältern deutschen

Literatur. Mehr fruchtete das Wiedererwachen der deutschen Dichtung in Klopstock und Lessing und ihre Blüte unter Goethe und Schiller. Fulda bearbeitete in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas, welche nach seinem Tode (1805) Zahn herausgab, und Christoph Adelung lieferte grammatische und lexikalische Arbeiten, in denen er aber zu sehr für den obersächsischen Dialekt Partei ergriff. Ihm folgte in wenig einheitlicher Weise und mit extravagantem Purismus Heinrich Campe (1746—1818). Die ersten wissenschaftlichen Erforscher des Deutschen in unserm Jahrhundert waren Johann Gustav Büsching und Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1824), welche zusammen 1812 den „literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechszehnte Jahrhundert" herausgaben, darin die mittelalterliche deutsche Dichtung zum ersten Male systematisch ordneten, ihre Handschriften, Ausgaben, Übersetzungen und sogar Erwähnungen möglichst vollständig aufzählten und mit vielen Gedichtstellen schmückten. Verdienste um die deutsche Lexikographie erwarb sich nach ihnen Theodor Heinsius und um die Grammatik Christian August Heyse. Eine umfassende und tief gründliche Thätigkeit auf diesem Gebiete trat aber erst ein seit 1819 durch Jakob Ludwig Grimm (geb. 1785, gest. 1863), den deutschen Terentius Varro, wie ihn Benfey nennt. Liebe zum Vaterlande und Volke und eiserner Fleiß befähigten ihn zu seiner hohen Mission, der eigentliche Pförtner der deutschen Vorzeit, ein Forscher ohne Gleichen an Rastlosigkeit zu sein. Auch mit den fremden Sprachen machte er sich vertraut, um durch Vergleichung mit ihren Produkten das deutsche Sprachgebiet besser aufzuhellen. Er umfaßte, ja entdeckte eigentlich größtentheils Recht, Religion, Sage, Märchen, Fabel und Volksdichtung der Deutschen. Er begann seine Thätigkeit 1811 mit einer Schrift über den altdeutschen Meistergesang und gab mit seinem Bruder Wilhelm (1786—1859) gemeinsam 1812 die Kinder- und Hausmärchen, 1813 die „altdeutschen Wälder", 1816 die „deutschen Sagen" heraus. Sein eigenstes und großartigstes Werk aber, die „Deutsche Grammatik", erschien zuerst 1819, in verbesserter Ausgabe 1822, und hat vier Bände, nicht aber seine Vollendung erhalten. Es ist eine historische Grammatik und enthält die Formen sämmtlicher deutschen Idiome, von der ältesten bis auf unsere Zeit, in ihrem ganzen Zusammenhange, — das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische, Altfriesische, Altnordische, das Mittelhochdeutsche, Mittelniederdeutsche, Mittelniederländische, Mittelenglische, das Neuhochdeutsche, Neuniederländische, Neuenglische, Schwedische und Dänische. Eines der wichtigsten Resultate dieses Werkes ist das von Jakob Grimm gefundene „Lautverschiebungsgesetz", nach welchem auf höchst überraschende Weise die Lippen-, Zungen- und Kehllaute des Griechischen sich im Gothischen und Althochdeutschen in der Weise ver-

wandeln, daß die mediae, tenues und aspiratae successive die einen an die Stelle der anderen treten, wie aus folgender kleinen Tabelle erhellt:

	Lippenlaute.			Zungenlaute.			Kehllaute.		
	med.	ten.	asp.	med.	ten.	asp.	med.	ten.	asp.
Griechisch:	β	π	φ	δ	τ	ϑ	γ	κ	χ
Gothisch:	p	f	b	t	th	d	k	h(g)	g
Althochd.:	f	b(v)	p	z	d	t	ch	g(h)	k

(Grimm, Deutsche Gramm. 2. Ausg. I. S. 584.)

Damit hatte die Etymologie eine feste Grundlage erhalten. Nachdem so das erste Buch des Werkes die Buchstaben behandelt, beschäftigt sich das zweite in zwei Kapiteln mit der Deklination und der Konjugation, womit der erste Band schließt. Der zweite (1826) und der dritte (1831) handeln von der Wortbildung, und der vierte (1837) enthält den Anfang der Satzlehre. Den beklagenswerthen Abbruch des unsterblichen Werkes haben wir dem Verfassungsbruche des Königs von Hannover zu verdanken, welcher damals die Brüder Grimm mit fünf Ehren- und Schicksalsgenossen aus Göttingen vertrieb, worauf dem großen Sprachforscher nicht mehr die Muße vergönnt war, deren er sich vorher erfreute.

Grimm's zweites bedeutendes Werk war die „Geschichte der deutschen Sprache", 1848 in zwei Bänden erschienen. Es ist aber „keine Darstellung der Entwickelung der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis auf die unsrige, sondern theils eine Ergänzung, theils eine Zusammenfassung der Hauptresultate der Grammatik." Es handelt zuerst von den Zuständen der Indogermanen vor der Abtrennung der Germanen, soweit sie aus ihrem vorhandenen Sprachschatze erhoben werden können, dann über die Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern und die Absonderung ihrer Sprache, hierauf über die alten germanischen Völker und Stämme, endlich über die deutschen Schriftdialekte: gothisch, hochdeutsch, niederdeutsch, angelsächsisch, friesisch und nordisch, und schließt mit sprachvergleichenden Bemerkungen.

Sein drittes großes Werk unternahm Jakob Grimm im Vereine mit seinem Bruder Wilhelm; es ist das „Deutsche Wörterbuch", welches an Reichthum des Inhalts Alles übertrifft, was bis dahin geleistet worden. Das erste Heft erschien 1853, der erste Band 1854. Den zweiten, dritten und den Anfang des vierten Bandes bearbeitete Jakob nach Wilhelms Tode allein und wurde dann selbst abgerufen, und zwar mitten in dem Artikel „Frucht". Hildebrand und Weigand übernahmen die schwierige Arbeit der Fortsetzung. Andere bedeutende Forscher im Gebiete der deutschen und der germanischen Sprachen überhaupt waren Pfeiffer, Herausgeber der „Germania", Bartsch, Schleicher („die deutsche Sprache"), Scherer (zur Geschichte der deutschen Sprache), Rudolf von Raumer und viele Andere. Die Etymologie bearbeiteten Steub,

Schott, Bergmann, Förstemann, Wackernagel, Hoffmann von Fallersleben, Zingerle u. A. Groß ist auch die Zahl der Forscher, welche das Gothische und die übrigen älteren Formen des Deutschen, sowie die germanischen Idiome Britanniens und Skandinaviens und die Dialekte der verschiedenen deutschen Landschaften zum Gegenstande ihrer Arbeiten wählten. Bopp, Pott, Schleicher, Bielenstein, Dobrowski, Miklosich, Schaffarik, Vater, Biernacky, Schmaler u. A. widmeten sich dem Studium der lettischen und der verschiedenen slavischen Sprachen. Mit den romanischen Sprachen beschäftigten sich besonders Diefenbach, Diez und Adolf Tobler, und eine große Anzahl von Gelehrten speziell mit dem Italienischen, Rumänischen, Rhätoromanischen, Provenzalischen, Französischen, Spanischen und Portugiesischen, — mit den keltischen Idiomen mehrere Franzosen und Engländer und unter den Deutschen besonders Zeuß in Bezug auf das Altkeltische, und Ahlwardt in Bezug auf das Gaelische.

Die in den ersten Zeiten unseres Jahrhunderts neu erwachte Sprachforschung auf den Gebieten der orientalischen, der klassischen und der neueren Sprachen zugleich mußte nothwendig zu dem Unternehmen vergleichender Zusammenstellung der Sprachen anspornen, welche übrigens schon seit dem sechszehnten Jahrhundert geübt worden war, nur in noch unbeholfener, unwissenschaftlicher Weise, zuerst 1538 durch Wilhelm Postellus aus der Normandie, welchem Buchmann (Bibliander), Justus Scaliger, Bacon von Verulam, Dufresne und Andere folgten. Tiefer schon forschte Leibniz, welcher vielseitige etymologische Studien betrieb und die theologische Hypothese einer Ursprache (der hebräischen) bekämpfte, auch die Völker nach den Sprachen klassifizirte. Der Umstand der Zusammensetzung des russischen Reiches aus so verschiedenen Völkerschaften gab zur Zeit der dort sich erhebenden Kultur neuen Anlaß zu Sprachvergleichungen, welche besonders die Kaiserin Katharina II. (siehe Bd. II. S. 281) begünstigte, indem sie große polyglotte Lexika bearbeiten ließ. Einen großen Sprachenkatalog gab am Anfang unseres Jahrhunderts der spanische Jesuit Lorenzo Hernas, ehemaliger Missionär in Amerika, heraus. Sein Werk wurde aber weit übertroffen von Christoph Adelung's „Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde", welche, nach des Verfassers Tod (1806) von Severin Vater (gest. 1826) fortgesetzt, das Vaterunser in beinahe fünfhundert Sprachen brachte, aber nicht nach der Verwandtschaft der Sprachen, die sie indessen berücksichtigte, sondern nach der geographischen Lage der Völker geordnet ist. Indessen hatte sich die gelehrte Welt heftig gestritten, ob die Sprache göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei, bis Herder, obschon Theolog, in seiner Schrift über den Ursprung der Sprache (1772) der letztern Ansicht den Sieg verschaffte. Tiefere sprachvergleichende Forschungen stellte 1786 und 1805 der Engländer John Horne-Tooke an, wie auch Friedrich

Bernhardi 1801 und 1803; aber zu einer wirklich wissenschaftlichen vergleichenden Sprachforschung gab erst der größte Förderer des Sanskrit-Studiums, Franz Bopp, den Anstoß, indem er, ein Jahr nach seiner Berufung an die Universität Berlin, 1823 seine „vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen" veröffentlichte. Weit bedeutender aber ist die seit 1833 erschienene „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen", wozu 1835 noch das Altslavische kam. Das Werk wurde 1852 vollendet und kam 1857—1861 in drei Bänden als zweite Auflage heraus. Es bezweckte nicht nur eine Beschreibung und Vergleichung des Organismus der genannten Sprachen, sondern auch eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Die Anordnung des Werkes richtet sich nach den Wortklassen. In kleineren Schriften verbreitete der vielseitige Forscher seine Thätigkeit auch über andere, dem indogermanischen Stamme fremde Sprachen, wie die kaukasische und die polynesische.

Der nächste bedeutende vergleichende Sprachforscher war Wilhelm von Humboldt, den wir bereits als Politiker kennen. So unfruchtbar sein Wirken auf diesem Gebiete im Ganzen war, so fruchtbar erwies es sich auf jenem. Schon vor und während seiner diplomatischen Thätigkeit widmete er seine Aufmerksamkeit wiederholt dem Studium der Sprachen, und zwar mit besonderem Interesse der merkwürdigen isolirten baskischen und den amerikanischen Sprachen, zwischen welchen Severin Vater hatte Ähnlichkeiten entdecken wollen, was Humboldt aber widerlegte. Er interessirte sich auch sehr für die Entzifferung der Hieroglyphen und forschte dem Zusammenhange der Sprache und Schrift und der Entstehung der Schrift nach. Im Jahre 1827 schrieb er über die chinesische Sprache, wandte sich aber 1828 mit größtem Eifer den malayischen Sprachen zu, in welchen er eine Verbindungsbrücke zwischen den indischen und den amerikanischen Sprachen zu finden hoffte, und daraus entsprang sein letztes und bedeutendstes Werk, dasjenige über die Kawi-Sprache (sanskrit: kavi, als Subst.: Dichter, als Adjektiv: weise) der Insel Java, welches er zwar nicht mehr vollenden konnte, das aber von Buschmann ergänzt und fortgeführt wurde. Es handelt in drei Büchern von den Verbindungen zwischen Indien und Java, von der Kawi-Sprache und vom malayischen Sprachstamme. In einer Einleitung von philosophisch-kulturhistorischer Bedeutung wird „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihr Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" betrachtet. Darin bekämpft Humboldt die Hypothese eines Entstehens der Sprache aus dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfeleistung und setzte ihr als seine Ansicht entgegen, daß die Sprache von selbst, ohne Noth und Absicht entstehe; der Mensch sei ein singendes Geschöpf, das

aber mit den Tönen Gedanken verbinde. Die Sprache ist nach ihm kein „Werk" (ἔργον), sondern eine Thätigkeit (ἐνεργεία), eine sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdrucke des Gedankens fähig zu machen. Das Wort ist nach ihm nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Die Sprachen betrachtete er nicht als Aggregate von Wörtern, sondern eine jede als ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft, als einen vollständig durchgeführten Organismus. In der Geschichte einer Sprache unterschied er zwei Perioden, eine solche der Formenbildung, die er mit der Krystallbildung verglich, und eine solche des Stillstandes nach entwickelter Form. Den Grund der Verschiedenheit des Baues der Sprachen sah er in der Verschiedenheit der Geisteseigenthümlichkeit der Nationen, denjenigen der einander in allen Sprachen im Wesentlichen entsprechenden grammatischen Formen aber in der Gemeinsamkeit des Zweckes aller Sprachen. Der übrige Inhalt des Werkes ist zu speziell philologisch, um von uns berührt werden zu können.

Die allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft ist seit Humboldt mehr praktisch, als wissenschaftlich betrieben worden. Es gehört hiezu namentlich die Thätigkeit der Bibelgesellschaften für Übersetzung des „heiligen Buches" in verschiedene Sprachen zu Missionszwecken. Die British and foreign Bible Society hatte es im Jahre 1868 auf 182 Übersetzungen gebracht, unter welchen alle Erdtheile und Sprachstämme vertreten waren. In wissenschaftlicher Beziehung wandte August Friedrich Pott (geb. 1802) seine Thätigkeit ausschließlich dem indogermanischen Stamme zu, besonders in seinen „etymologischen Forschungen", welchen 1836 als zweiter Theil „grammatischer Lautwechsel und Fortbildung" folgte. Eine neue Bearbeitung des Werkes erschien 1859, nebst der Zugabe eines Wurzelwörterbuchs der indogermanischen Sprachen. Pott schrieb auch über besondere Wortformen, über Personen-, Familien- und Ortsnamen, über die Verschiedenheit und den Ursprung der Völker und Sprachen u. s. w. Im Jahre 1836 ließ Richard Lepsius sein „Standard-Alphabet" erscheinen, mit dem Zwecke, für schriftlose Sprachen ein gemeinsames Alphabet in lateinischen Schriftzeichen aufzustellen. Andere neuere sprachvergleichende Schriften über den indogermanischen Stamm verdankt man Graff, Düntzer, Kuhn, Rudolf von Raumer, Höfer, Benfey, Curtius, Adolf Holtzmann, Lorenz Diefenbach, August Schleicher, Förstemann, Heinrich Schweizer, Max Müller, Lottner, Friedrich Müller, Moritz Rapp, Justi, Fick und vielen Anderen. Aus ihren Forschungen hat sich im Ganzen ergeben, daß die Indogermanen, nach den Wörtern zu schließen, die ihren Sprachen gemeinsam sind, vor ihrer Spaltung in mehrere Zweige Häuser und umwallte Burgen oder Städte hatten, vom Ackerbau lebten und wenigstens zwei Getreidearten bauten, Viehzucht trieben, als Hausthiere Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Gänse

und Enten hatten, Gewebe, Kleidungen, Gürtel verfertigten, die Metalle, Gold, Silber und Erz oder Eisen kannten, Beile, Rasiermesser, Waffen, besonders Pfeile, anwendeten, Wagen und Schiffe mit Rudern bauten, malten und dichteten, von Königen regiert wurden, deren Frauen man Königinnen nannte, Götter mit festen Namen verehrten und ihnen religiöse Formen und Formeln weihten, nach dem Decimalsystem rechneten und die Zeit in Jahre und Monate theilten. Die Urheimat der ungetrennten Indogermanen hat jedoch noch nicht ermittelt werden können. Aus alter Gewohnheit und Vorurtheil wollten Manche sie nach Asien verlegen; da man jedoch gegenwärtig weiß, daß Europa seit unberechenbaren Zeiten bewohnt war, hindert uns (wie Benfey S. 599 richtig bemerkt) nichts, unsern Erdtheil als den Ursitz der Indogermanen zu betrachten, welche Ansicht der Vater des Verfassers dieses Buches schon seit etwa 1830 verfocht und mit wichtigen Thatsachen begründete*). Benfey führt hiefür namentlich an, daß die indogermanischen Völker wol für den Bären, den Wolf und andere europäische Raubthiere, nicht aber für den Löwen, Tiger u. s. w. gemeinsame Namen besitzen. Die Trennung der indogermanischen Völker muß jedoch schon in uralter Zeit, wenigstens zweitausend Jahre vor Christus, stattgefunden haben. Weniger sicher als auf dem ausschließlich indogermanischen Gebiete ist die vergleichende Sprachforschung in Bezug auf alle Sprachen der Erde. Während sich das Vorhandensein einer indogermanischen Grundsprache nachweisen läßt, ist dies nicht der Fall bezüglich einer allgemeinen menschlichen Ursprache, obschon Theologen und Freunde der Theologie eine solche retten möchten. Die allgemeine vergleichende Sprachforschung muß sich daher mit der fortgesetzten Vergleichung der Sprachen begnügen, in welcher sich in neuester Zeit Heinrich S t e i n t h a l ausgezeichnet hat, besonders in seiner „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (1860). Zur weitern Verfolgung seines Zieles hat er 1859 mit L a z a r u s (Professor der Philosophie in Bern, jetzt in Berlin) eine „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" gegründet. Mit dieser neuen Wissenschaft der Völkerpsychologie ist zugleich der Philologie ein reicher Ersatz für die von ihr an die Kulturgeschichte herauszugebende Kunde vom Bildungszustande der Völker geboten. Noch mehrere Werke über vergleichende Sprachwissenschaft hat das letzte Jahrzehnt entstehen gesehen. Ein System der Sprachwissenschaft von Heyse gab 1856 Steinthal heraus. Schleicher stellte 1863 die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft zusammen, ja Max M ü l l e r erklärte, die Sprachwissenschaft gehöre überhaupt nicht zu den historischen, sondern zu den Naturwissenschaften. Auch die L a u t v e r g l e i c h u n g hat seit dem Auftreten des Physiologen Johannes Müller

*) Namentlich in: Manethos. Die Origines unserer Geschichte und Chronologie. Von Dr. A. Henne. Gotha, F. A. Perthes, 1865.

(1840) zahlreiche Erörterungen gefunden, besonders durch Lepsius und Raumer, wie durch Steinthal, Geisler u. A. die Schriftvergleichung. Nur als Kuriosum fügen wir bei, daß viele Versuche aufgetaucht sind, eine allen Völkern gemeinsame Schrift (Pasigraphie) oder gar eine Universalsprache (Pasilogie) einzuführen.

Zweiter Abschnitt.

Das Reich des Glaubens — Theologie.

A. Die katholische Theologie.

Wenn wir hier die Theologie, diese Mutter so vieler blutigen Kriege und Hinrichtungen von Ketzern und Hexen, in der Reihe der Wissenschaften auftreten lassen, so geschieht es keineswegs, um unsere in der Einleitung zu diesem Werke (S. 4) ausgesprochene Ansicht, daß die Theologie und die Metaphysik keine Wissenschaften seien, zurückzunehmen, an welcher wir vielmehr stets festhalten. Da es sich jedoch in der Kulturgeschichte um Thatsachen handelt und es leider eine Thatsache ist, daß die Theologie immer noch als Wissenschaft betrachtet wird und wissenschaftlicher Ehren theilhaftig ist, so sind wir genöthigt, auch über die Zustände und Entwickelungen dieser angeblichen Wissenschaft zu berichten. Es geschieht dies aber hauptsächlich aus dem Grunde, weil unserer Zeit ein Streben nach Emancipation von der Herrschaft der Theologie innewohnt und gegenüber diesen Befreiungsversuchen auch von Dem die Rede sein muß, wovon die Welt sich befreien will, — dies aber wieder deshalb um so mehr, als in unserm Zeitalter die Theologie sich gegenüber dem Abfalle von ihr abwehrend, ja sogar angreifend und eroberungslustig emporreckte, während sie in dem vorhergehenden Zeitalter der „Aufklärung" sich gleichgültig, passiv und durchaus stabil verhalten hatte, daher wir auch im zweiten Bande nichts von Bewegungen auf ihrem Gebiete erzählen konnten. —

Die katholische Kirche hatte diese Passivität im achtzehnten Jahrhundert so weit getrieben, daß Theologen aus ihrem Schooße, wie z. B. Stattler*) u. A., die Fesseln der mittelalterlichen Scholastik abwarfen,

*) Dr. Karl Werner, Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. München 1866. S. 173 ff.

die Resultate der Naturwissenschaft, besonders seit Newton, anerkannten und sich aus Wolff'schen und Locke'schen Prinzipien eine neue Philosophie zusammenschmiedeten, welche sich sogar erlaubte, alle Erkenntniß aus der Wahrnehmung abzuleiten und die angeborenen Ideen zu leugnen, die nothwendigen Grundlagen aller Religion aber, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, durch Beweise zu retten suchte. Damit in Übereinstimmung verlangten denn freilich Stattler und seine Schule, daß der Staat Religionsläugner nicht dulde, während diese Philosophen auf der andern Seite Toleranz zwischen Katholiken und Protestanten predigten, natürlich — um Letztere zur Rückkehr in die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen. Sie schlossen sich mithin so ziemlich dem damals geltenden öffentlichen Rechte an, wie es seit dem westfälischen Frieden sich gestaltet hatte und wie es selbst aufgeklärte Monarchen, z. B. Josef II., handhabten. Seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts aber wurde ihr Auftreten heftiger und entschiedener. Sie kämpften gegen Deisten und Naturalisten, gegen Ungläubige und Rationalisten und opponirten auch gegen Kant, den sie als Sophisten, Pantheisten und Atheisten hinstellten. So that auch Stattler als kurfürstlich baierischer Büchercensor sein Möglichstes, um alle philosophischen Schriften, welche sich Kant's Lehren näherten, zu unterdrücken. Trotzdem gab es immer noch katholische Theologen, welche, wie z. B. Mutschelle und Thanner, sich Kant anschlossen und sogar gegen Stattler auftraten. Andere wieder bekannten sich als Anhänger der Schelling'schen Identitätsphilosophie, während Sailer in christlichem Geiste eine versöhnende Richtung einschlug und die Philosophie mit der Religion in Einklang zu bringen suchte.

So war während der Revolutions- und der napoleonischen Zeit die katholische Theologie wieder völlig zerfahren, und in diese Zeit und diesen Zustand fielen die lahmen und halben Reformpläne Dalberg's und die edelgedachten, aber unkräftigen Wessenberg's, deren wir bereits gedacht haben (oben S. 193). Gegen diese schüchtern fortschrittliche Richtung erhoben sich vom römisch-katholischen Standpunkte namentlich drei Professoren, Geiger, Widmer und Gügler im schweizerischen Luzern, von denen der Letzte, weitaus begabteste, in seinen „Ziffern der Sphinx“ und in seiner „heiligen Kunst“ mystisch-prophetische Gemälde der Zukunft aufrollte, aus denen ebensoviel reiche Fantasie als heilige Begeisterung für die Religion sprach, so daß er in edelster Absicht einem Systeme diente, dem sein Charakter sehr ferne stand. In praktischer Weise und aus bewußten politischen Gründen wurde dagegen zur Stütze dieses Systems kirchlicher Reaktion wider den Fortschritt F. Walter's Lehrbuch des Kirchenrechtes, das im Jahre 1822 zuerst erschien. Dasselbe vertheidigt nicht nur, wozu es berechtigt war, die Rechte der Kirche, sondern auch, seine Aufgabe überschreitend, die Einrichtungen derselben, und zwar sogar die veraltetsten und mißbräuchlichsten, ja es verstieg sich soweit, die

unveränderte Beibehaltung der bestehenden Meßbücher zu verfechten, welche schon 1810 der damalige Professor Winter in Landshut als den Aberglauben befördernd, dem Unglauben in die Hände arbeitend und dem Eigennutze Vorschub leistend entlarvt hatte.

Als neuer schüchterner Reformer trat damals Johann Baptist Hirscher auf, fand aber in der Restaurationszeit wenig Anklang. Die Anhänger des Alten überwucherten, und sie überschwemmten den Büchermarkt mit orthodoxen Elaboraten, die jetzt glücklich vergessen sind. Es war die mehrerwähnte Periode der Konversionen hervorragender Schriftsteller (oben S. 203), und es ist daher nur dem Namen eines derselben zu verdanken, daß sein großes reaktionäres Werk wenigstens noch dem Namen nach bekannt ist. Wir meinen des „unfreien" Friedrich Stolberg's (s. Bd. II. S. 588) „Geschichte der Religion Jesu Christi", welches in begeisterter Weise die traditionelle Kirche verherrlichte, aber nur bis zum Todesjahre Augustin's gedieh. Es war das Evangelium jenes frommen Zirkels der Fürstin Gallizin zu Münster, welchem auch Katerkamp, der Verfasser einer andern Kirchengeschichte gleichen Geistes, und der Bibelforscher Kistemaker angehörten.

Unterdessen wagte es aber Georg Hermes, Professor in Bonn (oben S. 196 und 206), den katholischen Kirchenglauben, welcher nach päpstlicher Anschauung in sich selbst begründet ist, einer rationellen Begründung zu unterwerfen, welche er mittels einer an Stattler erinnernden Polemik gegen Kant durchführte und die dann auch vollkommen zu Gunsten der Kirche ausfiel. Ähnlich verfuhr sein Schüler Clemens August von Droste-Hülshoff, welcher aber bereits in das gallikanische Fahrwasser einlenkte. Ein anderer Schüler, Johann Baptist Baltzer, suchte in seiner Philosophie das Mittel einer Verständigung mit den Protestanten. Gegen diese harmlose Schule erhob sich von Seite der pfäffischen Ultra's ein hitziger Kampf, den die bereits erwähnte päpstliche Verdammung krönte. F. X. Werner kritisirte darauf den Hermesianismus theologisch und Kreuzhagen philosophisch, wenn man die Ansicht so nennen darf, die „ewigen Verhältnisse" könne der Mensch nur im Lichte der Offenbarung erfassen. Das ist eben das bequeme Mittel der „katholischen Philosophie", die „Offenbarung" als etwas Gegebenes, dessen Dasein nicht erst bewiesen werden müsse, vorauszusetzen. In diese Kategorie gehören auch des Konvertiten Adam Müller's Schriften, deren wir (S. 390 und 405) bereits gedachten, sowie die von Friedrich Schlegel, Görres, Windischmann, Moliter, Baader, deren Irrlichtereien im Geiste oder vielmehr im Wahne der mittelalterlichen Kabbala und Mystik und des höchsten theologischen Unsinns hin und her flackerten.

Ein anderes Licht suchte hinwieder Anton Günther in Wien aufzustecken. Seit 1828 veröffentlichte er mehrere theologisch-philosophische Schriften, welche bald eine Schule um ihn versammelten. Sein Ziel war

„eine rationale Verständigung über das geoffenbarte Christenthum auf Grund einer revidirten und vertieften Theorie des menschlichen Selbstbewußtseins" u. s. w., d. h. eine Erneuerung des Wahns, als ob die willkürlich erfundene Dogmatik mit der Wahrheit nothwendig Eines sein müßte. Günther geht von dem „kontradiktorisch-konträren Gegensatze zwischen Gott und Kreatur, zwischen Geist und Natur" aus, welcher es mit sich bringe, „daß, da Gott als Eine Wesenheit in drei Personen existire, die Weltkreatur eine unpersönliche Einheit in essentiell geschiedener Dreiheit sein müsse." Also der alte Dualismus und die Dreieinigkeit Voraussetzungen ohne Nachweis ihrer Berechtigung! Das alte Hexeneinmaleins! Man kann denken, welche „Philosophie" daraus abgehaspelt wurde. Von Baader's „Theosophie" unterscheidet sie sich lediglich in verschiedener Auffassung der Erlösungs- und der Rechtfertigungshypothese, welche so spitzfindig und willkürlich und zugleich so weitläufig ist, daß wir uns nicht darauf einlassen können, so wenig wie auf das ganze Kreuzfeuer, das sich zwischen beiden Schulen über unerforschbare Dinge eröffnete. Einen andern Versuch, die katholische Dogmatik philosophisch zu begründen, d. h. durch Reflexion auf die Ansicht kommen zu wollen, die man sich schon von vorn herein als die einzig richtige gedacht hatte, machte F. Sengler. So erzeugte sich unter den katholischen Theologen wenigstens ein Eifer, wissenschaftlich zu wirken, wenn er auch unfruchtbar war und das Wissen nicht beförderte, sondern nur immer mehr dem Glauben unterordnete. Die Blütezeit dieses Strebens fiel in die dreißiger Jahre und ergriff alle katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, vor allen aber diejenige Münchens. Dort wirkte seit 1826 in diesem Sinne Ignaz Döllinger, sonderbarer Weise der Sohn eines Naturforschers, und schwang sich bald zum Rufe des gelehrtesten katholischen Theologen Deutschlands, ja, wie der katholische Theolog Werner sagt, unter die ersten geistigen Größen der katholischen Kirche überhaupt empor. Seine Arbeiten waren vorzugsweise kirchengeschichtliche. Zu gleicher Zeit wirkten in Tübingen Möhler, Kuhn und Hefele, in Gießen Staudenmaier, in Freiburg Hug, Werk und Andere. In Tübingen leitete Drey, Verfasser der „Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung" (1838 ff.), die „Tübinger Quartalschrift", welche Wissenschaftlichkeit mit Kirchlichkeit zu verbinden bestrebt war. Der erste Mitarbeiter derselben war Johann Adam Möhler, ein weiterer jener unglücklichen katholischen Theologen, welche für ihr redliches Kämpfen zu Gunsten der Kirche des Papstthums Undank ernteten. Er war der eigentliche Begründer jener Modernisirung der katholischen Theologie oder des Bestrebens, mittelalterlichen Quark der neuzeitlichen Denkweise anzupassen. Dadurch gerieth er in einen heftigen Federkampf mit protestantischen Theologen, besonders mit Baur in Tübingen. Er stand auf dem nämlichen Boden wie Günther; sein Standpunkt erhellt unter Anderm aus der bezeichnenden Äußerung: „Gott beweisen zu

müssen sei der auffallendste Beweis des Falles des Menschengeschlechts in Adam und ein Zeichen, daß das göttliche Ebenbild in uns unaussprechlich verdunkelt sei — ihn aber doch noch beweisen können (?), das Zeichen, daß es nicht völlig unterdrückt oder gar ausgelöscht sei." Möhler's früher Tod war wol der einzige Grund, daß er nicht gleich Hermes und Günther verdammt wurde, — oder vielleicht erfuhr man in Rom nichts von ihm, wie man ja dort auch vergaß, Hegel gleich Kant auf den Index zu setzen.

Die Konflikte der katholischen Kirche mit der preußischen Regierung (oben S. 196) am Ende der dreißiger Jahren drückten der katholischen Theologie einen wesentlich andern Stempel auf. An die Stelle der ruhigen Apologetik und des wenn auch nicht wirklich wissenschaftlichen, doch in diesem Sinne beabsichtigten Schaffens trat eine heftige Polemik und ein selbst den Schein der Wissenschaftlichkeit wegwerfendes Toben und Wüten. Görres eröffnete dieses Concert mit seinem „Athanasius" und formirte das Kriegsheer der „historisch-politischen Blätter", unter deren Mitarbeitern die Konvertiten Jarcke und Phillips voranstanden. Zugleich begann der ultramontane Streiter Franz Josef Buß in Freiburg, welcher alle vier Fakultäten studirt hatte, seine extrem papistische Schriftstellerei und gab 1851 den Anstoß zu den katholischen Vereinen (oben S. 207), um an der Erreichung seines Zieles, der „Freiheit", d. h. Herrschaft der katholischen Kirche zu arbeiten, wie er auch eine „katholische Universität" anregte. So machte er auch Propaganda für Klöster und Orden, sogar für die Jesuiten, und vertheidigte die Konkordate (oben S. 196) durch Dick und Dünn. Ihm sekundirten E. von Moy und F. Walter mit ihren klerikalen Rechtsphilosophien, und eine Reihe „katholischer" Historiker, wie Aschbach, Damberger, Höfler und Andere und die Konvertiten Hurter aus Schaffhausen und Gfrörer. Diese kultivirten jene Geschichtemacherei, welche Alles, aber auch gar Alles, was Papst und Kirche thaten, als herrlich und lobenswürdig, Alles aber, was von deren Gegnern ausging, als schlecht und verdammenswerth darstellt. Zugleich wurde, was sich noch am ehesten rechtfertigen ließ, die kirchliche Kunst gepflegt, auf welchem Felde aber die Brüder August und Peter Reichensperger sich in das unmögliche Beginnen verrannten, in der gothischen Baukunst als „christlich-germanischer Kunst" eine für alle Zeiten bindende Norm aufzustellen. Lasaulx dagegen büßte seinen Versuch, auf dem Gebiete der klassischen Philologie — katholisch wirken zu wollen, — mit dem römischen Index! Glücklicher war Sepp mit seinen an Görres anknüpfenden mythischen und mystischen Forschungen und seinem katholischen „Leben Christi," worin er die Gottheit Jesu gegen alle profanen Angriffe zu schützen suchte. In ähnlichem Sinne trat gegen Strauß auch der alte Mytholog Hug in Freiburg auf. Görres und Gfrörer versuchten dasselbe mit der alttestamentlichen Geschichte, um die Bestätigung aller Theile der Tradition durch die historischen Thatsachen nachweisen zu können, und der Katholik Movers zog sich durch seinen

Versuch, die Völkertafel der Noachiden nicht persönlich, sondern als ein phönikisches Verzeichniß von Stämmen aufzufassen, derben Tadel von Seiten der Orthodoxen zu. Kaulen glaubte sogar nachweisen zu können, daß „alle Sprachen der Erde" sich in jafetische, semitische und hamitische theilen lassen, die er dann wieder auf eine paradiesische Ursprache zurückzuführen suchte. Andere polemische Gelehrte warfen sich auf die Exegese und Isagogik der Bibel. Unter diesen that sich Haneberg in München hervor. Alle aber übertraf an Tiefe der Auffassung, Schönheit der Form und Würde der Sprache Döllinger's „Heidenthum und Judenthum als Vorhalle des Christenthums", welches bereits ahnen ließ, daß der Verfasser eigentlich nicht in die tolle Herde der unbedingt papistischen Schreier und Lärmer gehöre. Letztere ließen sich besonders hören, als des Franzosen Ernst Renan harmloser Roman über das Leben Jesu erschien. Michelis, Haneberg, Sepp und Andere traten polemisch dagegen auf und ihnen gesellten sich bei der wandelbare Daumer, welcher einst die Juden und dann sogar die Christen bis in das Mittelalter als molochistische Menschenopferer angeklagt, den Hafis übersetzt und dann Pietist, endlich aber Katholik geworden, und die von „Babylon" zu „Jerusalem" bekehrte Romanschriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn. In ein ruhigeres Fahrwasser lenkte wieder Ehrlich in Prag mit seiner „Fundamentaltheologie" (1859) ein, welche ohne eifrige Polemik Wunder und Offenbarung zu retten suchte, und von Pilgram in der „Physiologie der Kirche" fortgesetzt wurde, einer Menge anderer harmloser Schriftsteller nicht zu gedenken, welche stets von den lärmenden Polemikern übertäubt wurden, so daß man sich endlich daran gewöhnt hat, so unrichtig es im Grunde ist, anzunehmen, daß die neueste katholische Theologie in ein ausschließliches Schimpfen und Lästern über alle Andersdenkenden ausgeartet sei. Besonders trug zu dieser Annahme der höchst ungezogene und unwürdige Schreier Alban Stolz, Professor in Freiburg, bei, während die mehr diplomatisch gehaltenen Schriften des Mainzer Bischofs Ketteler in feinerer Weise verwunden und stechen. Im katholischen Kirchenrechte thaten sich besonders Roßhirt und Schulte, in der Kirchengeschichte, außer Döllinger, Alzog, Hefele, Ritter und Andere durch ruhiges Schaffen hervor. Wie wenig aber all Dies als wahre Wissenschaft gelten konnte, zeigte recht grell 1857 Günther's Verdammung, welcher der Arme sich willig unterzog, während ihm gegenüber der Jesuit Kleutgen wieder die alte dürre Scholastik hervorzog und vertheidigte. Vermittelnd zwischen beiden Standpunkten suchten Michelis und Alois Schmid aufzutreten. Die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit aber hat thatsächlich jede „katholische Wissenschaft" überflüssig gemacht.

B. Die protestantische Theologie.

Soweit dogmatisch, ist die protestantische Theologie so wenig Wissenschaft wie die katholische; da sie jedoch vom Anfang ihrer Existenz an die freie Forschung auf ihre Fahne geschrieben, welche nur die jeweiligen Machthaber nicht immer aufkommen ließen, und ferner kein materielles Reich weltlicher Macht zu bewahren hatte, so war jenem Principe der freien Forschung niemals der Weg zur Geltendmachung völlig verschlossen, und so ist denn letztere endlich in unserm Jahrhundert eine Wahrheit geworden. Es hat sich im Schoose der protestantischen Theologie wahre Wissenschaft entfaltet, welche freilich nur insofern theologisch ist, als sie Gegenstände der Theologie behandelt, insofern sie aber nicht an den Glauben, sondern ganz entschieden an das Wissen appellirt, den Boden der Theologie unläugbar verlassen und jenen der Kulturgeschichte, speziell der thatsächlichen Geschichte des Fühlens und Denkens der Völker betreten hat.

Wol hatten schon im achtzehnten Jahrhundert viele protestantische Theologen an der aufklärerischen Bewegung theilgenommen, wie Semler, Bahrdt, Eberhard, Schulz und Andere (s. Bd. II. S. 359 und 366), aber nicht in wissenschaftlicher, d. h. kritisch untersuchender Thätigkeit, sondern in willkürlichen, konventionellen Behauptungen, aus denen dann der flache Rationalismus hervorging. Ein fester kritischer Anhaltspunkt war der philosophirenden Theologie erst durch Kant gegeben (Bd. II. S. 369); denn durch ihn hatte die Wissenschaft das Urtheil gesprochen: das Übersinnliche kann nicht erkannt, sondern nur von der „praktischen" Vernunft gefordert werden. Die Dogmen konnten von nun an nicht mehr als Wahrheiten, sondern nur noch als Ansichten gelten. Den freier denkenden protestantischen Theologen wurde Kant's Lehre ein Evangelium, wenn auch nicht dogmatischer, doch moralischer Religion. Ja sogar Supernaturalisten suchten ihre Anschauungen auf Kant zu gründen. So entstand ein kantischer Rationalismus, welchen besonders Paulus mit seiner flachen, gehalt- und poesielosen Deutung der Wunder vertrat, die bei ihm zu einer Art Taschenspielerei wurden, und ein kantischer Supernaturalismus, welcher meinte, so gut als Gott und Unsterblichkeit, könnte auch die Offenbarung praktisch postulirt werden, wohin sich erst auch Fichte verirrte, worauf wir zurückkommen werden, was dann aber als Theologen Stäudlin und Nitzsch verfochten. Andere kantische Theologen verwickelten sich noch weiter in das Labyrinth der Dogmen, in welches wir ihnen nicht folgen werden. Alle diese Schulen aber zerplatzten wieder wie Seifenblasen; denn Vernunft und Dogma lassen sich nicht auf lange Zeit zusammensperren. Mehr Bestand hatte begreiflich die Verbindung der Theologie mit Jakobi's Gefühlsphilosophie; denn die eine ist so willkürlich

und ohne kritischen Halt wie die andere. Auch seine Anhänger theilten sich indessen wieder in Rationalisten und Supernaturalisten. Die Anschauungen Beider nahmen eine wesentlich ästhetische Färbung an*). Ähnliche Einwirkungen übten auch Schelling's oft wechselnde und Hegel's stereotype, sich stets gleich bleibende Philosophie, mit denen wir uns später beschäftigen werden, auf die protestantische Theologie Deutschlands, welche daher bis nach dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts von den Philosophen abhängig blieb. Dem schelling'schen naturphilosophischen Standpunkte wandten sich namentlich Daub und Eschenmayer, dem hegel'schen Systeme in theologischer Deutung später Dieselben, sowie Göschel und Marheineke zu, wie auch die ersten, noch theologischen Arbeiten von Rosenkranz hieher gehören. Erst zu der angegebenen Zeit trat ein Theolog als solcher auf, um Epoche in der Geschichte seiner „Wissenschaft" zu machen. Es war dies Friedrich Daniel Schleiermacher. Geboren 1768 zu Breslau, wurde er in der „Brüdergemeinde" erzogen. Als Schriftsteller trat er 1799 mit den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" auf und suchte in klassischer Sprache darzuthun, daß die Religion kein Werk des Willens, sondern eine Ergriffenheit durch das lebendige Göttliche selbst, eine Lebensgemeinschaft mit ihm sei. In seinen Monologen, 1800, lehrte er, daß die Abhängigkeit gegenüber Gott Freiheit gegenüber der Welt sei. Seit 1796 Prediger und später Professor zu Berlin, starb er dort 1834. Sein theologisches Verdienst ist, den Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, welcher bis etwa 1830 herrschte, überwunden zu haben. Die Freiheit des einen und die Autorität des andern, das Ideale und das Geschichtliche, vereinigte er auf dem Boden des Glaubens im evangelischen Sinne, dessen Recht er im Unterschiede von dem nur historischen Glauben und von bloßen Überzeugungen verkündete. Sein Glaube wurde durch die fortwirkende That des Erlösers, an den er sich hingab, seines Geistes und Lebens theilhaftig. Diesen Proceß der „Erlösung" nannte Schleiermacher „übernatürlich", ein „Wunder". Das Christenthum, wie verschieden auch von der beschränkten menschlichen Vernunft, war ihm „vernünftig in sich selbst, eine Offenbarung der göttlichen Weisheit, die selbst Vernunft ist." Er unterschied die beiden Zustände der „Natur" und der „Gnade", fand aber keinen absoluten Gegensatz zwischen ihnen, indem die Natur, wie sie ist, nur da sei unter Voraussetzung der Gnade, die Gnade aber nur in Beziehung auf die menschliche Natur. Der Rathschluß der Schöpfung kann daher nach ihm von dem Rathschlusse der Erlösung und Vollendung nicht getrennt werden; beide seien für das göttliche Wesen gleich natürlich und zusammengehörig. Wir können diese theologische Er-

*) Dr. J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie &c. München 1867.

örterung nicht weiter verfolgen; es geht aus ihr hervor, daß Schleiermacher der Gründer der sogenannten Vermittelungstheologie war, welche sich die alten theologischen Schrullen von Erlösung, Gnade u. s. w. in einem den neueren Ideen angepaßten Sinne zurecht machte, damit aber der Menschheit nichts nützte; denn außer den Theologen und Philosophen von Fach verstand diese Ausführungen Niemand. Man wußte nicht, was man daraus machen solle; man blieb ganz im Ungewissen, ob Schleiermacher an eine Offenbarung, an Wunder, an die Gottheit Christi, an die Dreieinigkeit, an die Persönlichkeit Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. — glaube oder nicht. Er wich dem Allem mit theologischen Phrasen aus, die man so oder so deuten konnte; nur war er so ehrlich, zu sagen, daß der Mensch von Gott nichts wissen könne, und damit bewies auch er schlagend die vollkommene Unwissenschaftlichkeit der Theologie. Wichtiger daher als Schleiermacher's Ansichten ist seine versöhnende und friedenstiftende Persönlichkeit, sein Streben, die gesammte christliche Kirche wieder zu vereinen, seine tiefe Wirksamkeit auf die Gemüter und seine entschieden gegnerische Stellung gegenüber der Intoleranz und der Buchstabenknechtschaft. Er war darum auch einer der Hauptbeförderer der die engherzige Konfessionalität brechenden „Union" zwischen den protestantischen Kirchen Deutschlands (oben S. 417). Er zählte eine große Menge von Schülern, unter denen sich Neander, Tholuck, Osiander, Hagenbach, Hundeshagen, Schweizer, Gelzer, Rothe, Ebrard, Romang und Andere einen Namen im Reiche der Theologie gemacht haben.

Schleiermacher's System unklarer Vermittelung war der letzte Versuch, einen Damm gegen den Bruch des Bandes zwischen Theologie und Philosophie aufzuwerfen. Dieses unnatürliche Band mußte brechen, Wissen und Glauben sich scheiden. Diese Operation aber vollzog sich zuerst in der hegel'schen Schule, soweit sich diese mit theologischen Fragen beschäftigte. Im Jahre 1833 verkündete Richter in seiner Schrift „von den letzten Dingen" als „Geheimlehre" der hegel'schen Schule die Läugnung der Unsterblichkeit. Offene Farbe bekannte zuerst David Strauß (geboren 1808 zu Ludwigsburg), indem er 1835 sein berühmtes „Leben Jesu" erscheinen ließ, mit welchem er in der Kritik der theologischen Meinungen eine durchaus neue Bahn einschlug. Er verschmähte sowol die Manier der Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts, in den Wundern der Bibel Betrug oder willkürliche Erdichtung, als jene von Paulus, darin „natürliche Hergänge" zu sehen, und erklärte alle jene Erzählungen der sogenannten heiligen Schriften, welche den Naturgesetzen widersprechen, einfach als Mythen, welche nach und nach unter den Gläubigen entstanden sind. Der dogmatische Standpunkt von Strauß ist ein pantheistischer, d. h. Gott und Welt sind ihm einerlei. Die Menschwerdung Jesu erweiterte er in eine allgemeine Menschwerdung Gottes. Was die Kirche Jesu zuschreibt, übertrug er von Diesem auf die idealisirte Mensch-

heit, die aus Gott geboren sei, Wunder verrichte, leide, sterbe, auferstehe und in den Himmel fahre. Eine zeitliche Schöpfung nimmt er nicht an, sondern eine stets fortdauernde ohne Anfang und Ende. Das Böse sieht er als nothwendig an, indem ohne dasselbe das Gute nicht wäre. Die Religion ist ihm eine dem Irrthum unterworfene Stufe des menschlichen Bewußtseins. Die moderne Bildung fordert einen neuen Kultus, einen solchen „der Genien der Menschheit." In historischer Beziehung hält Strauß die Ansicht fest, daß die Evangelien nicht von Augenzeugen geschrieben sein können, weil sie Wunder berichten, was er jedoch noch nicht näher zu begründen im Stande war. — Das Buch erregte ungeheures Aufsehen und rief eine Menge von Angriffen desselben von orthodoxer Seite, wie von der Schleiermacher'schen Schule hervor. Auf der andern Seite aber reizte es auch eine Anzahl extremer und entschiedenerer Gegner der Dogmen und der Theologie zur Darlegung ihrer Ansichten, unter welchen Feuerbach voranging, der uns später beschäftigen wird. Strauß schrieb auch (1840) eine Dogmatik, d. h. natürlich eine Kritik der christlichen Dogmen, die er in ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung zersetzte. Er zeigte darin, wie ein Dogma das andere umbildet und auflöst, wie jede höhere Bildungsstufe die früheren kritisirt. Er sagte, daß in dem Kampfe zwischen Glauben und Wissenschaft „die bisherigen konfessionellen Unterschiede, selbst der des Katholizismus und Protestantismus, zu gänzlicher wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit zusammenschwinden." So setzte er überall die Autorität der Wissenschaft an die Stelle derjenigen des Dogma. Der Hauptmangel seines „Lebens Jesu" war übrigens gewesen, daß er die späte Entstehung der Evangelien nicht begründen konnte. Diese Lücke sollte ein anderer, ebenso kritischer, aber gründlicherer und ruhigerer Geist ausfüllen. Es war dies Ferdinand Christian **Baur**, Professor in Tübingen, geboren 1792, gestorben 1860, der Gegner Möhler's, des Vergolders katholischer Ruinen. — Statt des Sturmes, den Strauß begonnen, unternahm er eine „regelrechte Belagerung." Das Übersinnliche war auch ihm Fabel. Durch historische und philologische Forschungen gelangte er aber zu dem Resultate, daß die drei ersten (synoptischen) Evangelien am Anfange, das vierte aber, das nach Johannes benannte, erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt geschrieben worden. Die Entstehung der Erzählungen von unmöglichen Dingen erklärte er aber aus einer tendenziösen Verschiedenheit der Auffassung zwischen den Evangelien, in Folge der Bildung zweier Parteien unter den Aposteln, einer judenchristlichen, welche die Beschneidung als Erforderniß zur Taufe betrachtete und in Petrus, und einer heidenchristlichen, welche auch Unbeschnittene taufte, und in Paulus ihren Führer ehrte, — die sich aber später, gegenüber den Christenverfolgungen, wieder vereinigten. Diese Forschungen wurden durch die Schüler Baur's (die „Tübingerschule"), unter welchen Zeller, Schwegler, Volkmar, Köstlin, Hilgenfeld, Holzmann u. A. hervorragen, vervollständigt und theilweise modifizirt,

wobei indessen als unverändert die Annahme stehen blieb, daß die vier größeren Briefe des Paulus ächt, die drei synoptischen Evangelien die älteren und mit Ausnahme der Wunder im Wesentlichen historisch, das Johannes-Evangelium dagegen eine philosophisch-symbolische Bearbeitung der später aufgekommenen Idee der Menschwerdung Gottes sei. Die Offenbarung des Johannes betrachtet die Schule ebenfalls als ächt, aber als ein Gedicht, das in Form von Traumgebilden gegen Rom, die Urheberin der Christenverfolgungen, polemisirte. Diese Zersetzung der bisher von der Orthodoxie für eine einheitliche Offenbarung gehaltenen Bibel in verschiedene, zu verschiedener Zeit entstandene und von Menschen mit menschlicher Tendenz verfaßte Schriften war nicht ohne Wirkung auf die bereits von uns (oben S. 244 ff.) erwähnte Trennung der „Lichtfreunde" und „freien Gemeinden" von der offiziellen protestantischen Kirche und von allen bindenden Glaubensbekenntnissen. Aber sie litt an dem Fehler, die Entstehungsgeschichte des Christenthums ganz in die apostolische Zeit zu verlegen und den ursprünglichen Stifter beinahe zu ignoriren. Diesem abzuhelfen, trat zum zweiten Male Strauß auf und ließ zu derselben Zeit, als Renan's Leben Jesu auftauchte, eine durchaus neue Bearbeitung seines Lebens Jesu erscheinen. Diese unterscheidet sich von der ersten vor Allem dadurch, daß Jesus nicht mehr als eine mythisch-allegorische, sondern als eine wirklich historische Person erscheint und daß sich der Begriff der Mythe (jedoch, nach Baur's Vorgang, einer ursprünglich tendenziösen) auf die unmöglichen Dinge, wie Wunder, Auferstehung, Himmelfahrt u. s. w. beschränkt. Während aber Renan, welcher die Entstehung der Evangelien ziemlich nahe auf das Leben Jesu folgen läßt, sich dadurch zu helfen sucht, daß er dem Stifter des Christenthums manche fromme Betrügereien zur Last legt, hält Strauß den reinen Charakter Jesu aufrecht, wenn er in ihm auch Mangel an Bildungselementen und an weltumfassendem Blicke wahrnimmt, und ihn von sich selbst überhebender Schwärmerei nicht freisprechen kann. Ein anderes „Charakterbild" Jesu stellte Schenkel in mehr diplomatischer, schroffe Gegensätze umgehender Weise, aber in populärerer Sprache auf, als Strauß.

Mag auch die Forschung über die Entstehung des Christenthums, wie sie sich somit bis jetzt gestaltet hat, noch nicht an ihrem Ziele sein und ihr noch manches Unklare und Unvollständige zu berichtigen bleiben, namentlich bezüglich der Frage, ob die unmöglichen Dinge, welche Jesus nach den Evangelien von sich selbst ausgesagt, wirklich von ihm behauptet oder blos von seinen Anhängern erzählt worden, — so hat doch das Resultat der kritischen Richtung im Großen und Ganzen, die Verwerfung der Wunder und anderer übernatürlicher Vorgänge nämlich, unter der wirklich vorurtheilslosen und gebildeten Welt einen entschiedenen Sieg errungen, und die Orthodoxie hat dieser Richtung gegenüber sich im Wesentlichen auf nichts berufen können, als auf den Wortlaut der biblischen Schriften. Entgegen

steht ihr auch eigentlich blos noch die unklare Vermittelungstheologie. Die unbedingte Buchstabengläubigkeit aber hat sich auf wenige, von der Wissenschaft überhaupt abgewendete Kreise der officiellen Kirchen und auf die pietistischen Sekten zurückgezogen, und die ihr noch theilweise von hoher Seite geschenkte Protektion wird allmälig vor der Macht der wissenschaftlichen Aufklärung schwinden müssen. Die engherzigen und einseitigen Erscheinungen eines altgläubigen Lutherthums und gar einer katholisirenden und den englischen Puseyismus nachahmenden Richtung in der protestantischen Kirche Deutschlands und das damit verbundene Streben nach einer „Umkehr der Wissenschaft" und nach Geltendmachung alttestamentlicher Weltanschauung, wie sie von dem bekannten Pastor Knak in Berlin und anderen Kirchenlichtern versucht wurde, erregten viel Hohn, hatten aber keinen Erfolg, wie auch der Katechismuszwang nach altlutherischer Schablone und die Auffrischung des Teufelsglaubens in der Tauformel, was in Hannover versucht wurde, der Entrüstung des Volkes gegenüber aufgegeben werden mußte. Der „Protestantenverein" wirkt seit 1861 rüstig und unablässig für Zerstreuung und Zerstörung aller Nebel, welche das helle Licht der Vernunft verdunkeln möchten.

Die verschiedenen theologischen Disciplinen, soweit sie von dem Streit um Glaubensgegenstände unberührt blieben, haben in unserer Zeit auch unter den Protestanten eine reiche Literatur hervorgerufen. Ein biblisches Realwörterbuch schrieb Winer (1847 ff.), biblische und exegetische Werke Ewald, Schneckenburger, Hahn, Neander, Baur, Kern, Auberlen, Olshausen, Hupfeld und Andere, religions- und kirchengeschichtliche Neander, Ullmann, Baur, Baumgarten-Crusius, Engelhardt, Meier, Hagenbach, Hundeshagen, Marheineke, Hase und Andere, dogmatische Romang, Twesten, Rothe, Nitzsch, Lang, Schweizer und Andere. — Unter den Protestanten Frankreichs wirkte im Sinne der rationalistischen Richtung Athanase Coquerel, in pietistischer Monod, Vinet, Pressensé und Andere, in vermittelnder Bungener und Andere, während in der französischen Schweiz die deutsche Kritik durch Buisson und andere jüngere Kräfte vertreten wurde. In den Niederlanden bildete sich unter Groen van Prinsterer und dem Dichter Bilderdyk eine mystisch-pietistische Richtung aus, weiter aber stellten sich einander die an Schleiermacher erinnernde Gröninger- und die von Scholten geleitete freisinnige Leidener Schule gegenüber während dem Christenthum als solchem abgeneigt Opzoomer in Utrecht sich zeigte. In England bekämpften sich die blindgläubige Low Church, die mehr Gewicht auf die Kirchenverfassung legende High Church und die sich schüchtern der Freisinnigkeit oder wenigstens der Vermittelungstheologie nähernde Broad Church. Unter den seltenen Vertretern des Mutes, die Wunder zu verwerfen, sind Arnold, Temple, Jowitt, Powell zu nennen. In Nordamerika kämpfte am eifrigsten Theodor Parker gegen den Unsinn und die Dummheit.

Dritter Abschnitt.

Das Reich des Wissens — Philosophie.

A. Die Philosophie der Spekulation.

Wir haben am Schlusse unserer Aufzählung der philosophischen Leistungen in der vorigen Periode (Bd. II. S. 380) den Charakter der Philosophie unseres Jahrhunderts dahin bestimmt, daß sie den Dualismus von Verstand und Gefühl als zweier verschiedener Seiten des erkennenden Individuums, für welche vorher verschiedene Maßstäbe der Erkenntniß angenommen worden, beseitigt, das sogenannte Gefühl der Religion und Kunst überläßt und sich nur noch an jene Auffassung der Dinge hält, wie sie dem klaren Verstande erscheinen. Der erste Philosoph, von dem diese Anschauungsweise gilt, war Johann Gottlieb Fichte, geboren 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz. Die Theologie, zu welcher er bestimmt war, verließ er zu Gunsten der Philosophie, war in Sachsen, in der Schweiz und in Polen Erzieher, besuchte 1791 Kant in Königsberg und überreichte ihm seine erste philosophische Schrift, die noch an das System jenes großen Denkers anknüpfte und dem man sie auch anfangs zuschrieb, — den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung." Fichte findet darin den Begriff einer „Offenbarung", d. h. übernatürlichen Einwirkung der Gottheit auf Sterbliche, bei allen einigermaßen civilisirten Nationen, und glaubt daher, es stehe dem Philosophen an, diesen Begriff zu untersuchen. In ausführlicher Deduktion sucht er dann zu zeigen, daß der Begriff einer Offenbarung für die Vernunft an sich unfaßbar und daher nur durch Erfahrung erhalten werden könne und zwar unter der Bedingung eines Bedürfnisses. Ein solches findet er in dem Falle vorhanden, daß die Menschheit so tief gesunken wäre, um allen Sinnes für Moralität baar zu sein, und in einem solchen Falle meint er, würde Gott durch Einwirkung auf die Sinne eines oder mehrerer Menschen denselben wieder moralische Begriffe beibringen, und zwar diejenigen des Daseins Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und der Freiheit des Willens. — Das Ganze ist ein glänzendes Geistesturnier, aber ungenießbar, namentlich für uns Neuere, und durchaus sophistisch, wie jedes Unternehmen, eine Sache beweisen zu wollen, die nicht auf Thatsachen, sondern auf willkürlicher Annahme beruht. Es ist indessen sehr bezeichnend, daß der Verfasser nirgends in dem Buche anzugeben im Stande war, unter welchen Bedingungen eine Offenbarung als göttlich erkannt werden müsse, sondern nur, wann sie dies könne, und ebenso bezeichnend, daß er ihr den göttlichen Ursprung absprach, falls sie als Motive des Guten die Hoffnung

auf Belohnung und die Furcht vor Strafe enthalte und falls sie ihre Lehren gewaltsam verbreite, — welche Bedingungen jedenfalls nicht zu Gunsten des Christenthums sprechen. Fichte beabsichtigte übrigens nur, die „Kritik der praktischen Vernunft" weiter zu führen und auf ein weiteres Dogma auszudehnen, und hätten Andere diese Arbeit fortgesetzt, so würde am Ende die praktische Vernunft, — schwerlich zur Freude Kant's — den ganzen Kram der Dogmen postulirt haben!

Die „Kritik aller Offenbarung" verschaffte indessen ihrem Verfasser 1793 den Lehrstuhl der Philosophie zu Jena, wo er 1794 die Wissenschaftslehre, 1796 das Naturrecht, und 1798 die Sittenlehre herausgab und mit Goethe, Schiller, den Brüdern Schlegel und Wilhelm von Humboldt Umgang pflog. Als aber 1798 in dem von ihm herausgegebenen „philosophischen Journal" ein Aufsatz von Forberg erschien, den die fromme Welt, gleich Fichte's beschwichtigender Vorbemerkung, für atheistisch hielt, verlangte Kursachsen seine Bestrafung und er mußte sich in der „Appellation an das Publikum" rechtfertigen. Weimar hatte die Schwäche, ihn zu entlassen; er fand aber ein Asyl in Berlin, wo sich jedoch seine Ansichten in religiösem Sinne modificirten. Im Jahre 1805 lehrte er als Professor in Erlangen, hielt 1807 auf 1808 seine begeisterten Reden an die deutsche Nation (oben S. 399), wurde Professor an der neuen Universität zu Berlin und bald Rektor derselben, und starb 1814 an den Folgen der aufopfernden Verpflegung verwundeter Krieger durch seine Frau.

Fichte's Philosophie ist nach seiner eigenen Ansicht unmittelbare Konsequenz der Kantischen; aber Kant selbst hat diese Ansicht zurückgewiesen. In der That ist Fichte's System bei unbefangener Betrachtung nicht eine Konsequenz von Kant's System, sondern nur eine Konsequenz der schwachen Seiten des letztern. Die Größe und Wahrheit von Kant's System nämlich besteht darin, daß er die Philosophie Spinoza's, welche die Einzelwesen nur als Modi der allgemeinen Substanz, d. h. der Natur (von ihm „Gott" genannt) anerkannte, und diejenige Locke's, welche keine andere Erkenntniß, als jene durch die sinnliche Wahrnehmung gelten ließ, konsequent fortbildete und ebenfalls die Erfahrung als Quelle der Erkenntniß aufstellte. Hintenher aber machte er dem Idealismus die Concession, daß auch im Verstande, unabhängig von der Erfahrung, Begriffe vorhanden seien, und ließ so apriorische Ideen der Anschauung gegenübertreten, statt sie aus ihr abzuleiten, wie es thatsächlich der Fall ist. Diese Abirrung von dem natürlichen und wirklichen Vorgange des Erkennens hatte nun Kant verleitet, dem Glauben zu Lieb und dem Wissen zum Trotz, eine hypothetische „praktische Vernunft" aufzustellen und unter diesem Namen Etwas zu einer von der reinen Vernunft unabhängigen Thätigkeit des Individuums zu steigern, was nichts Anderes sein kann, als ein Werk der stets fortschreitenden Erfahrung und der daraus hervorgehenden Bereicherung der menschlichen Gedankenwelt. Dieser schwachen Seite Kant's

also, welche einem Abfalle von der gesunden Ansicht gleichkam, daß es absolut keine Gedanken gibt, die nicht durch Wahrnehmungen im Gehirne geweckt werden, bemächtigte sich Fichte und bildete daraus den Stoff zu seinem Systeme, indem er, statt die falsche apriorische Seite der Kant'schen Lehre wegzuwerfen, umgekehrt die wahre aposteriorische beseitigte, alle Erfahrung leugnete und das von ihr unabhängige Ich zum einzig Existirenden erhob. Nach Fichte gibt es nämlich blos das Ich, dessen Intelligenz Alles, was es wahrzunehmen scheint, selbst schaffe. Die Erklärung, daß unter diesem Ich nicht das individuelle, sondern das allgemeine Ich, die allgemeine Vernünftigkeit zu verstehen sei, vergrößert und verallgemeinert nur die Unwahrheit der Fichte'schen Lehre; denn ein solches allgemeines Ich gibt es nicht und hat es nie gegeben, weil es ein Ich ohne Bewußtsein nicht geben kann und das Bewußtsein sich nur aus der Natur entwickelt, wie die tägliche Erfahrung zeigt. Wie konnte aber eine solche Absurdität entstehen und wie konnte sie der Wissenschaft von Nutzen sein? Wir wollen versuchen, dieses Räthsel zu lösen. Im Laufe der Zeiten hatte sich der Gegensatz von Glauben und Wissen ausgebildet, dieser Gegensatz, auf dem die gesammte Bildungsgeschichte der Menschheit beruht. Der Glaube bedeutete die Anmaßung des Individuums, wissen zu wollen, wie es sich mit unerforschbaren Dingen verhalte, das Wissen aber die Demut, anzuerkennen, daß man nur das wissen könne, was erforscht ist, und in Bezug auf das Übrige die Unwissenheit eingestehen müsse. Daß die Anhänger des Glaubens in der Folge sich selbst als die Demütigen priesen und ihre Gegner als die Hochmütigen verachteten, ist nur ein neuer Beweis ihrer Selbstverblendung. So blies sich denn der Glaube mit seiner angeblichen Kenntniß von einem Jenseits, die er, in Ermangelung thatsächlicher Nachweise ihres Inhaltes, auf eine angebliche Offenbarung gründete, nicht nur selbst zu einer Wissenschaft der „Theologie" auf, sondern stellte diese sogar an die Spitze aller Wissenschaften und drang mit seiner Diktatur in jede einzelne derselben ein. So blieb, in Folge des großen Einflusses, den der Glaube stets auf die zum Denken und Wissen unfähige Masse ausübt, an jeder Wissenschaft ein Stück Theologie hängen, am längsten aber an der Philosophie, einestheils, weil im Mittelalter blos Theologen dieselbe gepflegt, und anderntheils wegen der großen Verwandtschaft zwischen beiden, die das Gemeinsame haben, unerforschliche und unerklärliche Dinge durch Machtsprüche zu erforschten und erklärten hinaufschwindeln zu wollen. Daher kam denn der starke theologische Beigeschmack, den die Lehre des Cartesius, des ersten weltlichen Philosophen seit dem Mittelalter, an sich hatte, daher auch die Schwäche Spinoza's, seine „Substanz" „Gott" zu nennen, statt „Natur", welchem Schritte doch sogar geistliche Philosophen, freilich mehr Schwärmer, wie Bruno und Vanini, weit näher gekommen waren. So stand auch Locke, obschon er das Wahre ahnte, doch noch unter dem Einflusse der Theologie, und sein Gegner

Leibnitz ließ letzterer sogar das Übergewicht über die Philosophie. Den ersten Versuch, das Joch der Theologie abzuschütteln, wagten die englischen Freidenker und ihr französischer Schüler Voltaire; aber sowol ihnen, als den die Theologie völlig wegwerfenden Encyklopädisten fehlte die Naturwissenschaft, ohne welche eine richtige Erkenntniß und Beurtheilung der Dinge nicht möglich ist. Endlich trat Kant auf, welcher bessere naturwissenschaftliche Kenntnisse hatte als Jene, und er war auf dem Wege zur wahren Auffassung der Dinge; aber die leidige Theologie überwältigte ihn wieder und pfuschte ihm die „praktische Vernunft" in sein System hinein. So erneuerte sich das beseitigt geglaubte Übel; zwar nicht die dogmatische Theologie, aber eine theologische, weil idealistische Philosophie verwirrte von da an die Köpfe und verdrängte einen gesunden Realismus auf lange Zeit. Der Eigendünkel der Theologie verpflanzte sich auf den Idealismus, welcher als poetisches System ganz hübsch, als philosophisches aber verwerflich ist. Konnte Kant's „praktische Vernunft" aus sich selbst, gleich der Theologie, Gott und Unsterblichkeit konstruiren, so durfte dies, wie schon bemerkt, Fichte auch mit der Offenbarung versuchen; und so war der eingebildete Subjektivismus oder absolute Idealismus eigentlich Obergott, welcher Alles schaffen konnte, was war und was nicht war! Diese sophistische, weil Unbeweisbares beweisen wollende Richtung hat Fichte in bedenklicher Weise befördert und auf alle seine Nachfolger in der Philosophie übergetragen. Die ganze spekulative Philosophie seit Kant ist daher sophistisch und in ihrem Großen und Ganzen geradezu unverständlich und ungenießbar. Wol hat sie, wie alles Neue und mit dem Zauber des Geheimnißvollen Umgebene, zu ihren Zeiten großen Beifall und Anhang gefunden, ist aber in ihrem eigentlichen Inhalte für die Zukunft unfruchtbar geblieben und verloren. Sie war aber insofern von Nutzen, als sie trotz alledem zum Denken angeregt hat, und diese Anregung nicht dem Grübeln nach unerforschlichen Dingen, nicht der Theologie und der ihre Stelle unter den Gelehrten einnehmenden Metaphysik, sondern der Erforschung des Wirklichen, der Natur-, Sprach- und Staatswissenschaft und der Geschichte zu Gute gekommen ist. Es war eine unvermeidliche, wenn auch jetzt überwundene Periode des Übergangs von der Herrschaft der Theologie zu jener der Natur- und Kulturwissenschaft und findet deshalb ihren Platz in der Geschichte der Wissenschaften, wozu auch noch beiträgt, daß die nachkantischen Philosophen in guten Treuen handelten und die Gegenstände ihrer Forschung für wahr und nützlich hielten, wenn es auch im Ganzen nur Träume und Schäume waren. Wir geben daher im Folgenden einen Abriß ihrer Ideen, soweit sie für unsere Zeit von Einfluß waren.

Die Fichte'sche „Wissenschaftslehre", eine durchaus auf haltlosen Hypothesen ruhende, durch keine Spur von Thatsachen und thatsächlichen Verhältnissen unterstützte Spielerei mit „Ich" und „Nicht-Ich", übergehen wir;

sie verdient das ihr zu Theil gewordene Schicksal der Vergessenheit ebensosehr, wie des nämlichen Schriftstellers „Reden an die deutsche Nation" die ihnen zu Theil gewordene Unsterblichkeit verdienen. Seine Rechts- und Staatslehre haben wir bereits (oben S. 398) kennen gelernt, und es bleiben uns daher nur noch seine Sittenlehre und seine Religionslehre zu betrachten übrig. Recht und Moral sind nach Fichte durchaus verschieden, — jenes besteht in dem äußern Zwange, etwas zu unterlassen oder zu thun, um die Freiheit Anderer nicht zu beeinträchtigen, dieses in dem innern Zwange, etwas zu thun oder zu unterlassen; jenes entspringt aus dem Konflikte des Freiheitstriebes mehrerer Subjekte untereinander, dieses aus dem Konflikte zweier Triebe in einer Person. Das vernünftige Wesen strebt nach Selbständigkeit und Freiheit um ihrer selbst willen, und zwar nach Freiheit von allem außer dem Ich. Da aber das vernünftige Wesen endlich ist, so hat es in sich außer jenem „reinen" Triebe auch einen Naturtrieb, dessen Zweck nicht Freiheit, sondern Genuß ist. Beide Triebe streben nach Einheit, der reine gibt die Form, der natürliche den Inhalt des Handelns her. Durch ihre gegenseitige Modifikation entspringt ein dritter Trieb, der sittliche, welcher beide vermittelt, was aber, da jene beiden unendlich auseinander liegen, niemals gelingt. Daher ist das Ich in einem unendlich fortdauernden Processe begriffen, welchen Fichte „die sittliche Bestimmung des endlichen Vernunftswesens" nennt, daher er als Princip der Sittenlehre festsetzt: „Erfülle jedesmal deine Bestimmung." Man soll daher die Pflicht nur um der Pflicht willen thun, d. h. nach seinem Gewissen handeln, welches in dem Gefühle der Wahrheit und Gewißheit besteht und nie täuschen kann.

In seinem ursprünglichen Systeme kennt Fichte keine andere Gottheit, als die moralische Weltordnung, welche durch das Rechtthun in uns lebendig und wirklich wird. Dieselbe ist das absolut Erste aller objektiven Erkenntniß. Persönlichkeit und Bewußtsein kann ihr nicht zugeschrieben werden, weil diese Prädikate ohne Beschränkung und Endlichkeit nicht denkbar sind, und daher die moralische Weltordnung zu einem den einzelnen Menschen gleichen Wesen erniedrigen würden. Jeder Glaube an ein Göttliches, der mehr enthält als den Begriff der moralischen Weltordnung, ist Fichte ein Greuel und eines vernünftigen Wesens unwürdig. So fallen ihm denn Moralität und Religion zusammen; ja er hofft von den Grundsätzen der neuern Philosophie die einzig mögliche Wiederherstellung des in Verfall gerathenen religiösen Sinnes unter den Menschen und die Beleuchtung des innern Wesens des Christenthums.

In späteren Jahren modifizirten sich, durch widerwärtige Erlebnisse, die religiösen Ansichten Fichte's. Sie wurden populärer und zerfahrener. Seine moralische Weltordnung verwandelte sich in eine pantheistische Gottheit, seine sittliche Strenge in religiöse Milde. Er wurde religiös, ja christlich und fand sein Evangelium in dem des Johannes. Auf dieses gestützt, verwarf er jedoch, als „Grundirrthum" des Judenthums, eine

zeitliche Weltschöpfung aus Nichts und hielt eine mit Gott gleich ewige Offenbarung aufrecht. Die johanneische Fleischwerdung des „Wortes“ aber bezog er nicht ausschließlich auf Christus, sondern auf jeden sich ganz und beständig an Gott Hingebenden, so daß zuletzt die „ganze Gemeinde“ mit Gott Eins werden muß. Es war somit das System seiner späteren Jahre ein mystisches, mit keiner positiven Kirchenlehre übereinstimmendes. Im Ganzen lernen wir in Fichte die edelste Natur kennen, die sich denken läßt, und die nur durch die Ichlehre der Neigung der Zeit zu hochtrabenden Phrasen und dunkeln Spekulationen ihr Opfer brachte.

Zu gleicher Zeit mit Fichte lebten und lehrten noch mehrere Schüler Kant's, die, ohne auf Fichte's hohen, selbständigen Flug nach einer fernen Ideenwelt Anspruch zu erheben, doch das System ihres Meisters in dieser oder jener Richtung modifizirten. Karl Leonhard Reinhold, geboren 1757 zu Wien, 1772 Novize der Jesuiten, 1774 Lehrer im Barnabitenkollegium, floh 1783 nach Leipzig, wurde 1785 weimarischer Rath, 1787 Professor in Jena und 1794 in Kiel, wo er 1823 starb. Zuerst versuchte er die kritische Lehre Kant's mit der Glaubenslehre Jacobi's zu vermitteln, später aber ein eigenes System aufzustellen, dessen Mittelpunkt die Vernunft als Manifestation Gottes und Princip alles Seins und Erkennens war. Mehr an Kant schloß sich wieder sein Sohn Ernst Reinhold (1793—1855, Professor in Jena) an. Gottlob Ernst Schulze, geboren 1761, 1788 Professor in Helmstädt, 1810 in Göttingen, gestorben 1832, ging in seiner Schrift „Änesidem“ vom Zweifel an der Fähigkeit der Philosophie, Gewißheit darzubieten, aus, und zwar in Opposition zu Kant und Reinhold, gelangte dann aber zu einem Systeme des „dogmatischen Skepticismus.“ Der „Erbfehler“ aller frühern Philosophie ist nach ihm, daß die Erklärungen des Ursprungs der menschlichen Erkenntniß von Dingen ein Spiel mit bloßen Begriffen seien; er wollte daher sich schlechthin an die Thatsachen des Bewußtseins halten, ohne daß ihm jedoch die Aufstellung wirklicher Grundsätze gelang. Einen „idealistischen Skepticismus“ suchte, in Opposition zu Reinhold und Schulze zugleich, Sigmund Beck (seit 1799 Professor in Rostock) aufzustellen; von ihm und Schulze strebte zu Reinhold zurück Christoph Gottfried Bardili, geboren 1761, Professor in Stuttgart, gestorben 1808. Ähnlich Reinhold suchten ferner zwischen Kant und Jacobi zu vermitteln: Friedrich Bouterwek, geboren 1766, 1797 Professor in Göttingen, gestorben 1828, welcher den Gedanken verfocht, daß das unmittelbare Fürwahrhalten (d. h. der Glaube), welches ihm letztes Princip war, selbst aus dem Denken entspringe, so daß der Unterschied zwischen beiden verschwinde. Einen ähnlichen Standpunkt nahm Wilhelm Traugott Krug ein, geboren 1770, 1794 Docent in Wittenberg. Er trat 1796 als philosophischer Schriftsteller auf, wurde 1801 Professor zu Frankfurt an der Oder, 1804 Kant's Nachfolger in Königsberg, 1809 Professor in Leipzig, machte den Feldzug von 1813

mit, nahm als Verfasser von Flugschriften und sächsischer Abgeordneter regen Antheil an den Tagesfragen, wurde deshalb 1834 entlassen und starb 1842. Das kritische Verfahren herrschte bei ihm vor und seine Methode näherte sich derjenigen Fichte's; dabei aber strebte er nach der Popularität, welche den neueren Vertretern seines Faches so sehr fehlt. — Die Kant'schen Ideen suchte auf das Gefühl zurückzuführen Jakob Friedrich Fries, geboren 1773, 1805 Professor in Heidelberg, 1816 in Jena, 1824 wegen Betheiligung am Wartburgfeste von der Philosophie zur Physik und Mathematik versetzt, gestorben 1843.

Als Schüler Fichte's können gelten: Schleiermacher, den wir als Theologen kennen gelernt, und Friedrich Schlegel, sowie Novalis, denen wir als Dichtern begegnen werden.

Getrennt von der Episode der Kantianer, entwickelte sich direkt aus Fichte's System dasjenige Schelling's. Friedrich Wilhelm Josef Schelling war 1775 zu Leonberg in Würtemberg geboren, besuchte schon mit fünfzehn Jahren das theologische Seminar zu Tübingen, promovirte schon mit siebenzehn Jahren, trat zugleich als philosophischer Schriftsteller auf, war Erzieher in Sachsen, in Jena Fichte's Schüler und Mitarbeiter, lehrte dort seit 1798 nach Fichte's Weggang, gab mit Hegel das kritische Journal für Philosophie heraus, wurde 1803 Professor in Würzburg, 1807 Akademiker und später auch Professor in München, lebte seit 1841 in Berlin und starb 1854 zu Ragaz in der Schweiz, wo ihm vom Könige Maximilian II. von Baiern ein Denkmal errichtet ist.

Schelling's Philosophie hat, wie sein Leben, den Charakter des Frühreifen und somit auch des Unbeständigen und früh Gealterten. Es sind daher verschiedene Perioden in ihrer Entwickelung zu unterscheiden. Erst schloß er sich ganz Fichte an, dessen Ich er als letzten Grund unseres Wissens aufstellte. Er zerfiel jedoch später mit Fichte, gegen den er sogar feindlich auftrat, und begann bald, darin einen selbständigen Zug zu verrathen, daß er die „Natur", von welcher weder Kant noch Fichte gehandelt, zur Sprache brachte, die er dann aber, gemäß Fichte's System, aus dem Wesen des Ich ableitete. In der Schrift „von der Weltseele" (1798) behauptete er, der erste Ursprung des Begriffes der Materie stamme aus der Anschauung des menschlichen Geistes; die Materie sei nicht das Erste, sondern die Kräfte, deren Einheit sie ausmache. Ebenso aber sei auch das Gemüt die Einheit zweier entgegengesetzten Kräfte; also müssen Gemüt und Materie in einer „höhern Identität" vereinigt sein oder, was dasselbe, Geist und Natur sich gegenseitig durchdringen. Die Natur sei der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur. Schelling strebte daher nach Zusammenfassung der vielen Äußerungen der Natur zu einer Einheit, und diese Einheit fand er in der Weltseele.

Damit war Fichte's absoluter Idealismus oder sein Ich überwunden; denn es stand eine Realität, die Natur, da; es war nicht mehr Alles Sub-

jekt, sondern ein selbständiges Objekt hervorgerufen, und so schuf Schelling die „Naturphilosophie“, die er der „Transcendentalphilosophie“ gegenüber stellte. Nach jener ist die Natur das Erste, und die Intelligenz geht aus ihr hervor; nach dieser ist das Umgekehrte der Fall. Da aber Natur und Geist dasselbe, so bedingt diese Entgegensetzung keinen Widerspruch. In der Naturphilosophie nun verfolgt Schelling die Stufenreihen der Organismen, betrachtet den Unterschied zwischen der organischen und der unorganischen Natur und kommt zu dem Resultat, daß ein und dieselbe Organisation beide verknüpfe, die Reproduktionskraft dort entspreche dem chemischen Processe hier, die Irritabilität der Elektrizität, die Sensibilität als höchste Stufe dem Magnetismus. In der Transcendentalphilosophie, als inwendig gewordener Naturphilosophie, wiederhole sich dann jener Stufengang der Natur als Entwickelung des anschauenden Subjekts. Ihre Aufgabe sei Übereinstimmung des Objektiven und Subjektiven. Schelling theilt sie in die theoretische Philosophie (Kants reiner Vernunft), in die praktische (Kants praktischer Vernunft) und in die Kunstphilosophie (Kants Urtheilskraft entsprechend). Die theoretische Philosophie gipfelt im Willen, die praktische in der Geschichte, als fortgehender Offenbarung des Absoluten, und die Kunst endlich ist nach diesem System das Höchste, was es gibt, indem sie als bewußte Produktion über der unbewußten, der Naturschöpfung steht und die Harmonie zwischen Subjekt und Objekt herstellt.

Nachdem Schelling so an der Stelle von Fichte's moralischer Weltordnung die Kunst zur Gottheit erhoben, erklärte er (1803) als Ziel der Vernunft die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Idealem und Realem. Außer der Vernunft, fuhr er fort, sei Nichts und in ihr sei Alles, sie sei das Absolute. In allen Dingen sei Subjekt und Objekt vereinigt, nur in verschiedenen Mischungen. Damit war die I d e n t i t ä t s p h i l o s o p h i e vollendet, deren Verdienst es ist, in die Entgegensetzung von Geist und Natur die erste Bresche geschossen zu haben, wenn dies auch nicht ohne willkürliche Aufstellungen und hohle, unklare Phrasenhaftigkeit geschah. Schelling längnet die Existenz alles Einzelnen und gibt nur der Totalität das Attribut des Seins. Das Reale und Ideale nennt er „Seiten“ des Universums und mißt die Entwickelung beider Seiten nach Potenzen. Der realen Seite gibt er die Potenzen der Schwerkraft, in welcher das Objekt, des Lichtes, in welchem das Subjekt vorwiegt, und des Organismus, in welchem sich beide aufheben, — der idealen ebenso drei: das Wissen, das Handeln und die Vernunft, welche sich als das Wahre, Gute und Schöne darstellen. In einer Übersicht seines Systems sah Schelling als Idee des Christenthums die Menschwerdung Gottes von Ewigkeit, aber nicht in Christus allein, sondern in dem Endlichen überhaupt und stellte die Vollendung jener Religion erst in ferner Zukunft in Aussicht, nämlich mittels einer Verschmelzung von Philosophie, Religion und Poesie.

Damit war auch bei Schelling ein Mysticismus angelegt. Immer mehr überließ er sich von nun an der Fantasie, statt der Reflexion; immer mehr erhielt das Ideale das Übergewicht über das Reale, ja endlich war die Materie nur noch die Negation des Geistes, und so verließ er den spinozistischen Standpunkt, welchen er mit dem Setzen der Vernunft als Eins und Alles betreten hatte. Es geschah dies schon 1804 in der Schrift „Philosophie und Religion", worin er nach dem Geschmacke der Neuplatoniker und des mittelalterlichen Christenthums die Welt durch einen Abfall von Gott entstehen ließ, als Ziel der Geschichte die vollendete Offenbarung Gottes hinstellte und sogar die reinste Gestalt der Religion in den „Mysterien" erblicken wollte. Es kam sogar dahin, daß er die Schwärmerei für die ächte Wissenschaft ausgab und die höchste Weisheit (1809) in — Jakob Böhm (s. Bd. I. S. 405) zu finden glaubte. Endlich fiel er förmlich von jeder Freiheit des Geistes ab und verdammte seinen frühern Standpunkt der Auffassung der Menschwerdung als einer allgemein menschlichen, indem er in Christus den Mittelpunkt der Geschichte entdeckte. Noch 1812 suchte er zwar, in einer Rechtfertigungsschrift gegen Jacobi, der ihn des Naturalismus beschuldigte, diesen und den Theismus zu vereinigen; aber die Restauration trieb auch ihn vollständig in das reaktionäre Fahrwasser, wie seine in Berlin gehaltenen, lange als ein Mysterium bewahrten, endlich aber 1843 von Paulus herausgegebenen Vorlesungen über Philosophie der Mythologie und Offenbarung zeigten, die er zwar nicht als ächt anerkannte, die aber doch seinem Standpunkte, wie er sich gestaltet hatte, entsprechen, indem sie den krassesten dogmatischen Aberglauben des Mittelalters mit all' seinen Engeln und Teufeln philosophisch zu verherrlichen und die Ahnung der christlichen Dogmen bereits in der antiken Mythologie nachzuweisen versuchen. Sie sind ein wahrer reaktionärer Hohn auf die ganze neuzeitliche Entwickelung der menschlichen Bildung, daher auch Feuerbach Schellingen nicht mit Unrecht den Cagliostro des neunzehnten Jahrhunderts nannte. Die Metamorphosen Schellings zeigen indessen am Deutlichsten die Haltlosigkeit und Unzuverlässigkeit der metaphysischen Philosophie und bestätigen unsere Beurtheilung derselben vollkommen.

Die naturphilosophische Seite des Schelling'schen Systems bildete fort Lorenz Oken, geboren 1779, seit 1807 Professor in Jena, seit 1832 in Zürich, wo er 1851 starb, und brachte sie zu ihrem Höhepunkte, über welchen hinaus sie nichts weiter leisten konnte. Oken war ausgezeichneter Naturforscher von Fach (wenn auch jetzt überholt), und daher hat die Naturphilosophie bei ihm nicht das Abstoßend-Willkürliche, das sie bei anderen ihrer Jünger haben mußte. Seine Naturphilosophie ist gewissermaßen nur ein geistvoller Kommentar zu seiner berühmten Naturgeschichte. Er war einer der ersten neueren Naturforscher, welcher die bereits von Aristoteles geahnte Herausbildung aller organischen Gestaltungen aus einander zu begründen suchte. Das Pflanzenreich war ihm

nur eine Pflanze, das Thierreich nur ein Thier; in jenem wie in diesem vertheilten sich für ihn die verschiedenen Organe je nach ihrer Entwickelung und Vervollkommnung auf die einzelnen Klassen und Ordnungen (s. oben S. 275), denen sie ihren Charakter einprägten. Auch die „geistige“ Welt war für Oken nur eine vervollkommnete natürliche, und er widmete der heiligen Natur einen eigentlichen Kultus. Ein von seinen Nachfolgern nicht hinlänglich gewürdigtes Verdienst ist seine Einführung deutscher Namen für die Pflanzen- und Thierklassen, denen man jetzt wieder griechische und lateinische vorzieht. — Unter Schellings weiteren Schülern, welche sich von Oken durch Vorherrschen des mystisch-fantastischen Elements gegenüber der Naturwissenschaft unterschieden, war Steffens mehr Dichter, Baader mehr Theolog und Wagner mehr Mathematiker als Philosoph, während Ferdinand Solger sich meist der Ästhetik widmete, im Übrigen aber den Glauben mit der Philosophie zu versöhnen suchte, ohne in Schellings Extravaganzen zu verfallen, und der Schweizer Troxler (Professor in Bern, gestorben 1866) sich zuletzt eines populär-eklektischen, mehr oder weniger katholisirenden Verfahrens befliß. Eine originellere Gestalt treffen wir in Gotthilf Heinrich Schubert (geb. 1780, Arzt und Erzieher, Professor in München, gest. 1860), dem Verfasser der „Geschichte der Natur“ und der „Geschichte der Seele“. Auch sein Standpunkt war weniger philosophisch, als religiös-mystisch, sein Stil vorzugsweise poetisch, und seine Liebhaberei die „Nachtseiten“ der Naturwissenschaft und eine gesuchte Zahlensymbolik. —

Wir gelangen zu jenem Philosophen, welcher unter allen Solchen in der Geschichte das regelmäßigst gegliederte und in wundervollster Architektonik dastehende System schuf, das aber, weil innerlich hohl, unwahr und unmöglich, durch seinen frühen Fall die Erwartung seines Urhebers und der Schüler desselben, daß es die vollkommenste Spitze aller Philosophie und ein Fortschritt darüber hinaus undenkbar sein würde, — in bittere Ironie auflöste. Denn es ist wirklich die vollkommenste Philosophie als solche geblieben, aber nicht um, wie Jene hofften, für alle Zeiten maßgebend zu sein, und dem Denken aller Zukunft die Bahn zu weisen, sondern um mit der gesammten Schulphilosophie auf Nimmerwiedersehen begraben zu werden. — Wir sprechen von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geboren 1770 zu Stuttgart, Hauslehrer in der Schweiz und zu Frankfurt, 1801 Privatdocent in Jena, wo er mit Schelling wirkte und 1806 Professor wurde, 1808 Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, 1816 Professor in Heidelberg, 1818 aber in Berlin, wo er 1829 Rektor wurde und 1831 an der Cholera starb. Den Grund zu seinem System legte er in der „Phänomenologie des Geistes“, welche er unter dem Kanonendonner der für Deutschland so unheilvollen Schlacht bei Jena vollendete, das Ganze stellte er 1817 in seiner „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ zusammen.

Hegel ist nur in der Eintheilung und Ausarbeitung seines Systems originell. Seine Methode hat er, wie sein Schüler Schwegler sagt, von Fichte, seinen Standpunkt von Schelling entlehnt. Pikant ist indessen die Art, wie er des Letztern Methode tadelte. Das Absolute, sagte er, sei bei Schelling wie aus der Pistole herausgeschossen; es sei nur die Nacht, in welcher alle Kühe schwarz aussehen; seine Ausbreitung zum System aber sei das Verfahren eines Malers, der auf seiner Palette nur zwei Farben, Roth und Grün, hätte, um mit jener eine Fläche anzustreichen, wenn ein historisches Stück, mit dieser, wenn eine Landschaft verlangt würde. — Es bezieht sich dieser Tadel darauf, daß Schelling das „Absolute" und die beiden Gegensätze des Idealen und Realen einfach hingestellt hatte, ohne sie erst zu entwickeln und zu begründen. Hegel wandte statt dieses „taschenspielerhaften" Hervorzauberns Fichte's Methode an, indem er erst einen Satz, dann dessen Gegensatz und zuletzt die Vermittelung beider (Thesis, Antithesis und Synthesis) entwickelte. Als Aufgabe seiner Philosophie betrachtete er die Erhebung alles Seins zum bewußten Sein, zum Wissen. Dies zu erweisen diente die Phänomenologie, als Entwickelungsgeschichte des Geistes, ein glänzendes und an erhabenen Gedanken reiches, aber — unlesbares Werk, dessen Inhalt eben aus Hypothesen besteht. Die Eintheilung von Hegels System beruht auf der Annahme, daß das Absolute zuerst reiner, stoffloser Gedanke sei, dann aus sich selbst heraustrete, indem es zur Natur werde und endlich aus dieser „Selbstentfremdung" zu sich selbst als bewußter Geist zurückkehre. Wir finden, diese Annahme sei ebenso sehr „aus der Pistole herausgeschossen" wie Schellings philosophische Ideen. Woher wissen wir, daß es ein Absolutes vor der Natur gebe, daß es aus sich heraustrete und wieder zu sich zurückkehre? Geht nicht aus der gesammten Naturforschung mit Sicherheit hervor, daß die Natur weder Anfang noch Ende haben und daß ihr daher auch nichts vorausgehen kann? Freilich verstand Hegel unter seinem Vorhersein kein zeitliches, sondern ein ewiges solches; damit aber fällt es als überflüssig von selbst dahin. — Lehrt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß sich der bewußte Geist rein aus der Natur entwickelt, ohne etwas zu sein oder zu werden, was vor und außer der Natur war und ist?

Nach seinem angeführten Grundsatze theilt nun Hegel die Philosophie ein in die **Logik** (die ehemalige Metaphysik), die Lehre von der Vernunft an und für sich (oder von „Gott vor der Erschaffung der Welt"!) in die **Naturphilosophie** und in die **Philosophie des Geistes**. Die Logik zerfällt wieder in die Lehre vom Sein, d. h. vom reinen, unmittelbaren Sein ohne Bestimmung, welches gleich ist dem reinen Nichts (demnach eine völlig überflüssige Erörterung!), in die Lehre vom Wesen (dem näher bestimmten und in den erscheinenden Dingen sich offenbarenden Sein) und in die Lehre vom Begriff (die eigentliche Logik oder Denklehre, verbunden mit ihrem — höchst willkürlichen — Übergang zur Natur-

philosophie). Die letztere theilt sich in die Lehre von der Materie, die Mechanik, zu welcher auch der Mechanismus des Weltalls (Astronomie) gehört, die Lehre von der Kraft, Dynamik (Physik, Chemie und Meteorologie) und die Lehre vom Leben, Organik, welche die drei Naturreiche umfaßt. Die Philosophie des Geistes endlich handelt vom subjektiven Geist (d. h. vom einzelnen Menschen — Psychologie), vom objektiven Geist (d. h. vom Zusammenleben der Menschen, das sich im Recht, in der Moral und in der sittlichen Gemeinschaft kundgibt, welche letztere sich wieder als Familie, bürgerliche Gesellschaft und Staat entwickelt [s. oben S. 410] und in der Geschichte zuletzt die gesammte Menschheit umfaßt) und vom absoluten Geist, welcher in der Kunst, der Religion und der Wissenschaft wirkt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Hegels System ein staunenswerther Bau ist, der das gesammte menschliche Wissen vollständig umfaßt; aber es ist auch nicht zu verkennen, daß der erste Theil desselben, die sogenannte Logik, mit Ausnahme der eigentlichen Logik, aus nutzlosem Phrasenschwall besteht, die eigentliche Logik aber ihren Platz nimmermehr vor der Natur finden kann, sondern sich einzig und allein aus dem subjektiven Geist entwickeln läßt. In der That ist die Reihe der philosophischen Systeme mit dem vollständigsten derselben geschlossen, die Geschichte der Philosophie als eines für sich abgeschlossenen Kreises von Ideen mit Hegel zu Ende; denn gerade die Reichhaltigkeit seines Systems, welches die „Wissenschaft" an der Spitze trägt, hat die Thatsache enthüllt, daß die Philosophie eben nichts Anderes sein kann, als die Wissenschaft überhaupt und daher in den Theilen der letztern aufgehen muß.

Nach Hegel haben wir daher nur noch von einzelnen Nachzüglern des Heeres der Philosophen zu sprechen, welche sich unabhängig von der Reihe der Systeme Fichte's, Schellings und Hegels, oder des einseitigen, zweiseitigen und dreiseitigen, oder auch des subjektiven, objektiven und absoluten Idealismus entwickelten. Zuerst trat mit einem solchen Johann Friedrich Herbart auf (geb. 1776 in Oldenburg, 1805 Professor in Göttingen, 1808 in Königsberg, 1833 wieder in Göttingen, wo er 1841 starb). Er ging von keinem selbstgemachten Princip aus, sondern wollte gleich Kant auf dem sichern Boden der Erfahrung untersuchend vorgehen. Nach ihm hat die Philosophie nur zu behandeln, was durch die Erfahrung gegeben vorliegt und kann niemals über dieselbe hinaus schreiten. Da aber die Philosophie außerhalb der Erfahrung steht, so hat sie mit dem Zweifel an der Richtigkeit des Gegebenen zu beginnen, mit der Skepsis. Herbart unterscheidet eine niedere und eine höhere Skepsis; jene bezweifelt blos, daß die Dinge so beschaffen seien, wie sie uns erscheinen, diese fragt, ob überhaupt etwas da sei. Auf diesem Wege sollen in den Erfahrungsbegriffen Widersprüche entdeckt werden, daher erstere umgearbeitet werden müssen, und damit steuert auch Herbart, der so natürlich und so wahr zu

philosophiren begonnen, aus seinem sichern Hafen der Erfahrung in das uferlose Meer der Phrasenhaftigkeit hinaus, und kämpft denselben Windmühlenkampf mit dem Ich und dem Ding, wie seine Vorgänger. Sein Resultat ist der Begriff der „Realen", d. h. der ursprünglich verschiedenen, wirklichen und unveränderlichen Dinge oder vielmehr der als Dinge gedachten Merkmale der Dinge, welche ungefähr den Atomen der Alten und den Monaden Leibnitzens entsprechen. Mit diesen beschäftigt sich Herbarts Metaphysik, wie seine Psychologie mit dem Ich, welches auch ein Reales ist und dem Begriffe der Seele gleichkommt, deren gesammtes Leben lediglich in Selbsterhaltung besteht und deren daraus hervorgehende Vorstellungen Herbart nach den Regeln der Mechanik berechnen zu können glaubte. In der Psychologie sah er die Versöhnung zwischen der Metaphysik und der Erfahrung, weil — die Prinzipien der Psychologie Thatsachen des Bewußtseins seien. Die übrigen philosophischen Disciplinen bearbeitete Herbart nicht besonders, verband sie auch nicht durch ein System, sondern trennte sie sogar förmlich von der Metaphysik, indem er z. B. in den sittlichen Elementen blos gefallende und mißfallende Willensverhältnisse erblickte.

Eine noch isolirtere Stellung als Herbart nimmt in der Geschichte der Philosophie, die ihn sogar bisher gar nicht aufnahm, Karl Christian Friedrich Krause ein, obschon er an Bedeutung viele Stifter von Neben- und Unterschulen und viele Verfasser ganzer Bände voll Phrasen weit überragte*). Freilich war er nicht Professor, und dies erklärt Vieles. Geboren 1781 zu Eisenberg in Sachsen, sollte er Theologie studiren, zog aber die Philosophie und Mathematik vor, docirte seit 1802 in Jena, wo er auch seit 1803 als philosophischer Schriftsteller auftrat, aber sich noch an Schelling anschloß, kam aber bald zu dem Entschlusse, die Arbeit Kant's fortzusetzen. Seit 1804 lebte er für sich der philosophischen Schriftstellerei und der Freimaurerei (s. oben S. 249), in welcher er den Keim zu einem von ihm voll Begeisterung geahnten „Menschheitsbunde" zu sehen hoffte, aber keinen Anklang mit seiner Idee fand. Umsonst hoffte Krause 1813 auf Anstellung in Berlin, wo er eine Gesellschaft für deutsche Sprache gründete, lebte wieder für sich in Dresden, dann als Docent in Göttingen, wo er in Leonhardi, Ahrens, Röder, Schliephake u. A. Schüler fand, wurde stark durch Krankheit und Familiensorgen heimgesucht und starb endlich ohne Hoffnung auf bessere Zeiten 1832 in München. Sein System, welches in den Schriften „Sittenlehre", „das Urbild der Menschheit" (1810) und anderen dargestellt ist, beginnt mit dem Begriffe des Ich, welches sich wieder in die zwei Gebiete des geistigen und des leiblichen Seins und Lebens theilt, deren jedes gewisse Selbständigkeit hat,

*) Vergl. die ihn betreffenden Art. von Ahrens im Staatslexikon und im Staatswörterbuch (beide besonders bearbeitet).

indem letzteres mit der Natur zusammenhängt und ihr wieder verfällt, ersteres aber die Herrschaft im Leben übt. Er suchte nachzuweisen, daß in den Sinnen und ihren inneren Erregungen keine Vorstellung von etwas Räumlichem und Körperlichem liege, eine solche nur durch das Gestaltungsvermögen der Fantasie aus den sinnlichen Erregungen wieder erzeugt werde und die Bildung der Vorstellung einer Außenwelt nur durch Hülfe apriorischer Begriffe geschehe. Durch weitere Untersuchungen glaubte Krause, gleich der Seele, auch Gott beweisen zu können, dessen Immanenz in der Welt er mit seiner Transcendenz über der Welt vermitteln wollte, welche Auffassung er „Panentheismus" nannte. Die Welt anerkannte er als ewig und stetsfort von Gott geschaffen und zählte in ihren organischen Wesen drei Reiche, das Pflanzen-, Thier- und Menschenreich. Mit der Menschheit befaßte sich Krause vorzugsweise. Er betrachtet dieselbe als Glied eines höhern Weltganzen, welches auf der Erde eine niedere Lebensstufe einnimmt, aber bestimmt ist, auf derselben die möglichste Würde und Schönheit zu erreichen. Er unterscheidet in ihr zweierlei Gliederungen, die eine der in concentrischen Kreisen sich einschließenden Stammesgemeinschaft der Ehe, Familie, Gemeinde, des Stammes, Volkes und Völkerbundes zum Zwecke „ewigen Friedens", und die andere der Bildungs- und Berufskreise für Religion, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Erziehung, Sittlichkeit und Recht. Beide Gliederungen mit ihren Unterabtheilungen haben die Aufgabe, sich gegenseitig zu durchdringen und gemeinsam den Menschheitszweck zu erfüllen. Dabei wird dem besondern Religionsvereine, der Kirche, das Recht bestritten, sich über die anderen erhaben zu wähnen und sich einen spezifisch-göttlichen Charakter beizulegen, weil die ganze menschliche Lebensordnung nach Ursprung und Ziel eine göttliche sei. Daher will Krause auch die Übung der Sittlichkeit zu einem von der Theologie unabhängigen Wirkungskreise erheben, und erkennt der Kirche, dem Staate, der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie und der Sittlichkeit gleiche Rechte und Würden, jedem Kreise in seinem Fache, zu. Als Hauptaufgabe des Staates betrachtete Krause die Pflege des Rechtes und als den Zweck des letztern die Erfüllung der jedem Lebensverhältnisse nach seiner innern Bestimmung zu Grunde liegenden vernünftigen Zwecke. Vom Staate unterscheidet sich nach Krause die „Gesellschaft" nicht in untergeordneter Weise, sondern durch die Übernahme aller übrigen Lebenszwecke außer dem „Rechte", welche hinwieder der Staat zu einem Ganzen zu vereinigen hat. Als Zweck der Strafe sah Krause ausschließlich die Besserung an und verwarf daher unbedingt die Todesstrafe. Nicht in einer bestimmten Staatsverfassung erblickte er alles Heil, sondern machte dieselbe abhängig von den Verhältnissen des Volkes, nach denen sie sich ändern könne; übrigens verlangte er Mitwirkung des Volkes an den Angelegenheiten des Staates und Verbannung der Beamtenherrschaft. Bei alle dem betonte er aber stets, daß über alle Staaten Gott der höchste

Richter und Herrscher sei und das göttliche Recht trotz allen übeln Willens der einzelnen Menschen und Völker zur Geltung bringe. — Die Philosophie Krause's ist ein Resultat ernster, aufrichtiger Forschung, im Ganzen verständlicher und klarer als andere, wenn auch in einzelnen Schriften des Urhebers mit sonderbaren Wortbildungen versetzt; aber sie ist trotz alledem nicht über den auch ihr mißlungenen Nachweis des alten jetzt überwundenen Dualismus von Geist und Körper, Gott und Welt hinausgekommen. — Die Krause'sche Schule hat in neuester Zeit „Philosophenkongresse" (1868 in Prag, 1869 in Frankfurt am Main) veranstaltet und auf denselben erst die Frage der humanen Werkthätigkeit zur Berathung gebracht, später aber sich in unfruchtbare Erörterungen des Wesens Gottes zum Behufe einer Vereinigung der Gebildeten aller Konfessionen verirrt.

Gleich Krause und so vielen Anderen machte auf die Fortsetzung Kant's Anspruch Arthur Schopenhauer (geboren 1788 zu Danzig, gestorben 1860 zu Frankfurt am Main), welcher sich vorzüglich durch seine Paradoxie auszeichnete. Schon in seiner Jugend stieß er seine Mutter, die Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, durch seinen Mißmut und seine Rechthaberei ab, ärgerte sich in der Folge über Fichte, bei dem er Vorträge anhörte, und über Hegel, den er den größten Charlatan des Jahrhunderts nannte, und war schon mit dreißig Jahren welt- und lebensmüde, und ein vollkommener Menschenfeind. Das einzige Wesen, welches er liebte, war — sein Pudel. Im Jahre 1818 erschien sein Hauptwerk „die Welt als Wille und Vorstellung", das aber wenig beachtet und erst über dreißig Jahre später bekannt wurde. Seine Lehre lautet etwa: Alle Erscheinungen verdanken ihren Ursprung dem „Willen" (er sagt jedoch nicht, welchem), der aber mit seiner Befriedigung zugleich aufhört. Jeder einzelne Willensakt hat einen Zweck; das gesammte Wollen, welches die Welt ist, keinen. In der Welt oder Natur wird nur ein ungeheurer Aufwand von Kräften getrieben, Alles ist zwecklos und sinnlos und „rentirt sich nicht". Das Leben des Menschen ist nichts als Leiden; denn aller Wunsch ist Schmerz, weil Mangel die Grundbedingung des Wollens ist. Nach der Befriedigung des Willens aber sind wir so weit wie vorher; denn wir sind nur von einem Wunsche, d. h. von einem Leide befreit. Erst wenn wir Gesundheit, Jugend und Freiheit verloren haben, lernen wir sie kennen. Jedes vermeintliche Ziel des Willens ist daher ein Wahn. Es ist ein Irrthum, daß Glück der Zweck des Lebens sei; es wäre daher besser, wenn auf der Erde kein Leben entstanden wäre. Das Leben ist eine Störung in der seligen Ruhe des Nichts, eine große Mystifikation, ja eine Prellerei. Dem Menschen geschieht dabei Recht, — warum existirt er? Die wahre Erlösung besteht in totaler Verneinung des Willens zum Leben, und die Geschichte ist nur ein langer wüster Traum der Menschheit. — So endete diese Philosophie der Verzweiflung und Resignation, dieser trübe Pessimismus, im Nirwana der Buddhisten.

Gingen die letztgenannten Philosophen, wie Herbart und Krause, auf Kant zurück, oder behaupteten es wenigstens, wie Schopenhauer, so tasteten Andere noch weiter rückwärts. So F. A. Trendelenburg, geboren 1802, seit 1833 Professor in Berlin, Verfasser mehrerer philosophischer, pädagogischer, politischer und historischer Schriften. Er beschäftigte sich als Philosoph hauptsächlich mit der Logik, in welcher er sich an Aristoteles hielt. Er suchte zu beweisen, daß das reine bildlose Erkennen nur von der Anschauung genährt werde, daß die Begriffe nicht aus sich selbst allein entstehen, sondern wieder aus der Anschauung schöpfen. Daher verwarf er Hegel's Idee an und für sich und damit dessen ganzes System. Kurz, „das menschliche Denken lebt, sagt er, von der Anschauung und stirbt den Hungertod, wenn es von seinen eigenen Eingeweiden leben soll." Mit Scharfsinn und mit der Genauigkeit eines Mathematikers untersuchte er die Fragen: wie das Denken zum Sein komme und wie das Sein in das Denken trete. Aber trotz alledem sind seine Resultate ungenügend und bieten keinen Fortschritt in der Geschichte der Philosophie dar. Es ist die Phrasenhaftigkeit der von ihm angegriffenen Systeme, verbunden mit vollständiger Unfähigkeit zur Aufstellung eigener Principien, was er leistet, und so erscheint er nur als eine verspätete neue Ausgabe von Locke oder einem andern Sensualisten.

Zur Seite Trendelenburgs muß J. F. Reiff genannt werden, welcher an der Spitze der Mitarbeiter von Noack's Jahrbüchern für spekulative Philosophie (1846 bis 1848), später genannt „Jahrbücher für Wissenschaft und Leben", stand. Während Noack in Gießen, den wir so eben nannten, für die Theologie, welche sich in ihren bisherigen Gestaltungen überlebt, eine neue Form zu finden sucht, behauptet Reiff in Tübingen, in seiner Philosophie mit dem Dualismus von Subjekt und Objekt beginnen und mit ihrer Identität enden zu wollen. Er tadelt die bisherige Philosophie, daß sie mit dem Denken anfange, und verlangt, gleich Schopenhauer, der Wille müsse vorangehen. Später sprang er von diesem Idealismus zum Realismus über und wollte jetzt wissen, der Begriff des Endlichen schließe auch den des Unendlichen in sich und habe allein wirkliches Sein. Dadurch sollte das menschliche Wesen und das Endliche überhaupt selbständig, alle Bewegung und alles Werden ausgeschlossen und das Endliche das Absolute werden. — Aber Alles ist nur ein neues Phrasenmeer, voll der krassesten Widersprüche und ohne irgend welche nur zu Stande gebrachte, geschweige denn befriedigende Resultate.

Andere Systeme, deren Darstellung uns zu weit führen würde, stellten auf: Bayrhoffer in Marburg, Johann Ulrich Wirth (Pfarrer in Würtemberg), Frauenstädt, der Apostel Schopenhauer's, aber auch für sich selbständiger, doch wandelbarer Denker, Carrière in München, Carové, Hillebrand, Chalybäus, Biedermann, Gruppe, Beneke u. A. —

Außerhalb Deutschlands sind zwar die philosophischen Leistungen

unseres Jahrhunderts nicht im Entferntesten mit den deutschen zu vergleichen, aber doch in einigen Erscheinungen erwähnenswerth. In Frankreich begann sich eine philosophische Spekulation nach der Restauration zu regen, freilich noch in sehr schüchterner und wenig tiefer Weise. — Der gefeierte Kammerredner Pierre Paul Royer-Collard schloß sich in der Hauptsache an Reid, einen Führer der schottischen Philosophen, an. Hinsichtlich der deutschen Philosophie hatte er, wie fast alle Franzosen, etwas von Kant gehört, sonst nichts. Er bekämpfte den Sensualismus und wollte gleich Descartes und Leibnitz die Sinnesempfindungen durch Vernunftbegriffe begründen. Neue Ideen hat er nicht geschaffen, obschon er lebhafte Fantasie mit scharfem Verstande zu verbinden wußte. — Sein Schüler Victor Cousin, geb. 1792, gest. 1867, wurde 1817 auf einer Reise in Deutschland mit der dortigen Philosophie bekannt und 1824 auf einer zweiten Reise zum ersten Male mit Hegel's System, nach dessen Vorbild er 1828 und 1829 eine Geschichte der Philosophie schrieb. Er formte die deutsche Philosophie zum Gebrauche der Franzosen nach deren Bedürfnissen um, verfuhr durchaus eklektisch, beschränkte sich aber in praktischer Weise fast blos auf die Moral, die er indessen in unphilosophischer Weise durch die Religion zu begründen suchte. Trotzdem war seine Lehre zu kühn für die Restaurationsperiode und kostete ihm eine Zeitlang seinen Lehrstuhl in Paris. Seiner Nation war er bekannter als liberaler Redner und historischer Essayist, denn als Philosoph. — Sein Schüler Theodor Simon Jouffroy war ein weit wissenschaftlicherer Kopf, zog sich aber mit seinen Forschungen ernst und melancholisch in die Einsamkeit zurück. Er verlegte sich besonders auf die Psychologie und „hielt die Seele für die einzige positive Thatsache", die Materie für wesenlos. Der ebenfalls philosophirenden Lamennais, Leroux und Proudhon haben wir (oben S. 119) unter den Socialisten gedacht. Leroux und Quinet traten opponirend gegen Cousin auf. Charles Comte (gest. 1845) zog in seinem „Traité de legislation" (1835) die Grundlagen der menschlichen Kultur mit philosophischem Blicke in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchungen. August Comte schrieb eine „Philosophie positive".

Die zahlreichen Italiener, welche sich in der Philosophie versuchten, durchweg Eklektiker, können wir nicht aufzählen.

Die nüchternen praktischen Engländer haben keine eigentlichen Philosophen hervorgebracht. Was wir Philosophie nennen, unter welchem Ausdrucke sie aber über dem Kanal die Naturwissenschaft verstehen, wird nur nebenbei von Historikern, Politikern, Nationalökonomen u. s. w. berücksichtigt. Unsere deutsche Geistesfreiheit könnte übrigens unter der immensen Macht, welche die Hochkirche mit ihren 39 Dogmen auf die Bevölkerung ausübt, nicht aufkommen. Auch verursachte die Politik stets, wie in Frankreich, zu viel Lärm, um Interesse an tiefsinnigen Unter-

suchungen zu gestatten. Whewell lehnte sich in seiner philosophy of the inductive sciences an Locke und etwas an Kant. Mill schrieb ein System der Logik. Bentham (oben S. 395) versuchte außer seinen ebenfalls oft philosophisch gehaltenen politischen Schriften ein System der Wissenschaften aufzustellen, das von halsbrechenden griechischen Ausdrücken wimmelt. Thomas Brown, John Young, Douglas u. A. beschäftigten sich mit der Psychologie. Stuart Mill philosophirte über die politische Freiheit. Buckle's Suchen nach Gesetzen der Geschichte kennen wir bereits aus der Einleitung zu diesem Werke.

Unter den Polen haben Cieskowsky das System Hegel's und Trentowsky dasjenige Feuerbach's mit Erfolg bekannt zu machen gestrebt. —

B. Die Philosophie der Opposition.

Die Blütezeit der phrasenhaften, dunkeln, unpopulären deutschen Philosophie reichte vom Anfange unseres Jahrhunderts bis etwa an das Ende des dritten Jahrzehntes desselben. Seitdem ist ein merklicher Umschwung eingetreten. Derselbe besteht vorzüglich darin, daß in Folge allgemeinerer Verbreitung wissenschaftlicher, besonders naturwissenschaftlicher Bildung der Nimbus, mit welchem sich früher die Schul- und Bücherphilosophie umgab, geschwunden ist und man ihre verworrene und unverständliche Sprache nicht mehr so als heiliges Orakel anstaunt wie ehemals. Das Interesse an derartiger Philosophie hat stark abgenommen und ist nur noch auf engere Kreise besonderer Liebhaber beschränkt; die große Menge der wissenschaftlich Gebildeten ist gleichgültig dagegen geworden und wendet sich den positiven, klaren Resultaten wirklicher Forschung auf den Gebieten der Natur und der Kultur zu. Handelt es sich aber je um Philosophie, so fragt die von Interesse für Wissenschaft beseelte Welt vor Allem nach ihrem Verhältnisse zur Religion. Man ist der unübersteigbaren Kluft zwischen Glauben und Wissen längst bewußt und verlangt daher von der Philosophie, daß sie Farbe bekenne, daß sie frei heraus, nicht mit Schleiermacher'schem Firniß; verkünde, wie sie zu diesem und jenem Dogma stehe, was sie von demselben halte. Man läßt sich nicht mehr mit Überzuckernng der dogmatischen Pillen, mit Aufnahme und Einpassung derselben in philosophische Systeme abspeisen, sondern man verlangt eine deutliche Kritik derselben. Die Wirkung dieser Stimmung war denn auch in der That, daß die Philosophie, soweit sie auf Popularität Anspruch machte, sich dem Glauben als einem ihr Fremden gegenüberstellte und ihn in das Bereich ihrer Untersuchungen zog, ja diese beinahe ausschließlich auf religiöse Fragen beschränkte.

Diese Umwandlung der Philosophie aus einer solchen der unfruchtbaren Spekulation über metaphysische Dinge in eine solche frischer Opposition gegen den noch wirkenden und im Volke herrschenden Köhlerglauben der Vergangenheit ist der Schule Hegel's zu verdanken, welche sich zwar in mehrere Unterabtheilungen schied, deren Auffassung der Dogmen sich sehr verschieden gestaltete, die wir aber des Zusammenhangs wegen an einem und demselben Orte aufführen müssen.

Hegel selbst sprach sich über religiöse Fragen nur sehr spärlich und dunkel aus, weil er die Gefühle seiner Mitmenschen nicht verletzen wollte. Seine Auffassung der Dogmen war die, daß er sie als Thatsachen des Bewußtseins betrachtete und ihnen daher eine philosophische Deutung gab, welche gegen die mystisch-philosophische der spätern Zeit Schelling's scharf absticht. Gott war ihm lediglich das Sein, welches als wirklich auch Subjekt sein mußte. Das Selbstbewußtsein Gottes ist im Grunde für Hegel nur im Selbstbewußtsein der denkenden Geister, d. h. der Menschen enthalten. So war denn für ihn Gott ohne die Welt nicht Gott (womit dann aber die absolute Idee vor Erschaffung der Welt dahinfiele!). Christus war ihm nur ein Ausdruck für die Menschwerdung Gottes in allen Menschen, und unter der Unsterblichkeit verstand er lediglich die Ewigkeit des Geistes überhaupt, unter dem Weltgerichte die Weltgeschichte und unter der Dreieinigkeit sein eigenes System mit seinen drei Theilen!

In diesen Anschauungen, so schüchtern und versteckt sie geäußert wurden, lag der Keim zu der religiösen Opposition, die seit den dreißiger Jahren in der Philosophie an die Stelle der metaphysischen Spekulation trat. Indem Schelling seine erwähnte mystische Offenbarungsphilosophie der Hegel'schen Religionsphilosophie entgegenstellte und, während letztere die Theologie der Philosophie einfügte und dadurch unschädlich machte, umgekehrt die Philosophie gleich den Scholastikern des Mittelalters in den Mägdedienst der Theologie zurückführte, brach der Kampf los. Die Schüler des todten Hegel traten gegen diese Karrikirung des Systems ihres Meisters auf. Mit der Zeit theilten sie sich jedoch in Fraktionen, in eine rechte und linke Seite und in ein Centrum. Erstere verhielt sich konservativ oder vielmehr reaktionär, indem sie „an der Wirklichkeit der Religion nichts Unvernünftiges, zu Negirendes, zu Verbesserndes mehr fand." „Sie hielt," sagt Michelet*), dem wir diese Worte entlehnen, „die durch die Form der Vorstellung gesetzte Transcendenz des Göttlichen in ihrer ganzen Integrität für das Vernünftige." Die Andeutungen Hegel's über Aufnahme der religiösen Dogmen in die Philosophie trieb die rechte Seite

*) Michelet, Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule. Berlin 1843 (S. 316).

seiner Schüler nach rückwärts, indem sie solche nicht mehr philosophisch deutete, sondern in der nackten theologischen Gestalt aufnahm. So galten bei ihr die jenseitige Persönlichkeit Gottes, die ausschließliche Göttlichkeit Christi, die individuelle Fortdauer der Seele und andere Hypothesen so, wie die Theologie sie lehrte, als philosophische Thatsachen. Schon dies zeigte eine offenbare Degeneration der Philosophie.

Das Centrum hielt sich an die Auffassung Hegel's selbst, „daß sowol am wirklichen Dogma sich ein vernünftiger Inhalt zeige, als auch der vernünftige Inhalt sich in eine ihm gemäße Form eines wirklichen Dogma kleide" (Michelet). Es verwarf also die wörtliche Auffassung der Dogmen und nahm von ihnen an, was es für vernünftig hielt.

Die linke Seite endlich „trat dem Optimismus der rechten mit einem Pessimismus entgegen," indem sie von den Dogmen nicht schlechthin was vernünftig schien, sondern blos den Gedanken für wirklich hielt, schritt jedoch in der Folge, wie wir sehen werden, zu entschiedener Negation der Dogmen fort.

Diese Fraktionen bekämpften sich vorzugsweise in Zeitschriften, die um ihrer Einwirkung auf die deutsche Literatur willen ein bedeutendes Interesse gewonnen haben. Die rechte Seite kämpfte in den 1827 gegründeten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", indem sie (ohne Kritik!) die damalige gegen alle freieren wissenschaftlichen Regungen pietistisch eifernde preußische Regierung zu überzeugen suchte, daß die Wissenschaft, d. h. ihre eigene Salbaderei, dem Staate und der Kirche durchaus nicht gefährlich sei. Den gegentheiligen Standpunkt, welcher offen und frei das Princip des Fortschritts zu dem seinigen machte, vertraten die Halle'schen Jahrbücher, welche der eben aus politischem Kerker befreite Arnold Ruge und Echtermeyer 1838 gründeten und von da an zum Sammelplatz aller kühn gegen theologische, spekulative und politische Autorität und Reaktion ankämpfenden Geister machten, wie Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach u. A. Lebensfrische und Farbenreichthum charakterisirten ihre Aufsätze, besonders jene Ruge's. Die Halle'schen Jahrbücher begannen mit dem protestantisch-preußischen Standpunkte, der vorzüglich die Romantiker angriff, schritten aber mit der Zeit, besonders seit Anfang der vierziger Jahre, wo sie, in Preußen verboten, nach Sachsen übersiedelten und sich „Deutsche Jahrbücher" nannten, zur entschieden demokratischen Gesinnung fort, während die philosophische Opposition durch die „Jahrbücher der Gegenwart" und andere kleinere Zeitschriften übernommen wurde. Es war die Zeit, da der reaktionäre Kultusminister Eichhorn gegen allen Fortschritt wütete, Bruno Bauer in Bonn und Nauwerck in Berlin entsetzte, Hinrichs und Schwarz in Halle maßregeln ließ, Schelling mit seinem Hokuspokus nach Berlin berief und den für christlichen Despotismus schwärmenden Juden Stahl protegirte,

wie nicht minder den närrischen Leo in Halle. Bekanntlich hatte dieses tolle Dreinfahren nur das Gegentheil des Beabsichtigten zur Folge und trieb die freisinnigeren Hegelianer nur zu immer entschiedenerer Negation der vom Staate gehegten und gepflegten theologischen Schrullen.

Bevor wir nun die einzelnen Mitglieder der drei Hegel'schen Schulen nach ihren Ansichten aufführen, müssen noch einige Philosophen berücksichtigt werden, welche Michelet „Pseudohegelianer" nennt. Sie sind im Ganzen Vermittler zwischen Schelling und Hegel. Zu ihnen gehören vier Männer, Fichte der Jüngere, Weiße, Fischer und Braniß, welche (und mit Recht!) der Hegel'schen „Logik" vorwerfen, daß „ihre Kategorien nicht bis zur Wirklichkeit reichen." Immanuel Hermann Fichte, der Bedeutendste unter ihnen, der Sohn des großen Fichte, geb. 1797, bis vor kurzer Zeit Professor in Tübingen, erklärt die Philosophie für „nichts weiter als eine Selbstorientirung des Geistes über den ursprünglichen, in ihm niedergelegten Besitz der Wahrheit, nicht ein Erfinden derselben; sie solle in das Leben übergehen und lebendige Erfahrungswissenschaft werden." Zu diesem Zwecke will Fichte die positiv-christliche Offenbarung zur Ergänzung der Philosophie herbeiziehen, wo letztere nicht weiter zu spekuliren vermag. Ebenso gelangt Weiße in seiner Spekulation zuletzt zu einem Begriffe, in welchem die Spekulation sich mit ihrem gesammten Inhalte aufhebe und an ihre Stelle einen allgemeinen und universellen Erfahrungsgegenstand, Gott, setze. Den Gottesbegriff der Metaphysik erklärt er als einen leeren und abstrakten, welcher Eigenschaften habe, die denen des christlichen Gottes widersprechen. So irren auch die Übrigen der Genannten in dem Labyrinthe der allerdings trostlosen Metaphysik herum und suchen umsonst nach einem Gotte, bis sie, um ihn zu finden, ängstlich nach dem angeblichen Rettungsanker der Theologie greifen und sich an der Schöpfung, ja sogar an der durch das nikäische Concil erfundenen Dreieinigkeit anklammern, oder sich gar in gnostische und manichäische Grübeleien verirren. Die Unsterblichkeit wollen jedoch wenigstens Fichte und Weiße nur den „Auserwählten" versprechen, wobei Michelet mit Recht fragt, was sie uns darin für eine Bürgschaft der Wahrheit aufzuweisen vermögen?

Von diesen „Pseudohegelianern" unterscheidet sich die rechte Seite der Hegel'schen Schule dadurch, daß sie den religiösen Glauben, den sie mit Jenen im Wesentlichen theilt, nicht zur Begründung der Philosophie verwenden, sondern vielmehr aus derselben heraus folgern will. An ihrer Spitze steht Göschel, dessen Streben es ist, „den Frommen die neuere Philosophie als etwas vollkommen Christliches anzupreisen," daher er auch letzterer zumutete, „sich noch entschiedener an das Wort Gottes anzuschließen." Er war also Theolog, nicht Philosoph, und so noch mehr Hinrichs, welcher soweit ging, zu sagen, er würde von der

Philosophie nichts mehr wissen wollen, wenn sie ihm die religiösen Vorstellungen zerstörte. Wir haben da den vollständigsten Abfall vom Denken und den Bankerott der spekulativen Philosophie vor uns. Weniger bunt trieben es andere Mitglieder der rechten Hegel'schen Seite, Schaller, Erdmann und Gabler. Statt zur vollen christlichen Theologie in Bausch und Bogen zurückzukehren, fanden sie vorerst nur, daß die Annahme eines persönlichen Gottes eine wesentliche Aufgabe des Hegel'schen Systems sei, fühlten sich dann aber auch weiter zu diesem und jenem andern Dogma hingezogen, und es sind daher auch sie durchaus nicht als wahre Philosophen anzuerkennen. Das ganze Hegel'sche System erscheint bei ihnen im Wesentlichen immer noch als ein theologisches, wenn auch nicht als dasjenige einer bestimmten Konfession.

Dem ausgesprochenen Abfalle der Hegel'schen rechten Seite von der Wissenschaft gegenüber bemerken wir im Centrum der Schule ein bedenkliches Balanciren zwischen Glauben und Wissenschaft. Hier begegnet uns zuerst Karl Rosenkranz, Kant's, Krug's und Herbart's Nachfolger in Königsberg, ohne Zweifel der glücklichste Fortsetzer von Hegel's Wunderbau, an dem er verschiedene zweckmäßige Verbesserungen vornahm. Er schrieb eine „Psychologie", ein „System der Wissenschaft", eine „Ästhetik des Häßlichen", eine „Metaphysik", eine „Logik" und mehrere literaturgeschichtliche, sowie theologische und pädagogische Werke. Er sprach zuerst unter den Hegelianern und unter den Philosophen überhaupt mit deutlichen Worten den absoluten Widerspruch gewisser Dogmen mit der Philosophie aus, und zwar vor Allem der Gottheit Jesu und seiner Himmelfahrt. Die Empfängniß Jesu durch den heiligen Geist legte er sich so aus, daß „das einzige Princip des Lebens Christi der göttliche Geist war, der seinen Willen und durch seinen Willen auch seine Natur bestimmte," und hatte nichts dagegen, daß man diesen Standpunkt „Rationalismus" nenne. Dabei konnte er sich aber nicht enthalten, zu bekennen, daß trotz dieser Auffassung die Idee der Sache ihre Wirklichkeit behalte. So trat er auch, nicht nur als Gegner, sondern förmlich anklagend, gegen Die auf, welche die Persönlichkeit Gottes verwarfen, und wollte zwischen Pantheismus und Theismus vermitteln, indem er dem Absoluten neben nothwendiger Immanenz in der Welt transcendentes Bewußtsein zuschrieb, wofür ihm aber der Beweis so wenig gelang, wie Anderen, die sich erkühnten, das Absolute definiren zu wollen. Über die Unsterblichkeit gelangte er zu keiner festen Überzeugung. Noch unglücklicher aber als seine Vergleichung des Fortlebens mit einem korrigirten Druckbogen war sein Gedanke, die „Erlösung" als ein „Geschehen in der Zeit" zu vertheidigen. Gegen die linke Seite glaubte er — den Bannstrahl des Atheismus schleudern zu sollen. Wie Rosenkranz das rechte, so vertritt Marheineke das mittelste Centrum. Er sagt: „Die Philosophie vermag den Theologen in den Stand zu setzen, das Faktum des christlichen Glaubens, auf

dem Wege der Kritik und Geschichte gewonnen, in den Gedanken, in die Sphären des Wissens zu erheben." So war doch wenigstens die Superiorität des Wissens gegenüber dem Glauben einmal ausgesprochen. Sein Standpunkt ist entschieden pantheistisch; Gott ist ihm die Einheit des Seins und Denkens, d. h. wir fassen seine gar nicht klare, eine volle Buchseite einnehmende Definition Gottes in Kurzem so auf. Die Wahrheit der menschlichen Natur ist ihm die göttliche; göttliche und menschliche Natur sind ihm an sich nicht getrennt. Geschichtlich offenbar findet er diese Einheit Gottes mit dem Menschen in Christus und geräth so wieder in die Theologie hinein, obschon er sich nicht ausdrücklich für die übernatürliche Erzeugung des Propheten von Nazareth ausspricht. Entschiedener verhält er sich gegenüber der Unsterblichkeit, indem er sagt, nur durch das Leben im Wahren und Guten erlange der Mensch Seligkeit und befinde sich im Reiche Gottes; ein Jenseits hält er dazu nicht für erforderlich. Ähnlich ist der Standpunkt Vatke's, welcher das höchste Wesen ausdrücklich als ein unpersönliches erklärt; dasselbe sei ferner überpersönlich, es sei das Wahre und Gute, das Urbild des Menschen, — also eigentlich eine bloße Idee! Der historische Christus schließt nach ihm keineswegs die ganze Fülle der geistigen Menschheit in sich, sondern erst der verklärte, zur konkreten Idee erhobene. Also immer noch viel theologisches Anhängsel am richtigen Kerne! Michelet, der Vertreter des linken Centrums, welcher in Vorlesungen während des Jahres 1842 zu Berlin gegen Schelling's reaktionäre Offenbarungslehre zuerst kräftig und mutig auftrat und die erste kritische Geschichte der Hegel'schen Schule schrieb, nannte die Persönlichkeit Gottes „das absolute Selbstbewußtsein jedes Gott in sich wissenden Menschen und zugleich das wahrhaft Unendliche und Unsterbliche im Menschen." Obschon er damit den Gott, den jede Religion meint, entschieden verwarf, wollte er doch die Religion nicht in der Philosophie aufgehen lassen. Der historische Christus ist ihm nur noch ein Symbol zur Verdeutlichung der allgemeinen Menschwerdung Gottes. Das „ewige Leben" des Menschen besteht bei ihm in der bewußten Einheit des Individuums mit der göttlichen Persönlichkeit. Die Ewigkeit nennt er keine unendliche Dauer, weil diese nie realisirt sei; sondern ewig ist ihm Alles, was in seiner Realität seinem Begriffe entspricht. Daß er es noch für nöthig findet, diese Ideen in eine „Dreieinigkeit" zu bringen, sieht — komisch aus. Wol hat, wie er entschuldigend sagt, „die Philosophie das Recht, den ausgeprägten Münzen der religiösen Symbole ihren Stempel aufzudrücken," — gewiß, aber nicht das Bedürfniß!

Während so die rechte Seite der Hegel'schen Schule die Philosophie verließ, um ganz zur Theologie zurückzukehren, und das Centrum unsicher zwischen Glauben und Wissenschaft hin und her schwankte, warf die linke Seite geradezu den Glauben weg und verwandelte die Philo-

sophie rein nur in eine Kritik der Religion. Damit hätten die drei Hegel'schen Schulen die Philosophie, wie sie bisher gewesen, förmlich zu Tode geritten und eine Zukunft vorbereitet, welche weder eine philosophische Zunft, noch ein Paktiren der Wissenschaft mit der Dogmatik mehr kennen wird.

An der Spitze der linken Seite des Hegelthums steht Strauß, dessen Auftreten uns aus der neuesten Geschichte der protestantischen Theologie bereits bekannt ist, auf welche Stelle wir daher bezüglich seiner verweisen (oben S. 461). Mit Entschiedenheit hatte Strauß endlich, sowol im „Leben Jesu", als in der „christlichen Glaubenslehre", die Vermittlungs- und Versöhnungsversuche der spekulativen Theologie und theologisirenden Philosophie verurtheilt und nur noch zugegeben, daß die Hülsen der Dogmen etwas Wahres an sich gehabt hätten.

Als das „Leben Jesu" erschienen war, wurde es unter Anderen auch von einem jungen Theologen, Bruno Bauer, in den Berliner Jahrbüchern im Sinne der äußersten rechten Seite der Hegel'schen Schule und der kirchlichen Orthodoxie angegriffen, was Strauß in den „Streitschriften" in vernichtender Weise erwiderte. Da wurde Bruno Bauer plötzlich umgewandelt, ging in seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (1841) zum entgegengesetzten Extrem über und griff nun Strauß als — einen Orthodoxen an. Strauß hatte die unmöglichen Dinge in der evangelischen Geschichte als Mythen erklärt, im Übrigen aber die Evangelien nicht angetastet; Bruno Bauer dagegen stellte sich auf den Standpunkt des „Selbstbewußtseins", zergliederte die heiligen Schriften wie gewöhnliche Bücher und stellte ihre Verfasser als Erfinder, unsinnige Entsteller und Plagiatoren hin, indem er zugleich die Religion anklagte, alle übrigen Verhältnisse, Familie, Staat, Wissenschaft, Kunst u. s. w. aufgesaugt und den Menschen sich selbst entfremdet zu haben. Diese Schrift wirkte zauber- und fieberhaft. Alles wollte nun kritisiren; eine Kritik überholte die andere und ein Kritiker blieb hinter dem andern als überwundener Standpunkt zurück. Das Hauptorgan dieser Himmelsstürmer waren die „Norddeutschen Blätter". Die Art und Weise ihres Auftretens verlor sich indessen gar zu oft in Kynismus. Bruno Bauer selbst, dem dies nicht vorgeworfen werden kann, persifflirte dagegen die Orthodoxie, indem er in ihrer Sprache und Ausdrucksweise seine eigene Richtung bekämpfte. Nebst seinen Brüdern Edgar und Egbert dehnte er seine Kritik von der religiösen auch auf die weltliche Geschichte aus; nach der Revolution von 1848 aber, welche sie gleich allem Andern kritisirten, begaben sie sich in das Lager der Reaktion und sind in demselben allmälig verschollen.

Eine beständigere, tiefere und der Sache des Glaubens völlig auf den Grund gehende Opposition treffen wir in dem gleichzeitig auftretenden Ludwig Feuerbach, geboren 1804 zu Landshut, Sohn des berühmten

Kriminalisten Anselm Feuerbach. Seinen Unterschied von Hegel, aus dessen Schule er hervorgegangen, drückte er selbst so aus, daß Hegel die Religion mit der Philosophie identifizire, er aber ihre Verschiedenheit hervorhebe, Hegel die Religion nur in Gedanken, er in ihrem wirklichen Wesen betrachte, Hegel ihr Wesen in den Glauben, er aber in die Liebe setze u. s. w. Feuerbach's erste und bedeutendste Schrift war „das Wesen des Christenthums" (1841). Den Standpunkt derselben und seiner Philosophie überhaupt drückt er so aus, daß er „nicht die Substanz Spinoza's, nicht das Ich Kant's und Fichte's, nicht die absolute Identität Schelling's, nicht den absoluten Geist Hegel's, kurz kein abstraktes, nur gedachtes oder eingebildetes, sondern ein wirkliches Wesen, den Menschen", zum Princip seiner Lehre nehme, welche damit zum direkten Gegentheil, ja zur Auflösung der Spekulation werde.

Der Inhalt der genannten Schrift ist folgender: Die Religion ist das Bewußtsein des Menschen von seinem unendlichen Wesen, welch' letzteres in den Kräften des Wollens, Liebens und Denkens besteht. Der Gedanke des Unendlichen ist lediglich der Gedanke der Unendlichkeit des Denkvermögens, das Gefühl des Unendlichen das Gefühl der Unendlichkeit des Gefühlsvermögens. Der Gegenstand jeder Empfindung ist nur diese Empfindung selbst; was die Religion und Spekulation für das Mittel halten, ist in Wahrheit der Gegenstand selbst. Das Gefühl nun ist das wesentliche Organ der Religion und daher das Wesen Gottes nichts anderes, als das Wesen des Gefühls: Gott ist das reine, das unbeschränkte, das freie Gefühl. Was der Mensch unter Gott versteht, das ist sein eigener Geist, seine eigene Seele; Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen. Was der Mensch Gott zuschreibt, das ist sein eigenes Wesen, das sind seine eigenen Charakterzüge. Gott existirt im Menschen, und zwar je nach der Anschauung der Völker und Zeiten vom Wesen des Menschen und von dem der Welt, in verschiedener Weise. Was der Mensch verehrt: Güte, Weisheit, Macht u. s. w., das verehrt er in Gott, was er sich wünscht, wornach er sich sehnt, das verehrt er göttlich. Ja er verzichtet selbst auf das, was er seinem Gott ertheilt; er macht sich schlecht, unwissend, um Gott als gut und weise zu denken. Die Israeliten hielten alle ihre Triebe für göttliche Gebote; die Christen dagegen erhoben nur die guten Gedanken und Affekte zu Offenbarungen Gottes. Durch die Religion entzweit sich daher der Mensch selbst, er macht Gott unendlich, sich selbst endlich, Gott vollkommen, sich selbst unvollkommen, Gott heilig, sich selbst sündhaft. Wäre der Gott, den die Religion verehrt, wirklich ein anderes Wesen, als das Wesen des Menschen, so wäre diese Entzweiung nicht möglich; denn eine solche findet nur statt zwischen Wesen, welche ursprünglich Eins sind. Das Wesen, mit welchem sich der Mensch entzweit fühlt, ist daher ein ihm eingeborenes. Als nicht menschliches, vollkommenes, mangelloses Wesen gedacht, ist Gott

nichts anderes als die Intelligenz, die Vernunft oder der Verstand, er ist nur Gegenstand des Denkens; die Einheit des Verstandes ist die Einheit Gottes. Dieses unendliche Wesen des Verstandes hat für die Religion nicht mehr Bedeutung, als für eine besondere Wissenschaft ein allgemeiner Grundsatz, womit sie anfängt, er ist nicht der Gott der Religion. Wäre Gott ein wesentlich anderes Wesen als der Mensch, wie könnte Letzterer in Gott Trost und Frieden finden? Gott als moralisch vollkommenes Wesen gedacht, ist ferner nichts Anderes als die realisirte Idee, das erfüllte Gesetz der Moralität, das als absolutes Wesen gesetzte moralische Wesen des Menschen — des Menschen eigenes Wesen, des Menschen eigenes Gewissen. Wodurch nun aber erlöst sich der Mensch von dem Zwiespalt zwischen einem moralisch vollkommenen Wesen und sich selbst, von der Qual des Sünden- und Nichtigkeitsbewußtseins? Dadurch, daß er das göttliche Wesen nicht nur als Gesetz, als Verstandeswesen, sondern als ein liebendes, menschlich-subjektives Wesen betrachtet. Die Liebe ist die Vermittelung zwischen dem Vollkommenen und Unvollkommenen; die Liebe aber ist nur als materiell denkbar. Nur die Liebe, die Fleisch und Blut hat, kann die Sünde erlassen, welche Fleisch und Blut begangen. Daher muß Gott Mensch werden, um den Menschen mit seinem Fleisch und Blut zu erlösen von seiner Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit. Das kann aber nur ein menschlich fühlendes und daher wesentlich menschliches Wesen. Der menschgewordene Gott ist nur die Erscheinung des gottgewordenen Menschen. Auf die Liebe Gottes gründet sich auch die Hoffnung der Gebetserhörung. Die Liebe aber bewährt sich vor Allem durch Leiden; daher muß der menschgewordene Gott für die Menschen leiden, — die Leidensgeschichte ist ein Werk des menschlichen Herzens, das darin seine eigene Leidensgeschichte niederschrieb. Ein blos leidender und nicht thätiger Gott genügt aber den Menschen so wenig, als ein nicht leidender, herzloser. Gott muß das ganze Wesen des Menschen in sich fassen. Die verschiedenen Seiten desselben in Gott darzustellen, dazu mußte die Dreieinigkeit dienen. Sie diente aber auch dazu, Gott nicht einsam zu lassen, weil ein menschlich fühlendes Wesen nicht einsam sein kann. Es mußten daher ihrer Zwei sein, der Vater und der Sohn; der heilige Geist verdankt seine Existenz nur einem Worte, er ist nur die personifizirte Liebe zwischen den Beiden, welche die Unendlichkeit und die Endlichkeit, die Intelligenz und die Liebe repräsentiren. Die Liebe ist aber keine vollständige ohne weibliches Element, daher wurde die „Mutter Gottes" in den Himmel, wenn auch nicht in die Dreieinigkeit aufgenommen. Nur mit der Mutter haben Vater und Sohn eine Bedeutung; der Protestantismus beging daher eine Halbheit, als er die Mutter beseitigte, aber Vater und Sohn beibehielt. — Die Bilder Christi und der Heiligen, welche von den Menschen verehrt werden, sind wieder nur Bilder des Menschen selbst, und das Wort Gottes (λόγος) ist das

Wesen des menschlichen Wortes. Die Lehre der Mystiker, z. B. Böhm's, von der „Natur in Gott", ist die Ahnung seiner menschlichen Natur. In der Persönlichkeit Gottes feiert der Mensch die Übernatürlichkeit, Unsterblichkeit und Unabhängigkeit seiner eigenen Persönlichkeit, nach welcher er strebt, um sich von der Natur loszumachen. Die Schöpfung der Welt aus Nichts ist der Ausdruck der Allmacht Gottes, als der höchsten Stufe des unbeschränkten Wollens, und so auch die Vorsehung, welche zugleich, da sie dem Menschen ausschließlich gewidmet ist, dessen Vorzug vor der übrigen Welt darthun soll. Darum ist auch der Mensch der Zweck und das Ziel der Schöpfung. Die Unterscheidung Gottes von der Natur ist nur die Unterscheidung des Menschen von der Natur, von der er befreit sein möchte. Die Schöpfung drückt daher aus, daß die Welt ein für sich nichtiges Produkt des freien Willens sei; um zwischen sich und seinem vollkommenen Wesen keine Schranke zu haben, läßt der Mensch die Welt in's Nichts versunken sein, bis Gott sie daraus hervorruft. Der jüdische Egoismus schuf daher die Idee der Schöpfung. — Das Wunder ist ein verwirklichter Wunsch, die Natur überwunden zu sehen; es geht vom Gemüte aus und wirkt wieder auf das Gemüt zurück, und dies gilt namentlich auch von dem Wunder der Auferstehung. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist endlich nur der Wunsch des Menschen, mit Gott, d. h. mit seinem eigenen Wesen vereinigt zu werden. Denn der Himmel ist nur der erweiterte Gott. Wenn der Mensch nicht unsterblich wäre, so bedürfte er auch keines Gottes. Das Jenseits ist lediglich ein idealisirtes Bild des Diesseits.

Im zweiten oder negativen Theile seines Werkes, den er auf den ersten oder positiven folgen läßt, weist nun Feuerbach die Widersprüche nach, welche die Religion enthält, sofern sie nicht im bisher dargelegten wahren, anthropologischen, sondern in einem falschen, theologischen Lichte aufgefaßt wird. In ihrer Beziehung auf ein vom Menschen unterschiedenes, ja ihm entgegengesetztes Wesen „liegt ihre Unwahrheit, ihre Schranke, ihr Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit, die unheilschwangere Quelle des religiösen Fanatismus, das Princip der blutigen Menschenopfer, kurz, aller Greuel und Schauderscenen in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte." Wenn die Religion Theologie wird, „so wird die ursprünglich unwillkürliche und harmlose Scheidung Gottes vom Menschen zu einer absichtlichen, ausstudirten Unterscheidung, welche keinen andern Zweck hat, als diese bereits in das Bewußtsein eingetretene Identität wieder aus demselben wegzuräumen." Will man, wie die Theologie versucht, das Dasein Gottes beweisen, so wird er ein Wesen für sich und sein Dasein hat das Wesen einer erfahrungsmäßigen Existenz, ohne die Wahrzeichen derselben zu haben, da sie nicht erfahren werden kann. Dieser Widerspruch hat den Atheismus zur Folge. Man verschreit den letztern als die Vernichtung aller sittlichen Bande. Wird aber Gott als

die nothwendige Bedingung der Tugend angenommen, so ist die Tugend für sich selbst nichtig. Als Zeugniß der Existenz Gottes wird die Offenbarung benutzt. In dem Glauben an dieselbe geht der Mensch außer und über sich hinaus, er setzt die Offenbarung dem menschlichen Wissen und Meinen entgegen. Dennoch ist dieselbe eine von der menschlichen Natur bestimmte; denn Gott spricht in ihr zum Menschen in menschlicher Sprache. Der Mensch geht daher hier nur von sich fort, um auf einem Umwege wieder auf sich zurückzukommen. In einem wirklich von Gott geoffenbarten Buche müßte Alles wie aus einem Gusse, Alles wahr und gut sein. In der Bibel aber, die für Offenbarung ausgegeben wird, sprechen verschiedene Verfasser, der Eine so, der Andere anders; diese Büchersammlung widerspricht der Vernunft, der Moral, ja sich selbst unzählige Male. — Ein fernerer Widerspruch findet sich in dem von der Theologie gelehrten Wesen Gottes. Gott soll das allgemeine, reine Wesen und doch eine Person sein, er soll ein individuelles und doch ein blos geistiges, d. h. nicht als ein besonderes wahrnehmbares Wesen sein u. s. w. Noch kolossaler ist der Widerspruch in der Dreieinigkeit. Sie soll drei Personen haben; selbe sind aber nicht wesentlich unterschieden. Merkmal einer Person ist, für sich und von Anderen getrennt zu sein; die Personen der Dreieinigkeit aber existiren nicht außereinander, nicht für sich, unterscheiden sich nur durch ihre Beziehungen auseinander. Mehrere Personen können zusammen nur als Plural bezeichnet werden, was aber bei der Dreieinigkeit nicht geschieht. — In den Sakramenten waltet der Widerspruch, daß sie natürliche Dinge zu ihrer Grundlage haben (die Taufe Wasser, das Abendmahl Brot und Wein, welche Fleisch und Blut bedeuten), denen aber eine blos geistige Wirkung zugeschrieben wird. Sie sind also Wunder und widersprechen als solche der Erfahrung und der Vernunft. Der Gegenstand des Abendmahls soll ein wirklicher Leib sein; es fehlen ihm jedoch alle Merkmale eines solchen. Man genießt den heiligen Leib leiblich und verspürt doch keine leiblichen Wirkungen davon. Das Abendmahl soll ferner ohne den Glauben nichts nützen und doch zugleich etwas für sich selbst Wirkliches, vom menschlichen Wesen Verschiedenes sein. — Der schreiendste Widerspruch ist aber der zwischen Glauben und Liebe. Der Glaube verdammt, verflucht, haßt, verfolgt, hebt alle Bande der Menschheit auf, und der Gott, der diesen Glauben schützt, weil er Gegenstand desselben ist, soll zugleich ein Gott der Liebe sein?

Feuerbach schließt sein Buch mit einer versöhnenden „Schlußanwendung": „Ist das Wesen des Menschen, sagt er, das höchste Wesen des Menschen, so muß auch praktisch das höchste und erste Gesetz die Liebe des Menschen zum Menschen sein." Die Ehe ist, fügt er bei, als freier Bund der Liebe, durch sich selbst, durch die Natur der Verbindung, heilig, so ist ihm auch heilig die Freundschaft, das Eigenthum, das Wohl jedes Menschen. In einer spätern Schrift, „das Wesen der

Religion" (1845), präcisirte Feuerbach seine Lehre dahin, daß es nicht in jeder Religion durchaus das Wesen des Menschen sei, welches zum Gotte gemacht werde. In der Naturreligion, d. h. in der sich nicht für geoffenbart ausgebenden, sei es vielmehr vorwiegend die Natur, im Christenthum aber (und so natürlich auch im Judenthum und im Islam) vorwiegend der Mensch, welcher transcendenter Gegenstand der Verehrung geworden. „Der Gott der Naturreligion," sagt Feuerbach sehr richtig, „ist die erst in roher Weise vermenschlichte Natur, der Gott der Christen die fast ganz unkenntlich, fast ganz menschlich gewordene Natur."

In seinen weiteren Schriften: „Thesen zur Reform der Philosophie" (1842) und „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" (1843) spricht Feuerbach aus, die Philosophie solle nur die Erkenntniß dessen sein, was ist, und es als ihr höchstes Gesetz, ihre höchste Aufgabe erfassen, die Dinge und Wesen so zu denken, wie sie sind. Sie solle das Konkrete nicht, wie Hegel, in abstracto, sondern in concreto, das Wirkliche in seiner Wirklichkeit anerkennen und zu ihrem Princip erheben. Nur das Wirkliche ist nach ihm wahr; nur durch die Sinne wird ein Gegenstand in wahrem Sinne gegeben, nicht durch das Denken für sich selbst. „Das mit dem Denken gegebene oder identische Objekt ist nur Gedanke. Das wirkliche Sein ist Objekt für uns, nicht nur als wirklich denkende, sondern als wirklich seiende Wesen; das Sein ist also Objekt des Seins und als solches Objekt der Anschauung, der Empfindung, der Liebe." „Das wirkliche und ganze Wesen des Menschen ist das Erkenntnißprincip der neuern Philosophie. Die Einheit von Denken und Sein hat nur Sinn und Wahrheit, wenn der Mensch als der Grund dieser Einheit gefaßt wird. Der Mensch, mit Einschluß der Natur als seiner Grundlage, ist der alleinige, höchste Gegenstand der Philosophie. Kunst, Religion, Philosophie sind nur die Erscheinungen oder Offenbarungen des wahren menschlichen Wesens."

Feuerbach hat sowol alle Verquickung der Philosophie mit der Theologie, als alle zunftmäßige Abschließung und unfruchtbare, phrasenhafte Spekulation der Philosophie gründlich zerstört und uns hoffentlich für immer von dem scheußlichen Alp der Metaphysik befreit. Seine Entdeckung, daß das wahre Wesen der Theologie lediglich Anthropologie, beziehungsweise Physiologie bei den Naturvölkern, mithin kein für sich, von der Welt unabhängig bestehendes sei, ist die größte deutsche Geistesthat seit derjenigen Kant's, daß das Übersinnliche nicht erkannt werden könne. Durch ihn ist die Philosophie zur Wissenschaft schlechthin, zum Gemeingut der Menschheit geworden. Er ist der größte Denker der Gegenwart, und wenn ihn auch letztere nicht würdigen zu wollen scheint, so wird und muß die Zukunft diesen Fehler gut machen. Ist einmal seine Lehre aus ihrer aphoristischen und poe-

tischen Weise herausgetreten und zum wirklichen System geworden und letzteres auf alle Theile der Wissenschaft angewandt, so wird seiner Anerkennung durch die freidenkende Welt nichts mehr im Wege stehen*).

Eine unfreiwillige Karrikatur der Feuerbach'schen Philosophie lieferte Nees von Esenbeck, Verfasser einer 1841 erschienenen „Naturphilosophie", welche den ersten Theil eines unvollendet gebliebenen „Systems der spekulativen Philosophie" bilden sollte. Es ist dies um so seltsamer, als Nees in seiner Anschauung von Schelling ausging. Er sprach sich folgendermaßen aus: „Wer sich im schaffenden Denken zur spekulativen Idee erhebt, ist erst und philosophirt dann. Wer die Welt anschaut und aus ihrer empirischen Auffassung Vorstellungen und Gedanken um sich erschafft, ist erst er, ehe er anschaut. Ob aber ein Anderer ist und denkt und anschaut, weiß immer nur der Eine, der ist und denkt und anschaut. So geht denn Alles von der Gewißheit eines Seins aus, das da ist, denkt, anschaut, und wenn das Denken und Anschauen ist, so ist vorausgesetzt das Sein dieses Vorausgesetztseienden. Das Vorausgesetztseiende des Denkens und Anschauens ist der Mensch. Nur der Mensch ist das Denkende und Anschauende, und einen Andern, der denkt und anschaut, kennt Niemand. Der Mensch ist also seine eigene Voraussetzung." Weiterhin heißt es, der Mensch sei das Absolute und es sei nichts an und nichts in und nichts außer dem einzigen Menschen. Der Mensch, der Unerschaffene, sei sein eigener Abgott. Welt und Gott, nur durch den Denkenden von ihm und von einander unterschieden, fließen zusammen im Menschen. — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dies spekulativer Schwindel ist, der dem Verfasser unmöglich Ernst sein konnte, indem es der Vernunft und der Erfahrung zugleich grell widerspricht, daß der Mensch ohne Voraussetzung sein soll. Der Mensch ist und bleibt immer ein Produkt, ein Theil, ein Organ der Natur, und diese letztere ist ewig seine Voraussetzung. Er denkt sie nur, weil sie ihn gedacht, d. h. geschaffen hat.

Der Nees'schen spekulativen Karrikatur des anthropologischen Systems stellte Max Stirner eine praktische entgegen. In seiner Schrift „der Einzige und sein Eigenthum" (1845) anerkennt er gleich Feuerbach nur das wirklich Existirende, wirft aber Letzterm vor, daß er sich im Gebiete der Fantasie, der Religion bewege. Es gibt nach ihm kein „Wesen

*) Außer den genannten Werken hat Feuerbach noch folgende geschrieben: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit (1830), Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch (1834), Geschichte der neuern Philosophie von Baco bis Spinoza, Darstellung der Leibnitz'schen Philosophie (1837), Pierre Bayle, Vorlesungen über das Wesen der Religion, gehalten in Heidelberg 1848 auf 1849, Theogonie (1857), Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit (1866) und noch viele kleinere. (Sämmtliche Werke, 10 Bände, Leipzig, O. Wigand, 1846—1866.)

des Menschen", keine menschliche Gattung, sondern nur den einzelnen, den bestimmten Menschen, welcher, wie bei Nees, das Absolute ist. Der Einzelne ist der Einzige, sein Ich entwickelt nicht den Menschen, sondern — sich selbst. Der Einzige lebt nicht, um Ideen zu verwirklichen, sondern nur um zu leben, zu genießen. Stirner's Standpunkt ist der absolute Egoismus; es gibt für ihn nicht nur keine Theologie und Religion, sondern auch keine Moral mehr. Der Einzige kennt keine Gebote, keine Pflichten, er thut was er will. Er liebt Andere nicht, weil er soll, sondern weil es ihm so gefällt, weil es ihn „glücklich macht" (ein Sonnenstrahl in der Nacht dieser Auffassung!). Die ganze Welt ist das Eigenthum des Einzigen, welcher der Feind eines Jeden ist, der es ihm streitig machen will. Es gibt kein Recht, sondern nur Macht, und der Einzige als Besitzer der Macht nimmt nur soweit Notiz von der Welt, daß er sie genießt und für sich verbraucht. Er dient keinem Menschen, sondern nur sich selbst und fühlt sich so als der Einzige. Die Konsequenz dieser Lehre wäre — das Faustrecht, und es kann nichts verkehrter sein, als diese Paradoxa zu Konsequenzen Feuerbach's machen zu wollen. Feuerbach ist die Wahrheit, weil er, wie es thatsächlich sich verhält, den Menschen als Organ der Natur, an die er festgewachsen, anerkennt und durch die Liebe an seine Mitgeschöpfe knüpft. Nees und Stirner sind die Lüge, weil sie den Menschen gewaltsam aus der Natur herausreißen, die Wurzeln zerstörend, mit denen er an sie festgewachsen, und daher der Thatsächlichkeit in's Gesicht schlagen und nicht nur Unwirkliches, sondern Unmögliches für das Wahre ausgeben.

Die äußerste Seite aller Philosophie endlich, welche genau genommen eigentlich die Philosophie überhaupt aufhebt, weil sie keinen Geist anerkennt, ist der Materialismus, welcher, seit den französischen Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts fallen gelassen, in unserer neuesten Zeit eine Auferstehung erlebte, die eigentlich in die Naturwissenschaft gehörte, aber wegen ihres oppositionellen Charakters gegenüber allen philosophischen Ideen hier erwähnt werden muß.

Die ersten Spuren des neuesten Materialismus finden wir in der Schule Herbart's. Der Keim dazu lag bereits in Herbart's Annahme, daß nur das faktisch Gegebene Ausgangspunkt der Philosophie sein könne, wovon er aber, wie wir gesehen, wieder in phrasenhafte Spekulation abirrte. So ließ auch seine praktische Philosophie, welche die Ethik als eine Art von Ästhetik auffaßte, d. h. den Maßstab des Schönen, Gefallenden an die Handlungen der Menschen anlegte, eine Entfernung von dem hergebrachten unpraktischen Idealismus hervorleuchten, und in der Religion vollends leisteten er und seine Schüler auf ein spekulatives Wissen von Gott und göttlichen Dingen redlich Verzicht, und schlossen den Glauben von der Wissenschaft aus. Sein gewissenhaftester Schüler war Hartenstein, während Drobisch, obschon Mathematiker, sich zu

supernaturalistischen Konsequenzen des Systems verstieg. Dagegen schritt Lotze in seiner Metaphysik (1841) trotz mancher Fantastereien so weit, das Organische als eine Form der Vereinigung des Mechanischen zu erklären. Th. Waitz ging noch weiter, indem er die Psychologie (1849) geradezu als Naturwissenschaft behandelte. Doch blieben diese Versuche unbeachtet und fruchtlos.

Eine wissenschaftliche Begründung des Materialismus, wenn man eine Lehre so nennen darf, welche keineswegs ausschließlich die Materie, sondern vielmehr eine beständige Verbindung von Materie und Kraft anerkennt, unternahm erst Jakob Moleschott aus Utrecht, ein Anhänger der linken Seite des Hegel'schen Systems, namentlich Feuerbach's, welcher 1853 wegen seiner Ansichten als Docent in Heidelberg gemaßregelt, 1854 aber vollends verdrängt wurde, dann in Zürich und später in Turin eine Professur erhielt. Sein Hauptwerk ist „der Kreislauf des Lebens"; es ist vollständig naturwissenschaftlich gehalten und befaßt sich nicht mit philosophischer Polemik, wurde aber gleichwol das Evangelium der wie bemerkt fälschlich sogenannten materialistischen, vielmehr hylodynamischen (Kraft- und Stoff-) Schule. Eine Polemik im Interesse derselben begann erst Ludwig Büchner, Arzt in Darmstadt, mit seinem Werke „Kraft und Stoff" (1855). Ohne tiefe Auffassung der Sache, aber mit Gewandtheit, verfocht er darin im Ganzen Dasselbe, was Feuerbach gelehrt, nur mit dem Unterschiede, daß er Das, was Jener philosophisch und poetisch umkleidete, ohne alle ideale Färbung, rein naturwissenschaftlich behandelte, wodurch seine Lehre einen gewiß nicht beabsichtigten rohen und kynischen Anstrich erhielt und daher viele Menschen zur Leugnung alles Idealen, das doch auch eine „Kraft" ist, und zur alleinigen egoistischen, herzlosen Hingabe an den materiellen Genuß verführte.

Das Buch „Kraft und Stoff" erhebt laut der Vorrede keinen Anspruch darauf, ein erschöpfendes System zu sein, noch etwas durchaus Neues zu bringen. Sein Grundprincip ist: Keine Kraft ohne Stoff, kein Stoff ohne Kraft. Die Kraft ist aber nichts weiter als eine Eigenschaft der Materie, die ihr unzertrennlich von Ewigkeit her innewohnt. Eine schöpferische Kraft, welche die Welt aus sich selbst oder gar aus dem Nichts hervorgebracht, ist undenkbar, — die Welt oder der Stoff mit seinen Eigenschaften mußten daher von Ewigkeit sein und werden in Ewigkeit bleiben. Eine Kraft kann nur eine Kraft sein, wenn und so lange sie sich in Thätigkeit befindet; eine Schöpferkraft kann also weder vor noch nach der Schöpfung existiren, ist aber auch überflüssig, weil die Welt nicht erschaffen, sondern ewig ist. Der Stoff ist unvergänglich, unvernichtbar, kein Stäubchen davon kann verloren gehen, wenn auch ein jedes Atom in rastloser Wanderung begriffen ist, welchen „Kreislauf" die Anhänger dieser Lehre als „Stoffwechsel" bezeichnen. Der Stoff ist aber auch im Raum unendlich, von den Millionen Infusorien im Wassertropfen

bis zu den Millionen Sternen der Nebelflecke. Es ist einfältig, den Stoff zu verachten und zu Gunsten des Geistes herabzusetzen, indem man damit sich selbst und die gesammte Schöpfung herabsetzt und mit ihr die nothwendige Grundlage aller Natur- und geistigen Kräfte. Der Stoff bewegt sich nach ewigen und unabänderlichen Naturgesetzen. Es gibt keine Unterbrechung oder Aufhebung der letzteren, mithin auch keine Wunder, sondern Alles geschieht auf natürliche Weise. Die angeblichen Wunder rühren vom Aberglauben, von der Wundersucht oder von Berechnung her. Ihre Wahrheit würde beweisen, daß die Naturgesetze unvollkommen wären, und dieser Vorwurf träfe ja den Schöpfer der letzteren. Bei den unorganischen und organischen Bildungen, welche sich auf der Erde fortwährend erneuern, kann aber kein leitender Verstand im Spiele sein. Der Bildungstrieb der Natur ist vielmehr ein so blinder und von zufälligen äußeren Umständen abhängiger, daß sie oft die unsinnigsten und zwecklosesten Geburten zu Tage bringt. Auch läßt sich in dem gesammten Weltall nirgends die geringste Spur übernatürlicher Einwirkung wahrnehmen; überall walten die nämlichen allgemeinen und unabänderlichen Naturgesetze. Was der Himmel ist, weiß Jeder, der nur Etwas von der Natur kennt. Wie die Erde entstanden, lehrt die Geologie so sicher wie ein unbezweifeltes Buch, und was die organischen Wesen betrifft, findet Büchner, die wissenschaftlichen Thatsachen weisen bestimmt darauf hin, daß diese Wesen nur einem in den Dingen selbst liegenden Zusammenwirken natürlicher Kräfte und Stoffe ihre Entstehung und Fortpflanzung verdanken, und zweifelt nicht, daß der Fortgang wissenschaftlicher Forschung darüber genaueres Licht verbreiten werde. Er ahnt auch bereits die später von Darwin näher präcisirte Annahme einer stufenweisen und allmäligen Entwickelung und Hervorbildung der niedersten organischen Formen zu stets höheren und vollkommneren Bildungen, welche er eine durch die paläontologischen Forschungen mit Sicherheit hergestellte wissenschaftliche Thatsache nennt. Daß die Verwandlungen jetzt nicht mehr stattzufinden scheinen, erklärt er durch die starken klimatischen Veränderungen, namentlich durch die Abnahme früherer Hitze, welcher die Erde ausgesetzt gewesen ist, und aus der kurzen Zeit, welche seit der Aufnahme genauerer Naturbeobachtungen verflossen ist. Übrigens haben Naturforscher bereits Verwandelungen der Eingeweidewürmer bei Verpflanzung in andere Thiere und die Erzeugung von Schnecken in Holothurien entdeckt, und zwar letztere ein religiös gesinnter Mann (Joh. Müller). Die Entstehung und Erhaltung der Welt durch eine Alles beherrschende Schöpferkraft, sagt Büchner ferner, werde besonders durch die sogenannte Zweckmäßigkeit der Natur nachzuweisen gesucht. Nun finden sich aber überall in der letztern so zahlreiche Zwecklosigkeiten, wie z. B. die schädlichen Thiere, der Untergang und die Verminderung nützlicher solcher, Mißgeburten, Krankheiten u. s. w., sowie farbenprächtige Thiere und Pflanzen auf dem

Meeresgrunde, wo sie Niemand sieht, daß die Zweckmäßigkeit sich nicht halten lasse. Die Natur habe keinen anderen Zweck als sich selbst. Was man Seele nennt, ist nach Büchner und den Materialisten lediglich die Funktion des Gehirns; denn ohne Gehirn gibt es keine Seele und die sogenannten Krankheiten des Geistes sind sämmtlich als Gehirnkrankheiten nachgewiesen. Die Gedanken stehen, wie Karl Vogt etwas trivial und selbst nach Büchner's Ansicht „schlecht gewählt" sagt, in demselben Verhältniß zum Gehirn, wie die Galle zur Leber und der Urin zu den Nieren. Dieselben sind jedoch nicht selbst Stoffe wie die genannten Sekretionen und gehen nicht unwillkürlich ab; sie sind vielmehr Kräfte des Gehirns. Die Zustände, durch welche man die Unabhängigkeit der Seele vom Körper beweisen wollte, wie Hellsehen u. s. w., sind Täuschung oder Betrug. Die angeborenen Ideen, deren Dasein man zu demselben Zwecke behaupten wollte, welche aber bereits Locke (s. Bd. II. S. 310) verwarf, verschwinden bei genauerer Beobachtung des Hergangs beim Denken und auch bei Taubstummen und anderen von der Natur oder in der Erziehung vernachlässigten Menschen in Nichts. Es gibt keine Ideen, welche nicht durch die Erfahrung entstehen, angelernt werden. Es gibt Völker, welche weder von göttlichen Dingen, noch von Recht, Tugend, Gewissen, Schamhaftigkeit, Schönheit u. s. w. einen Begriff haben. Die Religion verdankt ihren Ursprung der Furcht vor den Naturmächten und erhält ihre ausgebildetere Form, wie Feuerbach nachwies, durch Anwendung menschlicher Eigenschaften auf ein vorgestelltes höheres Wesen. Die persönliche Unsterblichkeit aber fällt durch die Unmöglichkeit eines Gedankens ohne Gehirn, und eine „Überzeugung des Herzens" habe der Wissenschaft gegenüber nichts zu bedeuten. Daß die Unsterblichkeitslehre nicht im Wesen des Menschen begründet, beweist der Umstand, daß die alten Griechen nur eine sehr unklare, die alten Juden, die Chinesen und die Inder gar keine Vorstellung von einer persönlichen Fortdauer hatten, und daß der Unglaube an dieselbe in allen Zeiten unter den Gebildeten sehr verbreitet war. Büchner sucht ferner darzuthun, daß das, was manche Philosophen und Naturforscher „Lebenskraft" nannten, gar nicht existire. Endlich weist er nach, daß der Unterschied zwischen der Seele, d. h. zwischen dem Gehirn der Thiere und des Menschen, nur graduell sei, daß es einen sogenannten Instinkt gar nicht gebe, daß die Thiere auch Sprachen haben, daß ein „freier Wille" nicht existire, indem jedes Wesen das Produkt seiner Abstammung, Erziehung und Umgebung sei, und vertheidigt zum Schlusse die „naturalistische" Ansicht (wie er sie jetzt passender als „materialistische" nennt), daß sie keineswegs der Sittlichkeit schädlich sei und eben so wenig erhabene Ideen ausschließe.

So entwickelten sich in unserer Zeit die philosophischen Anschauungen vom äußersten Idealismus bis zum äußersten Materialismus, vom bodenlosesten Flattern in unfaßbaren und nirgends vorhandenen Ideen bis zu

einer alle Geistigkeit ignorirenden Hingabe an die nackte Materie. Aus Allem aber geht hervor, daß eine Philosophie keinen Halt und keinen Bestand haben kann, wenn sie einerseits sich hochmütig von aller übrigen Wissenschaft abschließt und alle solche zu ersetzen sich anmaßt durch hohlen, phrasenhaften Bombast, und wenn sie anderseits von einer einseitigen, vorgefaßten Idee ausgeht, deren Alleingültigkeit weder überhaupt durch Thatsachen begründet ist, noch von der betreffenden Schule im Ernste selbst geglaubt wird, heiße eine solche Idee nun „absoluter Geist" (Hegel) oder „Mensch" (Nees) oder „Materie" (Büchner). Ein absoluter Geist ist nirgends zu finden, des Menschen Abhängigkeit von Anderen liegt auf flacher Hand und Materie gibt es keine ohne Kraft. Daher sind denn auch alle einseitigen philosophischen Systeme, wie vor ihnen schon die theologischen, nach und nach in Mißkredit gekommen; man will nur noch von positiven wissenschaftlichen Resultaten, nur noch von einer Wissenschaft hören, welche über Dinge Aufschluß gibt, die uns angehen. Alle Spekulation, welche unbeweisbare Annahmen mundgerecht machen oder mit Phrasen überkleistern will, hat eben so wenig Zukunft, wie die Orthodoxie unter Gebildeten noch haben kann, unter denen sie unrettbar verloren ist. Man weiß daher nicht, soll man es bemitleiden oder zürnen, wenn der Oberhofprediger W. Hoffmann in Berlin den Namen „Deutschland", den Stolz der Forschung und Wissenschaft, zum Titel einer Zeitschrift herabwürdigt, in welcher ein gewisser Fürer dem deutschen Volke zumutet, zur wörtlichen Annahme der Bibel zurückzukehren und sogar die Geschichte von Jonas und seinem Walfische buchstäblich zu glauben, ja sogar wagt zu behaupten, es sei ein Unverstand, die Naturgesetze ewig und unwandelbar zu nennen! Alle solche reaktionäre Ungeheuerlichkeiten dogmatischen Wahns sind keiner Beachtung und daher auch keiner vollständigen Erwähnung in der Kulturgeschichte würdig, obwol es ihrer leider nur zu viele gibt!

Eine weitere Verirrung der falschen spekulativen Wissenschaft, und zwar eine mit dem Materialismus eng zusammenhängende, die aber bereits als hohl anerkannt ist und das Schicksal der theologisirenden Philosophie, das der Vergessenheit, theilt, ist die sogenannte Phrenologie, deren Entstehung wir bereits (Bd. II. S. 151) kennen gelernt haben. Auf Gall und Spurzheim, deren wir a. a. O. gedachten, folgten weitere Propheten der knöchernen Lehre, und erst ihren neueren Systemen gehören jene Bezeichnungen an, deren wir a. a. O. erwähnten. Gall selbst bezeichnete die angeblichen Organe der niederen Triebe in unhöflicher Weise geradezu mit den Namen der aus ihnen hervorgehenden Laster und Verbrechen. Seitdem jedoch, seit Anfang unseres Jahrhunderts, die Phrenologie eine Salonmode geworden war und die reisenden Phrenologen, elegant gekleidet, in die Boudoirs berufen wurden, um schöne oder auch häßliche Köpfe zu betasten und ihr Orakel über deren Schwächen und

Vorzüge abzugeben, wurden an die Stelle jener häßlichen Namen wohlklingendere, euphemistische eingeführt. Durfte man denn einer Dame sagen, sie habe Zanksinn? Gewiß nicht, sie hatte nur mehr Bekämpfungstrieb. Ein General durfte doch nicht Mordsinn, sondern nur Zerstörungstrieb, ein Bankier nicht Diebssinn, sondern Erwerbstrieb, ein berühmter Schriftsteller nicht Ruhmsucht, sondern Beifallsliebe haben. So vermehrten sich Gall's 27 Organe auf 36 theilweise ganz anders abgetheilte und anderswohin versetzte, was am Besten die Unzuverlässigkeit dieser Wissenschaft beweist*). Spurzheim war der Begründer dieser Reform; auch hatte er 1816 statt des Namens „Schädellehre" (Kranioskopie) denjenigen der „Phrenologie" (Geisteslehre) eingeführt, indem er von der Ansicht ausging, daß die Bildungen des Schädels die wahren Zeugnisse für die Beschaffenheit der Seele oder des Geistes seien. Schon 1806 verspottete Kotzebue die neue Lehre in Deutschland, 1817 widerfuhr ihr Dasselbe in London. Trotzdem fand sie in England und Nordamerika den meisten Anklang und Anhang, wenn ihr auch in keinem andern „civilisirten" Lande die Apostel fehlten. Man glaubte in ihr ein Evangelium untrüglicher Wahrheit gefunden zu haben. Es waren besonders Combe in Schottland und Scheve in Deutschland, welche sie zur Wissenschaft auszubilden suchten und ihr eine zahlreiche Literatur gründeten. Sie sollte ein helles Licht auf Erziehung, Kriminalrecht und Anlagen zu Kunst und Wissenschaft werfen. Man wollte sie durch die Schädel berühmter Gelehrten, Dichter, — Räuber und Mörder bestätigt finden. Ja an manchen Orten glaubte man nur noch unter den Phrenologen taugliche Vorsteher der Irren- und Strafanstalten und geeignete Lehrer finden zu können. Seit neuester Zeit hat jedoch diese Manie abgenommen; die Behauptungen der Phrenologen haben sich nicht bestätigt, vielmehr schlagende Widerlegung gefunden, und gegenwärtig kann die Sache als aufgegeben betrachtet werden. —

Zum Schlusse unserer Geschichte der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert haben wir noch der literarischen Behandlung zu erwähnen, welche diese Disciplin selbst erfahren. Die erste größere Geschichte der Philosophie schrieb in den zwanziger Jahren Tennemann, der auch einen Grundriß desselben Faches herausgab. In neuester Zeit wurden manche Anläufe zu dessen ausführlicher Behandlung unternommen. Mit ächt deutscher Gründlichkeit begann Braniß eine „Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis jetzt", deren erster Theil von den Chinesen bis Abälard reichte! Ebenso behandelte Roth im ersten Bande seiner „Geschichte der abendländischen Philosophie" die orientalischen Religionssysteme und die Wirkung derselben auf die griechische

*) S. Art. Phrenologie in Ersch' und Gruber's Encyklopädie, von Klose.

Mythologie! Eine größere Geschichte der Philosophie schrieb **Ritter**, eine treffliche der griechischen Philosophie **Zeller**, eine solche der neueren von Baco bis Spinoza **Feuerbach**, eine solche der Kant'schen **Rosenkranz**, eine solche der neuern überhaupt Kuno **Fischer**, welcher 1853 wegen freisinniger Ansichten zu Heidelberg entsetzt wurde, — einen sehr faßlichen und beliebten Grundriß **Schwegler**.

Hier ist auch der Ort, wo wir die **Encyklopädien** oder die Erfassung des gesammten Wissensgebietes in besonderen Werken erwähnen können. Das berühmteste Unternehmen dieser Art ist die 1815 begonnene riesenhafte und auf einige hundert Bände berechnete „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von **Ersch** und **Gruber**, welche noch weit von ihrer Vollendung entfernt ist und daher an dem Übelstande leidet, daß ihre älteren Theile veraltet sind, während die Fortsetzung vorschreitet. Gleich ihr alphabetisch geordnet sind die zahlreichen Conversations-, Universal- und anderen Lexika, unter welchen aber keines mit dem **Brockhaus**'schen konkurriren kann, das 1870 die elfte Auflage vollendet hat und dem die zweite Auflage des prachtvollen „Bilder-Atlas" folgt. Eine nicht ganz vollständige systematische Encyklopädie der Wissenschaften erschien in den fünfziger Jahren zu Stuttgart. Encyklopädischer Art ist auch die seit 1864, auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs Maximilian II. von Baiern, in München erscheinende „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland seit neuerer Zeit." —

Siebentes Buch.

Die schöne Literatur.

Erster Abschnitt.

Die deutsche Dichtung.

A. Die klassische Blütezeit.

Als Anfangspunkt unserer Periode in der Geschichte der poetischen Nationalliteratur Deutschlands haben wir (Bd. II. S. 577) den Beginn des Zusammenwirkens Goethe's und Schiller's nach der Rückkehr von des Erstern italienischer Reise und zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution bezeichnet. Es ist dies das Ende der Sturm- und Drangperiode und der Anfang der auf sie folgenden klassischen Glanz- und Blütezeit der neuern deutschen Literatur, einer Glanz- und Blütezeit, wie sich ihrer kein anderes Volk seit den Zeiten des Triumfes der Schönheit unter Perikles in Athen rühmen kann; denn nur vergessene Schmeichler schaarten sich um die prunkenden Mediceer; dunkle Trübsal besiegelte das Geschick eines Tasso am Hofe zu Ferrara; hinter den wohlgedrechselten Reimen eines Lope de Vega und Calderon flammten die Scheiterhaufen, auf denen Ketzer brieten; einsam stand der große Brite in Mitten einer rohen Zeit, die seine Größe nicht verstand, und die Stelzengänger, welche einen Ludwig XIV. als neuen Augustus ansangen, schöpften nicht aus der Dichtung des eigenen Volkes, sondern affektirten die Nachahmung des Alterthums. Die Zeit aber, die wir meinen, jubelte dem innigen Freundschaftsbunde zweier ebenbürtiger Geister zu, wie sie so groß nie sich umfaßt gehalten, und ihnen lächelte nicht die Gunst eines blutigen Eroberers oder ruhmsüchtigen Emporkömmlings, sondern die Liebe eines Freundes, dem das Geschick einen kleinen Thron bescheert, aber in einem reizenden Ländchen voll grüner Hügel und Thäler und rauschender, zwischen tran-

lichen Gebüschen versteckter Flüsse und in einem anspruchslosen Städtchen, dem indessen die Liebe des deutschen Volkes mehr zu danken hat, als mancher gleißenden Residenz mit langen, breiten und geraden Straßen.

Schiller, den wir (Bd. II. S. 592) verlassen, nachdem er mit dem „Liede an die Freude" im winzigen Häuschen zu Gohlis am Ende des wundervoll schattigen Rosenthales seine Sturm- und Drangzeit ausgesungen, weihte seine vollendetere, maßvollere und klassische Dichterperiode mit seinem „Don Carlos" ein. Der erste Plan zu dieser Tragödie der „Gedankenfreiheit" fällt in das Asyl zu Bauerbach, das ihn der Tyrannei seines Landesvaters entrissen, in den Anfang des Jahres 1783. Vorbilder waren ihm Shakespeare's Hamlet und Leisewitzens Julius von Tarent. Das Motiv war noch ganz stürmerisch und drängerisch; er wollte die in der Inquisition prostituirte Menschheit rächen; aber die Ausführung gehörte einer vollendetern Periode an. In Mannheim schritt das Werk vor und erhielt statt der kraftgenialischen Prosa die künstlerischen Jamben. Leider ließ sich Schiller in Gohlis vom Leipziger Schauspieler Reineke bestimmen, das Stück in Prosa zu bearbeiten, in welcher es am 14. September 1787 in Leipzig seine erste Aufführung erlebte. Die Jamben erhielten aber ihre Vollendung und es entstand ein Werk, das der Zeit eine neue Welt eröffnete, über die sie erstaunte. Zwei Jahre vor der französischen Revolution verkündete es deren Freiheitsideal in humaner und begeisterter, nicht roher und wilder Weise, und die Neuzeit warf in des Dichters eigener Personifikation, in Posa, der Unterdrückung den Fehdehandschuh hin, während die aller Konvenienz sich entwindende Liebe im unglücklichen Prinzen ihre vernichtende Macht ausübte. So besteht das Drama aus zwei besonderen Handlungen, welche allzu verschieden unter sich sind, um in eine einzige verbunden werden zu können, auch hat es daher zwei Helden, die sich nicht nur im Leser um den Vorrang streiten, sondern dies sogar im Dichter selbst thaten. Schiller sagt im ersten Briefe über Don Carlos, daß während der Unterbrechungen, welche das Stück in der Ausarbeitung erlitten, in Folge der Schicksale, die ihn unterdessen betroffen, der Infant in seiner Gunst gefallen war und Posa seinen Platz eingenommen hatte. Er war eben seit Beendigung des dritten Aktes über das jugendliche Alter des Erstern hinaus geschritten und in das männliche des Zweiten eingetreten, und hatte so zu den zwei letzten Akten „ein ganz anderes Herz mitgebracht." Man hat viel des Marquis ideellen, aller Realität entbehrenden Charakter getadelt; Schiller will ihn im zweiten Briefe als menschliches Wesen retten, er beweist zwar durch seine Äußerungen selbst nur, daß Posa kein Mensch, sondern eine wandelnde Idee ist, er beweist aber auch, daß er nichts Anderes aus ihm machen konnte; denn Posa ist in der That die wandelnde Idee nicht nur des Stückes, sondern der freiheitlichen und fortschrittlichen Bewegung der Zeit überhaupt. Eine solche Abstraktion konnte nicht als Mensch fühlen

und handeln, sein Ideenkreis war so groß und weit, daß darin keine untergeordneten Neigungen Platz fanden; Schiller bemüht sich daher selbst in den folgenden Briefen, darzuthun, daß Posa's Freundschaft seinen politischen Tendenzen hintangesetzt war, und seine Intrigue, den Freund zu retten, konnte daher nur sehr ungeschickt ausfallen. Posa will, wie Schiller im zehnten Briefe sagt, „durch ein einziges Subjekt vollständiger und kürzer ausführen, was die Illuminaten und Maurer (zu denen der Dichter nicht gehöre) durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchten."

Im Juli 1787 zog Schiller von Dresden nach dem von dem Genius des Schönen geweihten **Weimar**, wo es nach der „genialen Wirthschaft" der Stürmer und Dränger und seit Goethe's Abreise nach Italien sehr still geworden war. Schiller traf dort die in Mannheim schon von ihm geliebte Charlotte von Kalb, er traf Wieland, der große Hoffnungen auf ihn setzte, und Herder, welcher dagegen seine Schriften nicht kannte und ihn sehr von oben herab behandelte, ohne daß dies der bescheidene Dichter empfand, er traf auch den Philosophen Reinhold (oben S. 470), von welchem er die erste Anregung empfing, sich der Lehre Kant's anzuschließen. Er lernte auf Ausflügen die herrliche Umgebung und die Musenstadt Jena kennen. Das Verhältniß zu Charlotte setzte er in unvorsichtiger, aber von Hof und Stadt anerkannter Weise fort, und Jene beabsichtigte sogar durch Scheidung von ihrem Gatten, welcher übrigens Schillern aufrichtig schätzte, ihre Vereinigung mit Letzterm zu erreichen, dessen Leidenschaft zu ihr jedoch nicht von Dauer war. Die Scheidung kam nicht zu Stande, das Verhältniß wurde kühler. Sie gerieth später in ein solches mit Jean Paul, den wir nachher kennen lernen werden, wurde Witwe, arm, halb und ganz blind, blieb dessenungeachtet geistvoll und Schriftstellerin, und starb in hohem Alter 1843. Schiller aber durchwanderte den Thüringerwald, besuchte Bauerbach und fand zu Rudolstadt in ihrem trauten Heim die beiden Schwestern Karoline und Lotte von **Lengefeld**, Erstere verehelichte von Beulwitz, Basen der Familie Wolzogen und Freundinnen der beiden Charlotten Goethe's und Schiller's. Zwischen Letzterm und beiden Schwestern entspann sich eine zarte Freundschaft, würdiger als der Rausch der Neigung zu Charlotten; sie wurde herzlicher und war zwischen Beide getheilt; ja die kräftigere Karoline liebte den Dichter inniger, als sie verrathen durfte. Inzwischen hatte Schiller mit dem unvollendet gebliebenen „Geisterseher" gewissermaßen vom achtzehnten Jahrhundert, das darin nach seinen Verirrungen gezeichnet war, Abschied genommen und in dem herrlichen Hymnos „die Götter Griechenlands", welchen Pietisterei und Jesuiterei so höhnisch bekrittelt und wütend befeindet haben, eine neue Periode der klassischen Poesie begrüßt. Er begann sie während seines Landaufenthalts in dem malerischen Saalthale mit Lesung des unsterblichen Homer und mit Übertragung der Iphigenia in Aulis des Euripides,

Zugleich schrieb er seine „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von Spanien", womit er die philosophische Auffassung der Geschichte in Deutschland begründete. Die veredelnde Mission der Kunst unter der Menschheit feierte er in dem innig warmen Gedicht „die Künstler", in welchem er mit mehr Recht hoffnungsfroh in die Zukunft blickte, als er in den „Göttern Griechenlands" elegisch nach der Vergangenheit geseufzt hatte. Im August 1788 sah er den aus Italien zurückgekehrten Goethe im Lengefeld'schen Hause zum ersten Male; aber die erste Konjunktion der beiden Dichtersterne war kalt und förmlich; der Ältere und schon Berühmtere lebte und webte noch ganz in Gedanken an das Land ewiger Jugend im Süden, das er eben verlassen.

Schiller's erstes historisches Werk erhob ihn am Anfange des Jahres, in welchem die französische Revolution ausbrach, vorzüglich durch Goethe's Bemühung, auf den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Jena — ohne Gehalt! Und dazu mußte er für das Magisterdiplom, ohne welches er nach dem gelehrten Zopfrechte nicht vortragen konnte, 44 Thaler bezahlen und selbst für ein Lehrlokal sorgen!! Er eröffnete seine Vorträge mit Behandlung der Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Die Studenten drängten sich so zur ersten Vorlesung, daß es beinahe einen Auflauf gab, und brachten ihm nach derselben ein Ständchen. Und das, während über dem Nachbarlande die schwüle Ruhe vor dem Sturme lastete, als die Stände in Versailles versammelt waren, — wenige Wochen vor der Zerstörung der Bastille! Unterdessen löste sich für Schiller, der mit richtigem Blicke den Franzosen die Fähigkeit nicht zutraute, Republikaner zu werden, sein idyllisches Verhältniß zu den beiden Schwestern, diese räthselhafte „Doppelliebe", für deren Verwirklichung er in der That (!) schwärmte, — durch die Resignation der leidenschaftlichen Karoline und die hingebende Liebe der anmutigen Lotte. — Nachdem ihm endlich der Herzog Karl August, der treulichen Antheil an seinem Glücke nahm, einen Gehalt von zweihundert Thalern (!) bewilligt, wurde der Bund der Liebenden im Februar 1790, unter beengenden, aber hoffnungsreichen Blicken in die Zukunft, im Dörfchen Wenigenjena gesegnet. Schiller's Roman war vorbei und die glücklichste unter Deutschlands Dichterehen, wenn auch nicht die sorgloseste, begann. Er lebte in der ersten Zeit historischen Arbeiten, und zwar neben mehreren kleineren seiner mehr künstlerisch vollendeten, als kritisch durchgeführten „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", für welchen Gegenstand er sich natürlich nicht so begeistern konnte, wie für die Freiheit der Niederlande; denn er erkannte wohl, daß in jenem scheußlichen Kriege die Religion als Vorwand politischer Fragen des Ehrgeizes und der Herrschsucht gedient hatte. In maßvoll objektiver Haltung verstand er es, vor dem Auge des Lesers ein lebensvolles dramatisches Gemälde jener wilden Zeit zu entfalten. Dazwischen führte er ein heiteres Leben

mit seiner jungen Frau, bewirthete Freunde mit wenig, besuchte Weimar und dessen Kreise, wo Goethe, Wieland, er und Andere die Bibel kritisirten, deren Vertheidigung Herder in komischem Tone führte. Es war auch die Zeit des wildgenialen Auszugs der Jenaer Studenten (Bd. II. S. 51). Goethe kam auch hin und wieder nach Jena und philosophirte mit Schiller über Kant, dessen Kritik der Vernunft die Deutschen damals weit mehr interessirte, als die französische Revolution und auch Schiller's Leitstern wurde, besonders als er (seit 1791) fast beständig kränkelte, was das Aufgeben seiner Professur herbeiführte. Er bezog zwar seine ärmliche Besoldung fort; aber sein Leben war ein beständiger Kampf mit Krankheit und Armut zugleich. Ein Sonnenblick war ein Geschenk, das ihm Baggesen und andere Freunde aus Dänemark zukommen ließen. Der Dichter widmete sich seitdem mit besonderm Eifer der Erörterung ästhetischer Fragen im Anschlusse an Kant's Philosophie, — während sich in Paris die Schreckensherrschaft entwickelte. Schiller wurde erst näher auf die Revolution aufmerksam, als deren Heere nach Deutschland einbrachen, um unter dem Vorwande, als brächten sie die Freiheit, das Reich auszurauben und zu beschneiden. Der gute Dichter gab sich damals der Hoffnung hin, durch eine öffentliche Schrift zu Gunsten Ludwigs XVI. wirken zu können. Als dessen armer Kopf fiel, verwünschte Schiller die „elenden Schinderknechte", die ihn, ohne daß er es noch wußte, bereits seit mehreren Monaten wegen seiner Räuber, die man in Paris als entstelltes Revolutionsstück gab, als Citoyen Gille zum französischen Ehrenbürger ernannt hatten. Er erhielt aber das Diplom erst mehrere Jahre später, als die Unterzeichner desselben bereits sämmtlich — guillotinirt oder im Kriege gefallen waren, — einen Gruß, wie er sagte, „aus dem Reiche der Todten." Schiller durchschaute die Tendenzen der Revolution, deren Grundideen er lebhaft begrüßt hatte, und schon Anfangs 1794 sagte er voraus, daß „die republikanische Verfassung in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen werde, — er möge kommen woher er wolle, — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen werde." Gewiß eine der merkwürdigsten Prophezeihungen und ein Beweis des Hervorgehens solcher, wenn sie wahr sind, aus tiefem Blicke in die Ereignisse.

Es war gerade zur Zeit des Sturzes der französischen Schreckensherrschaft, im Sommer 1794, als Schiller zum ersten Male mit Goethe in innigere Beziehungen trat, — eines der freudigsten Ereignisse in der Geschichte hoher Ideen und das herzerhebendste in der deutschen Literaturgeschichte. Ohne Neid noch Ehrgeiz, in reiner Begeisterung für das Schöne, — wie wohlthuend gegenüber der Feindschaft zwischen einem Voltaire und Rousseau! — verstanden und verbanden sich die beiden Dioskuren deutscher Dichtung. Jeder von ihnen war gleich entfernt von

Selbstüberschätzung gegenüber dem Andern. Die erste Schrift Schiller's in dieser neuen Periode seines Lebens war die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, in welcher er die Standpunkte, durch welche sich sein großer Freund und er unterschieden, treffend kennzeichnete. Es entstand die Zeitschrift der „Horen" unter Schiller's Redaktion und Goethe's Mitarbeit, und wurde ein Sammelplatz der poetischen und philosophischen Größen Deutschlands. Aber der Neid untergeordneter Schriftsteller und die Gleichgültigkeit des Publikums gestatteten den Horen ein nur dreijähriges Dasein. Aber Schiller hatte sich während dieser Zeit wieder der Poesie zugewandt und der „Macht des Gesanges" folgten mehrere ebenbürtige Gedichte, voran „Ideal und Leben". Gegen die Feinde der Horen verbanden sich die beiden Dichterkönige Ende 1795 zu den berühmten „Xenien", diesen scharfen Hieben gegen alles Gemeine. Viele dieser Distichen sind beider Heroen gemeinsames Werk, die schärferen aber gehören in der Regel Schiller, die ruhigeren und ironischen Goethe an. Sie erschienen im Musenalmanach Schiller's auf 1797 und erregten allgemeines Aufsehen, so laut auch unterdessen die Waffen des entfesselten Völkerkrieges tobten! Die Getroffenen schrieen wild auf; am schlimmsten war es den Dunkelmännern und den Revolutionshelden gegangen. Obschon selbst nicht betroffen, wandte sich Herder, alt und grämlich und — theologisch geworden, zuerst von den beiden Dichtern ab, und verband sich mit dem beleidigten Wieland zu dem barocken Plane, den beiden Gefürchteten als neues Licht — Jean Paul (!) gegenüberzustellen! Natürlich zerfiel dieser sonderbare Bund in sein Nichts. Andere ließen „Anti-Xenien" in Menge und ohne Schonung regnen. Namentlich griff man der beiden großen Verfasser religiöse Ideen an, welche freilich gar nicht dogmatisch oder biblisch, sondern ein Ergebniß reiner uninteressirter Begeisterung für das Schöne, Wahre und Gute gewesen sind, und ebenso ihre kosmopolitische Gesinnung, die sie verhinderte, für das verfaulende „Reich" zu schwärmen.

Ein schönerer und fruchtbarerer Wettkampf der beiden Dichterheroen aber, als jener der Xenien, war der während der Jahre 1797 und 1798 geführte der unsterblichen **Balladen**, deren schönste und volksthümlichste Beide zu dieser Zeit schufen. Da entstand jene herrliche und unvergleichliche Halle, in welcher Bilder wie die Bürgschaft, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, die Kraniche des Ibykus, der Ring des Polykrates und der Gang nach dem Eisenhammer prangen. Hettner sieht in den vier ersten die sittliche Selbstbestimmung, in den drei letzteren das Schicksal walten. Zu ihnen kam Schiller's Eleusisches Fest, das aber bald von dem einzig in seiner Art prangenden „**Liede von der Glocke**" überstrahlt wurde.

Die großartigsten Leistungen Schiller's waren aber seine nun wieder aufgenommenen **dramatischen Werke**. Nach langer Unterbrechung

folgte auf Don Carlos das größte Werk des Dichters, Wallenstein, nicht eine Trilogie, wie es oft fälschlich genannt wird, sondern ein Doppeldrama mit Vorspiel*). Mit bewunderswürdiger Kraft raffte sich Schiller aus fortdauernder Krankheit zu demselben empor. Noch Ende 1796 wollte er es in Prosa schreiben, entschied sich aber im folgenden Jahre für die gebundene Sprache. Vollendet war die herrliche Arbeit im Frühling 1799, weihte das erneuerte Theater zu Weimar ein und wurde mit hoher Begeisterung als Meisterstück der klassischen Poesie Deutschlands aufgenommen. Unmittelbar darauf ließen Iffland und Fleck die Aufführung in Berlin folgen, und als das Werk 1800 gedruckt erschien, riß sich das deutsche Volk um dasselbe. Alle gefühlvollen Seelen weinten um Max und Thekla und die härtesten Naturen erschütterte Wallenstein's furchtbarer Kampf zwischen seiner Pflicht und dem Ideal der Zertrümmerung des Höflings- und Pfaffenthums, welches die soldatische Rachsucht und den Ehrgeiz einigermaßen verklärt. Und welche vorgreifende Ahnung liegt in seinem Schicksale in Bezug auf das sich bald darauf erfüllende des corsischen Eroberers, welcher eben damals den Orient zu unterwerfen wähnte! Ist es nicht derselbe Fatalismus, welchen Wallenstein aus den Sternen der alten Astrologie sog und welcher auch die Unternehmungen der Bonapartes beseelte? Es charakterisirt die Periode des wieder auflebenden klassischen Ideals, daß, wenn auch nicht der antike Stoff, wie bei den Franzosen, doch die antike Schicksalsidee, freilich in modernerer Form, die größte deutsche Tragödie beherrscht. Dabei ist auch nicht genug zu bedauern, daß der Dichter sich von derselben zu solcher enormer Ausdehnung des Stoffes in mehrere Stücke hinreißen ließ, während ein einziges solches vollkommen genügt und auch die Seelen viel tiefer gepackt hätte; wir wären in diesem Falle von den peinlichen Gefühlen befreit, welche das ewige Schwanken, Intriguiren und Sentimentalisiren in den „Piccolomini“ und im Anfange von „Wallenstein's Tod“, wo die Handlung beinahe nicht vorwärts will, in uns hervorruft. Dafür entschädigt aber der warme Hauch, das ächt deutsche Gemüt, die farbenreiche Sprache, welche das Werk schmücken und sich mit wahrer, lebensvoller Charakteristik verbinden.

Mit Wallenstein begann eine bei der Kränklichkeit des Dichters wahrlich staunenswerthe dramatische Produktionskraft; in den Stücken jedoch, die der angeblichen Trilogie folgten, ist eine bedeutende Frontveränderung unverkennbar. Die antike Schönheitsidee trat immer deut-

*) Die Trilogien der Alten bestanden bekanntlich aus drei in einander greifenden vollständigen Dramen, während Wallenstein's Lager, welches weder eine Handlung, noch individuelle Charaktere, sondern blos Situationen und Repräsentanten von Ständen und Waffengattungen kennt, in keiner Weise als Drama gelten kann.

licher und ausschließlicher hervor. Mit der Tendenz der Freiheit, welche nach Don Carlos aufgegeben, fiel auch jene der geschichtlichen Wahrheit, welche in Wallenstein bereits durch die Erfindung von Personen wie Max und Thekla einen Stoß erlitten hatte. Die Charaktere traten hinter die Ideale zurück, die Exposition verschwand neben der Katastrophe, und die Schuld des Charakters wich dem Verhängniß, das sich aus der Verknüpfung der Handlungen entwickelte und dem die Helden als wehrlose Opfer fielen.

Gegen Wallenstein war Niemand schärfer aufgetreten als die sogenannten Romantiker, mit welchen wir uns später beschäftigen werden. Es war als ob Schiller diesen seinen bittersten Feinden hätte zeigen wollen, wie die von ihnen verfolgte Tendenz mit den Gesetzen der Schönheit und des ästhetischen Maßes in Einklang gebracht werden konnte, wozu sie bekanntlich nicht fähig waren. Die drei nächsten Tragödien Schiller's verbinden nämlich mit dem antiken Geiste entschieden ausgesprochenen romantischen Stoff und Inhalt. Während das letzte derselben, die Braut von Messina, ganz dem Süden angehört und dessen Geist und Gewand trägt, stellt das zweite, die Jungfrau von Orleans, den Kampf des romanischen Süden gegen den germanischen Norden und den Sieg des erstern, das vorangehende aber, Maria Stuart, geradezu den Katholizismus in berechtigter Reaktion gegen den Protestantismus dar. Auch ist es höchst bezeichnend, daß die Helden aller drei Stücke Frauen sind, wie ja das katholisch-romanische Element neben dem protestantisch-germanischen als das weibliche neben dem männlichen erscheinen muß. Diese katholisirend-romantische Färbung, welche schon in den Balladen „der Graf von Habsburg“ und „der Gang zum Eisenhammer“ eigenthümlich auffällt, lag gewissermaßen in der Luft, wie wir später sehen werden, nur daß sie einen Genius wie Schiller, wenn sie ihm auch ihre Stoffe eingab, weder zur förmlich klerikalen Tendenz, noch zum schamlosen Abfalle der Romantiker von der Treue gegen Maß und Schönheit verleiten konnte.

Nachdem Schiller den Aufenthalt in Jena mit dem in Weimar vertauscht und das Jahr 1800 mit Bearbeitung des Macbeth begonnen, beendete er die Maria Stuart, welche bei ihrer ersten Aufführung elektrisch zündete. Die Rührung, welche die Zeit charakterisirte, in welcher das alte Reich der Deutschen wehrlos dem Untergange durch die freche Hand der Jakobiner entgegenschwankte, überwog der Gesinnung gegenüber, und man weinte über das tragische Geschick der Buhlerin und Mörderin, welche einst die britischen Reiche an Rom und Spanien zu verrathen getrachtet (s. Bd. I. S. 211), und welche nun ein germanisch-protestantischer Dichter aus Liebe zur Kunst verklärte und verherrlichte! Freilich erhielt dabei der Papismus seine wuchtigen Streiche durch die Art der Darstellung seiner Träger. Alle diese Umstände jedoch treten zurück vor der ächt menschlichen Leidenschaft der Handelnden und vor der hohen und reinen Auffassung des Ideals der Schönheit, welche mit der ergreifen-

den Gewalt der ächtesten Poesie sich vereinen, die Wirkung des Dramas unwiderstehlich zu machen.

Im Übergange vom vorigen zu unserm Jahrhundert ließ Schiller auf die schottische Königin die französische Heldin, die **Jungfrau von Orleans**, folgen. Das Schicksal wird hier geradezu in göttliche Hände gelegt, wie bei den Alten, doch natürlich in christlich-mittelalterlich aufgefaßte, und die Verwickelungen und Entwickelungen vollends durch Wunder bewerkstelligt! Die wahre Geschichte wird in keiner Weise mehr berücksichtigt; nur die Namen der Personen erinnern noch an sie. Motiv, Verwickelung, Reihenfolge der Thatsachen und das Ende der Heldin entspringen dem Reiche der künstlerischen Fantasie. Schönheit, Poesie, Liebe, Reinheit und Unschuld beherrschen das Drama und versöhnen mit dessen Willkürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten. Goethe erhob dasselbe über alle anderen Werke Schiller's. Jedenfalls steht es neben Voltaire's Pucelle wie eine mediceische Venus neben einem Gorillaweibchen. Der noch in encyklopädistischen Ideen befangene Herzog Karl August ärgerte sich nicht wenig über diese glorreiche Korrektur seines aufklärerischen Philosophen, versöhnte sich aber nach Lesung des Stückes mit dessen Poesie, wenn auch nicht mit dem wunderbaren Elemente desselben. Auf Weimars Bühne kam daher die Jungfrau erst in Scene, nachdem sie in Leipzig und Berlin über die Breter geschritten war. Bei der Aufführung in Leipzig war der Dichter anwesend und empfing jene berühmte herzerhebende Ovation des Publikums.

In den Jahren 1802 und 1803 wurde die **Braut von Messina** beendet, welche, obgleich in Italien und im Mittelalter spielend, dem romantischen Elemente unter den oben zusammengestellten Dramen am wenigsten huldigt, dem katholischen gar nicht mehr. Sie ist ein Versuch der vollständigen Rückkehr zum klassischen Drama, von dem sie sogar die Chöre und den Mangel der Aufzüge entlehnte; ja sogar in der Sprache erinnert sie an Äschylos, Sophokles und Euripides, deren „Wehe, wehe!" über den Häuptern der Fluchbeladenen erschallt. Sie steht daher unserm modernen Bewußtsein am entferntesten und ist auch das wenigst populäre Stück Schiller's geblieben. Der Zweck der Chöre ist verfehlt, sie wirken in unserer Zeit nichts mehr; noch verfehlter ist ihre Theilung in zwei Parteien.

Wie die Braut von Messina nimmt auch das nächste, leider letzte Drama Schiller's, **Wilhelm Tell**, eine isolirte Stelle unter seinen Stücken ein. Wie jenes das unvolksthümlichste, so ist dieses das Gegentheil, und seine hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten sind, daß es, obschon ganz in den Formen, in der Sprache und in der Anlage einer Tragödie, doch nicht tragisch endet und daß es eine ganz spezielle und historisch oder doch wenigstens traditionell treue Lokalfärbung trägt, was um so mehr zu verwundern, als Schiller die Schweiz nur aus Büchern

und aus Goethe's Mittheilungen kannte. Das Ideal der Schönheit, immer noch hochgehalten, sah hier wieder dasjenige der Freiheit neben sich, nicht einer zügellosen, verbrecherischen, wie in den Räubern, nicht einer ehrgeizig=demagogischen, wie in Fiesko, nicht einer abstrakten, unfaßbaren, wie in Don Carlos, sondern einer ächt konkreten, inhaltvollen, konservativen, der altdeutschen Freiheit der lokalen, althergebrachten Volksrechte. Tell, vom August 1803 bis zum Februar 1804 geschrieben, stellte diese Tendenz derjenigen der französischen Revolution scharf gegenüber und betonte damit auch die Rückkehr von des Dichters früherm Kosmopolitismus zu einem gesunden Patriotismus, als ob er geahnt hätte, daß sein deutsches Vaterland bald an einen solchen appelliren müßte, um den Druck und Hohn eines fremden Eroberers abzuschütteln. Es ist als ob die kräftige Drohung:

> „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht;
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last, greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte"

zu der spätern Zeit des napoleonischen Rheinbundes geschrieben, und als ob der Schwur:

> **Wir wollen frei sein wie die Väter waren,**
> **Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben**
> **u. s. w.**

von den Freiheitskämpfern des Jahres 1813 gesprochen wäre. Bei allem Schwung, aller Hoheit und aller Kraft der Sprache und bei aller Poesie der Situationen ist aber Wilhelm Tell eben ein dramatisirtes Epos, — kein Drama; denn ihm fehlen durchaus die Erfordernisse eines zwischen Pflicht und Neigung kämpfenden Helden und eines Untergangs desselben als Sühne seiner Schuld. Wir erfahren nur eine Reihe von Handlungen, keine von Anfang bis Ende sich verkettende und unfehlbar begründende einheitliche Handlung. Auch bilden die Männer vom Rütli und Tell zwei mit einander in gar zu losem Zusammenhange stehende Gruppen handelnder Personen.

Wilhelm Tell war Schiller's Schwanengesang, und zwar ein seiner würdiger. Auf ihn folgten nur noch die Übertragung von Racine's Phädra und das reizende Festspiel „die Huldigung der Künste", Ende 1804. In der Ausarbeitung seines Entwurfs eines neuen großen historischen Trauerspiels, Demetrius, begriffen, ereilte ihn, kurze Zeit nach Klopstock, Herder und Kant, in hitzigem Fieber der Tod am 9. Mai 1805, in dem so rührend an die Einfachheit des großen Dichters erinnernden bescheidenen Häuschen an der Esplanade (jetzt „Schillerstraße") zu Weimar. Sein Ende war sanft und schmerzlos; wol hat es die Entstehung noch mancher herrlicher Werke abgeschnitten; aber es hat ihn auch

vor einem hinfälligen Alter und abnehmendem Geiste, den schlimmsten Feinden eines Schriftstellerruhmes, bewahrt. Die Beerdigung fand Nachts vom 11. auf den 12. Mai bei Fackelschein im „Kassengewölbe" statt (von wo seine Reste 1826 in die „Fürstengruft" übersiedelt wurden). Allgemein war die Trauer, ganz Deutschland weinte um ihn.

Der empfindlichste Verlust aber hatte den Freund und Mitarbeiter Goethe getroffen, zu dem wir hier zurückkehren, nachdem wir seine Jugendwerke (Bd. II. S. 580—583) und sein Zusammenwirken mit Schiller (oben S. 507) bereits erwähnt. Zwischen diese beiden Perioden fielen mehrere seiner bedeutendsten Werke, zu deren Beendigung die Reise nach Italien, die er wie selten ein Jünger der Kunst und Wissenschaft zu nützen verstanden, den fruchtbaren Anstoß gab.

Heimlich, wie zu einer verborgenen Geliebten, hatte er sich aus Karlsbad, wo der Weimarer Hof und dessen Schützlinge weilten, (1786) nach Italien auf- und davongemacht, um seinem bisherigen, ihn nicht befriedigenden Leben neue Nahrung und große Impulse zu holen. Wir verweisen, was die Spezialitäten dieser Reise betrifft, die ihn aus bloßem Liebhaber zum vollendeten Kunstkenner und aus dem Stürmer und Dränger zum klassischen Dichter umwandelte, auf seine eigene unnachahmliche Darstellung derselben. In Rom vornehmlich ging ihm das neue Leben auf, das ihn ganz in der antiken Welt athmen und dieselbe nach Herzenslust genießen ließ. „In Rom", schrieb er, „habe ich mich selbst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden."

Die erste Frucht seiner Reise war die Vollendung des längst projektirten und in Arbeit begriffenen Egmont. Dieses Drama verhält sich zu seinen Jugendwerken wie der gleichzeitig vollendete Don Carlos zu denen Schiller's. Beide Stücke haben auch die Zeit ihrer Handlung, ja sogar die politische Atmosphäre gemein, sie sind die beiden Seiten einer Medaille, welche den niederländischen Aufstand, hier an dessen Heerde selbst, dort an dem durch ihn bedrohten Hofe nach seinem Werden und seinen Zwecken darstellt. Die Volksscenen im Egmont sind so shakespearisch, als die Liebesscenen — goethe'sch sind; aber Egmont ist kein tragischer Held und seine Schuld höchstens negativ, daß er nämlich — nichts für sein Vaterland thut. Das Drama steht noch mit einem Fuße, wie auch mit seiner Prosaform, im Sturm und Drang; die Charaktere aber nähern sich dem klassischen Ideal. Letzteres verfolgte der Dichter gleich mit einem schnellern und kühnern Griffe in das antike Leben hinein, als es Schiller gewagt (der erst später in der Braut von Messina so weit ging). Iphigenia in Tauris ist vollkommen eines der plastischen Gebilde aus Phidias' Zeit, so rein, so edel, so maßvoll, so in jeder Zeile künstlerisch vollendet. Das Drama, keine Tragödie, wenn auch an tragischen Motiven reich, die jedoch mit ächter Meisterschaft glücklich gelöst werden, war 1779 in

Prosa begonnen, 1786 in Versen umgearbeitet, in Italien nochmals neu geformt und zu Ende geführt, fand aber damals wenig sympathische Aufnahme. Der klassische Geist war noch nicht so geweckt, daß sich die noch im französischen Zopfstile befangene Welt dazu hätte aufraffen können, dem sehnsüchtigen Dichter gleich „das Land der Griechen mit der Seele zu suchen." Mit feinem Takte sind vom antiken Drama blos die edle Sprache, Charakteristik und Handlung, die Würde, Ruhe und Größe angenommen, die antiken Metra aber, wie die Chöre weggelassen, die moderne Akttheilung eingeführt und an die Stelle des blind waltenden Schicksals der moralische Charakter des Menschen gesetzt. Das Drama ist daher eine Verschwisterung des antiken und modernen Geistes, gewissermaßen eine Durchsäuerung des letztern mit dem antiken Ideal der Schönheit und Kunst.

Iphigeniens in Italien gereiftes Zwillingswerk ist Torquato Tasso. Wie jene das Alterthum selbst, so vertritt dieser dessen Wiedergeburt im Lande der ewigen Jugend. Wie jene war auch dieser ursprünglich ein Kind der Sturm- und Drangzeit. Schon 1780 in Prosa begonnen, wurde Tasso nach Iphigenien neu in Versen bearbeitet und Mitte 1789 vollendet. Wie aber jene als Werk dem darin entwickelten Charakter der Heldin, so gleicht auch Tasso dem Charakter dieses Dichters. Gleich ihm schwankt das Drama zwischen der Freiheit der Kunst und der Unfreiheit der Gunst. Die antike Schönheit lebt nur noch in der tadellosen Sprache und der Form; die Charaktere sind zerfahren, durch das Vorwalten der Tendenz, den Hof Weimars durch den von Ferrara zu schildern, um ihre Kraft und Reinheit gebracht, der Fortgang der Handlung, welche in der That jedoch keine Handlung ist, mißlungen und ohne Resultat gelassen, indem ein Schluß, der den mißhandelten und gehöhnten Dichter zur ungerechtesten Demütigung zwingt, kein Ergebniß künstlerischer Motivirung sein kann. So edel die Prinzessin, so selbstsüchtig ist der Herzog, so ränkevoll die liebenswürdige Leonore, vollends aber so unzuverlässig und inkonsequent sind die beiden Gegner Tasso und Antonio, und es erklärt sich dies nur daraus, daß sie die beiden Seiten des Dichters selbst, in dessen Brust „zwei Seelen wohnten", vorstellen. So gerne der Dichter Goethe über den Staatsmann gesiegt hätte, — der Minister Goethe mußte doch zuletzt dem Vertreter der kühlen Reflexion und des Besitzes der Macht den Vortritt einräumen. Tasso gelangte erst 1807 auf die Bühne, was hinlänglich beweist, daß ihn der Dichter selbst nicht als dramatisch anerkennen konnte.

Nach der Rückkehr aus dem wonnigen und sonnigen Süden entstanden, gleich einem Echo der Erinnerung in des Dichters Herzen, die römischen Elegieen. Die Form und Denkungsart ist antik, tibullisch und propertzisch; aber keine Römerin hat ihn dazu begeistert, sondern in Thüringen, zu Hause, die hübsche, aber ihm geistig sehr untergeordnete Christiane Vulpius, Schwester des drolligen Verfassers der Geschichte des

großen Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini. Die kleine Leichtfertige hatte kein Bedenken, mit dem großen Dichter und Minister in eine wilde Ehe zu treten, was ihm das Herz der Frau von Stein auf immer entfremdete, ja sogar sie zu einer gehässigen Satire („Dido") verleitete. Erst nach langen Jahren, im Besitze eines Sohnes im Jünglingsalter, wurde die wilde Ehe zur legitimen und die gefeierte Pseudorömerin zur — behäbigen Matrone. Zu derselben Zeit vertiefte sich Goethe auch eifrig in die Naturwissenschaften. Namentlich war es das Leben der Pflanzen, was ihn beschäftigte und was auch der erste Anlaß jenes nähern Anschlusses an Schiller wurde, — später aber vorzüglich die Farbenlehre.

Um jene Zeit war endlich Goethe's und wol der gesammten deutschen Literatur Hauptwerk in seinen besten Theilen als Fragment (1790) erschienen, nämlich Faust. Dieses Weltdrama, welches in seinen ältesten Theilen dem Sturm und Drang, in anderen dem Schönsten, was die klassische Blütezeit der Jahrhundertscheide leistete, in mehreren Einschiebseln aber, und namentlich in dem unglückseligen zweiten Theile, der leidigen Romantik und Mystik angehört, dieses titanische, himmelstürmende, die Welt und die geträumte Über- und Unterwelt in ihren tiefsten Geheimnissen aufstörende Riesengeisteskind ist der größte Schatz der deutschen Nation. Unser Volk hat den Faust gedichtet; denn es ist selbst der Faust; Goethe war nur das Organ, durch das ihn die Welt erhielt, sein Geist freilich der Schmuck, ohne den sie das Werk nicht in seiner ganzen Schönheit und Wahrheit erkannt hätte. Wenn wir die abstoßende Hexenküche und die verworrene Walpurgisnacht ausnehmen, diese Vorboten späterer Allegoriomanie, so ist der erste Theil des Faust eine alle Verhältnisse des Lebens umfassende Verherrlichung des deutschen Volksgeistes mit seiner Heiterkeit und seinem Tiefsinn, seinem Lieben und Denken, seinen Freuden und Schmerzen. Wir haben auf die Faustsage schon bei Anlaß des alten deutschen Volksbuches (Bd. I. S. 425) und des Marlowe'schen Drama's (ebd. S. 504) hingewiesen; Goethe's Meisterwerk überragt diese früheren Versuche, die es blos mit einer schrecklichen Teufelsgeschichte zu thun hatten; denn es enthüllt die ethische Idee der Sage und ist mehr werth als ein Compendium der Moralphilosophie. Der Kampf des Guten und des Bösen, wie ergreift er; denn es kämpfen ihn nicht wandelnde Abstraktionen, sondern Menschen von Fleisch und Blut, der unersättliche Forscher Faust und das arglose, nur der Liebe lebende Gretchen, dort der idealistische, das Wahre im Falschen suchende Charakter, hier die realistische Naivetät und Lebenslust, die von der Sonne des Geistes, deren Strahlen sie nicht ertragen kann, versengt wird. Und die Staffage des Gemäldes, welch' treues Bild des mittelalterlichen deutschen Lebens, ein lebendiges Germanisches Museum: das abergläubische Grübeln im Studierzimmer über kabbalistischen Scharteken, der Sonntagsspaziergang an Ostern vor's Thor, die Zechscene in Auerbachs Keller mit ihrem kecken Humor, die

Begegnung der Liebenden auf der Straße, das Stelldichein im Garten, die geschwätzigen Mädchen am Brunnen, das Gebet im Dome u. s. w. Wie ergreifend die Sprache, wie erschütternd diese kurzen Reimverse, wie herrlich Gretchens einfache Klage: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer," Faust's Erklärung des Göttlichen, Valentin's Fluch, die Kerkerscene!! Welch' tiefe Weisheit in Faust's Selbstgespräch, wie ergreifend seine Resignation, wie tief packend die Verhöhnung beider durch Mephistopheles! — Doch wozu viele Worte? Der Faust bedarf keiner Besprechung, er ist ewig, unvergleichlich, unerreichbar. —

Die französische Revolution, welche Goethe während des verunglückten Feldzuges in der Champagne, den er als Zuschauer mitmachte, von Weitem kennen lernte, rief in ihm nur verfehlte Produkte hervor, wie die seiner unwürdigen Possen „der Bürgergeneral" und „die Aufgeregten", und eines ihrer Vorspiele, die Halsbandgeschichte, den „Großkoftha" (Cagliostro, s. Bd. II. S. 161 und 592). Dankbarer und in ihrer Art klassisch ist seine Bearbeitung des Reineke Fuchs (s. Bd. I. S. 423). Die Schreckenszeit fand ihn an einer recht friedlichen Arbeit, an dem ersten seiner klassischen Romane, dem ersten Theile einer unvollendet gebliebenen Trilogie, an Wilhelm Meisters Lehrjahren. Es war die poetische Darstellung seiner eigenen geistigen Entwickelungsgeschichte, deren Beginn (1777) noch in die Sturm- und Drangzeit fällt und deren erste Theile auch noch den Geist derselben aussprühen. Nach gründlicher Umarbeitung und Abkürzung war das fesselnde Werk 1796 beendet. Die erste Hälfte ist ein Theaterroman, sie ist das einzige Frische, Naturwüchsige, Klassische am ganzen Werke mit Inbegriff der Wanderjahre. Das Rennen und Jagen nach dem Ideal und der Kampf mit der rauhen, rohen und gefühllosen Wirklichkeit ist noch nie reizender, wahrer und sprechender geschildert worden. Die einen ergreifenden Kontrast zu diesem wilden Vagabundenleben darbietenden „Bekenntnisse einer schönen Seele" leiten aus dem wahren, lebensvollen, gesunden, in den mystischen, fantastischen, krankhaften Theil des Werkes, aus dem Theater- in den Geheimbundroman, der dann später in den Wanderjahren noch in's Ungeheuerliche gesteigert wird. Die Vorgänge auf dem Schlosse Lothario's sind märchenhaft und naturwidrig und das Anfangs so sehr in Anspruch genommene Interesse am Werke schwindet. Und dies ist schade gegenüber vielen herrlichen Stellen, wie schönen Gestalten und der löblichen Tendenz, die Wahrheit des Lebens an der Stelle ziellosen Treibens als strebenswürdiges Ziel hinzustellen. Immer aber werden die klassischen Bilder Mignon's und des Harfners als unnachahmliche Schöpfungen des Genius der Schönheit dastehen.

Inzwischen war der Bund Schiller's mit Goethe geschlossen und der Xenienkrieg eröffnet worden. Die erste edle Frucht dieser Freundschaft, nach jenen Plänklergefechten, war eine der herrlichsten Schöpfungen

deutscher Dichtung, das ewig klassische, junge und schöne Idyll „Hermann und Dorothea". Hier sind Wahrheit und Schönheit mit der sittlichen Idee zum herrlichen Dreibunde vereint und die Antike mit dem deutschen Geiste auf ewig vermählt. Im darauf folgenden friedlichen Balladenwettstreite mit Schiller hat Goethe nach dem Urtheile der Nachwelt den Kürzern gezogen. Herrlich ist wol der Gott und die Bajadere, tadellos der Zauberlehrling, aber wie unheimlich, unschön und unwahr die Braut von Korinth, die wir nie ohne Grauen und übrigbleibenden Widerwillen gelesen. Welche ganz andere prachtvolle Reihe plastischer Kunstwerke bieten Schiller's Balladen und Romanzen dar!

Goethe gerieth indessen in seinem Streben nach der Antike auch auf Abwege, so durch den mißglückten Versuch, in der Achilleïs die Ilias fortzusetzen, so in der Helena und Pandora und mit modernem Stoff in der „natürlichen Tochter", welche in der That Goethe's unnatürliche Tochter ist. Dieses Stück ist ein weiteres Symptom der seit dem Ende der Lehrjahre allmälig in Goethe Platz greifenden Symbolik und Mystik; es sollte die Revolution „philosophisch" darstellen, aber es begrub des Dichters gesunde, realistische Charakterschilderung.

Und in diesem unheimlichen Fahrwasser blieb Goethe bis an sein Ende! Es erklärt dies hinlänglich die große Neigung der romantischen Schule zu seiner Person. Aber trotz alledem blieb er über dem Gelichter dieser Dichterlinge hoch erhaben. Während sie nur Zerrbilder lieferten, kleidete der Altmeister seine Mystik doch wenigstens in herrliche klassische Form ein. Wer wäre nicht entzückt von den Wahlverwandtschaften (1808), dem ersten bedeutenden Werke seit Schiller's Tod, dieser rührenden Frucht einer glühenden Herzensneigung des beinahe sechszigjährigen Dichterfürsten? Das Motiv ist mittelalterlich-alchemistisch, ganz im Geiste der damals in Schelling und dessen Schule (oben S. 472) Epoche machenden „Naturphilosophie", welches Gemisch von Naturwissenschaft und Poesie den Beiden ergebenen Goethe in hohem Grade interessiren mußte; aber die Durchführung ist ganz im Geiste der antiken Schicksalsidee gehalten. Die Katastrophe muß ihren Gang gehen und alles Ankämpfen gegen sie ist fruchtlos, — wer sich in Widerspruch zu den Sittengesetzen gebracht hat, muß untergehen, und wäre auch ohne seinen Willen, durch Naturnothwendigkeit, seine Schuld begründet. (Freilich jetzt, wo die Scheidungskomödien an der Tagesordnung sind, — nicht mehr! Dafür hat aber auch die Poesie der Liebe ein Ende!) Hettner nennt die Wahlverwandtschaften „den Anfang und das zielzeigende Vorbild aller modernen Socialromane." Sie sind der Werther von Goethe's Alter, wie er mit einfacher unglücklicher Liebe seine Dichterlaufbahn begonnen, — mit doppelter mußte er sie enden! Auch sein Herzensschicksal war tragisch, — nur daß seine angeborene Kraft ihn nicht untergehen ließ! In Ottilien aber hat er der rein liebenden Seele das schönste Denkmal gesetzt, zu dem

sich je ein Dichter aufgeschwungen. Gleich diesem Charakter sind Lichtblicke in Goethe's trüber Stimmung die in die nächste Zeit fallenden fröhlichen Lieder, wie ergo bibamus, ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt u. s. w. Damals versetzte er sich aber auch von Neuem in seine frohe Jugend zurück, und es entstand die wundervolle Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung," welche ihn bis kurze Zeit vor seinem Ende beschäftigte, aber auch nach und nach immer mehr die Spuren des Alters trägt. Während dieser Zeit wandte er sich auch mit erneuter Liebe der von ihm in der Jugend umfaßten Philosophie Spinoza's zu, und eine Frucht dieser Neigung, angeregt durch Hammer's damals erschienene Übertragungen aus dem Persischen, sind seine orientalische Färbung tragenden Gedichte, welche er als „westöstlichen Diwan" sammelte (1814 und 1815). Der immer noch frische Geist, der aus vielen dieser Lieder spricht, zeigte sich auch, als er, obschon er mit hohem Interesse sich von seiner frühern ausschließlichen Klassik der damals an das Tageslicht gezogenen deutschen Kunst des Mittelalters zuwandte, doch zugleich die verrückten Konsequenzen, welche die katholisirenden Dichter und Maler aus dieser Richtung zogen, mit Ernst und Spott verurtheilte.

Diese heitern Blicke verschwanden aber nach und nach ganz. Goethe wurde achtzig Jahre alt, und da ist eigentlich kein Grund zur Verwunderung vorhanden, daß er, im vollsten Genusse der Bewunderung der Welt, reich und hochgestellt, nochmals zur Feder griff, um unvollendete Werke seiner kräftigeren Jahre abzuschließen, daß aber der Erfolg hinter dem Willen zurück und seine Arbeit in beengender Unklarheit befangen blieb. Seine beiden lebensfrischesten und ideenreichsten Werke, Faust und Wilhelm Meister, erhielten ihre Fortsetzungen, aber nicht im Geiste des Anfangs, sondern in demjenigen der in denselben eingestreuten mystischen und fantastischen Verirrungen. Die Wanderjahre, welche — nicht unglücklicher Weise — unvollendet geblieben, sind kein Roman mehr, sondern eine pädagogisch-sociale Tendenzschrift. Das Geheimbundwesen und die dunkle „Naturphilosophie" wurden die Leitsterne des Buches. Es ist, als ob von Stufe zu Stufe die lokale und poetische Klarheit abnähme. Wir befinden uns Anfangs auf einem Alpenpasse, das ist nicht zu verkennen, und steigen nach Italien hinab. Wir glauben in der Folge noch ein italienisches Alpenthal mit seinen Schlössern, die borromeischen Inseln und ihren See zu erkennen; aber es breitet sich ein immer dichterer Nebel über Alles, und am Ende sind wir gar nicht mehr auf der Erde, sondern in allegorischen Ländern mit utopistischen Schulen, Bildergallerien und Bundeslogen. Manche Züge erinnern geradezu unwillkürlich an Fourier's Phalansterien. Dazwischen spukt sogar der Somnambulismus in der räthselhaften Makarie, welche fast wie eine Verklärung der „Seherin von Prevorst" erscheint. Wir athmen erleichtert auf, wenn der Bilderwirrwarr mit einer fantastischen Lebensrettungsscene abbricht.

Ähnlich ist der Eindruck vom zweiten Theile des Faust, dessen Held hier, aus einem Trugbildern Nachjagenden zum Reformer und Weltverbesserer wird. Das Stück ist kein Drama, sondern eine Aneinanderreihung von symbolischen, allegorischen und fantastischen Scenen, welche allerdings die großen Gedanken des Staates, der Kultur, der Philosophie, der Kunst und der Religion illustriren sollen. Es fehlt jedoch jede Handlung und Einheit und im Ganzen überhaupt alle Klarheit. Das Zusammentreffen von Faust und Helena bedeutet bekanntlich die Vermählung des antiken und romantischen Geistes, und ihr so schnell erschienenes als verschwundenes Kind Euphorion ist der Meteor-Dichter Byron. Der schöne Gedanke wird jedoch wieder aufgegeben und das Stück jagt von Symbol zu Symbol, ohne Zusammenhang, ohne Ruhe, ohne Natur und Wahrscheinlichkeit und endigt zuletzt in mönchisch-himmelnden Glaubensfantasien. In unseren Tagen kann dieser mystische Spuk als abgethan nnd vergessen betrachtet werden.

Dessenungeachtet enthalten diese letzten mißlungenen Arbeiten des hochbetagten Dichterfürsten viele herrliche, obwohl meist nur ihm selbst verständliche Gedanken, und in solchen starb er auch, nach so reich, wie selten dem Menschen vergönnt, vollbrachtem Tagewerk, am 22. März 1832, zu vorgerückter Nachtzeit, unter dem Ausrufe „Mehr Licht!" noch im Tode die Kraft und Schönheit seines Leibes bewahrend. Er war stets ein ächter Kosmopolit geblieben und zwar in solchem Maße, daß sowol die Knechtschaft Deutschlands zur Rheinbundszeit, als die Erhebung des deutschen Volkes an ihm als gleichgültigem Zuschauer vorübergeschritten waren. Nur der Kraft, ohne Rücksicht auf Sympathien huldigend, hatte er sogar Napoleon gefeiert; aber sein Mangel an Herz für Deutschland ist aufgewogen durch seinen Reichthum an Geist und Gemüt, die der deutschen Dichtung ihre größten Schätze schenkten. —

Schiller und Goethe standen allein mit ihrer klassisch-reinen Dichtung, mit dem selbstlosen, uneigennützigen Streben nach dem Ideal der Schönheit; auf das Piedestal ihrer Doppelstatue von Rietschel vor dem Theater in Weimar durfte kein Dritter zu steigen sich unterfangen. Sie waren die einzigen Stürmer und Dränger, die den Sturm und Drang vollständig überwunden und sich zu den lichten Höhen einer in die neue Zeit versetzten Weltanschauung nach Art der im Schönen unübertroffenen Antike zu schwingen vermochten. Es war nicht mehr das Streben nach Befriedigung des Selbst, wie es in jener unreifen Periode geherrscht, ja wie sie in ihrer Jugend es selbst verfolgt hatten, sondern die Befriedigung des Allgemeinen, der in allen gebildeten Menschen waltenden Liebe zum Schönen war es, der ihr Schaffen galt. Auf dieser Bahn ihnen zu folgen hätte es eben Geister von ihrer Höhe, von ihrem Adel bedurft; obschon dies aber Keinem gelang, fehlte es doch nicht an Versuchen, es ihnen gleichzuthun oder wenigstens mit ihnen zu wetteifern.

Am nächsten, wenn auch immer noch nicht sehr nahe kam den beiden Heroen unserer Literatur ihr ehemaliger Mitstürmer und Mitdränger, ja der Urheber des Ausdruckes „Sturm und Drang" selbst, — Maximilian Klinger, den wir (Bd. II. S. 584) in russischen Staatsdiensten verlassen haben, wo er Direktor des Cadettencorps, später Curator der Universität Dorpat war und eine natürliche Tochter der Kaiserin Katharina heiratete. Das Russenthum vermochte seinen freien deutschen Geist nicht zu beugen, wie seine edelgedachten „Betrachtungen und Gedanken" über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur beweisen, die sich mit männlichem Mute gegen Kriecherei, Eitelkeit, Ruhm- und Herrschsucht, Heuchelei und Eigennutz kehren. Das übertünchte Barbarenthum an der Newa konnte in ihm den Menschen nicht unterdrücken; es konnte nur seinen Glauben an die Menschheit erschüttern und in ihm einen Pessimismus hervorrufen, der aber gerade seine besten Werke schuf, denen nur ein höheres Talent fehlte, um einem Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften an die Seite gesetzt zu werden. In diese seine höhere und reinere Periode fallen nur noch wenige Dramen, wie „der Günstling", „Damokles", „Medea", welche Höflingsthum, Tyrannei und Pfaffenthum angreifen. Die meisten Erzeugnisse derselben aber sind seine „philosophischen" Romane, welche zusammen einen Cyklus ausmachen und nach seiner Absicht ein Gesammtbild des menschlichen Strebens und Leidens enthalten sollten. Sie stellen den Kampf außerordentlicher, ungebeugter und mutvoller Menschen gegen die Widerwärtigkeiten des Schicksals und die Schlechtigkeit ihrer Umgebung dar. „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" eröffnet die Reihe und schildert die Leiden, welche die Verdorbenheit der Menschen überhaupt schafft, „Raphael de Aquillas", das zweite Stück, diejenigen des Glaubenshasses (am Beispiele der spanischen Inquisition), „Giafar der Barmekide" die Greuel der rücksichtslosen Despotie. Den Schauer- und Bluttthaten der zwei letztgenannten Romane gegenüber sind dagegen die auf sie folgenden: „Sahir", „die Reisen vor der Sündflut", „der Faust der Morgenländer" mehr breiten und lehrhaften, theilweise auch satirischen Charakters. Die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" stellte die Erlebnisse eines Mannes dar, der den Adel angriff, dafür von diesem verfolgt wurde, in den Schrecken der französischen Revolution aber seinen Glauben an die Tugend verlor. Das Gespräch „Weltmann und Dichter" stellt die weiten Abstände zwischen Poesie und Welt dar. Nach schweren geistigen Leiden starb Klinger 1831 zu Petersburg.

Neben Klinger, dem bittern Feinde der Romantik und dem unabsichtlichen Nacheiferer Goethe's und Schiller's, sehen wir einen schon absichtlichern Solchen und ein Bindeglied zwischen Sturm und Drang und der Romantik auftreten. Es ist Johann Paul Friedrich Richter, als Schriftsteller Jean Paul genannt, geboren 1763 zu Wunsiedel am Fichtelgebirge. Aus ärmlichen Verhältnissen arbeitete er sich in die Welt

hinaus, studirte in Leipzig Theologie, fiel von ihr ab und wurde schon mit neunzehn Jahren Schriftsteller. Seine ihm eigenthümliche Manier aber begann erst zehn Jahre später (1793) mit der „unsichtbaren Loge". Diese seine Eigenthümlichkeit ist ein Humor, der „durch Thränen lächelt," aber mit einer Sprache ausgerüstet ist, welche in ihren seltsamen, gesuchten Ausdrücken und Satzbildungen und in den drolligen, sonderbaren Titeln seiner Bücher und Kapitel zwar von seiner Zeit nicht nur ertragen, sondern sogar gefeiert wurde, für uns aber rein ungenießbar geworden ist. Es ist ein beständiges Haschen nach unfaßbaren Fantasiegebilden, was seine Werke durchzieht, und bei diesem Haschen verweilt er sich mit behaglicher Breite und scheint niemals an ein Ziel gelangen zu können. Man befindet sich bei ihm nie auf festem Boden, man lernt keine deutlichen Menschengestalten kennen, von Charakteren gar nicht zu sprechen, seine Figuren (Personen kann man sie kaum nennen) handeln nicht, sie fühlen und schwärmen nur, es verfliegt Alles, was vorgeht, in Schimmer, Duft und Nebel. Hettner sagt: „Jean Paul steht nicht auf der höchsten Stufe des Humors; dazu fehlt es ihm an dichterischer Gestaltungskraft, an Weite des Weltblicks, an Schärfe der Menschenkenntniß. Dennoch ist Jean Paul ein großer und ächter Humorist. Er gehört zu den Seltenen und Auserlesenen, deren Humor auf dem Grunde eines liebenswürdigen Herzens, eines tiefen und reinen Gemüts ruht." Und anderswo: „Nie hat Jean Paul eine spannende, dramatisch bewegte Handlung zu erfinden vermocht; immer nur ein loses Nacheinander möglicher und unmöglicher Begebenheiten, das sich den Forderungen strenger Motivirung und fester einheitlicher Komposition zu entziehen sucht." Johannes Scherr urtheilt: „Allen Werken Jean Paul's mangelt innerlich die Gesundheit; denn alle seine Gestalten sind von der Krankheit am Irdischen, so zu sagen von einer geistigen Schwindsucht befallen. Seine aus Regenbogenfarben gewobene dichterische Welt hängt in der Luft. Der Mangel an Realismus beeinträchtigt die Form in einem Grade, daß auch der Inhalt darunter leidet. Jean Paul's Poesie ist durchweg verschwommene Farbenpoesie, und alle ihre Mondscheinlandschaften, Blütenstaubwolken, Blumenthränen und Nachtigallenklagen können den Mangel an plastischer Gestaltung nicht ersetzen."

Seine hauptsächlichen Romane sind, außer der unvollendeten, ein pädagogisches Problem behandelnden „unsichtbaren Loge," der „Hesperus" und dessen Fortbildung „Titan", der mit Wilhelm Meister zu wetteifern bestimmt war, welche Tendenz weiterhin die „Flegeljahre" verfolgen, aber wieder unvollendet blieben. Die späteren Romane reichen nicht an diese hinan. Liebliche kleine Idyllen sind „das Schulmeisterlein Wutz" und „Quintus Fixlein" (Leben eines harmlosen Pfarrers) und der „Jubelsenior", während dagegen der „Armenadvokat Siebenkäs" zum Roman anwächst. Die Idyllen halten sich von dem Barocken, Geschmacklosen und Formwidrigen der Romane im Ganzen fern. Ferner schrieb Richter philo-

sophische Bücher, eines gegen Fichte, „Clavis Fichtiana", dann „das Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele", eine „Vorschule der Aesthetik", „Levana oder Erziehlehre," alle in poetischem Geiste. Auch in der Politik versuchte er sich und trat mit schöner Offenheit und Mannheit für das geknechtete Vaterland auf, wie er über dessen Befreiung jubelte, dann aber nicht etwa zufrieden sich niederlegte, sondern auch den einheimischen Unterdrückern opponirte und den „Schmalzbuben" von 1819 derbe Wahrheiten sagte. Nachdem er seit 1804 in Baireut gelebt, starb er dort, durch den frühen Tod seines Sohnes gebeugt und fast erblindet, am 14. Februar 1825.

Ein dritter Spätling der Sturm= und Drangzeit neben den so eben genannten Dichtern war der unglückliche Friedrich Hölderlin, geboren 1770 zu Lauffen in Schwaben, und in Tübingen mit Schelling und Hegel zum Theologen bestimmt, wo aber diese Drei einen Freiheitsbaum pflanzten. Er wurde Spinozist und Verehrer der hellenischen Schönheitswelt, die er ähnlich wie einst Schiller herbeisehnte, aber nicht wie Dieser und Goethe herbeizaubern konnte, sondern schmerzvoll resignirend zurücksank. Sein Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" (1797 und 1799) spielt im neugriechischen Aufstande von 1770, leidet aber an unheilbarer Zerrissenheit und Gestaltlosigkeit; es ist ein mißlungener Werther. Die Sprache ist voll Poesie und Begeisterung, Enttäuschung aber ist der Refrain des Buches. Mit Entwürfen weiterer Werke beschäftigt, stürzte ihn 1798 eine unglückliche Liebe, die er in Frankfurt als Hauslehrer zur Mutter seiner Schüler faßte, und die rohe Behandlung durch den Gatten in Geistesnacht, welche 1802 vollständig war und aus der ihn erst 1843 zu Tübingen der Tod befreite. Großartig und schwungvoll sind seine lyrischen Gedichte.

In den Kreis poetischer Schöpfer, den diese Titanen bilden, gehören als ihre Zeitgenossen und als Solche, welche der Romantik nicht verfielen, sondern älteren Idealen anhingen, noch mehrere Dichtergeister niedern Ranges. Wir rechnen dazu: den beliebten Novellendichter Heinrich Zschokke (geboren 1771 zu Magdeburg, gestorben 1848 zu Aarau in der Schweiz, wo er sich eine einflußreiche Stellung erworben), den freisinnigen Humoristen Graf von Benzel=Sternau (1767—1844), den freiheitbegeisterten ruhelosen Wanderer Gottlieb Seume, dessen Kanadier so populär geworden, die sentimentalen Lyriker Tiedge (mit seinem Lehrgedichte „Urania" zur Verfechtung der Unsterblichkeit), Matthisson mit seinen Landschaftsbildern und Salis mit seinen „tiefgemütlichen" Liedern, den parabolischen und idyllischen, aber charakterschwachen (Lobredner Napoleons!) Kosegarten, die Dichterinnen Friederike Brun, Elisa von der Recke und Luise Brachmann, die Dialekt-Dichter Grübel in nürnberger, Peter Hebel in schwarzwälder und Martin Usteri in züricher Mundart, den wässerigen Romanfabrikanten Lafontaine und den Possenschreiber Lang=

bein. Das Theater beherrschte leider (zur Zeit eines Goethe und Schiller!) der elende August von Kotzebue, der Spion Rußlands in Deutschland, dem die unverdiente Ehre widerfuhr, von einem ehrlichen Schwärmer erdolcht zu werden und über welchen Platen entrüstet schrieb:

„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert,
verzeiht mir diese Trope,
und übertraf an Fruchtbarkeit
selbst Calderon und Lope."

Es ist zwar peinlich, mit solchem Gesellen den Abschnitt schließen zu müssen, der die größten Zierden unserer Literatur behandelt; aber wir kommen sofort zur romantischen Schule, welche Kotzebue zwar feindlich gegenüberstand, aber doch mehrere Jünger zählte, die ihm nachzufolgen völlig würdig sind.

B. Die romantische Schule.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchte eine Schule von deutschen Dichtern und Schriftstellern auf, deren Gaben und Talente durch das Wirken Goethe's und Schiller's zur Nacheiferung geweckt und zugleich durch die Herrschaft, welche Nicolai (s. Bd. II. S. 362) und seine platten Rationalisten in der Kritik und armselige Philisterseelen wie Kotzebue und Lafontaine im Theater und im Roman ausübten, zur Opposition gereizt wurden. Während jedoch die beiden großen deutschen Dichterfürsten ohne Rücksicht auf das niedere Volk der Dichterlinge ihre hohe Bahn hinschritten und nach Ueberwindung der Unreife des Sturms und Drangs selbstlos nach der Verwirklichung des Schönen, und des Guten im Schönen, strebten, womit sie eine neue, erhabene Stufe der Kunst erstiegen, vermochte ihnen hierin die neue Schule nicht zu folgen; denn ihr Können blieb hinter ihrem Wollen zurück. Die Romantiker, wie sie sich nannten, hatten zwar eine neue Richtung in die Literatur einführen wollen; allein sie brachten lediglich eine Erneuerung der Sturm- und Drangperiode zu Stande, nur in anderer Form, nämlich mit Annahme einer gemeinsamen Tendenz, welche den Stürmern und Drängern (s. Bd. II. S. 577) gefehlt hatte. Während die Romantiker mit den Letzteren die Formlosigkeit, die Verachtung aller Regeln der Kunstthätigkeit theilten, stellten sie dagegen das Prinzip auf, Poesie und Leben müßten in Einklang gebracht werden. Zwar hatten Goethe und Schiller Dasselbe angestrebt; allein diese Genien verstanden unter Poesie die allgemeingültige Verwirklichung des Schönen durch die Sprache nach Gesetzen der Kunst, während die Romantiker unter der Poesie schlechthin Das verstanden, was der Einzelne darunter verstehen wollte. So trat bei ihnen das subjektive Belieben und Behagen an die Stelle der normalen Kunstgesetze; Jeder konnte die Ästhetik modeln und formen, wie es seinem Ich

gefiel. Es ist einleuchtend, daß zu dieser Richtung die Philosophie Fichte's einen wesentlichen Anstoß gegeben hat. Dieselbe vereinigte alles Sein und Denken im Ich, das demnach Alles von sich abhängig machte. Allerdings verstand Fichte unter diesem Ich ein allgemeines, Alles umfassendes; da es aber ein solches nicht gibt, so setzten die Romantiker das subjektive Ich, das Ich jedes Einzelnen an seine Stelle, und jeder Einzelne konnte daher mit dem Ganzen schalten und walten wie ihm gut dünkte. Die Romantiker suchten in der Poesie nicht darzustellen, was nach Erfahrung und Anerkennung der vorgeschrittenen und gebildeten Welt schön war, sondern was Jedem von ihnen schön vorkam, was Jedem für sich schmeckte. Ihre Kunst ist daher eine Anarchie des Geschmacks und folglich eine Geschmacklosigkeit. Da indessen die Fichte'sche Lehre an sich arm, trocken und dürr war und aus dem ewigen Einerlei des Ich nichts zu ziehen war als ein vager Grundsatz, so kam dem Bedürfnisse der Romantiker nach einem Inhalte ihres dumpfen Strebens bereitwillig die Philosophie Schelling's entgegen. Die neu erfundene „Naturphilosophie" desselben war aus der Ungeduld hervorgegangen, bei dem langsamen Vorschreiten der Naturwissenschaft, deren Resultate man nicht erwarten konnte, selbst Das in die Natur hineinzudeuten und hineinzugeheimnissen, was die Wissenschaft noch nicht erforscht hatte. Nach Schelling war die Natur sichtbarer Geist, der Geist sichtbare Natur; Geist und Natur waren daher Eins und die letztere im erstern enthalten, so daß der Geist die Natur in der Macht hatte und ihr Schöpfer war, daher auch Schelling die Kunst, in welcher sich der individuelle Geist wirklich als Schöpfer lebender oder zu leben scheinender Werke kundgab, an die Spitze seines Systems stellte. Das war Wasser auf die romantische Mühle. So gewann sie an dem gesammten Weltall einen reichen Inhalt ihrer künstlerischen Willkür und konnte mit demselben nach Belieben verfahren. Die Fantasie war ihr unumschränkte Herrscherin; ja es gab für sie nichts als Fantasie; in ihr lebte und webte sie. — Die Romantiker spielten gewissermaßen mit der Welt, als wäre sie ein Fangball und knüpften hieran die berüchtigte Ironie, mit welcher sie Alles behandelten, was sich ihnen darbot. Sie lauerten gewissermaßen den Geheimnissen der Natur auf, und wenn sie keine solche fanden, so machten sie selbst welche. Sie vertieften sich in das Säuseln und Brausen des Windes, in die blinkenden Schätze des Gebirges, in das Wogen des Meeres, das Plätschern der Quellen, das Leben der Blumen und suchten darin geheime Mächte, die als Elfen, Gnomen und vergleichen die Menschen beglückten oder verfolgten. Mit Vorliebe wurde der Mondschein verherrlicht; man sang inbrünstig:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
steig' auf in der alten Pracht.

Nur das Gefühl und dessen unmittelbarer Ausdruck galt noch; das Denken wurde überflüssig. Es hieß:

Liebe denkt in süßen Tönen;
denn Gedanken steh'n zu fern;
nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

So proskribirten sie den Gedanken, weil sie von ihm Gesetze fürchteten und weil sie vorzogen, ungezügelt zu fantasiren. Dies souveräne Schalten und Walten des Ich glaubten die Romantiker durchsetzen zu können, indem sie die Versöhnung des Lebens und der Kunst als gebieterische Nothwendigkeit proklamirten. Worin aber fanden sie diese Versöhnung? Da sie nicht fähig waren, der Poesie aus ihrem Geiste neue Bahnen zu brechen, so fanden sie kein anderes Mittel als die Religion, — diese sollte die ersehnte Einheit schaffen und die Welt so gestalten, wie sie die Romantiker in ihrer schrankenlosen Fantasie haben wollten. Einige Zeit nun bildeten sie sich selbst eine Religion nach ihrem Geschmacke; als diese aber gar zu kraus ausfiel und zwischen Natur und Offenbarung haltlos hin und her schwankte, so daß Friedrich Schlegel (1800) die Einführung einer neuen Mythologie verlangte, weil die antike Mythologie der alten Literatur ihre Schönheiten verliehen, zog man die Konsequenzen. Man suchte und fand die benöthigte Mythologie im — Katholizismus! So wie sich die mit der wahren Geschichte auf gespanntem Fuße stehenden Romantiker das Mittelalter dachten, witterten sie in demselben ein volles und beständiges gegenseitiges Durchdrungensein von Leben, Kunst, Staat und Wissenschaft mit der katholischen Religion und Kirche. Nicht Alle, aber ein großer Theil der Romantiker fand daher in der „verlorenen Kirche“, die wieder aufgerichtet werden müsse, die „blaue Blume“ der Poesie, und die praktische Folge für Manche, voran für Friedrich Schlegel, dem dann Adam Müller, Zacharias Werner, Clemens Brentano und Andere folgten, war die förmliche Konversion. Ja es blieb nicht dabei. Weil diese mystisch-katholischen Romantiker in allem Mittelalterlichen das Heil der Welt sahen und auch den Absolutismus, wiewohl ganz irrig, für mittelalterlich hielten, so beförderten sie denselben nach Kräften und liehen sich (die poetischen Geister!) zur Zeit der Restauration zu ganz prosaischen Werkzeugen der politischen Reaktion her, welche der mit ihnen verbundene Konvertit Haller, wie wir (oben S. 402) gesehen, endlich in ein förmliches System brachte. Auf dem Felde der kirchlichen Reaktion leistete dagegen das Höchstmögliche romantischen Unsinns der von uns bereits (oben S. 199) erwähnte Görres.

Diese Extravaganzen waren die unausbleibliche Folge des ganzen Gebarens der Romantiker. Weil sie unfähig zu großen dichterischen Schöpfungen waren, wollten sie ihren Mangel an Talent und Genie durch schrankenloses Walten der Fantasie ersetzen, und weil auf diesem Wege

ihr Vorrath durch Verschwendung bald erschöpft war, geriethen sie dahin, wo der Fantasie in Verbindung mit dem Leben noch der größte Spielraum gestattet war, — wenigstens bis auf ein gewisses Maß, — in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche. Das Übermaß der Freiheit schlug in sein Extrem, in das Übermaß der Knechtschaft um, — das subjektive Non possumus endete mit dem objektiven Non possumus des römischen Dalai-Lama.

Nicht alle Romantiker geriethen indessen soweit auf ihrem Irrwege, — ja es sind ihrer eigentlich Wenige, welche in's äußerste Extrem der Reaktion hinaus wüteten. Ihrer Viele waren blos Romantiker um der Poesie selbst willen und blieben es auch, indem sie andere Tendenzen verschmähten und ihr Ziel nicht zum bloßen Mittel wollten herabwürdigen lassen. Katholizismus und Mittelalter waren ihnen daher nicht praktische Strebziele, sondern poetische Gegenstände, es war ihre künstlerische Geschmacksrichtung, die sie zu jenen historischen Erscheinungen hinzog. Unter diesen treuen Musensöhnen haben sich Mehrere, wenn von den im ganzen Bereiche der Romantik höchst mangelhaften poetischen Leistungen abgesehen wird, manigfache Verdienste erworben, und zwar vorzugsweise um die Wissenschaften der Sprache und Literatur. Das schrankenlose Walten der Fantasie führte selbstverständlich zu eifrigem Suchen nach poetischem Stoffe, den man natürlich hervorholte, wo man ihn fand. So lernte man, obschon man ursprünglich nicht Dies beabsichtigte, die verschiedensten Literaturen und deren Sprachen kennen, und das bloße Mittel der Romantik brachte der Menschheit schönere und werthvollere Früchte, als ihr Zweck, welcher jetzt „versunken und vergessen" ist, wie das mit des Sängers Fluche beladene Tyrannenschloß. Wir haben in dieser Beziehung bereits des Großen erwähnt, welches zwei Chorführer der Romantik, die beiden Brüder Schlegel, in Bezug auf das Sanskrit, und des Preiswürdigen, das zwei andere Brüder, zwar keine Dichter, aber mit den Romantikern Befreundete, die beiden Grimm, zu Gunsten der deutschen Sprache und des deutschen Volksthums geleistet haben. Im Vereine mit Anderen, wie Tieck, Gries, Kannegießer, Streckfuß, haben die Brüder Schlegel uns auch das Reich der romanischen Literaturen eröffnet und Dante, Ariosto, Tasso, Cervantes, Calderon u. A. in Deutschland eingebürgert. Ebenso haben A. W. Schlegel und Tieck bekanntlich die erste genießbare Übersetzung des großen britischen Dramendichters unternommen.

Noch anderen Romantikern, welche weder zu reaktionären Gaukeleien und Schaukeleien geeignet, noch zu Forschungen in Sprachen und Literaturen berufen waren (doch beides nicht ohne Ausnahmen), haben wir die patriotische Poesie zu verdanken, welche während der Unterdrückung Deutschlands durch Napoleon, während der Befreiungskriege und während der „Demagogenhetze" so manche schöne, wenn auch durch die späteren

Ereignisse antiquirte Blüten trug (Kleist, Arndt, Schenkendorf, Körner, Uhland). Indessen gab es auch mehrere Romantiker, welche keiner der so eben berührten Gruppen angehörten, sondern vereinzelt im Geiste der Romantik besonderen fantastischen Idealen nachjagten (Hoffmann, Fouqué und Immermann im Roman, Schulze im Epos, Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer und Grabbe im Drama, Eichendorf und Justinus Kerner in der Lyrik), und ebenso wieder andere Dichter, welche mit den Romantikern nur wenig stark oder gar lose zusammenhingen oder auch nur aus diesen und jenen Gründen zugleich mit ihnen erwähnt werden müssen (wie Chamisso und Rückert). Wir werden ihrer Aller und der sich um sie gruppirenden Dichter mindern Ranges in Folgendem gedenken.

Das poetische Haupt der romantischen Schule ist Tieck, die beiden kritischen Häupter sind die Brüder Schlegel; um sie gruppiren sich als die Romantiker κατ' ἐξοχήν Novalis, Arnim, Brentano u. s. w.

Der eigentliche Chorführer und Gesetzgeber der Romantik war Friedrich Schlegel, der jüngere, aber früher reife und auch früher Hingeschiedene der beiden Brüder, geboren 1772 zu Hannover, gestorben 1829 zu Dresden. Er stellte die Theorie der Schule (1799) in seinem „Gespräch über Poesie" auf. Darin predigte er die Wiedererweckung aller Religionen, sprach aus, im Orient müsse man das höchste Romantische suchen, verkündete, der große Witz der romantischen Poesie zeige sich nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Konstruktion des Ganzen, und erklärte feierlich, es sei der Anfang der Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und sich wieder in die schöne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche „Chaos" der menschlichen Natur zu versetzen! Als Dichter war Friedrich Schlegel unbedeutend. Sein ganz mißlungenes, weil bunt aus den verschiedensten sich widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetztes Trauerspiel „Alarcos" sollte, nach Hettner, ein Trauerspiel im antiken Sinne des Wortes sein, aber in romantischem Stoff und Costüm; es ist ein Versuch, durch Nachbildung Calderon's, dieses Lieblings der Romantiker und der Schlegel insbesondere, den hohen Stil auf modernem christlichen Boden zu erreichen und heimisch zu machen. Die Ausführung ist äußerst schwach. Außerdem ist Friedrich Schlegel nur durch ein poetisch sein sollendes Werk bekannt, das ihn eher berüchtigt, als berühmt gemacht hat. Es ist die verrufene, 1799 erschienene „Lucinde", ein nicht nur äußerst schlüpfriger, sondern auch die Schlüpfrigkeit mit breiter Gründlichkeit zum System verarbeitender und daher höchst langweiliger, jetzt glücklicher Weise vergessener Roman, dem der Theolog Schleiermacher damals die taktlose Ehre anthat, ihn in mehreren Briefen über alles Maß in den Himmel zu erheben, was ihn aber später bitter reute. Bekanntlich wurde Friedrich Schlegel 1801 katholisch und in Folge dessen am österreichischen Hofe angestellt, wo er mit Gentz, Haller und Adam Müller das Metternich'sche System der

Heuchelei und Knechtschaft vorbereiten und unterstützen half. In Wien hielt er seine pfäffischen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur (1812). In die volle Mystik hinein taumelte er mit seiner „Philosophie des Lebens“ und seiner „Philosophie der Geschichte“. August Wilhelm Schlegel (geboren 1767 zu Hannover, gestorben 1845 zu Bonn) war so wenig Poet wie sein Bruder, aber ein trefflicher Übersetzer. In der Satire, namentlich gegen Kotzebue, war er übrigens nicht ungeschickt. Sein Trauerspiel „Ion,“ welches mit der Iphigenia Goethe's wetteifern sollte (!), ist, wie Scherr sagt, „frostige Rhetorik“. Ebenso frostig sind auch seine Gedichte. Man vergleiche z. B. seine vielbekannte Romanze „Arion“ mit Schiller's Romanzen! An den reaktionären Tendenzen seines Bruders betheiligte er sich nicht und konvertirte auch nicht.

Ludwig Tieck, der bedeutendste Dichter der romantischen Schule, war 1773 zu Berlin geboren und starb 1853 zu Dresden. Als Schriftsteller trat er 1795 mit dem orientalischen Roman Abdallah auf, welchem das von Schauer und Verbrechen erfüllte Nachtbild „William Lovell“ folgte. Sein Zusammenhang mit den Schlegel und der Romantik wurde zuerst 1797 in den „Volksmärchen Peter Lebrecht's“ offenbar, und 1799 stellte er in „Franz Sternbald's Wanderungen“ die Kunsttheorie der Romantik auf. Hierin unterstützte ihn sein Freund, der schon ein Jahr vorher in jugendlichem Alter hingeschiedene Wackenroder, Verfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.“ Schon da spukte der neuerwachende Katholizismus der Romantik, der später in Tieck's Drama „Genoveva“, zu welchem er nach eigenem Geständniß Motive aus des „Malers Müller“ (Bd. II. S. 585) gleichnamigem Stücke benutzte, — seine völlige Auferstehung und Verherrlichung feierte. Tieck konvertirte zwar nicht (wenigstens ist es nicht bewiesen, wenn auch behauptet worden) und wurde auch kein Knecht der Reaktion; er schwärmte nur als Dichter für das Mittelalter, jedoch ohne Erfolg. Seine Werke wurden zwar von den Romantikern in den Himmel erhoben; aber die übrige Welt wußte das Geschenk nicht zu schätzen, das er ihr darbrachte. Eine affektirte Naivetät, welche dem Mittelalter entsprechen sollte, machte statt eines rührenden, blos einen einfältigen Eindruck. Tieck ist, wie Hettner sagt, „gerade derjenige Dichter unter den Romantikern, bei dem jene tolle, in genialem Übermute ihre eigenen Gestalten persifflirende und vernichtende Laune des Schaffens, die man gewöhnlich mit dem Namen der romantischen Ironie bezeichnet, am allertollsten sprudelte. Raketenartig schickt er seine Schwärmer in die Luft und oben zerplatzen sie dann funkensprühend in zauberhafter Farbenpracht unter dem lauten jubilirenden Gelächter der Zuschauer.“ Hand in Hand mit Tieck's katholisirender Poesie ging somit seine romantische Ironie, mit welcher er die philisteriösen Richtungen der Literatur verspottete, so namentlich in den jetzt nicht mehr genießbaren dramatischen Satiren „der gestiefelte Kater“, „die verkehrte Welt“, „das Däumchen“. In den

Märchen Tieck's herrscht, wie Hettner sagt, und wie es in gemachten Märchen nicht wohl anders sein kann, „das wahnsinnige Schrecken und Grauen, mit dem die dämonische Übermacht der Natur heimtückisch über den Menschen hereinbricht und ihn unrettbar vernichtet." Weniger dem Katholizismus als den Romantikern und für sich diente Tieck's zweitheiliges, mit einem allegorischen Vorspiel versehenes Lustspiel „Kaiser Oktavianus" (1802), welches gleichsam einer Zusammenfassung der romantischen Ideen und Anschauungen gleichkam. Eine wirre Fantasie durchwebt dasselbe und schwelgt in den wunderlichsten Gebilden. Bombast und Schwulst herrschen, große Gedanken und edle Tendenzen fehlen. Die Komik ist plump und ohne Nerv und das Stück sinkt durch das vollständige Unvermögen, im Dienste der Wahrheit komisch zu wirken, zur völligen Posse herab, und zwar zu einer höchst langweiligen. Völlig abgeschmackt ist das wiederholte Auftreten allegorischer Personen, wie des Schlafs, der Romanze u. s. w., und kindisch das bei Tieck wie bei der romantischen Schule überhaupt gebräuchliche Klingeln mit Sonetten, Canzonen, Trioletten und allen übrigen Klinklingelversarten der romanischen Literaturen. Die Masse der auftretenden Personen verwirrt im höchsten Grade die ohnehin durch den Mangel an jeder Bestimmtheit von Zeit und Ort unklare Handlung. Das letzte im Geschmacke der Romantik gedichtete und gleich den meisten übrigen den Volksbüchern entnommene Drama Tieck's war „Fortunat" (1815), welches indessen Hettner als sein „köstlichstes" anerkennt und zugibt, daß es geeignet wäre, mit der Romantik zu versöhnen. Von da an war er vom romantischen Schellengetön übersättigt und warf sich seit den zwanziger Jahren auf die Produktion von Novellen, aus welchen zwar das romantische Element nicht durchaus verbannt ist, welche aber im Ganzen durchaus Goethe zum Muster haben und von denen viele alle seine früheren Werke übertreffen, indem sie auf klarem und wahrem Boden stehen. Auch seine Gereiztheit gegen den Fortschritt der Zeit schwand endlich in seinem Romane „Vittoria Accorombona". Tieck's Novellen sind gegenüber seinen früheren Werken als eine ganz neue Periode zu betrachten; sein Verehrer Braniß stellt sie als geschichtsphilosophische den romantischen Produkten als naturphilosophischen gegenüber und sieht zwischen beiden einen Unterschied wie zwischen Mittelalter und Neuzeit. Auf jenes hat Tieck in „Camoens Tod" zurück, auf diese in „Shakespeare's Leben" voraus geblickt. Die Verbindung zwischen beiden bildet die erwähnte „Vittoria", deren Gestalt, nach Braniß, „eine wunderbare Einheit des Antiken und Romantischen in sich darstellt." Tieck hat hier „statt in den gegebenen historischen Stoff etwas Fremdes hineinzudichten, die diesem Stoffe selbst angehörende und darin verborgene Poesie aus ihm herausgedichtet, und so ist sein Roman nicht, wie die sonst vorhandenen, ein Konglomerat von Historie und Fiktion, sondern ganz Dichtung und ganz Wahrheit."

Diesem Patriarchen der Romantik steht zunächst deren jugendlicher

Feuergeist, im Reiche der Poesie Novalis, im Leben Friedrich von Hardenberg genannt, geboren 1772, gestorben schon 1801. „Kein anderer Romantiker," sagt Scherr, „hat es mit der Absicht, Leben und Poesie, Wissenschaft und Religion in Eins zu schmelzen, so ernst genommen wie er." Sein Wesen ging ganz in Religion auf, in welcher er eben jene Vereinigung suchte, anfangs ohne konfessionelle Färbung, in rein poetischer Auffassung. Poesie und Religion fielen ihm zusammen. Aber im Jahre 1799 schrieb er das Fragment „die Christenheit oder Europa," in welchem er sich nach den schönen glänzenden Zeiten sehnte, wo Europa ein christliches Land war, ein gemeinschaftliches Interesse und ein Oberhaupt hatte. Kurz, er erhob den Papst und die katholische Kirche, polemisirte gegen die Astronomie, welche die Erde zu einem unbedeutenden Planeten herabwürdige, und gegen die Reformation, welche den „Buchstabenglauben" der Bibel zum Schaden der Kunst erhoben, und pries die Jesuiten (!) als Rettungsanker der Kirche. Von solcher Religion nun erwartete der Unglückliche Europa's Wiedergeburt und von Rom als Hauptstadt der Welt eine heilige Zeit des ewigen Friedens. Sein Hauptwerk ist der unvollendete Roman „Heinrich von Ofterdingen." Seine Bestimmung war, als das direkte Gegentheil von Goethe's Wilhelm Meister aufzutreten, dem er daher in Haltung und Form, ja sogar in Format und Druck nachgeahmt war. Während Goethe's Bildungsroman aus der fantastischen Überschwenglichkeit unentwegt zu immer größerer Klarheit und zur Versöhnung mit der Wirklichkeit, mit dem thatsächlichen Leben überging, entfernte sich umgekehrt Ofterdingen immer mehr von der letztern, um sich völlig in das Reich der Fantasie zu verlieren und letzteres zu dem allein berechtigten Leben hinaufzukünsteln. In seinen „Hymnen an die Nacht" vermischte er gefühlsinnig Katholizismus und Pantheismus, himmlische und irdische Liebe. Die Unklarheit in seinen Schriften läßt indessen annehmen, daß er, hätte er länger gelebt, in ein eben so zerrissenes und haltloses literarisches Treiben gerathen wäre, wie der Hauptstruwelpeter der Romantik, Clemens Brentano, geboren 1777 zu Frankfurt am Main, gestorben 1842, auch ein Konvertit und zwar einer der eifrigsten. Hätte er nicht einzelnes weniges Schönes geschrieben, so wäre es unbegreiflich, wie er je zu der Ehre hätte gelangen können, in der deutschen Literaturgeschichte nur genannt zu werden. Seine meisten Produkte, verschiedenen Gattungen der Poesie in Prosa und Versen angehörend, sind ein verworrener Mischmasch von Gedanken und Unsinn, aus denen kein Mensch klug werden kann. So sein Lustspiel „Ponce de Leon", so seine sogenannten Märchen, die eher alles als unterhaltend, ja nicht einmal lesbar sind, so seine gründlich langweilige Satire gegen die Filister. In slavischer Mythologie versinkt sein Drama „die Gründung Prags", in lallender Mystik sein von ihm selbst bescheiden dem Dante und Shakespeare an die Seite gestellter „Romanzenkranz vom Rosenkranz". Ergreifend und formvollendet ist nur seine Novelle „vom

braven Kasperl und vom schönen Annerl"; aber sie wühlt im Gräßlichen. Der Dichter trifft Nachts auf Treppenstufen eines Hauses eine achtzigjährige Frau, welche in kein Bett will. Er entlockt ihr die Erzählung ihrer Schicksale. Ihr Enkel ist Soldat und Geliebter ihres jungen Pathchens. Aus dem französischen Feldzuge heimkehrend, wird ihm in einer Mühle sein Pferd mit Mantelsack gestohlen; er muß zu Fuß nach Hause und erkennt die Diebe in seinem Vater und Bruder. Als Soldat muß er sie verhaften und anzeigen und aus Verzweiflung hierüber erschießt er sich auf dem Grabe seiner Mutter, den letzten Gedanken seinem Annerl weihend. Dieses ist unterdessen, ohne daß er es ahnt, von einem vornehmen Herrn, der ihr vorgab, Kasperl sei im Kriege gefallen, verführt worden und hat im Taumel der Verzweiflung ihr Kind erwürgt. Sie wird zum Schwerte verurtheilt, was ihr Schicksal ist, weil schon in Kinderjahren bei ihrer Anwesenheit im Scharfrichterhause das Richtschwert sich geregt hat (!). Die Alte will sie noch einmal besuchen, ehe sie stirbt, und vorher noch den Landesherrn um ein ehrliches Begräbniß für den Enkel bitten. Der Dichter erbietet sich hiezu, will zugleich um Gnade für den Verurtheilten nachsuchen, eilt zum fürstlichen Palaste, wird vom wachthabenden Offizier, einem Grafen, den er kennt, nicht eingelassen, weil der Fürst eben auf einem galanten Abenteuer abwesend ist, dringt gewaltsam zu Diesem, den er heimkehren sieht, und erlangt die Gnade. Mit dem Grafen reitet er hinaus zum Hochgerichte. Aber es ist zu spät, — Annerl's Kopf gefallen! Der Graf sinkt zusammen, — er ist der Verführer! Der Fürst kommt selbst nach und mit ihm seine Maitresse — des Grafen Schwester! Die Geschichte endet damit, daß der Fürst die beiden Liebenden in gemeinsamem ehrlichem Grabe und zwar den Soldaten mit des Grafen Degen bestatten läßt, den Grafen degradirt, welcher sich sofort vergiftet, und — seine Maitresse heiratet. Selten wol wurde so abstoßender Stoff so schön und rührend verarbeitet. — Mit Brentano hat viel Ähnliches sein Schwager Ludwig Achim (Joachim) von Arnim, geboren 1781, gestorben 1831. Er gestand, daß er zur Poesie griff, um aus dem politischen Unheil der Zeit sich zu ihr zu flüchten. Er liebte Gemälde aus der Sittengeschichte, besonders des Mittelalters und adeliger Häuser. Obschon er nicht konvertirte, katholisirte er bedeutend und war wundergläubig und symbolsüchtig bis zum Exceß. Geisterspuk und Zauberwahn werden ernsthaft als poetische Motive verwendet; es sind eben Nothbehelfe, die seine Armut an dichterischer Erfindung ersetzen müssen oder wenigstens sollten. Seine bedeutendsten Romane sind „die Kronenwächter" und „die Gräfin Dolores", welche einen guten, vielversprechenden Anfang haben, aber die hierdurch erregten Erwartungen in der Folge keineswegs rechtfertigen, während „Isabella von Ägypten" geradezu wahnsinnig ist. Miteinander bearbeiteten die Schwäger die herrliche Liedersammlung „des Knaben Wunderhorn", welche alle ihre eigenen Werke an Werth weit über-

trifft. Die Urheberin ihrer Verwandtschaft, Frau Bettina von Arnim, geborene Brentano (1787—1858), ist keine unbedeutende Person im Kreise der romantischen Schule, vielmehr deren Priesterin oder Sibylle. Als Kind in Goethe verliebt und mit ihm korrespondirend („Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde"), beurkundete sie in ihren Schriften reichere Fantasie und wahrere Begeisterung als alle sogenannten Männer der Schule, in welcher sie übrigens das „Gottesreich der Zukunft" wähnte. Sie und ihre Freundinnen mancherlei Art erregten in jener ersten Zeit unseres Jahrhunderts mit ihren Extravaganzen und mit ihrem Einflusse auf die Literatur bedeutendes Aufsehen. Diese „schönen Seelen" hüpften von Ideal zu Ideal; — bald war es die Romantik überhaupt, bald die Bibel, bald der Katholizismus, was ihre Köpfe einnahm. Voran steht neben Bettina ihre Freundin, die Stiftsdame Karoline von Günderode (geboren 1780), welche unter dem Namen „Tian" Gedichte und Dramen schrieb und an Brentano großes Interesse nahm. Während Bettina in ihrem Leichtsinn prahlte, der Tanz sei der Schlüssel ihrer Ahnung einer andern Welt, gab ihr die Günderode fromme Ermahnungen. Bettina erklärte, Gott sei nicht die Weisheit, wie die Kirchenväter meinten, sondern die Leidenschaft (!) und glaubte sich selbst zur Leitung der Welt berufen! Die Günderode endete 1806, aus Schmerz über die Treulosigkeit des von ihr geliebten Mythologen Creuzer (oben S. 445) ihr Leben durch einen Dolchstich. Die anderen schönen Seelen waren meist Jüdinnen, und zwar solche der Residenz Preußens, wo sie mit Bettina nach deren Heirat eng verbunden waren und Zirkel hielten, in denen sich die Schöngeister sammelten, die Romantiker ihre Feldzüge entwarfen und namentlich der lüderliche Gentz eine Rolle spielte. Unter diesen Jüdinnen machte sich Rahel Levin (1771—1833), die spätere Gattin des schreibseligen Memoirenverfassers Varnhagen von Ense, durch ihre geistreichen Briefe berühmt, und Henriette Hertz durch ihre Freundschaft für Schleiermacher und den Prinzen Louis Ferdinand. In ihren Kreisen wurde Frau von Staël bei ihren Besuchen in Deutschland, nachdem sie zuvor auch Weimar und dessen Größen kennen gelernt, überaus gefeiert. Uebrigens nahmen an jenen Vereinigungen noch allerlei zweideutige Personen, Schauspielerinnen, Prinzenmaitressen u. s. w. Antheil.

Die Fantastik Brentano's und Arnim's trieb auf die Spitze ein anderer Dichter, der nicht zur romantischen Schule im engern Sinne gehört, indem er Mittelalter und Katholizismus in Ruhe ließ, aber beide zuletzt genannten Romantiker an Geist, Tiefe und Formgewandtheit weit übertraf, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, geboren 1776 zu Königsberg, gestorben 1822 nach schweren Leiden zu Berlin, wo er seit 1815 den wichtigsten Theil seines Lebens zugebracht. Von Beruf Jurist, lebte er aus glühender Neigung der Musik und Poesie und zog lange als Kapellmeister herum. Seine Natur hatte etwas Dämonisches, mit Wollust im

Grauen und Entsetzen sich Begrabendes. Als Schriftsteller trat er erst seit 1814 auf. Von da an folgten sich rasch „Phantasiestücke in Callot's Manier", die „Elixiere des Teufels", die „Nachtstücke", die „Lebensansichten des Katers Murr" und die „Serapionsbrüder", seine beste Arbeit, eine Kette von Erzählungen, unter denen mehrere wunderlieblich sind. Längere Zeit erntete er großen Beifall; denn das Fantastische war, genährt durch die Romantiker, Mode. Es lief aber bei ihm in's Fratzenhafte aus; er schuf solche fürchterliche Teufelsgestalten und Höllenbreughelsfiguren, daß ihm am Ende selbst vor ihnen graute. Zuletzt brachten ihn seine Furcht vor seinen eigenen Fantasien und seine Ausschweifungen in Wein und Liebe in's Grab. Berühmt waren seine geistvollen Unterhaltungen mit dem großen Schauspieler Ludwig Devrient im Weinhause von Lutter und Wegener zu Berlin. Im größten Maßstabe jagen sich unheimliche Situationen mit tollen Einfällen und verwickelten Familiengeschichten in den „Elixieren des Teufels". Im Einzelnen noch furchtbarer und packender sind unter den „Nachtstücken" der „Sandmann", das „Majorat", das „öde Haus", sowie die „Automate", der „unheimliche Gast" und der „Magnetiseur" in anderen Sammlungen. Ein wunderliches Kindermärchen ist „Nußknacker und Mäusekönig". Humoristisch-satirisch wirken die „Lebensansichten des Katers Murr". Auf dem thatsächlichen Boden der Geschichte und Kultur dagegen bewegen sich die lebendigen und gesunden Sittengemälde „Doge und Dogaressa" aus Venedigs, „Meister Martin und seine Gesellen" aus Nürnbergs Vergangenheit und „das Fräulein von Scuderi" aus dem Pariser Stadt- und Hofleben zur Zeit Ludwigs XIV.

Weiter trat als Novellist unter den Romantikern der von uns bereits als „Naturphilosoph" genannte Norweger Heinrich Steffens (1773 — 1845) auf. Seinen Novellen und Romanen (die vier Norweger, Malkolm u. a.) fehlt Einheit, Zusammenhang, Klarheit. Seinen Standpunkt charakterisirt blinder Haß gegen allen Fortschritt (dem er z. B. in seinen „Karrikaturen des Heiligsten" Luft machte, besonders gegen die Turnerei, Freimaurerei u. s. w.) und kriechende Unterwürfigkeit gegenüber Hochgestellten. Obschon er stark katholisirte, wagte er doch die Konversion nicht. Ehrenhafter steht, weil seine Überzeugung und Wirksamkeit seinem Stande angemessen war, der Baron Friedrich de la Motte Fouqué (1777 — 1843) da. Er meinte es ehrlich; denn er hielt das Feudalwesen eben für ein Ideal, nicht für ein Verdummungsmittel, wie andere Romantiker. Er war Dichter; aber die Fantastik mit ihren Apparaten von Verbrechen, Liebe und Wunderkram mußte ihm das fehlende Genie ersetzen, und so rasselte er nach Herzenslust mit Harnischen, Schwertern und Schilden. Seine Romane und Dramen wählten natürlich die mittelalterliche Ritterzeit und die Sagenwelt des nordischen Reckenthums zum Inhalte und schwelgten in Ergebenheit an Königthum, Adel und Kirche; die bedeutendsten sind „der Held des Nordens" (dramatische Trilogie) und „der Zauber-

ring" (sehr katholisirender Ritterroman). In diesen Werken scheint der Verfasser ganz vergessen zu haben, daß der Don Quijote diese Gattung bereits über zwei Jahrhunderte vorher todt gemacht hatte! Von ihnen sticht merkwürdig ab das Märchen „Undine", das einen äußerst lieblichen Eindruck hervorruft und beinahe vergessen läßt, daß verfertigte Märchen die größte Unnatur sind. Gegenüber diesem Patrizier nennen wir den Plebejer Wilhelm Hauff, einen redlichen Schwaben (1802—1827), der aber allzufrüh das Leben verlassen mußte. Statt Reaktion und Knechtssinn finden wir hier reine romantische Poesie und Volksliebe, so in dem hübschen Roman „Lichtenstein", während aus den „Fantasien im Bremer Rathskeller" mutwilliger Humor sprüht. Durch den Roman „der Mann im Monde" persifflirte er die kraft- und saftlosen Machwerke des gleichzeitigen, zwar keiner Schule angehörenden, aber doch unter hohlen Köpfen bewunderten Schmierers Heun, genannt Clauren, indem er dessen Manier täuschend nachahmte und ihn dadurch aus dem Musentempel hinauswarf. Eine ebenso wackere Gestalt unter dem so oft nichts weniger als wackern Heere der Romantiker, wie Hauff, war der Epiker Ernst Schulze (geboren 1789, gestorben 1817), gleich Jenem ebenfalls zu früh hingeschieden, während die durch Reaktion die Poesie Trübenden meist lange lebten. Der frühe Tod seiner geliebten Cäcilie begeisterte ihn zu dem nach ihr benannten abenteuerreichen und sehr christlich gehaltenen, weil die Bekehrung des Nordens behandelnden großen Epos in Stanzen, welches die Einwirkung von Vergil, Ariosto, Tasso, Wieland und Klopstock verräth. Viel ansprechender ist sein kürzeres Gedicht „die bezauberte Rose", die er kurz vor seinem Tode in wunderschöner, ergreifender Sprache schrieb und damit abermals seine Cäcilie feierte. Ein österreichischer Epiker trat damals in dem Erzbischofe von Erlau, Ladislaus Pyrker (1772—1847) auf, dessen Heldengedichte Rudolfias (Rudolf von Habsburg) und Tunisias (Karl V. vor Tunis) in Hexametern seiner Zeit geschätzt waren. Ein schweizerischer Epiker erstand etwas später in Anton Henne (1798—1870), dessen großes Heldengedicht „Diviko" den Kampf der alten Helvetier gegen die Römer darstellt und die nordische Mythologie stark benützt. Seine übrigen Dichtungen emanzipirten sich immer mehr von der romantischen Schule, und sein Sigfrids-Cyklus in der Nibelungenstrophe und in neun Büchern, an dem er über vierzig Jahre arbeitete, der aber noch ungedruckt ist, wurde vielfach von kompetenter Seite für klassisch erklärt*). In der Veröffentlichung ist ihm mit demselben Stoffe sein Altersgenosse Karl Simrock (das Heldenbuch, 1843 u. s. w.) zuvorgekommen, wie neulich Wilhelm

*) Die neun Bücher sind: 1) Asgard, die nordische Götterburg. 2) Sigfrid's Ahnen. 3) Dietrich von Bern und seine Genossen. 4) Walther und Hiltigund. 5) Der Schalk Dietleip. 6) Sigfrid der Drachentödter. 7) Der Rosengarten. 8) Sigfrid's Tod. 9) Der Nilungen Not. Das Manuscript ist im Besitze des Verf. d. B.

Jordan denselben in Alliterationen bearbeitete. — Andere schweizerische Epiker waren Salomon Tobler („die Enkel Winkelried's", nämlich der französische Einfall in Unterwalden im Jahre 1798) und Emanuel Fröhlich (Zwingli, Ulrich von Hutten u. s. w.), der zuerst durch seine „Fabeln" bekannt wurde.

Unter den Lyrikern der romantischen Schule war der Ausgezeichnetste ohne Frage der Schlesier Josef von Eichendorff (1788—1857), welcher, von Geburt Katholik und Edelmann, aus Überzeugung im Geiste dieser Eigenschaften dichtete, ohne sich der systematischen Reaktion hinzugeben. Seine Poesie ist wirklich poetisch und wundersam ergreifend, namentlich in vergeistigender Naturmalerei. Im Gegensatze zu diesem norddeutschen und katholischen Dichter hat der süddeutsche und protestantische Justinus Kerner (1786—1862), den wir bereits als Apostel der Somnambule von Prevorst (oben S. 165) kennen, die Romantik mit dem Mesmerismus bereichert. Seine Gedichte, volksthümlich und „sangbar", schwelgen in Todes- und Grabessehnsucht und lebenssattem Liebesschmerz, wie in Visionen, abwechselnd mit komischen und grotesken Einfällen. Als heitern Gegensatz zu den düsteren Gemälden dieses Dichters erwähnen wir die sorglosen und lebenslustigen Frühlings- und Trinklieder Wilhelm Müllers (1795—1827), auch eines zu früh der sangesfreudigen Welt entrissenen Dichters, der jedoch in seinen freiheitdürstenden Griechenliedern auch ernste Töne anzuschlagen wußte. Manch' Ähnliches hat mit ihm der Österreicher J. Ch. von Zedlitz (1790—1862), welcher durch seine einst populäre Ballade „die nächtliche Heerschau" und seine schönen „Todtenkränze" mehr Dichterberuf verrieth, als durch sein „Waldfränlein" und seine Dramen.

Die Dramatik der romantischen Schule läßt sich mit einem Worte als Schicksalstragödie bezeichnen. Sie sollte mit Goethe und Schiller wetteifern, und entlehnte zu diesem Zwecke dem Alterthum die Schicksalsidee. Da aber die Romantik an sich, in ihrem tollen Jagen nach Wahngebilden, von denen sich der Mensch künstlich abhängig macht, jeden sittlichen Werth der Handlungen illusorisch macht und auch den bloßen Schein einer freien That schon verbannt, so wurde ihr Schicksal, statt eine Folge der Schuld zu sein, zu einem blinden Spiele vernunftlos waltender Naturmächte. Der erste und mit den Verirrungen der romantischen Schule noch am meisten zusammenhängende Dramatiker derselben war Zacharias Werner, geboren 1768, gestorben 1823. Seine Jugend verlebte er in frivoler Genußsucht, seine späteren Jahre, nachdem er katholisch geworden, in kapuzinerhaftem Glaubenseifer. Sein nicht unbedeutendes Talent ging in Wunder- und Spektakelsucht zu Grunde. Zur Schöpfung von Charakteren hatte er sich durch sein Leben die Fähigkeit verscherzt. In seinen Dramen jagte er nach dem Gräßlichen und Schauderhaften, wie nach dem Mystischen und Legendenhaften. In den „Söhnen des Thals" behandelte er das Ende der Templer, in der „Weihe der Kraft" Luthers Auftreten, in Attila gab er

ein sentimentales, in Kunigunde ein mystisch-katholisches Gemälde. Die Schicksalstragödie ist zwar bei ihm nur in dem schauerlichen Nachtstücke „der 24. Februar“ vertreten, welches auf dem Gemmipasse in der Schweiz spielt und die Ermordung eines aus der Fremde heimkehrenden Sohnes durch seine ihn nicht erkennenden Eltern enthält; aber dieses Stück eröffnete eine Reihe anderer seines Gelichters. Sein nächster Nachfolger war Adolf Müllner, geboren 1779, gestorben 1829, seines Berufs Advokat, später aber ausschließlich Dramaturg. Seine Stücke sind daher nur trockene Processe, ohne Gefühl, Blut und Leben. Das Schicksal hängt von den unbedeutendsten Dingen ab, so z. B. in seinem bekanntesten Stücke, der nicht talentlosen und mit schöner Sprache begabten „Schuld“ (1815), nicht von der wirklichen Schuld, sondern — von einer zersprungenen Harfensaite! Von wahren Charakteren ist nirgends die Rede; sogar die Helden schwanken von einer Minute zur andern in ihren Entschlüssen. Wernern ahmte Müllner in seinem „29. Februar“ nach. —

Eine freundlichere Erscheinung als die beiden genannten Tragöden bietet, obschon zur selben Schule gehörend und kein hervorragendes Talent, der gute und aller Reaktion ferne märkische Gutsbesitzer Ernst von Houwald dar; geboren 1778 in der Niederlausitz, gestorben 1845. In seinen Dramen weht zwar ein düsterer nordischer Hauch, der aber durch die schöne poetische Sprache und die lebenswarmen Gefühle der Handelnden, die nur oft zu sentimental sind, angenehm gemildert wird. Keine Blutgier, wie bei Werner und Müllner, auch kein Haschen nach fantastischen, wilden Dingen, sondern ein sanft melancholischer Zug herrscht vor, dem nie der versöhnende Schluß fehlt. Auch hängt das Schicksal bei Houwald nicht von zufälligen Umständen, sondern von der Handlungsweise der Menschen ab, die freilich durch höchst unwahrscheinliches Zusammentreffen derselben oder gar durch Mißverständnisse zu tragischen Ereignissen führt. Die uns bekannten Trauerspiele Houwalds (gedruckt 1821) sind: das Bild, der Leuchtthurm und die Heimkehr. Weit fantastischer und unnatürlicher sind die Schicksals- und anderen Trauerspiele Josef von Auffenbergs (1798—1857). Die Schicksalsmanie aber fand ihr Ende in dem noch lebenden Österreicher Franz Grillparzer (geboren 1790). Sein wichtigstes hieher gehöriges Stück ist die 1816 erschienene „Ahnfrau“, in welcher Geister über Geister spuken und ein Familienfluch alles Lebende ohne irgend welche Versöhnung mordet. In späterer Zeit hat sich Grillparzer von dieser schauerlichen Dichtungsart befreit und mehrere poetisch werthvolle und edle Dramen (wie Sappho, Ottokar, des Meeres und der Liebe Wellen), wie auch Lustspiele geschaffen. Ein glänzenderes, wenn auch verdorbenes und schnell untergegangenes Genie war der ebenfalls aus der romantischen Schule hervorgegangene, später aber über sie hinausgeschrittene Dietrich Christian Grabbe aus Detmold, wo er Regimentsauditor war (geboren 1801, gestorben 1836). Die Stätte

seiner Geburt (sein Vater war Zucht- und Leihhausverwalter) scheint auf sein Leben ein düsteres Licht geworfen zu haben. Von der Natur vernachlässigt, brachte er sein Leben in Streit mit der Welt zu, und eine unglückliche Ehe trug noch mehr zu seinem sittlichen Elend bei. Sein dämonischer blitzender Geist, der den Himmel stürmen wollte, verkam in Trivialität und Frivolität, in — geistigen Getränken und in wahnsinniger Selbstüberschätzung. Titanisch, aber völlig verwildert und formlos war schon sein erstes, sehr an den Sturm und Drang erinnerndes Jugendstück „der Herzog von Gothland" (1822). Ihm folgten, unter wildem Leben, lauter Bearbeitungen großartiger historischer Stoffe: Marius und Sulla, Don Juan und Faust, Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich VI., Napoleon oder die hundert Tage, Hannibal und die Hermannsschlacht. Für die Bühne sind diese Stücke, in welchen die höchste Genialität mit der tiefsten Gemeinheit verschwistert ist, nicht gedichtet, auch schlechthin unaufführbar. In Napoleon z. B. werden auf der Scene ganze Bataillone von der Cavallerie niedergeritten. Grabbe war auch, in einer Abhandlung, der Erste, welcher gegen die einseitige Vergötterung Shakespeare's auftrat und auf des großen Dramatikers schwache Seiten aufmerksam machte. Wie Grabbe das Wilde, Riesenhafte, so wählte der im Leben ebenso unglückliche Wiener Schauspieler Raymund (geboren 1790, durch Selbstmord gestorben 1836), das Märchenhaft-Fantastische mit ergreifend melancholischer Färbung, so besonders im „Verschwender", im „Alpenkönig und Menschenfeind" u. s. w. Ganz handwerksmäßig dagegen verfuhr Ernst Raupach (1784 — 1852) mit seinen langathmigen Hohenstaufentragödien, und seinen übrigen romantischen Stücken „ernster und komischer Gattung".

Im Drama und Roman zugleich that sich hervor der, wenn auch nachgeborene, doch ächte Romantiker Karl Immermann (1796—1840). Seine dramatischen Werke, keine Schicksalsstücke, aber auch keine poetischen Genialitäten, sind vergessen. Scherr hebt aus denselben das Vorspiel zur Mythe „Merlin" und das Nachspiel zur Trilogie „Alexis" als ausgezeichnet hervor. Am bekanntesten wurde jedoch (1828) Friedrich II. und das „Trauerspiel in Tirol" (Andreas Hofer), dessen Helden, als nur für eine undankbare Dynastie streitend, kein Interesse erwecken können. Unter seinen Romanen sind die berühmtesten: die Epigonen (1836), Münchhausen, in welchem das realistisch geschilderte westfälische Bauernleben sehr anspricht (1839) und sein letztes, wieder ganz romantisches Werk „Tristan und Isolde". Zu erwähnen ist hier auch der originelle humoristische Reiseschriftsteller Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785—1870.)

Mehrere Dramatiker finden sich auch unter den von den übrigen Romantikern streng zu unterscheidenden Patrioten der romantischen Schule. Wie Jene in Mittelalter und Kirche, so fanden Diese im Vaterlande ihr Ideal und huldigten nur der Romantik, weil sie in derselben ein volksthümliches Element gegenüber der von den Franzosen importirten

und beförderten Frivolität zu finden glaubten. Es sind durchweg tüchtige, ehrenhafte und freisinnige Kämpfer von Herz und Geist, keine Fantasten, Mystiker und Pfaffenknechte, haben auch nie der Formlosigkeit gehuldigt, durch welche sich die Schlegel, Tieck, Brentano und Andere auszuzeichnen glaubten, sondern nur einer schwärmerischen und daher gewissermaßen romantischen Liebe zu Vaterland, Poesie und Volksthum. Ihr Ältester war der unglückliche Heinrich von Kleist, geboren 1776, welcher während der Franzosenherrschaft in Deutschland (1811) aus Schmerz über diese und sein verfehltes Leben sich selbst und seiner Geliebten bei Potsdam das Leben nahm. Scherr nennt ihn den größten dichterischen Genius unter den Romantikern. Seine entrüsteten vaterländischen Gefühle sprach er in „Germania an ihre Kinder" und in seinem Drama „die Hermannsschlacht" aus. Als meisterhafter Erzähler bewies er sich in seinem „Michael Kohlhaas", als wirksamer Dramatiker in dem einzigen noch gegenwärtig auf der Bühne erhaltenen romantischen Schauspiele „das Käthchen von Heilbronn". Dazu kamen als fernere treffliche Leistungen die Tragödien „Robert Guiskard" und „der Prinz von Homburg" und die Komödie „der zerbrochene Krug". Während Kleist die Befreiungskriege nicht mehr erlebte, dafür aber auch die nachfolgende traurige Reaktion nicht, betheiligte sich an dem ersten Ereignisse, ohne das zweite zu erleben, der früh dahingeraffte, für das Vaterland gefallene Theodor Körner (1791—1813), Sohn des bekannten Freundes Schillers, aus Dresden. Unsterblich sind sein Schwertlied, sein Gebet während der Schlacht, seine wilde Jagd Lützow's und mehrere andere seiner Sammlung „Leier und Schwert," Schiller nachgeahmt seine Dramen „Zriny" und „Rosamunde". Ferner verherrlichte die Kriege gegen Napoleon Max von Schenkendorff (1784—1817), Ernst Moritz Arndt (1769—1860, dessen Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" sich lange großer Volksthümlichkeit erfreute), die Brüder Ludwig und Karl Follen, der schon als Epiker genannte Ernst Schulze, und Friedrich August Stägemann, der schon unter der Fremdherrschaft seine zürnende Stimme erhob und unter der einheimischen Reaktion den preußischen Staatsdienst verließ. Erst nach den Befreiungskriegen erblühte die patriotische Muse des Schwaben Ludwig Uhland (geboren 1787, gestorben 1862), der von Goethe's bis zu seinem Tode wol als der größte deutsche Dichter gelten konnte und nach Schiller jedenfalls der volksthümlichste geworden ist. Seine Poesie ist durchaus romantisch, d. h. in der Sagenwelt des deutschen und germanischen Mittelalters haftend, aber nicht nur ohne reaktionäre Tendenz, sondern jeder solchen geradezu entgegengesetzt. Mit Kraft stand er nach der Restauration in Würtemberg für das „alte gute Recht" ein und sang am 18. Oktober 1816 sein berühmtes Lied „Wenn heut ein Geist herniederstiege" u. s. w. Sein Lieblichstes und Unvergänglichstes sind seine Balladen und Romanzen, in denen eine Romantik blüht, die das Herz ergreift, der man gerne ihr Dichten und Singen gönnt und

deren Gestalten wir lieben müssen; wir nennen nur: der blinde König, drei Fräulein, der schwarze Ritter, des Goldschmieds Töchterlein, der Wirthin Töchterlein, der gute Kamerad, Junker Rechberger, Graf Eberstein, Klein Roland, Roland Schildträger, Taillefer, des Sängers Fluch, die verlorene Kirche, Bertran de Born, Tell's Tod, sowie die größte: Graf Eberhard der Rauschebart. Köstliche Komik enthalten: der weiße Hirsch, die sieben Zechbrüder und Schwäbische Kunde. Der Bühne schenkte Uhland die Dramen „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier", welche sich aber auf derselben unverdienter Weise nicht einbürgern konnten. An Uhlands Balladen- und Romanzendichtung schließt sich diejenige seines Landsmannes und Freundes Gustav Schwab (1792—1850) an.

Wir schließen die Epoche der Romantik, welche so ungefähr die letzten Jahre des vorigen und die drei ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts umfaßt, mit den Dichtern, welche zwar in der romantischen Schule gewissermaßen wurzeln, d. h. in ihren Anfängen mit ihr irgendwie zusammenhängen, in der Folge aber sich nicht nur von ihr lossagten, sondern in ihrem Wirken sogar sich ihr entgegensetzten, ja, was Einen unter ihnen betrifft, sie feindlich angriffen und schließlich vernichteten. Wir meinen Chamisso, Rückert und Platen.

Adalbert von Chamisso, einem französischen Adelsgeschlechte 1781 entsprossen, wanderte mit seinen Eltern, als Flüchtling der Revolution, erst nach den Niederlanden und dann nach Berlin aus, wo er sich völlig einlebte und, mit Ausnahme weniger Jahre, die er als Professor unter Napoleon in der Vendée zubrachte, bis zu seinem Tode, 1838 blieb. Er wurde in Sinn, Streben und Sprache durchaus ein Deutscher und handhabte die deutsche Sprache mit einer Gewandtheit, die es beinahe unglaublich macht, daß sie nicht seine Muttersprache war, wie auch vom französischen Charakter des Frivolen und Pomphaften in seinen Werken keine Spur sich findet. Mit der Romantik hängt er zusammen durch sein fantastisches Märchen von dem schattenlosen Peter Schlemihl, durch seine Vorliebe zur Schilderung schauerlicher Situationen und durch den häufigen Gebrauch der Terzine, in deren Beherrschung ihm kein deutscher Dichter gleichkam. Ein ganz neues Feld eröffnet er in seinem Romanzencyklus „Salas y Gomez", nämlich die Reisepoesie; derselbe entstand durch seine Reise um die Erde mit dem russischen Admiral Kotzebue (Sohn des Komödiendichters) und ist das erste Beispiel der Verherrlichung tropischer Natur in der deutschen Dichtung. Einen liebenswürdigen Zug der Liebe zum Volke und zu dessen Freiheit und Recht verrathen mehrere seiner Gedichte, wie „die alte Waschfrau", „der Bettler und sein Hund", „das Gebet der Witwe" u. s. w. Seine Verse sprechen an's Herz und ergreifen mit Macht. Gegen die Restauration und also auch gegen die politisch-religiösen Ausschreitungen der Romantik trat er als zürnender Prophet des

Fortschrittes auf. Sprechend ist in dieser Beziehung der in seinen letzten Jahren gedichtete „alte Sänger".

Friedrich Rückert, geboren 1788, gestorben 1866, hat zwei Berührungspunkte mit den Romantikern, und zwar ausschließlich mit deren besseren, der Reaktion fremden Elementen, nämlich mit den Patrioten durch seine den Befreiungskriegen entstammenden „geharnischten Sonette" und mit den orientalischen Forschungen der beiden Schlegel durch sein Schwelgen in orientalischen Stoffen, Formen und Lebensanschauungen. Dies hatte auch zur Folge, daß er in der Form die Einwirkung der Romantik nie ganz verleugnen konnte. Er legte stets viel Werth auf manigfaltige metrische Formen, besonders aber auf den Reim in dessen verschiedenen Gestaltungen, daher er sich auch bezeichnend „Freimund Reimar" nannte. An diesem Vorwiegen der Form hat seine Dichtung stets gelitten, und der Inhalt derselben konnte sich nie in überwältigender Weise geltend machen. Was bei ihm wirklich dem Herzen entquillt, ist nur ein Gefühl, die Liebe, die in seiner Sammlung „Liebesfrühling" ihre schönsten Triumfe feiert, aber auch allzu oft unter kaltem Reimgeklingel fröstelnd zusammenschauert. Dieselbe herrscht daher auch in seinen orientalischen Übertragungen und Nachbildungen vor, die er aus China, Indien, Persien und Arabien einführte und der deutschen Literatur schenkte. In den „Makamen des Hariri" wirkt jedoch die bastardartige gereimte Prosa höchst ermüdend. Mit dem zunehmenden Alter ging die Liebe in die Lehrhaftigkeit über, welche in seiner langen, aber tiefen und gedankenreichen „Weisheit des Brahmanen" den Höhepunkt erreichte. Seine dramatischen Leistungen konnten sich nicht auf der Bühne einbürgern.

August Graf von Platen, geboren 1796 zu Ansbach, gestorben 1835 zu Syrakus, hat romantische Wurzeln in seinen jugendlichen Märchendramen, wie der gläserne Pantoffel, in welchem er Aschenbrödel und Dornröschen zusammenschweißte, und in seinen orientalischen Dichtungen, besonders in seinen Ghaselen, welche 1821 als sein erstes Produkt der Bekanntschaft mit Rückert entsprossen. Aber er kehrte in der Folge zur reinen Klassicität unserer beiden Dichterheroen zurück und wurde der bitterste Gegner der Romantik und der Romantiker und zuletzt der Herakles dieser siebenköpfigen Hyder. Seitdem er zu dieser Richtung hinneigte, überwogen auch die antiken Versmaße in seiner Dichtung über die Reime, wobei er freilich durch gesuchte Metra, deren Schema er wie Klopstock vorne an zeichnen mußte, in dieselbe Gefahr kam, die Leser zu ermüden und abzustoßen, wie die Romantiker durch ihre Sonette und Triolette. Die Romantik geißelte und vernichtete er durch zwei im Geiste des Aristophanes gedichtete Komödien, die „verhängnißvolle Gabel" (1826), welche die Schicksalstragödie, und den „romantischen Ödipus" (1828), welcher vorzüglich Immermann in die Klemme nahm. Platen war von heiliger Begeisterung für die Freiheit und für das deutsche Vaterland er-

füllt, dessen damalige unfreie Zustände er herb geißelte, wie er ihnen auch nach dem schönen Süden entfloh. So ließ er seine Leier auch im Schmerz über das traurige Schicksal Polens und im Zorn gegen die russische Unterdrückung erklingen. Tief haßte er alles frömmelnde und heuchelnde Wesen und glühte für Geistesfreiheit. Ohne Feuer und Wärme ist dagegen seine Muse, wo sie nicht für erhabene Ideen auftritt. Seine Gedichte an Freunde und Freundinnen sind frostig und abgemessen. Ein unbefangener Kritiker (Honegger) sagt von ihm: „Sein Wesen ist recht geschaffen, die ernste männliche Freundschaft zu verstehen und zu fühlen wie die Liebe; es möchte fast scheinen, die männliche Schönheit ist ihm nach platonischer Weise eben so sehr die vollkommene als der männliche Geist." Gleich Rückert wiegt auch bei Platen die Form über dem Inhalt vor. Doch hat auch dieser Aristokrat der Metrik populäre Klänge geschaffen, wie der Pilgrim vor St. Just und das Grab im Busento, die freilich zu seinen jugendlichen Erstlingen gehören. Das den poetischen Sinn Erfreuendste ist bei ihm die herrliche Schilderung der italienischen Natur, in der sein Geist ganz aufgeht. Ein episches Gedicht von Platen sind die „Abbassiden" (1829), ansprechend, aber ohne Einheit. So endete die Romantik, sich selbst zur Ironie, in einer einseitigen, dem Bewußtsein unserer Zeit fremden Klassicität. —

C. Das junge Deutschland und die Epigonen.

Eine neue Epoche begann in der deutschen Poesie um das Jahr 1830 durch den vollständigen Bankrott und Untergang der romantischen Schule und das Auftreten neuer „Stürmer und Dränger", die sich aber von denen des vorigen Jahrhunderts durch ihren Weltschmerz und ihre Blasirtheit unterschieden. Der Kampf galt der politischen und religiösen Freiheit, verbunden mit der Emancipation der Presse und — des Fleisches. Die Kämpfer, welche ihn unternahmen, hatten hochfliegende Ziele neben plumpen und gemeinen, und so herrschte unter ihnen ein Prinzip des Widerspruchs und der Zerrissenheit, eine Unfähigkeit, dem Willen die That folgen zu lassen. „Die neue Richtung war, sagt Hettner, ein durch und durch unreifer und deshalb nothwendig verunglückter Anfang. Aber das Wahre lag ihr zu Grunde, daß sie ahnte, die Zeit der alten idealistischen Poesie sei jetzt ein für allemal vorüber, und daß sie versuchte, den großen Gehalt der Gegenwart künstlerisch zu gestalten."

An der Spitze der neuen belletristischen Richtung standen zwei getaufte Juden, Börne und Heine. Daß dieselbe gerade von Juden ausgehen mußte, ist ein Umstand, der ein eben so trauriges Licht auf die damaligen deutschen Zustände wirft, wie auf den Charakter der Bewegung überhaupt, und zwar aus folgenden Gründen. Die Juden sind eine ganz abnorme Erscheinung in unserer Zeit, und zwar deshalb, weil sie zugleich Nation und Religionsgesellschaft sind, und doch wieder ein Jeder der

Nation angehören will, unter welcher sie leben. Es kann aber Niemand zwei Herren dienen. Wären die Juden blos Religionsgesellschaft, in welcher Jeder ohne Unterschied seiner Herkunft Aufnahme fände, was ja in allen Religionen der Erde mit Ausnahme des Judenthums und des Brahmanenthums der Fall ist, so könnte man so gut Jude und Deutscher sein, als man Protestant und Deutscher oder Katholik und Deutscher oder Freigeist und Deutscher sein kann. Aber die Juden sind zugleich eine Nation, — eine Nation in der Nation! Das ist ein Widerspruch, der mit den Grundsätzen der Fortentwickelung des Menschengeschlechtes so scharf kontrastirt, daß es einmal zur Lösung so oder so kommen muß. Man hat gehofft, mit der Emancipation der Juden werde diese Anomalie aufhören, — umsonst. Die Juden genießen überall gleiche Rechte mit den Christen; allein trotzdem bilden sie immer noch dieselbe für sich abgeschlossene Kaste, die so eng zusammenhält, daß kein Christ oder Freigeist in ihre besonderen Kreise eindringt; ja sie sind jetzt nicht nur eine Nation und eine Sekte, sondern auch eine Geltmacht. Die Juden werden immer reicher, die Christen immer ärmer. Werden Jene nicht einst dazu gelangen, eine Aristokratie zu bilden, der die Übrigen als Leibeigene dienen? Die Begriffe eines Gottes Israels, eines auserwählten Volkes Israel sind so ungeheuerliche, so gegen alle Gleichheit der Rechte unter den Menschen verstoßende, wie sie unter keiner andern Kirche vorkommen. Die Christen geben zu, daß sie denselben Gott verehren wie die Juden, und so auch die Mohammedaner; die Juden aber haben ihren eignen Gott, dessen auserwähltes Volk sie sind und der kein Herz für die Gojim hat. Ist das mit dem Geiste der Zeit verträglich? Nein, es ist so wenig mit ihm verträglich, wie die päpstliche Unfehlbarkeit und wie das Treiben der Pietisten. Der vernünftige Rechtsstaat kann sich mit keiner dieser Ausschreitungen auf die Dauer vertragen. Aber was thun? Darauf zu antworten ist hier nicht der Ort. Wir wissen nur, daß die Juden einst keine andere Wahl haben werden, als entweder blos Religionsgesellschaft zu bleiben und als Nation sich aufzulösen, oder dann als Nation sich ein eigenes Land zu kaufen und dahin auszuwandern, — nicht von der Gewalt der Waffen, sondern von der Macht der öffentlichen Meinung gezwungen. Besser wäre es, sie wählten bei Zeiten das Erstere und würden sich als theistische (nicht jüdische) Kirche mit Beseitigung aller hebräischen Ceremonien, Speiseverbote, Feiertage (welche das Übermaß der katholischen Kirche noch weit überbieten), des Sabbaths, der hebräischen Sprache u. s. w. konstituiren und Leute aller Nationen unter sich aufnehmen.

Die lange Unterdrückung, unter welcher die Juden zur Schande des christlichen Namens so lange schmachten mußten und die blutigen Verfolgungen, welche gegen sie, freilich ebenso sehr des Wuchers als der Religion wegen, in Scene gesetzt wurden, haben in ihnen einen Geist der

Opposition gegen Alles, was nicht zum jüdischen Glauben gehört, gepflanzt, namentlich gegen alle staatlichen und kirchlichen Zustände der Christen. Unter diesen Zuständen nun gehörten die deutschen während der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts zu den traurigsten. Ja sie waren so traurig, daß sie in den wirklichen Deutschen alle Thatkraft gelähmt und jeden Geist des Widerstandes ertödtet hatten. Als daher die Julirevolution ausbrach und die Geister in ganz Europa in Bewegung setzte, fanden in Deutschland wol Tumulte und Aufläufe statt, die bis zur Vertreibung eines Herzogs schritten, es gab wol Männer, namentlich in Baden, wie Rotteck u. A., welche einen Widerstand gegen die bisherige Fäulniß wagten; aber die Zustände im Ganzen und Großen zu kritisiren, sie in ihrer ganzen Jämmerlichkeit hinzustellen, — dazu hatte kein Deutscher, — dazu hatte nur ein Jude den Mut, und das war Börne. Es sprach dies also, wie wir sagten, ebenso zu Ungunsten der damaligen deutschen Zustände, als es zu Ungunsten der gegen sie hervorgerufenen Bewegung ausschlug; denn diese wurde hierdurch von vorn herein eine nicht nationale, nicht aus dem Volke hervorgewachsene, ihr fehlte der hohe, edle, keusche, ernste deutsche Geist, ihr fehlte die Weihe der Volkskraft und ihr haftete der Geist der Frivolität an, welcher den Semiten und den Romanen vom Verfasser der Genesis mit ihren schmutzigen Geschichten bis auf Alexander Dumas den Sohn und Paul de Kock herab eigen gewesen ist.

Wir wollen damit nicht sagen, daß Börne ein frivoler Charakter war, im Gegentheil! Aber er konnte nicht hindern, daß seine Anregung eben doch eine fremde, nicht aus dem deutschen Volke selbst kommende war und daher ihren Fluch in sich selbst trug.

Löb Baruch wurde am 22. Mai 1786 in der durch ihre Hinfälligkeit und ihren Schmutz malerischen Judengasse zu Frankfurt am Main geboren, wo die Behandlung der Juden allerdings empörender war, als in irgend einer andern deutschen Stadt, — und Frankfurt war eine freie Reichsstadt! Die Juden wurden Nachts in ihrer düstern Gasse eingeschlossen, durften den Fußweg der Promenade nicht betreten und jährlich nur vierzehn Ehen schließen. Löb Baruch wurde streng nach dem Ceremonialgesetz erzogen, was ihn aber in eine Opposition zum Altjudenthum hineintrieb. Seit dem Alter von vierzehn Jahren erhielt er seine Ausbildung in christlicher Umgebung zu Gießen, wo er später auch die Universität besuchte. Nachher sollte er in Berlin Medicin studiren, widmete sich aber mehr dem Treiben dortiger geistreicher Zirkel, studirte dann in Halle und Heidelberg, hatte aber keine Neigung für den ärztlichen Beruf, begann die Jurisprudenz zu ergründen, wurde 1808 Doktor der Philosophie zu Gießen und unter der Regierung des Fürsten Primas Beamter im Polizeibureau seiner Vaterstadt. Bei der Bewegung von 1813 ergriff er entschieden Partei für Deutschland, obschon er durch Wiedereinsetzung der „freien Stadt" seine Anstellung verlor. Um sich künftiges Wirken zu er=

leichtern, trat er 1818 zur lutherischen Konfession über und nahm den Namen Ludwig Börne an. Er begann eine Zeitschrift „die Wage“ zu schreiben, in welcher er zwar nur über Kunst, Literatur und Gesellschaft schrieb, aber mit steter Anwendung auf die Politik. Er trat darin heftig gegen Goethe und Schiller auf, weil ihn des Erstern Mangel an Freiheitssinn und am Letztern der Charakter des Wilhelm Tell abstieß, während er zu gleicher Zeit für Jean Paul schwärmte (!). In Beurtheilung der Bühne eiferte er am meisten gegen die Schicksalstragödie, und zwar mit bedeutendem Scharfsinn, während er Shakespeare in den Himmel erhob. Als er jedoch in der Reaktionszeit von 1819 als Publizist in Frankfurt nicht mehr frei athmen durfte, und sogar verhaftet wurde, weil man ihn beschuldigte, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, worauf sich freilich seine Unschuld ergab, lebte er als Schriftsteller für sich bald da und bald dort, bis er endlich, nachdem ihn seines Vaters Tod unabhängig gemacht, und die Julirevolution ihn elektrisirt, sich im Herbst 1830 nach Paris begab. Hier entstand sein Hauptwerk, die Briefe aus Paris, zusammen sechs Bände umfassend. Sie wurden der eigentliche Anstoß zu der oppositionellen Literatur, die sich bald darauf in Deutschland auf politischem, religiösem, socialem und literarischem Gebiete zu einer Macht entwickelte. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Verurtheilung der deutschen Zustände, welche Börne mit einem solchen Aufwande von Spott, Schmähung und Erbitterung übte, daß er deshalb patriotische Deutsche von sich abstieß, während seine Anhänger gerade in der Art seiner Kritik nur eine heiße Liebe zum Vaterlande erblickten, dessen Lage er bessern zu helfen wünschte. Die Männer der Bewegung vergötterten ihn und bei seinem Besuche in Deutschland, wo er an dem Hambacher Feste theilnahm, brachte man ihm Huldigungen, als dem Ersten, der die Bewegung in Gang gebracht, an deren Erfolge er damals selbst zu glauben die Kurzsichtigkeit hatte. Nach und nach aber hörte die Wirkung der Briefe auf; in den politischen Zuständen Deutschlands kehrte die Ruhe zurück, und nur in der Literatur blieb die leider frivole Bewegung zurück, welche wir bereits angedeutet haben. In der Folge schrieb Börne, welcher bis an sein Ende in Paris blieb, die Streitschrift „Menzel, der Franzosenfresser“, worin er den oben (S. 434) genannten Literaten Wolfgang Menzel ob seiner extrem und lächerlich deutschthümelnden Richtung geißelte und betonte, daß die Völker einander nicht befeinden, sondern sich ausbilden sollten und daß die Vaterlandsliebe hinter allgemeinem Antheil an der Geschichte zurücktreten müsse. Dieser Schrift und ihrer Beurtheilung gegenüber ist folgende Äußerung Börne's bezeichnend: „Unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer

während des Sprechens etwas Unerwartetes, überraschend Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charaktere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet." Am 12. Februar 1837 starb er, auf dem Père La Chaise wurde er begraben.

Was Börne mit seinem im Ganzen edeln Charakter gut gemeint, das verpfuschte zum unberechenbaren Schaden der deutschen Literatur sein Glaubens- und Schicksalsgenosse Heinrich Heine, der Mephistopheles der neuern deutschen Literatur. Heine, geboren 1799 zu Düsseldorf, gestorben 1856 zu Paris, wo er seit Börne's Zeit lebte und zuletzt Jahre lang im Starrkrampf unendlich litt, ist eine Räthselnatur. Es steckt in ihm neben einem Dichter mit warmem Gefühl zugleich ein Schalksnarr und ein gewissenloser Charakter, und zwar letzteres in so vorwiegender, so excessiv gemeiner und unedler Art, daß seine poetisch schöne Seite gleichsam als etwas seinem eigentlichen Wesen Fremdes, gleichsam als eine nur noch geduldete Erinnerung aus harmloser, noch unverbitterter Jugendzeit erscheint. Wie er Leistungen zu Tage gefördert hat, in denen blos Gemeinheit und Roheit oder blos kynischer Spott und sarkastischer Hohn zu finden sind, und solche, aus denen blos Schönheit und Poesie sprechen, so durchdringen sich beide Elemente in anderen Schöpfungen wieder so, daß die lieblichsten Gedanken mit einem Mißton enden und blos hingehaucht sind, um sich selbst auf die empörendste Weise zu verspotten und zu verhöhnen. Diese spezifisch Heine'sche Manier hat im höchsten Grade demoralisirend gewirkt und durch den Beifall und die Nachahmung, die sie bei blasirten Gemütern fand, in der deutschen Dichtung namenloses Unheil angerichtet, ja sie sogar mit dem völligen Zerfalle bedroht.

Auch Heine ging aus der Romantik hervor, von der er sich aber durch seine Selbstverspottung gründlicher losgerissen hat, als Chamisso, Rückert und Platen. Die objektive Ironie der älteren Romantiker wurde bei ihm zur subjektiven; wie Jene mit der Außenwelt spielten, so Heine mit dem Ich, das sein eigenes Herzblut verächtlich wegwarf. Heine trat schon seit 1817 mit Jugenddichtungen auf, und es läßt sich seine Dichterlaufbahn in die deutsche, bis 1830, und in die französische scheiden, welche letztere, nach längerer unpoetischer Pause, erst 1843 begann. Diese Pause war der schwärzeste Fleck in seinem Leben. Als Börne's Briefe zu erscheinen begonnen, thaten sich die in Paris lebenden Deutschen zusammen, um von dort aus die liberale oder wo möglich radikale Sache in ihrem Vaterlande zu befördern. Vor diesen Versammlungen erschrak Heine, wie Gutzkow in Börne's Leben erzählt, und es war ihm höchst unangenehm, revolutionäre Adressen unterzeichnen zu müssen. Er wich daher Börnen, der ihn hartnäckig aufsuchte, sorgfältig aus und schrieb aus Zorn eine Schmähschrift gegen Börne, die aber der elende Feigling, nach dem Tode des größern

Landsmannes, nicht etwa versöhnt vernichtete, sondern nun erst herausgab. „Heinrich Heine über Ludwig Börne" hieß der Titel dieses Pamphletes, was Gutzkow so auslegte, daß Heine in dessen eignen Augen über Börne gehe. Die Schrift ist wirklich das Roheste und Gemeinste, was man sich denken kann; das innerste Privat- und Seelenleben eines Todten von Verdienst so zu schmähen, zu lästern und zu besudeln, wie es hier geschehen, ist nur einer aller edleren Regungen unfähigen Natur möglich. Und diese Gemeinheit verbindet sich in Heine's Schrift mit der ekelhaftesten, abstoßendsten Eitelkeit und Selbstvergötterung, mit welcher er auch, wol um der größern Wirksamkeit willen, eine Verherrlichung der jüdischen Nation verbindet, welche bei seinem Abfalle von ihrem Glauben durch die Taufe doppelt auffallend erscheint. In seinen beiden politischen Pamphleten „Französische Zustände" (1832) und „Lutetia" (1840 ff.) suchte Heine mit Börne's Briefen zu konkurriren; er entwickelte darin wol viel Witz und Leichtfertigkeit, aber keine Spur von Gesinnung und Charakter. Er war übrigens bekanntlich vom Bürgerkönig Louis Philipp als Spion oder Agent besoldet, und einige Jahre vor seinem Tode wurde er noch gar — fromm! — Übrigens ist er neben Börne trotz alledem einer der Gründer neuerer politischer Polemik geworden, wie sein Buch über die romantische Schule einer der Vorläufer neuerer kritischer Literaturgeschichte war; so wenig wissenschaftlich gehalten und so wenig frei von Frivolität es auch ist, so erfreut es sich doch vieler schöner und wahrer Stellen. In allen seinen prosaischen Werken affektirte er indessen eine große Liebe für Frankreich, während er Deutschland nicht mit dem Zorne der Liebe, wie Börne, sondern mit der Sprache eines ungezogenen Jungen schmähte. Wie aber dies Frankreich die hohe Meinung seiner damaligen Bewunderer im Laufe der Zeiten gerechtfertigt, hat die neueste Geschichte mit Flammenzügen in ihre Bücher eingetragen. Wir kommen zu Heine's poetischen Werken, und zwar zuerst zu jenen der ältern, deutschen Periode. Die ersten Arbeiten seiner noch jugendlichen Muse enthält das „Buch der Lieder", obschon es erst 1826 erschien. Die früheste Periode, 1817—1821 ist betitelt: „Junge Leiden". Schon früh grinst aus den sentimentalsten und ergreifendsten Bildern der Heine'sche Dämon hervor. Schauerliche Visionen von Tod, Grab und Teufel verrathen eine überreizte Fantasie und Einwirkung der Romantiker, welche letztere jedoch bald genug verschwindet. Mit dem „lyrischen Intermezzo" (1822—1823) erscheinen jene hübschen kleinen poetischen Gedanken, die Heine so eigen sind, als wollte er die Welt damit necken, wie „im wunderschönen Monat Mai" u. s. w., aber schon bald mit der grell lachenden Frivolität abwechseln, oder mit Trivialitäten, die aber wieder einen ergreifenden Schluß haben, wie das bekannte: es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu, u. s. w., und endlich erscheinen die ächt Heine'schen trivialen Schlüsse sentimentaler Anfänge. Dieselben spuken auch in der „Heimkehr" (1823—1824), welche daneben

das berühmte „ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, das ergreifende „du hast Diamanten und Perlen“, das einfach rührende „du bist wie eine Blume“, die ächt romantische und tief poetische „Wallfahrt nach Kevlar“ u. s. w. enthalten. Welch frappanter Abstand gegen die Romantik hinwieder in dem mutwilligen „Mir träumt', ich bin der liebe Gott“, in dem sarkastischen, alle Dogmatik persifflirenden „im Anfang war die Nachtigall“! In der „Harzreise“ und in „Italien“ sprudelt der ganze Heine'sche Hohn und Witz, im letztern besonders grausam gegen den armen Grafen Platen. Prachtvoll und feierlich ernst sind dagegen die Nordsee-Gedichte (1825 und 1826), mit Ausnahme weniger derber Heineaden. Fragmente, die ausgeführt etwas Treffliches hätten werden können, sind die „florentinischen Nächte“ und der „Rabbi von Bacharach“. Heine's Tragödien von 1823, William Ratcliff und Almansor, im Gräßlichen wühlend und offenbar unvollendet, fanden wenig Anklang; sie erinnern stark an Byron.

Heine's zweite Dichterperiode, die französische und damit vorwiegend frivole und sittenlose, begann 1841 mit dem (1843 erschienenen) „Atta Troll; ein Sommernachtstraum“. Dieses komisch-epische Gedicht enthält die Geschichte eines Bären mit eingestreuten literarischen Bosheiten und verschiedenen Unflätereien, wobei indessen die Gewandtheit des Versbaues und des Witzes anzuerkennen ist. Ihm folgte 1844 „Deutschland; ein Wintermärchen“, in dessen Vorwort Heine ein (wenn es ihm Ernst war!) erhebendes Wort für Deutschland sprach*). Das Gedicht enthält eine Winterreise Heine's nach Deutschland und ist, trotz der oft sehr trivialen Sprache, von erschütternd komischer Wirkung, und manche darin enthaltende ergreifende Gedanken tödtet stets wieder der frivolste Scherz. Im Jahre 1851 erschienen die „neuen Lieder“. Sie enthalten leichtfertige Apostrophen an Französinnen der Demi-monde, die einen Einblick in die Liebesabenteuer des Dichters gewähren, aber doch wieder mit elegischen Stellen vermengt sind, die an den deutschen Ursprung seiner Muse erinnern, sowie verschiedene Gedichte, darunter Romanzen, die an die besten deutschen erinnern, wie z. B. „Ritter Olaf“, und beißende „Zeitgedichte“. Es folgte noch in demselben Jahre der „Romanzero“, eine Sammlung von Romanzen und Balladen, in denen der Heine'sche Ton der Trivialität und Selbstverspottung durchaus vorherrscht. Doch finden sich auch ächt dichterische Laute darin, wie z. B. das ergreifende Lied der schlesischen Weber. Vernichtender Hohn erfüllt die Satire auf einen gewissen dichterischen

*) Merkwürdig für die Gegenwart ist aus demselben folgende Stelle: „Die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollendet, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, im Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten“ u. s. w.

König und auf die polnischen Grafen in Paris. Als Nachtrag zum Romanzero erschienen 1854 noch „neueste Gedichte", welche jedoch nur volle Versunkenheit in das Gemeine und Wegwerfen auch des letzten Restes von Seelenadel, Kunst- und Schönheitssinn verrathen. —

Die Reihe der Dichter nun, welche erst nach dem völligen Erlöschen der Romantik an das Tageslicht traten, beginnt mit der Gruppe, welche man das „junge Deutschland" zu nennen pflegt. Sie empfing ihren literarischen Anstoß durch Börne und Heine, und ihr Wesen war aus Kritiklust und Blasirtheit zusammengesetzt. Mit seinen gehässigen Denunciationen hat der eitle Menzel dem „jungen Deutschland" zu große Wichtigkeit beigelegt, und es war wirklich lächerlich, wie die Regierungen Anfangs der dreißiger Jahre gegen diese harmlosen Schriftsteller mit Processen, Verboten, Gefängniß und Wegweisungen einschritten. Die Literaten vom „Jungen Deutschland", nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen politischen Vereine dieses Namens, welcher seinen Sitz in der Schweiz hatte, bildeten keinen eigentlichen Bund, sondern ähnelten sich blos in der Tendenz und in der Form ihrer ersten Werke, welche vorwiegend theils literargeschichtlich-kritische Aufsätze, theils satirisch-humoristische Reiseschilderungen waren. Man rechnet zu ihnen fünf Männer: Ludolf Wienbarg (geb. 1803), der den wenigsten Lärm verursachte, aber auch zuerst vergessen wurde; Gustav Kühne (geb. 1806), später Hofrath, bekannt durch seine Klosternovellen und seine Romane „die Rebellen von Irland" und „die Freimaurer" (letztere ein Fantasiegebilde ohne historische Wahrheit, aber mit schönen Stellen); Heinrich Laube (geb. 1806), später Hoftheaterintendant in Weimar und Wien, dessen Hauptthätigkeit erst der historische Roman („Gräfin Chateaubriant" u. s. w.), nachher aber die dramatische war und dessen Dramen, voran „die Karlsschüler" (Schiller's Jugend) und „Graf Essex", bühnengewandt, aber effekthaschend sind; Theodor Mundt (geb. 1807, gestorben 1862), später Professor in Berlin, der sich im historischen Roman („Thomas Münzer", „Mendoza" u. s. w.) und in der Biographie („Machiavelli") hervorthat, und endlich Karl Gutzkow (geb. 1811). Nur der Letztere verdient eine eingehende Besprechung; denn er ist der einzige wirkliche Dichter unter den Fünfen, wofür auch spricht, daß er es nie verstanden hat, irdische Titel und Schätze aufzuhäufen. Seine ersten Schöpfungen, bald nach 1830, waren noch schwache, aber kühn geschleuderte Pfeile gegen die faulen Zustände der Zeit in Gesellschaft, Staat, Kirche und Literatur. Es gehörten dazu das wilde Drama „Nero", worin mit ungehöriger poetischer Freiheit, aber mit Geist und zürnender Poesie, das alte Römerreich modernisirt erscheint. Es erinnert an die rasselnden Feuerwerke des Sturms und Drangs. Der Roman „Wally oder die Zweiflerin" vertritt die blasirte Seite des „jungen Deutschland" und erneuert den Kultus der Sinnlichkeit und Nacktheit von Heinse's Ardinghello, wozu aber noch die Idee der Frauenemancipation

kommt. Eine in vielen Theilen für jene Zeit überraschende und prächtige Persifflirung des Offenbarungsglaubens entrollt „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“, welche am Beispiele des Dalai Lama in Tibet die Ansprüche unserer Pfaffenschaft auf Glauben an ihre Märchen trefflich beleuchtet. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin“, Gutzkow's erstes Buch, in seinem Ganzen wegen der nahen Bezüge auf seine Zeit jetzt unverständlich geworden, sind ein blendendes Feuerwerk barocker Opposition gegen das Bestehende. Später folgte der etwas langweilige pädagogische Roman „Blasedow und seine Söhne“. Bedeutender als in diesen Jugendwerken wurde Gutzkow auf der Bühne. Sein „Uriel Acosta“, die Inquisitionswut und den Glaubenshaß der Juden vor zweihundert Jahren schildernd, hat ächt dramatisches Leben und tragische Wirkung, während unter seinen Lustspielen „Zopf und Schwert“ ein treffliches Zeitgemälde aus den Tagen des Korporalkönigs Friedrich Wilhelm I. darbietet. Seine übrigen Lust- und Trauerspiele sind weniger gelungen. Die wichtigsten Leistungen Gutzkow's sind seine neueren großen Romane aus den fünfziger Jahren. Die „Ritter vom Geiste“ schildern das politische und sociale Leben zur Zeit der Revolution von 1848 in Preußen unter dem Bilde eines neuen Bundes für den Fortschritt. Neben manchen verfehlten Zügen ist doch dem Werke Lebensfülle, Spannung und Wahrheit der Charaktere im Ganzen nicht abzusprechen. Ein Gegenstück zu diesem Werke bildet der „Zauberer von Rom“, welcher die neuesten Zustände des Katholizismus, der vom Rhein über Wien bis nach Rom verfolgt wird, und nebenbei auch Züge des gleichzeitigen Protestantismus und Judenthums zum Gegenstande hat und mit der Aussicht auf ein gereinigtes Papstthum schließt, dem aber Pius IX. mit seiner Unfehlbarkeit einen eisernen Riegel vorgeschoben hat. In der Heldin des Romans, Lucinde, dürfte nicht undeutlich eine Personifikation der romantischen Schule gezeichnet sein; das Werk ist reich an den effektvollsten Gemälden. In neuester Zeit hat Gutzkow einen historischen Roman aus der Reformationszeit „Hohenschwangau“ geschrieben, in demselben scheint jedoch die poetische Gestaltungskraft des Dichters, wie übrigens bei vorrückendem Alter natürlich, ruhigerer Betrachtung und Reflexion gewichen zu sein. Das Gleiche dürfte von dem jüngsten Romane unseres fruchtbaren Autors gelten, welcher wieder ein pädagogischer ist und „die Söhne Pestalozzi's“ heißt.

Die pikanteste Opposition des „Jungen Deutschland“ war ohne Zweifel diejenige gegen die Kirche. Sie war jedoch rein negativ und setzte nichts Positives an die Stelle des Angegriffenen. Neuere Dichter, welche nicht zu jener Schule zu rechnen sind, haben diesen Mangel gefühlt und ihm abzuhelfen gesucht, indem sie, gleich Goethe in seinem unsterblichen Faust, die tiefsten Probleme und schwierigsten Fragen der Religionsphilosophie zum Gegenstande bedeutender Dichtungen wählten. Es sind diese Dichter die eigentlichen Priester der Denk-

religion, welche gegenwärtig in den Köpfen aller wirklich gebildeten und urtheilsfähigen Menschen die Glaubensreligion unwiderbringlich verdrängt hat. —

Am nächsten steht unter diesen religionsphilosophischen Dichtern der Orthodoxie Julius Mosen (geb. 1803, gestorben nach langer trauriger Krankheit, die ihm jede Bewegung unmöglich machte, 1867 zu Oldenburg). Es gehören hieher seine zwei großartigen Epen in Terzinen, Ritter Wahn und Ahasver. Ritter Wahn stellt den Kampf des Menschen gegen den Tod und sein Streben nach Unsterblichkeit dar. Der Held des Gedichtes, den der Verfasser aus dem alten Hellas hervorgehen läßt, obschon dorthin weder seine feudalen Lebensverhältnisse, noch seine romantische Stimmung passen, wird durch den Eindruck eines Schlachtfeldes zu dem Wunsche veranlaßt, ewig zu leben, und entschließt sich die, Welt zu durchwandern und Dem, der ihm ewiges Leben schenke, für immer zu dienen. Er zieht mit seinen dreihundert Knechten, denen er sein Vermögen vertheilt, aus, immer gegen Osten, bekämpft wilde Thiere und Riesen, wird, da er nur seinem Ziele nachhängt, von den Knechten verlassen, findet in einem Zauberschlosse die schöne Helena, die ihm Vereinigung mit ihr verheißt, aber weiterzuziehen befiehlt und verschwindet. Wahn kommt in einen Zauberwald und findet den Erdgeist (Ird), welcher ihm das Leben zusagt, bis ein Vöglein alle Bäume des Waldes weggepickt habe. Wahn, damit nicht zufrieden, kommt an einen großen See, wo ihm der Raumgeist das Leben zusagt, bis ein Schwan den See ausgetrunken. Damit wieder unbefriedigt, findet er auf einem ungeheuern Gebirge den Zeitgeist, der ihm das Leben so lange verspricht, bis er das Gebirge abgefeilt habe. Wahn aber gelangt über Wolken in den Vorhimmel, wo er das erste Mal von Christus hört, aber mit dem Tode kämpfen muß, der ihn nicht überwinden kann. Dann wird er in den Himmel eingelassen, wo ihn Christus empfängt und ihm Unsterblichkeit verheißt, zu welchem Zwecke er ihn durch den heiligen Georg im Christenthum unterrichten läßt. Als Wahn aber die Erde durch den Weltraum schweben sieht, ergreift ihn Heimweh nach Helenen und seiner Heimat, worauf ihm Christus Urlaub und ein weißes Pferd gibt, das er aber nicht verlassen dürfe, indem er sonst sofort sterben müsse. Wahn verspricht es, obschon er zweifelt, es halten zu können, und wird von dem Pferde auf die Erde getragen, welche er völlig verändert findet; denn er war zwölfhundert Jahre abwesend und seine Vaterstadt Theben liegt längst in Ruinen. Er zieht wieder gen Osten. Ird sitzt auf freiem Felde; denn der Wald ist aufgepickt, und er stirbt. Auch der See ist ausgetrunken und Raum verschwunden, das Gebirge abgefeilt und Zeit athmet aus. Indessen verfolgt der Tod den Wahn unablässig und führt ihm endlich einen Wagen vor, in welchem Helena sich befindet. Wahn, alle guten Vorsätze vergessend, springt vom Pferde und wird mit der Geliebten von der Erde verschlungen. So hat

er umsonst gekämpft; denn er jagte einem „Wahn“ nach und verscherzte darob das höchste Gut. — Ahasver ist umgekehrt eine Darstellung des Kampfes gegen Gott und Unsterblichkeit und der Sehnsucht nach dem Tode. Der Held soll auf Pilatus' Befehle seine beiden blühenden Kinder einem römischen Kaisersohn abtreten, dem sie gefallen haben. Er bittet Jesus um Rettung und wird durch Hinweisung auf Gottes Gericht abgespeist; darob empört, tödtet er seine Kinder, um ihre Knechtschaft zu verhüten, und versagt dem zur Kreuzigung Geführten die Ruhe auf seiner Schwelle, worauf ihn Jener zu ewigem Wandern verdammt, ihm aber drei Fristen bewilligt, zu welchen er sich vom Banne lösen könne. Diese drei Fristen sind die Zerstörung Jerusalems durch Titus, der Rückfall des Kaisers Julian zum Heidenthum und die Entstehung des Islam. Stets aber hält sich Ahasver zu den Feinden Christi, verliert dadurch die Kinder, die er zweimal neu erzeugt, immer wieder und kommt niemals zur Ruhe. Die drei Katastrophen sind mit großartiger poetischer Begeisterung und Kraft geschildert und mit einer feierlichen, visionären Sprache, die an die Offenbarung des Johannes erinnert, aber ungleich schöner und ergreifender ist; das Gedicht hat aber keinen Abschluß und könnte von einem gleichgesinnten und gleichbegabten Dichter trefflich durch die späteren Jahrhunderte fortgesetzt werden. Namentlich die Natur ist mit einem Farbenreichthum und einer Lieblichkeit geschildert, die ihres Gleichen suchen. Der Ritter Wahn, obschon ebenfalls reich an herrlichen Bildern, aber weit kindlicher und von dogmatischen Anschauungen abhängiger, kommt dem Ahasver lange nicht nahe. Der Standpunkt des Dichters ist eine Art Verbindung zwischen Natur- und Glaubensreligion. — Weitere Dichtungen Mosen's sind die Dramen „Otto III.“, „Rienzi“, „Don Juan d'Austria“ und andere, welche unter vorwaltendem Einflusse Shakespeare's stehen; unter seinen lyrischen Gedichten sind viele, wie z. B. die Romanze „Andreas Hofer“, höchst volksthümlich geworden; sehr geschätzt sind auch mit Recht seine Novellen.

Während sich Mosen noch an die christliche Offenbarung hält, wenn auch in selbständiger Auslegung derselben, sagen sich andere religionsphilosophische Dichter vollständig von ihr los. Unter ihnen ist der Älteste und Ehrwürdigste der Pantheist Leopold Schefer aus Muskau in der Oberlausitz, geboren 1784, gestorben 1862, Freund des dortigen Fürsten Pückler. Sein Hauptwerk ist das schon zu den Zeiten der Romantik, aber gar nicht in ihrem Geiste, sondern in dem der freien, natürlichen Menschlichkeit entworfene und begonnene, aber erst 1834 (nachdem er bereits mehrere beliebte Novellen geschrieben und zugleich Europa und den Orient bereist) erschienene „Laienbrevier“, das von allen Freidenkenden und zugleich Schönfühlenden enthusiastisch begrüßt und von Vielen allen Büchern der Welt vorangesetzt wurde. Es ist bekanntlich eine nach den Monaten und Tagen des Jahres eingetheilte Sammlung von in reimlosen Jamben abgefaßten Gedanken über die Natur und das Menschenleben.

Es ist ein Kultus der Tugend, Wahrheit und Schönheit, welcher hier gefeiert wird; das reine, sittliche Leben selbst und die Liebe zur Natur, deren geheimstes Wesen, Leben und Treiben mit rührender Sorgfalt belauscht wird, sind des Dichters Religion, welche keiner Dogmen bedarf. Nirgends opponirt er gegen einen Glauben oder eine Kirche; aber er huldigt ihnen auch nicht, sondern verehrt seinen Gott, d. h. den Geist der Natur, in seinen Werken, die er alle mit gleicher Liebe in seinem Herzen umfaßt. Seine Empfindung ist ungemein reich und stets heiter und ruhig. Sein Pantheismus ist kein gemeiner und nackter, sondern ein durchaus vergeistigter, von den Blüten der Poesie durchdufteter. Sein Ideal ist: durch und durch ein Mensch zu sein. Die Wirkung des Ganzen ist im höchsten Grade herzerhebend und tröstend; denn die höchste Lebensweisheit, verklärt durch Schönheit und befestigt durch tiefe Moral, spricht aus jeder Zeile. Kurz, das Buch ist besser, als die Bibel, deren schönsten Stellen es gleichkommt, deren meiste es übertrifft, deren schwache und schlimme es gar nicht kennt!

In späteren Jahren schuf Schefer noch den „Hafiz in Hellas“, die „poesiereichste seiner Sammlungen“, die Feier des von allen konventionellen Schranken befreiten Menschen (1846), und in noch höherm Alter den „Koran der Liebe“, ein „Evangelium der Freiheit des Geistes, der Liebe, der Schönheit und des Scherzes.“ Wie das „Laienbrevier“ für Frauen, sagt ein Freund des Dichters, so war der Hafiz für Männer und der Koran der Liebe für Jünglinge gedichtet. Schefer war auch Musiker; er bedurfte dessen nicht, denn schon seine Poesie ist Musik.

Wie Schefer gegenüber dem aufgedrungenen Glauben die Weisheit, Güte und Schönheit, so macht in dieser Beziehung Friedrich von Sallet die Freiheit geltend. Geboren 1812 zu Neiße in Schlesien, wurde er preußischer Offizier, zugleich aber Gelehrter und Dichter. Ersteres bethätigte er in der schlagenden Streitschrift „die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“ (1844), letzteres in seinen zahlreichen Gedichten, in Novellen, einem komisch-heroischen Epos (die wahnsinnige Flasche), vor Allem aber in dem Werke, das ihn berühmt gemacht, im „Laienevangelium“ (1842). Er starb leider zu früh, kurz nach seiner Verehelichung 1843 in Reichau. Sallet's Laienevangelium ist in der Poesie, was das Leben Jesu von Strauß in der Prosa. In gereimten Jamben erzählt es die evangelische Geschichte nach freisinniger Auffassung. Auch Sallet's Standpunkt ist der veredelte Pantheismus. In herrlicher, kräftiger, alle Heuchelei und Buchstabensklaverei zermalmender Sprache setzt der Dichter an die Stelle des Wunders die Macht des Menschengeistes, an die Stelle des Glaubens das Wissen von der Natur und vom Leben. Pfaffentrug und Volksbevormundung werden in demokratischer Begeisterung niedergedonnert; der Dichter erscheint als ein Priester der Freiheit und des Volkes. Die Moral Jesu wird verherrlicht, die Kindereien, die die Sage ihm aufbürdet und die Spielereien, mit denen sie ihn umgibt, im Namen der Wahrheit und einer weit tiefern Auf-

fassung, als die Tradition sie kennt, zum Märchenplunder geworfen. Das Buch ist ein Triumf des Geistes, und wer aus ihm nicht gelernt, daß die Bibelgläubigen die wahren Materialisten sind, die Alles roh und grob stofflich verstehen, — nun, der ist nicht zu belehren.

Wie Sallet in den Anfängen des Christenthums, so suchte ein anderer mit nur kurzer Laufbahn beglückter Dichter die Motive zum Kampfe für religiöse Aufklärung und Geistesfreiheit aus späteren Ereignissen. Wir meinen Nikolaus Niembsch von Strehlenau, als Dichter genannt Nikolaus Lenau, geboren 1802 zu Csatad in Ungarn. Zerrissen im Innersten durch das Unbefriedigende der Zeitverhältnisse, fiel er 1844 zu Stuttgart, gleich Hölderlin, in geistige Nacht und starb 1850 zu Döbling bei Wien. Der Vater seiner Muse war der Schmerz, und ein Hang zum Trübsinn verfolgte den Irrenden nach der neuen Welt und wieder zurück nach der alten. Er grübelte in den Räthseln der Welt und des Menschenherzens und suchte Trost aus ihnen, während ihm nur Vernichtung entgegengrinste. Sein erster Versuch religionsphilosophischer Dichtung war das epische Gedicht „Savonarola". Die Geschichte dieses uns (Bd. I. S. 29 ff.) bekannten Reformators wird in wunderschöner Sprache behandelt, aber die unglückliche Wahl eines Helden, welcher noch ganz im alten Asketenwahn befangen war und nur gegen die Sittenverderbniß der Zeit auftrat, verhinderte den Dichter an einer der Sache des Fortschritts günstigen Lösung und ließ, ungeachtet des im Gedichte über den Lastern und Verbrechen des Papstthums waltenden furchtbaren Strafgerichtes, doch die Philosophie gegenüber der Theologie und die Klassik gegenüber der Romantik den Kürzern ziehen. Diesen Mangel machte Lenau reichlich gut in seinem folgenden epischen Gedichte „die Albigenser", welches zwar die Dogmatik, durch welche diese tapferen Ketzer verbluteten, kühn wegwirft und mit seinem vielbedeutenden „und so weiter" auf eine Reihe von Geisteshelden der Zukunft prophetisch hinweist, aber doch über den Konflikt zwischen Glauben und Wissen zu keiner Lösung hinausgelangt. Lenau's halb episches, halb dramatisches Gedicht „Faust" leidet schwer unter Nichtbeachtung der goldenen Regel, keine Ilias post Homerum zu dichten. Ein „Don Juan" war Lenau's letztes größeres Werk. Seine kleineren Gedichte tragen im Ganzen den von uns oben angegebenen Charakter seiner Werke überhaupt. Die eigenthümlichsten und farbereichsten unter ihnen sind jedenfalls seine Bilder aus dem Haideleben Ungarns, wo die Hirten auf ihren Rennern dahintoben und die Zigeuner beim nächtlichen Feuer ihre Klagen auf der treuen Geige wimmern lassen, nach deren Ton die schwarzäugige üppige Dirne sich dreht, und dann wieder in lautem jubelndem Aufschrei ihre Trauer übertäuben, bis die Saiten springen. So in der „Haideschenke", in den „drei Zigeunern", in der „Werbung", „Mischka" u. s. w. In anderen reckt der Zweifel sein fahles Haupt empor, ohne Antwort auf seine Fragen und Ruhe für sein wundes Herz zu finden, wie in dem unerschöpflichen Thema

„Ahasver, der ewige Jude“, in der „Waldkapelle“, im „Raubschütz“. Melancholische Resignation klagt im „Postillon“, in „Heloise“, im „Schiffsjungen“, in „Marie und Wilhelm“, im „traurigen Mönch“; wildes Naturleben braust in der „Sturmesmythe“ und in den „Waldliedern“. Fremdländische, aber dem Dichter vertraute Klänge ertönen im „Polenflüchtling“, im „Indianerzug“, im „Urwald“, im „Blockhaus“. Gefühlsinnige, aber stets des Dichters ungestilltes Weh weinende Cyklen von Romanzen sind „Klara Hebert“, „die Marionette“, „Anna“ und „Johannes Ziska“. Das von Mosen und Lenau behandelte Thema von Ahasver arbeitete bis auf die Neuzeit herab aus S. Heller (1866), während Wilhelm Jordan, den wir bereits als Nibelungendichter kennen, seit 1853 sein großes „Mysterium“, „Demiurgos“ schuf, das den ewigen Kampf zwischen Glauben und Wissenschaft dramatisch (aber nicht für die Bühne) darstellt. Von der religionsphilosophischen Dichtung ging Robert Hamerling, der sie mit seinem „Ahasver in Rom“ bereicherte, durch seinen „König von Zion“ (die Wiedertäufer in Münster) mit gewaltiger Dichterkraft zur religionsgeschichtlichen über. Eine Fortsetzung des ersten Theiles von Goethe's Faust, in drei Theilen, hat, mit viel Erfolg in manchen Partieen und mit reichem Bezuge auf die politischen und religiösen Bedürfnisse der Gegenwart, Ferdinand Stolte geliefert.

Glänzender und rauschender für den Augenblick des Erscheinens, aber vergänglicher für die Dauer als die Werke der religionsphilosophischen waren jene der politischen Dichter Deutschlands. An ihrer Spitze steht unbestritten der österreichische Graf und Volksmann Anton von Auersperg, als Dichter genannt Anastasius Grün, Lenau's Freund, aber von heiterm Gemüte, geboren 1806. Sein Erstlingswerk, auch das beliebteste geblieben, war der Romanzenkranz „der letzte Ritter“ (bekanntlich Kaiser Maximilian I., erschienen 1830), der jubelnd aus dem Lande der Romantik in das des modernen Geistes hinüberzieht. Die politische Dichtung eröffnete er mit den unter Metternich's Schmachregiment doppelt scharf einschneidenden „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (1831), die keck der Freiheit entgegenjauchzten. Im „Schutt“ (1835) zeigte er, wie stets aus den Ruinen neues Leben emporblühe. Noch reifer und vollendeter sind seine späteren Gedichte (1837). Weniger glücklich war mit seinen politischen Klängen und Volksbildern der Oesterreicher Karl Beck (geb. 1817); dagegen fanden großen Anklang die Lehrgedichte Ernst von Feuchtersleben's (1806—1849). Während diese Dichter noch dem Liberalismus huldigten, entfaltete der Radikalismus sein rothes Panier zuerst in den kühnen „Gedichten eines Lebendigen“ von Georg Herwegh (geb. 1819) und rief schon siegestrunken:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!“

Seine dichterische Ader versiegte jedoch bald. Volksthümlicher erklang die

nämliche Richtung in H. Hoffmann's von Fallersleben (geb. 1798) „unpolitischen Liedern", „Gassenliedern", „deutschen Liedern aus der Schweiz", von denen sich der Verfasser aber bald zur Pflege der ältern deutschen Literatur hinwandte. Andere politische Dichter waren Robert Prutz, Franz Dingelstedt, der 1842 die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" schrieb, 1848 aber für Italiens Unterdrückung durch Österreich schwärmte, Moriz Hartmann mit seiner kostbaren „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1849), Wiesner mit seinen „Psalmen eines Verbannten", Alfred Meißner, der aber berühmter wurde durch sein prachtvolles episches Gedicht „Ziska" und seine Romane („die Sansara" und „Neuer Adel", in denen die moderne Blasirtheit gezeichnet ist, sowie „Schwarzgelb", welches in kräftiger Weise die österreichischen Zustände der Gegenwart schildert), Gottfried Kinkel, der außer seinen Gedichten die frische poetische Erzählung „Otto der Schütz" schuf. Der begabteste radikale Dichter ist jedoch der uns zugleich zu einer andern poetischen Richtung hinüberleitende Ferdinand Freiligrath (geb. 1810). Noch in den vierziger Jahren hatte er geglaubt, „auf einer höhern Warte zu stehen, als auf der Zinne der Partei;" aber die Bewegung von 1848 war so überwältigend, daß sie ihm mit magischer Gewalt die kühnsten Revolutionshymnen entriß, die zugleich durch das in ihnen pulsirende warme Leben von der Phraseologie anderer Barrikadenbarden vortheilhaft abstechen. Wir erinnern nur an den Buchdruckereibesitzer, welcher seine Lettern in Kugeln umgießen läßt und an das großartig gedachte Bild „die Todten an die Lebendigen". Noch bedeutender aber ist Freiligrath's ursprünglicher Dichterzug, nämlich seine Schilderung exotischen Lebens, sowol der Thierwelt, wie namentlich im „Löwenritt", als der verschiedensten Völker, unter denen vor allen die orientalischen mit ihrem Wüstenleben eine Rolle spielen. Aber auch der amerikanische Urwald mit seinen Indianern erscheint, so im „ausgewanderten Dichter". Mit ungewohnter Pracht donnerten diese kräftigen Reime daher und die deutsche Dichtung war um ein fruchtbares Element reicher geworden. Doch hat sich Freiligrath eben so musterhaft in einheimischen Gemälden erwiesen, wobei sich Schilderung des Volkslebens mit der Politik vereinte, so in „Rübezahl", „Irland", „Requiescat" u. s. w., wie auch nicht minder in meisterhaften Übersetzungen aus dem Englischen.

In Übersetzungen aus orientalischen Sprachen und Nachbildungen der Werke solcher bildeten jene fremdländische Malerei aus Daumer in seinem „Hafis" und Friedrich Bodenstedt in seinem „Mirza-Schaffy" (1852) und anderen namentlich den Kaukasus schildernden Poesien. Durch seine Reisebilder (1001 Tag im Orient) verbindet er die exotischen Dichter mit den poetische Motive verwendenden Reisebeschreibern und Schilderern des Lebens fremder Völker. Zu denselben gehören besonders Friedrich Gerstäcker und der in Amerika eingebürgerte lange Zeit räthselhafte Charles

Sealsfield, der sich endlich als Karl Postel aus Mähren (geb. 1793, gest. 1864 zu Solothurn) entpuppt hat. Mangelhaft in der Form, aber ausgezeichnet im Reichthum an Farbe und Leben sind seine Romane „der Legitime und die Republikaner“, „der Virey und die Aristokraten in Mexiko“, „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“ u. s. w.

Als Romandichter ohne besondere Tendenz sind in unserer Zeit aufgetreten: Rehfues, Karl Spindler (ein Nachahmer Walter Scott's und in den dreißiger Jahren sehr beliebt), Wilibald Alexis (Häring), Heinrich König („William Shakespeare“, „die Klubbisten von Mainz“), Theodor Mügge (besonders mit trefflichen Schilderungen aus dem Norden: „Afraja“, „Erich Randal“ u. s. w.), Duller („Kaiser und Papst“), Rellstab („1812“), Bechstein (der Dunkelgraf), Ernst Willkomm (die Familie Ammer), Otto Müller (Charlotte Ackermann), Levin Schücking (mit seinen romantischen Bildern aus Westfalen und Rheinland, besonders aus der Franzosenzeit), Karl von Holtei (mit seinen humoristischen Gemälden aus Schlesien und seinen keck hingeworfenen „Vagabunden“), Friedrich Hackländer (mit seinen Militärscenen und seinen realistischen Darstellungen modernen Lebens: „Eugen Stillfried“, „namenlose Geschichten“, „europäisches Sklavenleben“, „der neue Don Quijote“ u. s. w.), Max Waldau (Spiller von Hauenschildt, der Freund Leopold Schefer's), Gustav Freytag (mit seinen groß angelegten Bildern des Handels- und des gelehrten Standes, „Soll und Haben“ und „die verlorene Handschrift“), der originelle österreichische Kleinmaler des Naturlebens und Menschenherzens, Adalbert Stifter, Edmund Höfer (besonders dunkle Familiengeschichten), Friedrich Spielhagen (lebensvolle moderne Gemälde, besonders „problematische Naturen“), Karl Frenzel, Jakob Corvinus (Raabe), Gustav von Struensee, Max Ring (besonders „Rosenkreuzer und Illuminaten“, „Milton“ u. s. w.), Julius Rodenberg, Philipp Galen (Lange), Robert Byr und viele Andere. Diesen Romandichtern reihen sich als weibliche Konkurrenten an: Johanna Schopenhauer (Mutter des Philosophen), Auguste von Paalzow, Karoline Pichler, Gräfin Ida Hahn-Hahn, die mit so viel Eclat von Babylon nach Jerusalem übergesprungen ist, ihre humoristische Gegnerin Fanny Lewald, Ida von Düringsfeld, E. Marlitt (beliebt durch ihre romantisch-modernen Romane in der Gartenlaube), u. s. w.

Eine besondere Abart der Roman- und Novellenliteratur ist in unserer Zeit die Dorfgeschichte geworden. Ihr Gründer ist Berthold Auerbach (geb. 1812), welcher 1843 mit seinen reizenden Schwarzwälder Dorfgeschichten auftrat, denen er später eine Verbindung von Dorf- und Hofgeschichte in dem Roman „Auf der Höhe“ folgen ließ. Die nämliche Bahn betraten Melchior Meyr („aus dem Ries“), W. O. von Horn (Oertel), Josef Rank und Hermann Schmid (Beide aus dem

bairischen Gebirge) und Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius, Pfarrer im Kanton Bern) mit seinen derbrealistischen Geschichten aus dem schweizerischen Emmenthal.

In der epischen Versdichtung in kleinerm Maßstabe und zugleich in der Lyrik, nebenbei auch in Novellen, thaten sich hervor: Franz von Gaudy (1800—1840), Heinrich Stieglitz, Dräxler-Manfred, A. Böttger, O. F. Gruppe, Adolf Bube, Robert Reinik, die Brüder August und Adolf Stöber aus dem Elsaß, der im Schwank ausgezeichnete August Kopisch, August Schnezler, Ludwig Pfau, Gottfried Keller aus Zürich. Höhere Leistungen brachten zu Tage Emanuel Geibel („Juniuslieder") und Hermann Lingg, namentlich mit seinen historischen Gemälden. Das von Letzterm unternommene Epos „die Völkerwanderung" (in Stanzen) scheint jedoch durch große Breite der Poesie Eintrag thun zu wollen. Treffliche lyrische Epigonen sind Albert Träger und Emil Rittershaus, Beide voll des tiefsten, wahrsten Gefühls. Als Dialektdichter sind zu nennen Franz von Kobell im pfälzischen, August Corrodi im schweizerischen, Klaus Groth und der alle Übrigen in seinen prächtigen Novellen übertreffende Fritz Reutter im plattdeutschen Dialekte. Als dichterischer Schlachtenmaler schuf sich der Altpreuße Scherenberg einen Namen. Romantisch-humoristische Erzählungen in Versen schrieb Viktor Scheffel (namentlich den „Trompeter von Säckingen", „Frau Aventüre", „Juniperus"), der auch das frühe Mittelalter und dessen Klosterleben in dem fantastischen Roman „Ekkehard" trefflich malte. Eine frisch duftende Märchendichtung ist Otto Roquette's „Waldmeisters Brautfahrt". Ein unglücklicher Versuch, die alte katholisirende Romantik wieder zu Ehren zu bringen, war Oskar von Redwitz' „Amaranth" (1849); der Dichter hat sich jedoch später von dieser Richtung losgesagt. Novellen in Versen brachte Paul Heyse in die deutsche Literatur; unseres Erachtens ist er jedoch in den prosaischen Novellen glücklicher, obgleich sie an großer Unwahrscheinlichkeit leiden; am meisten sprechen wegen ihres blühenden Kolorits die in Italien spielenden an. Lyrische Dichterinnen und solche von Balladen und Romanzen sind aus unserer Zeit: Helmine von Chezy, Agnes Franz, Louise von Plönnies, Emma von Niendorf, Betty Paoli; die hervorragendste aber Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848), welche stark in die Romantik zurückgreift und eine Vorliebe für düstere, unheimliche, sogar mit dem Aberglauben verbundene Situationen hatte.

Die dramatische Dichtkunst unserer Tage hat an ihrer Spitze Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen, geb. 1806), dessen „Griseldis" und „Sohn der Wildniß" früher, und dessen „Fechter von Ravenna" neuestens großen Beifall fanden. Es folgten, außer den schon erwähnten Gutzkow, Laube, Mosen u. A., der fruchtbare Lustspieldichter Roderich Benedix, die historischen Tragiker Robert Griepenkerl

(„Robespierre") und Rudolf Gottschall, der auch in der Epik, sowie in der Kritik und Literaturgeschichte glücklich ist, der Schauspieldichter Bauernfeld, Georg Büchner (1813—1837, mit dem modernen Sturm- und Drangstück „Danton"), Otto Ludwig („die „Makkabäer", der „Erbförster"), welcher gleich Friedrich Hebbel (Judith, Maria Magdalena, die Nibelungen) etwas Krankhaftes neben großem Talent hat, Gustav Freytag (Salonstücke), Dulk (mit dem nicht zur Aufführung bestimmten „Jesus der Christ"), Albert Lindner und Paul Heyse (mit altrömischen Stoffen), Brachvogel (Narziß, Mondecaux u. s. w.), Mosenthal (Deborah u. s. w.), Oskar von Redwitz (Philippine Welser u. s. w.) u. A.

Didaktische Dichtungen („Erbauliches und Beschauliches") schenkten der schönen Welt Julius Hammer, Theodor Storm und viele Andere.

Man sieht, die deutsche Dichtung der Gegenwart leidet nicht an Unfruchtbarkeit. Ob sie aber auch die Fähigkeit habe, eine frische und kräftige Zukunft der Literatur anzubahnen, das mögen kommende Geschlechter beurtheilen.

Zweiter Abschnitt.

Die nordgermanischen Nationen.

A. Niederlande.

Da das niederländische Idiom, obschon eigentlich nur ein niederdeutscher Dialekt, sich nun einmal zur Schriftsprache emporgeschwungen hat, so besitzt es auch seine Literatur, wenngleich keine selbständige und reichhaltige, und zwar ist dies wieder in zwei Dialekten der Fall, in dem holländischen und in dem flamändischen.

Im erstern machte sich in unserm Jahrhundert zuerst Jakob van Lennep (1802—1868) einen Namen, indem er, „als Bannerträger der Romantik, der Französelei (als deren Parteigänger wir im II. Bd. S. 596 Bilderdijk kennen lernten) in seinem Lande einen wirksamen Krieg machte." In seinen Leistungen auf den Gebieten der poetischen Erzählung und des Romans nahm er Byron und Walter Scott zu Vorbildern.

Viel thätiger als die holländische ist die neueste flämische Literatur, welche in Belgien mit dem französischen Elemente hart zu kämpfen hat. In ihrer Geltendmachung ging Willems voran. Es folgten ihm als Schriftsteller überhaupt Snellaert, Blommaert u. A., als Dichter insbesondere Dautzenberg, Ryswyck, Peters u. A., vor Allen aber der begabte Novellist Hendrik Conscience (von ursprünglich französischer Abstammung, geb. 1815 zu Antwerpen). Besser als der historische Roman gelang ihm die Schilderung flämischen „Stilllebens". Mit ihm wetteiferten

die Brüder Jan und August Snieders. Die flämische Literatur hat merkwürdiger Weise einen stärkern Zug des Herzens zum großen deutschen Mutterlande, als die holländische, die ihm mehr entfremdet ist.

B. England und Nordamerika.

Die englische schöne Literatur, welche wir am Ende des vorigen Jahrhunderts verlassen (Bd. II. S. 534 und 543), theilt sich in unserm Jahrhundert in zwei ziemlich scharf, sogar nach den Dichtern, geschiedene Gruppen: die Versdichtung und die Romandichtung*).

In der erstern gingen die schottischen Volksdichter voran, welche in die Fußtapfen des armen Robert Burns traten. Zu ihnen gehörten der Weber Robert Tannahill (1774—1810), der Maurer Allan Cunningham (1784—1842), dann William Motherwell, Robert Nicoll, Johanna Baillie, die Freundin Walter Scotts, vor Allem aber der Schäfer James Hogg (der Ettrick-Schäfer genannt, 1772—1835), dessen „queen's wake“ (1813), eine Sammlung von Balladen und Märchen in romantischem Gewande, durch Lieblichkeit hervorragte. Größern Ruhm erntete ein gelehrter Dichter, der größte Schottlands, Walter Scott, geb. 1771 zu Edinburg, gest. 1832 auf seinem Gute Abbotsford. Jeder Zoll ein Romantiker, aber ferne von den fantastischen und extravaganten Auswüchsen dieser Richtung, besang er am Unermüdlichsten sein engeres Vaterland, dessen Natur, Geschichte und Leben. Nicht ohne Einfluß waren deutsche Dichter, besonders die Stürmer und Dränger, wie Bürger und der jugendliche Goethe, auf seine Thätigkeit, welche erst Balladen zu Tage förderte, die sich aber nach und nach zu glänzenden und kühnen Heldengedichten erweiterten (so the lay of the last minstrel, Marmion, the lady of the lake, 1810, Rokeby, 1813, the Lord of the isles, 1814 u. s. w.). Seine dramatischen Versuche sind unbedeutend; seine Romandichtung werden wir später zu besprechen haben. Als englischer Volksdichter trat schon vor unserer Periode George Crabbe (1754—1832) auf, indem er mit Vorliebe das Dorfleben schilderte, aber vorwiegend mit düstern Farben. Epische Gedichte in höherm Stile und philosophisch-religiöser Tendenz, die aber nicht tief dringt, schrieb William Wordsworth (1770—1850), von dem auch das rührende Kindergedicht „We are seven“ herkommt, — mystisch-symbolische Naturdichtungen, in welchen die gesammte erscheinende Welt belebt ist und mancher ächt poetische kräftige Ton erklingt, Samuel Taylor Coleridge (1773—1834), der Übersetzer von Schillers Wallenstein, — ein revolutionäres Drama „Wat

*) Wir haben hier noch eines bei Besprechung der englischen Historiker (oben S. 428) Übergangenen zu erwähnen: William Roscoe (1753—1831), welcher 1795 das Leben Lorenzo's von Medici und 1803 dasjenige Papst Leo's X. schrieb und damit schätzenswerthe Schilderungen der italienischen Renaissance-Zeit lieferte.

Tyler", ein Heldengedicht „Joan of Arc" und Sagengedichte aus verschiedenen Ländern Robert Southey (1774—1843), welcher jedoch seit 1813 als Hofdichter zum Speichellecker des elenden Prinzregenten und der Hochkirche herabsank, — reizende Naturgedichte und Märchen, sowie das erzählende Gedicht „the isle of palms", John Wilson (geb. 1789), welche vier Dichter zusammen in der englischen Literaturgeschichte unter dem Namen der „Lakers" (Lakisten, Seeschule) figuriren, weil sie zufällig Alle mit Vorliebe die reizenden kleinen Seen von Cumberland und Westmoreland zum Schauplatze ihrer Schilderungen wählten.

Vorwiegend auf dem episch-didaktischen Gebiete übte sich Samuel Rogers (1765—1855), dessen Hauptwerke the pleasures of memory, the voyage of Columbus, the human life, Italy u. a. eine geschmackvolle Auffassung und Schilderung der Natur verrathen, und Thomas Campbell (1777—1843), welcher sich in ähnlicher Weise und in schöner, aber allzu breiter Sprache durch the pleasures of hope, O' Connor's child, Gertrude of Wyoming (im amerikanischen Urwald spielend) auszeichnete. Poetische Erzählungen mit vorherrschend religiösem Charakter schuf James Montgomery (geb. 1771). In dunkeln Fantasien erging sich der früh geschiedene John Keats (1796—1820), in freisinnigen und eleganten Schilderungen Leigh Hunt (1784—1859), der Freund Moore's und Byron's.

Die genannten Dichter werden jedoch tief in Schatten gestellt durch ein Dreigestirn, welches in den drei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts über Großbritannien leuchtete und damals wol in ganz Europa den höchsten Preis der Poesie davontrug. Wir meinen die oppositionellen Romantiker Moore, Byron und Shelley.

Thomas Moore, ein Sohn des grünen Erin, war 1780 zu Dublin geboren, brachte seine jüngeren Jahre auf Reisen, die späteren in ländlicher Zurückgezogenheit zu und starb 1852. Seine dichterische Laufbahn begann er seit 1800 mit Übersetzung und Nachbildung des Anakreon. Seine umfangreichste und nationalste Leistung sind die 1807—1834 in zehn Abtheilungen erschienenen „Irish melodies", von denen Scherr sagt: „Tief ergriffen von den Leiden der Smaragdinsel, seiner unglücklichen Heimat, glühend begeistert von ihren Naturschönheiten und ihren historischen Erinnerungen, strömt der Dichter seine ganze volle und reiche Seele in diesen herrlichen Gesängen aus, in welchen die Lust und der Schmerz, der Stolz und die Trauer abwechselnd in Formen voll herzergreifender Melodie jubeln und weinen, zürnen und klagen." Moore hat, wie er selbst in einem seiner Gedichte sagt, seiner Insel Dichtung wieder dem Lichte, der Freiheit und dem Gesange zurückgegeben. Kräftig zieht er gegen die Tyrannen und Verräther seines Landes los und beklagt rührend die Gräber seiner unterlegenen Kämpfer. Andere Liedersammlungen Moore's sind die „Sacred songs" und die „national airs"; später aber begab er sich geradezu in das Lager der Opposition gegen das heuchlerische britische Regierungssystem

und zeichnete es in scharfer Satyre unter dem Namen „Thomas Brown“ (1810 und 1818). Inzwischen erschien jedoch sein Hauptwerk, das epische Gedicht, Lalla Rookh, an oriental romance. Der an der Spitze stehende Name (persisch: Tulpenwange) ist derjenige der Tochter des indischen Großmoguls Aurungsib, deren Brautreise und Liebe zu dem Dichter Feramorz, der sich aber als Prinz enthüllt, erzählt wird. Eingeflochten sind vier herrliche Romanzen von ächt orientalischem Feuer und Farbenspiel. Letztere Vorzüge werden in einem zweiten Epos Moore's, the loves of the angels (1833), durch Reflexion und Breite beeinträchtigt. Unbedeutend sind seine übrigen Werke: Romane, poetische Episteln, Memoiren, historische Arbeiten, Reisebeschreibungen, in welchen die Poesie und andere Schönheiten durch des Verfassers bigotten Katholicismus getrübt oder gar verdrängt werden.

Der größte Dichter Englands nach Shakespeare und Milton war ohne Frage George Gordon Lord Byron, geboren 1788 zu London aus herabgekommener Adelsfamilie, von einem lüderlichen Vater, der indessen bald starb, und einer herzlosen Mutter, und von der Natur stiefmütterlich mit einem Klumpfuße beschenkt. In wilder Einsamkeit Schottlands erzogen, wurde er 1798 durch den Tod seines Großoheims Lord und Peer. Als Student in Cambridge führte er ein tolles Leben und trat schon 1807 als Dichter auf, mit der Sammlung „hours of idleness“, für welche er sich, gegen eine ungerechte Kritik der Edinburg Review, 1809 in der geharnischten Satire „English bards and Scotch reviewers“ wehren mußte. Aus unbändigem Treiben mit Zechgenossen in seinem Schlosse Newstead-Abbey wurde er 1809 in das Oberhaus gerufen und besuchte dann Portugal, Spanien, die Türkei und Griechenland, woraus sein „Childe Harold“ entstand. Rasch durch denselben berühmt geworden, ließ er seine orientalisch gefärbten epischen Gedichte erscheinen und ging 1815 eine unglückliche Ehe ein, die aber schon nach einem Jahre aufgelöst wurde. Von nun an verfolgten ihn die scheinheiligen Spleenmenschen bis auf's Blut, daher er sein Schloß verkaufte und 1816 für immer sein undankbares Vaterland verließ: Der Rhein, die Schweiz, Italien wurden die Schauplätze seines Dichtens und seiner zügellosen Orgien, während er den Childe Harold fortsetzte und den Don Juan begann. Eine schöne Episode seines Lebens war auch seine Liebe zu der Gräfin Guiccioli zu Ravenna; auch war er mit den Carbonari verbunden. Endlich entschloß er sich, sein Leben dem Freiheitskampfe der Griechen zu widmen und reiste 1823 nach Missolunghi ab, wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde, aber, ohne die ersehnten Thaten zu erleben, den 19. April 1824 am Fieber starb.

Wir gruppiren Byron's Werke in die zwei großartigsten: Childe Harold und Don Juan, in die kleineren epischen, in die dramatischen und in die lyrisch-didaktischen.

Childe Harold's Pilgrimage gehört keiner der geläufigen Dichtungsgat-

tungen an; es ist eine poetische Reisebeschreibung, deren Held der Dichter selbst ist, und enthält auch genau die Reihenfolge seiner wirklichen Reisen. Von den vier Gesängen in Spenserstrophen schildert der erste Spanien und Portugal, der zweite Griechenland, der dritte den Rhein und die Schweiz, der vierte Italien. Das Gedicht feiert die Schönheit der Natur, die Freiheitsbestrebungen der Völker, die Tugend, die Liebe, den Geist; es ist ungemein reich an Bildern, die Sprache herrlich und edel, bald zart, bald kräftig und voll dichterischer Begeisterung, die aber stets wieder in schmerzvolle, bittere Resignation zurückfällt, wo die Rede ist von der Schlechtigkeit der Menschen, oder in trübe Melancholie, wo von der Herrlichkeit früherer Zeiten nur noch Ruinen übrig sind.

Das satirische Epos Don Juan, mit sechszehn Gesängen in Ottaven unvollendet, ist nach Goethe's Aeußerung „ein gränzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend." Scherr nennt das Werk, das Byron's umfassendstes ist, auch sein reifstes und sagt weiter: „Mit spielender Schöpferkraft beherrscht er den gewaltigen Stoff, mit souveräner Meisterschaft gebietet er bei Behandlung desselben allen Dämonen seiner Poesie. Schmiegsam und biegsam und graziös wie ein gezähmter Tiger führt die Sprache alle, auch die bizarrsten Wendungen aus, welche des Dichters Wink ihr vorzeichnet. Alle Leidenschaften, die edelsten und die schlimmsten, entringen sich abwechselnd das Scepter. Witz, Spott, Hohn, herbster Sarkasmus, giftigste Satire, jauchzende Blasphemie, Wollust und Grausamkeit, bitterste Welt- und Menschenverachtung wirbeln in bakchantischem Tanze dahin; aber wenn sich der mänadenhafte Reigen auf kurze Augenblicke öffnet, sieht man die Liebe, in der Gestalt des Griechenmädchens Haidie verkörpert, in einsamer Felsengrotte träumen, lächeln und küssen. Der Held, ein Don Juan des achtzehnten Jahrhunderts, wird durch Abenteuer in Spanien, wo er geboren, Griechenland, Konstantinopel, Rußland (am Hofe Katharina's II.) und England hindurchgeführt und sollte nach des Dichters Plan in der französischen Revolution sein Ende finden. Zerrissenheit und Weltschmerz schreien aus allem Hohn und Spott und das eigentliche Thema des Ganzen ist Verzweiflung!"

Die meisten von Byron's kleineren epischen Dichtungen schildern ungebändigte Leidenschaften, Liebe und Rache, mit den feurigsten Farben und in einer Abrundung und Formvollendung, welche gegen die beiden schon erwähnten unvollendeten Torsi wohlthätig absticht, wie nicht minder ihre strenge Objektivität und ernste Haltung gegen den subjektiv verschwimmenden Harold und den leichtfertigen Don Juan. Auch machen ihre kurzen strophenlosen Verse einen kräftigen, kernigen und ächt dichterischen Eindruck, der bei den obigen Werken durch die vorgezeichnete fesselnde Form getrübt wird. Von ihnen spielen in dem dem Dichter so wohl

bekannten glühenden Oriente: the Giaour, the Corsair, the siege of Corinth, the bride of Abydos, in Italien: Parisina, ein tief tragisches, und Beppo, ein drollig komisches Bild, am Genfersee der ergreifende Prisoner of Chillon (der jedoch keinen Zug von dem oft darin erblickten Bonnivard hat), in den Steppen Rußlands der wilde Mazeppa, in der fernen Südsee die Matrosengeschichte the Island.

Byron's dramatische Werke zerfallen in mythisch-philosophische und historische. Zu den ersteren gehören: Manfred, dessen Held, eine Art Faust, wie dieser nach den Räthseln des Seins giert und darüber nach Scenen des Entsetzens und Schauers zu Grunde geht, — die beiden biblischen „Mysterien": Cain, das den ersten Brudermord, und Heaven and earth, das die Flut behandelt, fremdartig anmutende Geisterstücke, dann: the deformed transformed, welches in bizarrer Weise den Geisterspuk in die Zeit der Belagerung Roms durch den Connetable von Bourbon herüberschleppt, und endlich die Schicksalstragödie „Werner", welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt. Historisch sind: Sardanapalus und die beiden Venetianerstücke: Marino Faliero und the two Foscari. Letztere haben viel Schönes und Ansprechendes und Manfred wie Cain großartig Erhabenes; aber als wahre Dramen sind sie nicht zu halten und konnten sich auch nicht auf der Bühne einbürgern.

Unter den lyrischen und didaktischen Gedichten Byron's, die wir nicht bereits (bei Anlaß seines ersten Auftretens als Schriftsteller) genannt, sind nur zu erwähnen die beiden italienischen Literaturbilder: the lament of Tasso und the prophecy of Dante, die Oden an Venedig und an Napoleon, die poetische Streitschrift gegen Southey „the vision of judgment", diejenige gegen Lord Elgin als Plünderer der griechischen Denkmäler (the curse of Minerva), die Satire gegen den Walzer und die „Hebrew melodies".

Byron's Werke sind sein Leben. Er ist der zerrissene Geist, der in den Zuständen der Welt, die jedem poetischen Ideal so höhnend widersprechen, nur Schlechtigkeit, Elend und Bornirtheit sieht. Er strebt nach dem Höchsten und Schönsten; allein er ist selbst ein schwacher Mensch und geht im Kampfe gegen eine Welt unter, wie sein Abbild Euphorion im zweiten Theile von Goethe's Faust. Mit den Waffen der Romantik: zügelloser Fantasie und Krieg gegen das Bestehende, will er die Klassicität erjagen, will Freiheit im Handeln und Glauben erkämpfen; aber was er erreicht, ist Tod und Verzweiflung und wütender Haß des eigenen Vaterlandes!

Percy Bysshe Shelley, Byron's Schicksalsgenosse, was den Bruch mit der glaubensfanatischen und moralheuchelnden Heimat und einen frühen Tod betrifft, bietet dagegen der menschenfeindlichen Zerrissenheit seines adeligen Freundes gegenüber, das Bild eines warmen Menschenfreundes und daseinsheitern Gemütsmenschen dar. Geboren 1792 in

Sussex, bekannte er sich schon in Oxford, dem Eldorado der Hochkirchbullen, zum Pantheismus, verlor Auskommen, Heimat, Familie, sogar seine Kinder durch „Richterspruch“, tröstete sich in Natur und Poesie und liebte trotz alledem seine Feinde. Im Exil lebend, aber kaum durch Liebe endlich seit kurzer Zeit glücklich, ertrank er 1822 auf einer Meerfahrt bei Livorno, von seinem dort lebenden Byron gefeiert, der seine Leiche verbrennen und in Rom bestatten ließ. Shelley litt die Leiden der Menschheit mit und glühte für ihre Befreiung aus den schmählichen Fesseln des Vorurtheils und der Unterdrückung aller individuellen Freiheit, welche in der modernen Gesellschaft herrscht. Auf sein Jugendgedicht „Queen Mab“ folgte 1815 die fantastische Geschichte eines romantischen Jünglings „Alastor“, die Freiheitshymne „Prometheus unbound“, das mit der neugriechischen Revolution feurig sympathisirende lyrische Drama „Hellas“, die Satire auf Georg IV., „Swellfoot the tyrant“, die ergreifende Tragödie „Cenci“, das Epos „the revolt of Islam“ in zwölf Gesängen und Spenserstrophen, welches alle Ideale der Menschheit feiert und gegen Tyrannen, Söldlinge und Pfaffen und ihre menschenmörderischen Werke und Thaten donnert. Seinen noch früher gestorbenen Freund John Keats, dessen dichterisches Wirken dem seinigen ähnlich war, besang er in der „Adonais“. Seine zweite Gattin Mary Godwin schrieb einen fantastischen Roman „Frankenstein or the modern Prometheus“. Shelley lebte blos in der Welt der Poesie und erwachte aus diesem Traume nie zur bittern Wahrheit der Wirklichkeit, die er nie begriff. Wohl ihm, — er war glücklich dabei! —

Unter den Dichtern mindern Ranges, welche sich Burns, Scott, Moore und Byron zu Vorbildern wählten, sind zu erwähnen: Ebenezer Elliot (1781—1849), welcher in den Cornlaw rhymes einen anscheinend prosaischen Gegenstand besang, R. Pollock („the cours of time“), Barry Cornwall (Bryan Walter Procter: Marcian Colonna, Mirandola), Charles Wolf (the burial of John Moore) und Thomas Hood (1798—1845, „the dream of Eugene Aram, the bride of sighs, the song of the shirt, letzteres ein erschütterndes Anklagelied gegen die socialen Zustände Englands). Als Dichterinnen zeichneten sich zu derselben Zeit aus: Felicia Hemans (1794—1835), welche in herrlichen Gesängen den Cid und die Urwälder Amerika's feierte, die unglückliche Lätitia Elisabeth Landon (1804—1838), Elisabeth Browning (gest. 1861), Verfasserin eines lyrisch-dramatischen Mysteriums, welches die Vertreibung aus dem Paradiese symbolisch behandelt, und Karoline Norton (geb. 1808), die Enkelin Sheridan's, welche „der weibliche Byron“ genannt wurde und durch die englischen Ehegesetze barbarisch mißhandelt wurde.

Dagegen schloß sich eine andere, jüngere Dichterschule dem edeln Shelley und mit ihm dem deutschen Idealismus an und sagte sich sowol

von der steifen englischen Orthodoxie, als von dem abscheulichen Treiben los, das man mit dem unübersetzbaren Worte „Cant" bezeichnet. An ihrer Spitze steht der selbst zwar nicht als eigentlicher Dichter zu bezeichnende, uns bereits als Historiker bekannte Thomas Carlyle, der aber durch seine kritischen und ästhetischen Arbeiten auf die Poesie mächtigen Einfluß ausübte. Carlyle ist der Apostel der That und der Arbeit und damit der Fortentwickelung der Menschheit. Der bedeutendste eigentliche Dichter dieser jungen Schule ist Alfred Tennyson (geb. 1810). Er schrieb die Romanzen „the miller's daughter", „Mariana", „Lady Clara Vere de Vere" (1832), Dora, Godiva, the lotos-eaters (1842) und die poetischen Erzählungen „the princess", „Maud", „King's Idyls". Sein Hauptwerk ist das Idyll-Epos „Enoch Arden". Seine Dichtung ist jedoch einerseits zu subjektiv, anderseits zu vorwaltend beschreibend, doch in dieser Eigenschaft auch großartig. Indessen zeichnet ihn, trotz seinen, aristokratischen Stils, innige Liebe zum Volke und zur Freiheit aus. Charles Mackay erwarb sich als Lyriker und Romanzendichter einen Namen.

Neuere Dramatiker sind aufgetreten in Sheridan Knowles (geb. 1787), einem Jünger Shakespeare's (ernste Dramen: Virginius, Grachus, Tell, Lustspiele: the love chase, the hunchback), Henry Hert Milman (Belsazzar, Fall of Jerusalem, Fazio), Thomas Talfourd (Ion, the Athenian captive), Shelley's Schüler Robert Browning (geb. 1812), Gatte der erwähnten Elisabeth (Paracelsus, Christmas eve, Easter day), dessen Werke an Mangel fester Gestaltung leiden, und Henry Taylor (Isaac Comnenus, Philip van Artevelde, Edwin the fair), welcher ein gesundes Talent an den Tag legte.

Unter den nordamerikanischen Dichtern ragen hervor: Henry Dana (geb. 1787), der feine, zarte und naturselige William Cullen Bryant (geb. 1794), der romantische und fantastische Edgar Allan Poe (1811—1849), vor Allen aber Henry Wadsworth Longfellow (geb. 1808), welcher mit deutscher Bildung gesättigt ist. Klar, ruhig, reich an Poesie und erhebend sind seine lyrischen Gedichte sowol, als sein metrischer Roman Evangeline, seine Prosaromane Hyperion und Kavanagh, seine dramatischen Rhapsodien the Spanish student, the golden Legend, besonders aber sein Epos „Song of Hiawatha". Ebenso deutsche Anklänge hat der „gemütlich-humoristische Träumer" G. Mitchell, genannt Marvel.

Der Vater des englischen Romans, wie des modernen überhaupt, ist der uns bereits bekannte Walter Scott. Seine Thätigkeit auf diesem Felde folgte seiner Versdichtung erst nach. Seit 1814 gab er, erst anonym, seine unabsehbare Reihe von Romanen heraus, welche mit „Waverley" begannen, und aus denen wir Guy Mannering, den Alter-

thümler, Robin den Rothen, das Herz von Mid-Lothian, die Braut von Lammermoor, Ivanhoe, Kenilworth, Quentin Durward, Woodstock erwähnen. Der letzte der 74 (!) Bände erschien 1831. Walter Scott's Romane spielen mit Vorliebe in seinem schottischen Vaterlande, bald in dessen mittelalterlichen Städten, wie dem fantastischen Edinburg mit seinem alten Schlosse Holyrood, bald in den wilden Thälern und an den melancholischen Seen des Hochlandes, bald an schauerlich brandenden Meergestaden oder gar auf den nebelumwallten, einsamen Klippen der Shetlands-Inseln. Man sieht das Volk und dessen Gestalten wandeln, man hört sie athmen, man vernimmt ihre Gedanken und Gefühle, man lebt und webt in den alterthümlichen Gemächern mit ihren braunen, soliden Möbeln; es spielen die Leidenschaften der Blutrache, des Bürgerkrieges, politischer und religiöser Verfolgung und des ihr entsprechenden Martyrerthums. Die Schilderungen sind durchaus realistisch, aber allzu breit, wortreich und in Spezialitäten eingehend, die in unserer schneller lebenden Generation Bedeutung und Interesse verloren haben. Alle Stände sind gezeichnet und gemalt, wie sie leibten und lebten, ohne Vorliebe oder Vorurtheil, vom König bis zum Bettler. Unglücklicher war Scott in der Geschichte, und zwar in der heimischen sowol (Tales of a grandfather), als ganz besonders in der leidenschaftlich-einseitigen Napoleon Bonaparte's.

Der erste bedeutende Nachfolger Scott's in der englischen Romandichtung ist der Amerikaner James Fenimore Cooper (1789—1851), welcher gleich seinem Vorbilde sein Vaterland mit sprechender Treue schildert. Statt der hosenlosen Hochländer erscheinen hier die rocklosen Indianer, ihre letzten Kämpfe um ihre Jagdgründe und ihr allmäliges Zurückweichen vor der weißen Einwanderung aus den Hügel- und Thallandschaften am atlantischen Ocean nach den weiten einförmigen Prairieen des Westens. Den amerikanischen Unabhängigkeitskampf schildert höchst anziehend Cooper's erster Roman „the spy“, welchem „Lionel Lincoln“ nachfolgte. Das Ansiedler- und Indianerleben malen farbensatt die fünf „Lederstrumpf-Erzählungen“ (the deer-killer, the path-finder, the last of the Mohicans, the pioneers und the prairie), wozu noch the wept of Wish-ton-Wish, the beehunter u. a. kamen. Ebenso treffend wie die Urwälder und Riesensteppen zeichnet Cooper auch den Ocean (the pilot, the water-witch, the red-rover). Mißlungen sind dagegen seine europäischen Gemälde, wie z. B. der in Venedig spielende „Bravo“. Den Seeroman pflegte weiter der Kapitain Marryat, dessen „Peter Simple“ u. a. Laufbahnen von Seemännern das Leben auf dem Salzelement, die Stürme, die Scenen der Küsten und Inseln drastisch darstellen und hohes Interesse für die geschilderten Situationen erwecken. Im Ganzen schwache, aber oft unterhaltende und ansprechende Nachahmer Walter Scott's sind der schreibselige G. P. R. James (geb. 1801) und

die Irländer John Banim und Lever, welcher mit Vorliebe seine abenteuerlustigen Paddies durch die napoleonischen Kriege hindurchführt. Irland schildert auch die Reiseschriftstellerin Lady Morgan. Eine eigenthümliche Stellung nimmt der eifrige Tory Samuel Warren ein, welcher in „Now and then" religiöse Momente, in „Ten thousand a year" das Partei- und Proceßleben und im „Diary of a late physician" die wechselnden Erlebnisse eines Arztes wirksam schildert. Ein bombastischer Vertreter derselben Partei ist der emporgekommene Jude Benjamin D'Israeli, welcher in seinen Romanen, wie auf dem erschwindelten Ministersessel durch politische und religiöse Reaktion eine Reform der Gesellschaft anstreben zu wollen affektirt, außerhalb Englands jedoch keinen Anklang fand.

Selbständiger als Cooper steht sein Landsmann Washington Irving (1783—1859) da, welcher indessen mehr Schilderer und Skizzirer als Romandichter oder Novellist war. Seine Eigenthümlichkeiten sind ein leichtlebiger Humor und eine Liebe zur Kleinmalerei und Ausschmückung der Natur sowol, als der Erscheinungen im Menschenleben. In seinem Sketch-book schildert er Beobachtungen auf seinen Reisen in England und Amerika, in seinem „Bracebridge-Hall" englisches Landleben, in seiner Alhambra die orientalische Pracht der alten Mauren auf dem wundervollen spanischen Boden. Auch in seinen historischen Werken ist er mehr Dichter als Geschichtschreiber. Der Humor waltet vor in seiner Geschichte New-Yorks; mehr episch tritt Irving auf in der Geschichte der Reisen des Columbus, der Eroberung Granada's, in den Biographien Mohammed's und Washington's, welche letztere Schrift seine beste und zugleich die beste über den Befreier Nordamerika's genannt werden darf. Mit Irving's Humor hat viel Ähnlichkeit derjenige des englischen Dichters Charles Lamb (1775—1834), welcher, außer bedeutenden literarisch-kritischen Journalartikeln, mit seiner Schwester Mary Erzählungen über Shakespeare herausgab.

Nachdem mehrere englische Romandichter ihr Heil in der Fremde, so Thomas Hope in Griechenland, Frazer und Madden in der Türkei, Morier in Persien, Rowcroft in den englischen Kolonien und Trelawney, in den trefflichen „Adventures of a younger son", in verschiedenen Ländern gesucht, kehrten neue Sterne der Dichtart, von der wir sprechen, mit neuem, nicht entlehntem Glanze, in ihre Heimat zurück, wenn auch nicht ausschließlich.

Der Erste derselben ist Edward Lytton Bulwer (geb. 1803), welcher dem historischen Roman Walter Scott's den philosophischen gegenüberstellte. Die solide Grundlage desselben ist indessen die Schilderung englischer Zustände, welche nur allzuoft dem Raisonnement und der Ausspinnung psychologischer Räthsel gegenüber den Kürzern ziehen

muß. Bulwer's erster Roman „Pelham" (1828) entbehrt noch des philosophischen Elementes, und nicht zu seinem Nachtheile, indem er die Schwächen der vornehmen Welt drastisch schildert. In anderen: the disowned, Paul Clifford, Ernest Maltravers, dessen Fortsetzung Alice, Night and morning u. a. werden Probleme des Menschenherzens behandelt, in Eugene Aram eine schmutzige Kriminalgeschichte idealisirt, in einem andern Verbrecherroman, Lucretia, das Grauenhafte aufgehäuft, wie in „Zanoni" das wunderbare Element an einer Art Cagliostro oder Saint-Germain, aber nicht mit Erfolg, zu benutzen versucht wurde. Einen gewinnenden Eindruck macht der kulturhistorische Roman „the last days of Pompeji"; mannigfaltig und ansprechend sind auch die historischen Romane Rienzi, the last of the barons und Harold, in denen freilich die Charakteristik mangelhaft ist. Bulwer's neueste Leistungen, The Caxtons und my novel greifen wieder die englische Sittenschilderung auf und in England and the English schildert der Dichter sein Vaterland ethnographisch.

Ganz auf dem Gebiete der Zeichnung heimischen Lebens bleibt der durch das Vorwalten des Humors charakteristische Charles Dickens, genannt Boz (geb. 1812, gest. 1871). In den Sketches of London schildert er das Leben der Weltstadt überhaupt, in den Pickwick papers an einer drolligen Gesellschaft und ihren Abenteuern die nationalen Charakterbilder. Das Familienleben tritt in Verbindung mit den Zuständen der Privatschulen in Nicholas Nickleby, das Gaunerthum und die Waisenanstalten in Oliver Twist ergreifend auf die Bühne. Barnaby Rudge führt in das vorige Jahrhundert zurück. Martin Chazzlewitt zeichnet Familienfeindschaften der Gegenwart; die späteren Werke des Verfassers aber, Bleak-House, David Copperfield, Little Dorrit, Hard times, a tale of two cities ermüden durch entsetzliche Breite und ähneln auffallend den darin mit Vorliebe behandelten endlosen englischen Processen mit ihren erdrückenden Formalitäten. Liebliche Bilder entrollt dagegen Dickens in seinen kleinen „Weihnachtsgeschichten", die eine Zeit lang jährlich unter verschiedenen Titeln erschienen. Der Humor des Dichters ist ein packender und rührend seine Liebe zu den Unterdrückten und Benachtheiligten aller Art.

Dem gutmütigen Humor von Dickens steht kontrastirend gegenüber die schneidende Satire auf die Schäden des englischen gesellschaftlichen Lebens, welche William Makepeace Thackeray (1811 — 1863) übte. Es ist nur zu beklagen, daß seine alle übrigen englischen Novellisten weit übertreffende furchtbare Breite und oft bis zur Ungenießbarkeit getriebene ermüdende Ausführlichkeit dem tiefen Geiste seiner Werke und ihrer kulturhistorischen Bedeutung als schlagfertiger Polemik gegen den „Cant" starken Eintrag thut. Sein erstes bedeutenderes Buch ist „Vanity fair" (1847), andere mit ihm wetteifernde: History of Arthur Pendennis, the Newcomes und the Virginians.

Andere englische Romanschriftsteller, und zwar eine, was die Zahl betrifft, respektable Menge, hatten in ihrer Wirksamkeit andere Zwecke als die Kritik der Sitten und die Tendenz ihrer Verbesserung. Ihr Ziel kann im Allgemeinen mit dem Ausdrucke „Sensation“ bezeichnet werden. Sie wollten vor Allem Aufsehen und sich selbst einen Namen machen, um neben den durch den eigenen Werth ihrer Werke sich auszeichnenden Dichtern aufzukommen und sich zu behaupten. Diese Sensationshascherei, bestehend in Aufhäufung des Sonderbaren, Barocken, Schauerlichen, Grauenhaften, Gräßlichen, Empörenden, ja sogar des Wunderbaren und Gespensterhaften, welchem letztern Geschmacke neulich sogar Bulwer gehuldigt hat, sie macht sich besonders in den Zeitschriften breit, hat aber auch eine großartige Vertretung in besonders erschienenen Werken. Die Form und die besondere Haltung der Sensationsromane ist sehr verschieden. Das grausige Element überhaupt kultivirt Wilkie Colins (the woman in white, the dead secret u. s. w.), das Verbrecherische die Dame M. E. Braddon in ihren scheußlichen Kriminalromanen, das Schicksal und seine Launen Charlotte Bronte, genannt Currer Bell, geboren 1817, gestorben 1855, besonders bekannt durch ihre Gouvernantengeschichte Jane Eyre, das Psychologisch-Problematische George Eliot, unter welchem Namen sich ebenfalls eine Dame verbirgt (Adam Bede, the mill on the floss u. s. w.), das gesellschaftliche Element Mrs. Gore, Julia Kavanagh (Daisy burns u. s. w.), Miß Yonge (the heir of Redcliffe u. s. w.) und Anthony Trollope in seinen besonders zahlreichen Romanen, das Starkreligiöse die Amerikanerin Elisabeth Wetherell (the wide wide world), die Sklavereifrage ihre Mitbürgerin Harriet Beecher-Stowe (Uncle Tom's cabin, 1852), den Katholizismus der Kardinal-Erzbischof von Westminster, Wiseman in seiner die römischen Katakomben belebenden Fabiola, den Protestantismus Charles Kingsley in seiner Hypatia u. a., und den „Sport“ endlich der Amerikaner Maine Reid mit seinen „ethnographischen“ Romanen.

Als Anhang zu den Romanen gedenken wir der mit ihnen den Hauptstoff der englischen Reviews und Magazines bildenden kritisch-literarisch-historischen Essays, dieses spezifisch englischen, jetzt aber auch in anderen Ländern eingedrungenen Literaturgenres. Unter seinen Pflegern verdienen Erwähnung: der große Parlamentsredner Henry Brougham (1779—1868), William Hazlitt (1780—1830), Mrs. Jameson mit ihren weiblichen Charakteren Shakespeare's, J. Payne Collier mit seinen verdienstvollen Shakespeare-Arbeiten, John Dunlop mit seiner history of fiction (1814), in Amerika: W. E. Channing, A. H. Everett, Ralf Waldo Emerson, der Apostel deutscher Philosophie, P. N. Hudson, H. Th. Tuckerman, W. Dunlap, der die Geschichte des amerikanischen Theaters, Georg Ticknor, der die Geschichte der spanischen Literatur (1849) schrieb,

J. J. Audubon, der Schilderer naturwissenschaftlicher Merkwürdigkeiten, Schoolcraft und Catlin, die Beschreiber der Indianer, und Halliburton, der Charaktermaler der Yankees.

C. Skandinavien.

Die Wiedergeburt der dänischen Dichtung in unserm Jahrhundert ist der Einwirkung der klassischen Poesie Deutschlands zu verdanken. Die ersten dänischen Dichter unserer Zeit waren daher zugleich auch deutsche Dichter, nur wurde, während Baggesen in seinen Bestrebungen der Klarheit entbehrte, blos Öhlenschläger der Begründer einer neuen Richtung und Blüte der Literatur des kleinen Inselstaates.

Jens Baggesen, geboren 1764, gestorben 1826, war reiner Nachahmer verschiedener deutscher Dichter, wie Klopstock, Wieland, Voß, Schiller u. A. und zuletzt der Romantiker. Sowol was er deutsch, als was er dänisch schrieb, erreicht nicht die Sphäre des Klassischen; seine besten Leistungen sind komische Erzählungen. In Prosa schrieb er dänisch „Dichterwanderungen in Europa" in vier Bänden und in schöner Sprache und Darstellung. Was er nicht erreichte, gelang seinem von ihm deshalb arg angefeindeten Landsmann Adam Öhlenschläger, geboren 1779 bei Kopenhagen, gestorben dort als Professor der Ästhetik 1850. Als deutscher Dichter gehört er völlig zur romantischen Schule, deren reaktionäre Verirrungen er aber nicht nur nicht theilte, sondern entschieden verdammte. Bedeutender sind seine dänischen Werke. Er schrieb Romanzen, Heldengedichte, sagenhafte Novellen und Dramen, und zwar in romantischen Formen, mit welchen er in seinem Vaterlande, indem er nationale, nordische Stoffe darein kleidete, der Nachahmung der Franzosen ein gründliches Ende machte. Bedeutend sind unter seinen Werken das dramatische Märchen „Aladdin oder die Wunderlampe", die dramatisirten Idyllen „der Fischer" und „der Hirtenknabe", der Roman „die Inseln im Südmeer" (Umarbeitung der „Insel Felsenburg"), das Trauerspiel „Hakon Jarl" u. s. w. Schwach wird er, wo er einen komischen Ton anschlagen oder den nordischen Boden mit dem südlichen vertauschen will, wie z. B. in seinem „Correggio".

Sein Beispiel fand Nacheiferung. Grundtvig (geb. 1783) verherrlichte in seinen lyrischen und epischen Gedichten die altnordische Mythologie und Geschichte. Ingemann (geb. 1789) besang als Lyriker das Vaterland (besonders in der „Danebrogflagge") und verfaßte mehrere epische und dramatische Werke in romantischer Form und meist auch mit solchem Inhalt. J. L. Heiberg (1791—1860) war ein talentvoller Dramatiker, besonders Vaudevilledichter. J. C. Hauch (geb. 1790) schrieb, von der Romantik ausgehend, ein episch-dramatisches

Gedicht „Hamadryaden“ und Tragödien mit vorzüglicher Charakteristik und „plastischer Rundung“ (Bajazet, Tiberius, Gregor VII., Don Juan u. s. w.), sowie historische Romane, unter welchen sich „Wilhelm Zabern“ auszeichnet. Bredahl (1784—1860) brachte es als Dramatiker zu shakespearischen Gedanken, und von Hendrik Hertz (geb. 1797) haben wir sehr beliebte Charakterlustspiele, wie z. B. „König René's Tochter“. Als Lyriker ragte Staffeldt hervor. Ganz deutscher Geist weht wieder in Hans Christian Andersen (geb. 1805). Als Lyriker schuf dieser liebenswürdige Dichter sanfte, zarte Elegien und romantische Bilder, als Dramatiker das nicht zur Aufführung bestimmte und auch hinter dem Willen zurückbleibende Gedicht „Ahasver“. Seine besten Werke sind seine Romane (O. T., deutsch O. Z., der Improvisator, nur ein Geiger, die beiden Baronessen u. s. w.) und seine Märchen, welche bezaubernd wirken. Ziemlich bedeutend ist die Zahl der übrigen dänischen Novellisten, deren Namen wir jedoch übergehen.

In dem mit Dänemark durch die Sprache verbundenen Norwegen zeichneten sich in neuester Zeit als Lyriker Welhaven (geb. 1807) und Munch (geb. 1810) aus, noch mehr aber in allen Dichtungsarten, namentlich in der Novelle, Björnstjerne Björnson, geboren 1832, welcher mit Kraft und Originalität die erhabene Natur seiner Heimat feierte. Ächt altnordisch klingt seine tragische Trilogie „König Sigurd“.

In Schweden leuchtete „die Morgenröthe einer neuen Zeit und Richtung“ mit Th. Thorild (1759—1808) auf, welcher zwar „mehr Denker als Dichter“ war, aber, gleich Lessing, seine Landsleute durch Hinweis auf Shakespeare, Ossian, Klopstock und Goethe vom Joche des französischen Geschmackes befreite. Er starb in der Verbannung, weil er über die „Freiheit des Verstandes“ zu schreiben gewagt. Milde und Frömmigkeit charakterisiren die Werke des auf Thorild zunächst folgenden, aber noch halb der ältern Richtung huldigenden Dichters F. M. Franzén (1772—1847); die besten derselben sind Lieder und Idyllen; schwach sind seine epischen und dramatischen Wagnisse. Der Erzbischof Wallin (1779—1839), berühmt als Prediger, bearbeitete die Psalmen und religiöse Hymnen metrisch, so auch Choräus. Nach der Vertreibung des verrückten Gustav IV. wurde die Universität Upsala der Herd der jüngern Richtung und bitterer Satiren gegen Wallmark's Versuche, der französirenden Manier wieder Eingang zu verschaffen; aber die aus jenem Kreise hervorgehenden Dichter (die „Phosphoristen“ genannt) verirrten sich allzu tief in die Romantik, so namentlich D. A. Atterbom (1790—1855), der durch die deutsche mystische Naturphilosophie den Kopf verlor und sich in einer unnatürlich geschraubten gefühlsseligen Naturdeutung gefiel, besonders in seinem Hauptwerk „die Insel der Glückseligkeit“ (Lyksalighetens Ö), einem „lyrisch-episch-dramatischen Sagenspiel in fünf Abenteuern“. Doch waren die Formen seiner Poesie schön und

verriethen ein nur irregeführtes, aber sonst bedeutendes Talent. Dieser Richtung gehörte auch Stagnelius an (1793—1823), welcher sein großes lyrisches Talent in Dichtungen voll mystischer Spekulation, Theosophie und Unsinns verschleuderte, während seine Balladen und Idyllen doch glühend sinnlich genug sind. Gefeiert ist in Schweden sein Heldengedicht „Wladimir“.

Dieser ultraromantischen Schule trat nun die sogenannte „gothische“ (seit 1810) entgegen, welche, gleich Öhlenschläger in Dänemark, die romantischen Formen durch einheimische Stoffe genießbar zu machen suchte, wodurch auch in Schweden die französische Pseudoklassik überwunden wurde. Voran ging der Geschichtschreiber Erik Gustav Geijer (1782—1847). Unter seinen nicht zahlreichen, aber gehaltvollen Gedichten ragen „der letzte Kämpe“, „der letzte Skalde“ und „der Wikinger“ hervor. Fruchtbarer war die poetische Ader des berühmten Bischofs von Wexiö, des größten schwedischen Dichters, Esaias Tegnér (1782—1846). Sein Genie und die neue gothische Richtung traten zuerst in seinem Preisgedichte „Svea“ (1811) hervor; es folgten das theologische Idyll „die Nachtmahlskinder“ (1821) in Hexametern und die Romanze „Axel“ aus der Zeit Karls XII.; alle aber wurden verdunkelt durch Tegnér's Hauptwerk, die gefeierte Frithiofs Saga (1825) in 24 Gesängen, alle in verschiedenen Versarten. Da lebt und webt die ungebändigte Kühnheit der altnordischen Recken, frei von jeder Weichherzigkeit, und die Lieblichkeit und Anmut, aber auch Seelenstärke ihrer Frauen. Freilich kann die urwüchsige Kraft und Einfachheit der alten Sagen und Romanzen in einem modernen Gedichte nicht mehr gesucht werden; die neuere Denkweise und Kultur und die romantischen Versformen gestatten dies nicht. Das stets schöne und erhebend wirkende Epos besingt die Liebe Frithiof's, des Bauernsohnes, zur schönen Königstochter Ingeborg, deren Hand ihm durch die stolzen Brüder verweigert wird, ihre erzwungene Vermählung mit dem alten König Ring, und Frithiof's Thaten, durch die er sich emporschwingt und nach des Gatten Tode die Hand der Geliebten erhält. Lieblich ist der Gesang „Frithiofs Minneglück“ (sein nächtliches Stelldichein mit Ingeborg in Baldurs Tempel), der indessen in Vielem, sogar in den Worten, an die Balkonscene in Romeo und Julie erinnert. Nordisch kräftig dagegen ertönen Frithiofs Meerfahrt und seine Ankunft in Rings Königshalle, wo man die Edda zu lesen glauben könnte. Eine andere Sagendichtung Tegnér's ist die „Kronbraut“; unvollendet blieb „Gerda“. Unter seinen lyrischen Gedichten zeichnet sich der „Sonnengesang“ aus. — Der Gymnastiker Ling (oben S. 366, 1775—1839), als Lyriker hochbegeistert, konnte sich im Epos und Drama nicht emporschwingen. — Romanzen schrieb der Literarhistoriker Afzelius (geb. 1785), effektreiche, aber allzu geschniegelte Dramen aus der schwedischen Geschichte der Hofmarschall Beskow (1796—1868), anmutige lyrische Gedichte und

Balladen Nicander (1799—1839). Fahlcrantz (geb. 1790), welcher in seiner Jugend Atterbom verspottete und die humoristische Dichtung „Noahs Arche" schrieb, ließ später, als frommer theologischer Professor in Upsala, das religiös-patriotische Heldengedicht „Ansgarius" folgen.

Unabhängig von den Phosphoristen sowol als von den Gothen zeigte sich Dahlgrén (1791—1844) durch seine volksthümlichen Lieder, komischen Novellen und aristophanischen Lustspiele, in denen er die Romantiker verhöhnte, und Almqvist (geb. 1793) durch seine freireligiöse und politisch, wie social progressive Richtung, die er in seinen nur zu vielseitigen und unstäten poetischen und prosaischen Schriften verwerthete, aber dabei oft in's Fantastische gerieth. Er wurde zugleich mit Cederborgh und Palmblad der Gründer der in neuester Zeit so fruchtbaren schwedischen Romandichtung. Ihnen folgten zunächst, als Nachahmer Walter Scott's und Cooper's Gumälins, Mellin, Graf Peter Sparre, Ridderstad, Zeipel, Kullberg und Crusenstolpe. Eigene Bahnen suchten und gehen der Verfasser von Dorfgeschichten, Engström, dann Wetterbergh (genannt Onkel Adam), Snellman und Graf Adlersparre. Einen größern Erfolg ernteten die schwedischen Novellistinnen: Frederike Bremer (1802—1866), deren geistige Kraft sich jedoch im Ganzen nicht über Fraubasengeklatsch erhebt, Emilie Flygare-Carlén, noch weit fruchtbarer, aber auch etwas fantasiereicher im Verwickeln, Frau von Knorring, sehr geziert und fein aristokratisch, und Marie Sophie Schwartz, gewandt im Erzählen, aber unnatürlich fruchtbar.

In Finnland ragen als schwedische Dichter hervor: mit Epen und Idyllen Runeberg (geb. 1804), mit Dramen Cygnäus u. A.

Dritter Abschnitt.

Die romanischen Nationen.

A. Frankreich.

Die französische Poesie, welche wir in den Stürmen der Revolution verlassen haben (Bd. II. S. 517), feierte während der Despotie der Schreckenszeit und derjenigen des Corsen beinahe ganz, und wo sie überhaupt Blüten trieb, müssen wir sie — in der Verbannung suchen. Während nämlich in Frankreich selbst nur der unfähige Fontanes, der

unzüchtige Parny, der schwülstige Tragiker A. V. Arnault und der einfältige Kritiker Lemercier vegetirten und höchstens Jouy sich in Tragödie und Operntexten über die herrschende Erbärmlichkeit erhob, war Genie nur bei der von Napoleon mit wenig Mut und Takt bitter verfolgten Madame de Staël zu finden. Anne Louise Germaine Necker, Tochter des berühmten Finanzministers und vorübergehend Gattin des schwedischen Gesandten Staël-Holstein, geboren 1766, gestorben 1817 auf ihrem Schlosse zu Coppet am Genfersee, schildert als glänzende Dichterin in ihren Romanen „Delphine“ und „Corinne ou l'Italie“ mit reicher Fantasie sociale Verhältnisse, indem sie mit Feuereifer nach geistiger Emancipation der Frauen strebt, wozu in Corinne noch die höchste Begeisterung für Natur und Kunst des herrlichen Italien kommt. In ihrem Werke „de la littérature, considerée dans ses rapports avec les institutions sociales“ stellte sie gegenüber dem herrschenden Formendienste und Materialismus das Programm der Grundsätze auf, nach welchen eine Wiedergeburt der Literatur hervorgehen müsse, welche sie in der „Herstellung der schönen Harmonie zwischen Geist und Stoff“ fand. Durch ihre Reisen mit Deutschland und dessen sich erhebender Literaturblüte bekannt geworden, theilte sie ihre Erfahrungen ihren Landsleuten in dem Buche „De l'Allemagne“ mit. Gegen die Schreckensherrschaft der Revolution ließ sie zwei politische Schriften mit konstitutioneller Tendenz erscheinen.

Die Zeit der Revolution brachte ebenfalls im Exil zu der seiner ganzen Wirksamkeit nach in die Epoche der Restauration gehörende Vicomte François Auguste de Chateaubriand, geb. 1768 zu St. Malo, gest. 1848 zu Paris. Mit den Eindrücken von den Urwäldern und Indianern Amerika's erfüllt, wo er die Revolution verträumt hatte, wurde er als Dichter der Todtschläger der pseudoklassischen Richtung in Frankreich, welche freilich nur noch ein Schattenleben führte, und der Gründer der französischen romantischen Schule, welche mit der deutschen solchen die mittelalterlich-katholischen Regungen und Sympathien gemein hatte. Während Chateaubriand in politischer Beziehung, obgleich begeisterter Anhänger der Bourbons, doch kein unbedingter Reaktionär war, sondern an den konstitutionellen Errungenschaften der Neuzeit, besonders an der Preßfreiheit stets festhielt, war er dagegen in religiöser Beziehung durch und durch ein Don Quijote, der nach Vernichtung der negativen Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts und nach ihrer Ersetzung durch christliche, d. h. streng römisch-katholische sich sehnte. Er ging dabei freilich als Dichter mehr von einem künstlerischen, als von einem klerikalen Standpunkte aus und verstand es, mit reicher Fantasie ausgestattet, trefflich, jeden römischen Glaubenssatz mit einem poetischen Hauche zu umgeben und so die Religion zur Sache feinen Geschmacks zu sublimiren, Maria z. B. als Göttin der Schönheit und Liebe darzustellen, wobei er trotz aller Frömmigkeit geradezu frivol wurde; aber er arbeitete damit nur dem herrschsüchtigen katholischen

Klerus in die Hände, der die Bundesgenossenschaft des gutmütigen Schwärmers mit innigem Vergnügen annahm. Chateaubriand begann seine schriftstellerische Wirksamkeit in dem angegebenen Sinne 1801 mit dem Buche „Génie du Christianisme ou les beautés de la réligion chrétienne.“ In blühendem, aber allzu breitem Stile leitete er darin alle Civilisation und Freiheit vom Christentbum ab, ohne dasselbe in seiner ursprünglichen ethischen Reinheit nur zu verstehen. Sie bewirkte auch nichts, als daß sie dem ersten Faustschlag Napoleon's gegen die Aufklärung, dem Konkordat mit Rom, Vorschub leistete. War aber wenigstens dieses Buch noch von einem ästhetischen Ziele geleitet, so verfiel des Verfassers nächstes, „Les martyrs“, ein Epos in Prosa, geradezu in gläubigen Blödsinn und wahnsinnige Wunder- und Legendenvergötterung, was auch die himmlischste Überschwänglichkeit der Sprache nicht verdecken konnte. Närrische Schwärmer entzückte und begeisterte dieses ungeheuerliche Werk, Reaktionäre befriedigte es, Freisinnige stieß es ab oder erfüllte sie, wenn sie dichterischen Sinn besaßen, mit tiefem Mitleide gegen so verschleuderte und mißbrauchte poetische Talente.

Diese verwerfliche Richtung gab jedoch Chateaubriand glücklicher Weise auf, ehe er zum Kehricht überwundener Standpunkte hingeworfen wurde. Und er that wohl daran. Wohl wenig Produkte hat die neueste französische Literatur aufzuweisen, welche an Lieblichkeit und künstlerischer Durchführung mit seinen späteren kleinen Romanen sich messen dürften. Statt eingeschlossener dumpfer Weihrauchluft, die nicht mehr weit hatte bis zum Brodem des Scheiterhaufens, waren seine neuen Schriften vom wohlthuendsten Urwalds- und Blumenduft erfüllt. Statt der Religion der Pfaffen wählte er die herrliche Natur zum Kleide seiner Muse und schilderte sie mit solch unendlicher Liebe, daß man sie als seine erste Neigung und die Glaubensduselei als eine ihn vorübergehend berückende „Kirke“ erkannte. In seiner „Atala“ schlug er mit Glück den von Rousseau zuerst angestimmten und dann von Bernardin de St. Pierre geweckten Ton der naturbegeisterten Liebe zur Einsamkeit wieder an. Die rührende Liebe unverdorbener Naturmenschen in dem kleinen Buche wird stets ihren Zauber und Reiz behalten. Ähnliche Scenerien erfüllen „les Natchez“, welche die Freundschaft feiern, wie Atala die Liebe, und tiefe Fragen der Civilisation und des Rechts erörtern. Wie jedoch hier durch Anhäufung von Gräueln die Reinheit beeinträchtigt wird, welche „Atala“ auszeichnet, so scheiterte der Dichter in einem dritten, in Nordamerika spielenden Roman an seiner Unfähigkeit, das Problem einer aus Faust und Werther gemischten und mit seinen krankhaften Träumen untergehenden Menschennatur zu lösen. Diese Mängel werden jedoch reichlich gesühnt durch Chateaubriand's letzten und besten Roman „Les aventures du dernier des Abencerrages“, welcher die Kämpfe zwischen Christen und Mauren Spaniens schildert und in süßer Melancholie die Wunderwelt der Alhambra malt, nach Scherr des Verfassers „reifste und abgerundetste Dichtung, ein makelloses Kunstwerk, eine Elegie auf die

untergegangene Ritterwelt im großartigsten Stile." Die reisebeschreibenden und politischen Schriften Chateaubriand's übergehend, gedenken wir nur noch seiner nachgelassenen, von großer Eitelkeit zeugenden, aber für die Geschichte interessanten „Mémoires d'outre tombe".

Die erste, reaktionäre Periode von Chateaubriand's literarischer Wirksamkeit hatte lebhafte Unterstützung in den von uns bereits (oben S. 406) erwähnten politischen Rückwärtshelden Gabriel de Bonald und Josef de Maistre gefunden. Ganz von Letzterm abhängig erwies sich als Schriftsteller sein Bruder, der Graf Xavier de Maistre, welcher jedoch an die Stelle des wilden Fanatismus, den Jener zur Schau trug, eine gemütliche und harmlose, wol religiöse, aber durchaus tendenzlose und menschenfreundliche Gesinnung setzte. Leichte, obwol tiefsinnige Plauderei füllt seine beiden originellen Fantasien „Voyage autour de ma chambre" und „Expédition nocturne autour de ma chambre", welche an die unbedeutendsten Umstände des Lebens die Erörterung wichtiger Fragen knüpfen, sie aber stets kurz wieder abbrechen. Außerdem schrieb er drei Novellen: Le lépreux de la cité d'Aoste, eigentlich ein religiöses Gespräch, Les prisonniers du Caucase, Abenteuer eines russischen Offiziers in tschetschenzischer Gefangenschaft, aus der ihn sein Diener unter großen Gefahren befreit, und la jeune Sibérienne, Schicksale der Tochter eines Verbannten, welche nach Petersburg reist, um bei Katharina II. für ihren Vater Gnade zu erlangen. Alle drei sind einfach, schlicht, ohne Ausschmückung.

Eine ähnliche Laufbahn wie Chateaubriand, der Dichter in Prosa, legte auch der größte französische Dichter in gebundener Sprache in unserm Jahrhundert, Alfons de Lamartine (geb. 1790 zu Macon, gest. 1869) zurück. Von streng katholischen Anschauungen ausgehend, die er in seinen Méditations poétiques (1820 und 1828) und Harmonies poétiques et religieuses (1830) mittels prächtiger und sanfter Rhythmen und in stiller Resignation, aber ohne erhabene originelle Ideen verherrlichte, schuf er seine ebenfalls noch sehr christlich, aber künstlerischer gehaltenen episch-lyrischen Dichtungen mit didaktischer Beimischung „Jocelyn" (1836) und La chute d'un ange", auf welche Madame de Staël, Chateaubriand und Byron eingewirkt haben, und sagte sich endlich in den vierziger Jahren von der Muse des Katholizismus ganz los, um sich derjenigen der Freiheit zu widmen. Aber die Früchte dieses Wechsels sind ein eigenthümliches Amalgama von Poesie und Geschichte, dessen wir bereits (oben S. 427) gedacht haben.

Die katholisirenden Romantiker, von welchen wir bisher gesprochen, hatten noch keine eigentliche Dichterschule gebildet, und dies um so weniger, als sie ja selbst ihrem anfänglichen Ideal nicht treu geblieben, sondern nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen waren. Dagegen waren immer noch Reste der alten sogenannten klassischen Schule vorhanden, wenn auch nur noch im Ausathmen begriffen. Der letzte nennenswerthe Ver-

treter dieser Richtung war Casimir Delavigne, geb. 1794, gest. 1846, der noch immer den Stil Racine's und seiner Zeitgenossen zu kultiviren suchte. Sein erstes und populärstes Werk sind die Messéniennes, eine Sammlung von Oden, welche von dem Unterliegen Frankreichs in den Jahren 1813 bis 1815 ausgehen, und die Besieger dieses Landes der „Barbarei" anklagen (weil sie gewagt, die „große Nation" zuschlagen!) und gegen sie um Rache schreien (wie immer!), dann aber nach Italien und Griechenland abschweifen und die dortigen Revolutionen der zwanziger Jahre besingen, auch einzelne große Männer, wie Napoleon und Byron, apostrophiren. Sie sind in hohem, rhetorischem Stil gedichtet und vom Feuer der Überzeugung diktirt, aber ohne wahres, warmes und gesundes Gefühl. Ihre größte Schwäche ist das Vertrauen auf den Konstitutionalismus der Bourbons (!). Im Ganzen schwache Wiederholung sind die in Italien gedichteten und 1827 erschienenen Messéniennes nouvelles. Das Beste darin sind die Oden an die Venetianer, und des Dichters Enttäuschung über die Bourbons, von denen er sich zur Republik wendete. Während der Julirevolution dichtete er die berühmte jüngere Schwester der Marseillaise, die schwungvolle Parisienne. Als dramatischer Dichter hat Delavigne sowol Lust- als Trauerspiele geschrieben. Erstere sind nicht nennenswerth; letztere begannen 1819 mit den Vêpres Siciliennes, worin noch ganz Corneille's Schule lebt, aber keine Charaktere zu finden sind. Trocken und farblos ist le Paria, ganz verfehlt und schwach Marino Falieri und Louis XI; viele Schönheiten und Vorzüge haben dagegen „les enfants d'Edouard". Vom Pseudo-Klassicismus ging auch Pierre Lebrun aus, indem er mit Oden und dem Drama „Ulysse" (1814) begann; nachher aber trat er mit der Schiller nachgeahmten „Marie Stuart" (1820) zur romantischen Schule über, der er auch in seinem „Cid" (1825) huldigte. Sein Gedicht „Voyage de Grèce (nach Reiseeindrücken von 1820) dürfte dem Gegenstande nach eher noch klassische Neigungen verrathen.

Zwischen der absterbenden sogenannten klassischen und der romantischen Schule stehen unabhängig mehrere französische Dichter, die unter sich nichts Gemeinsames haben, als etwa ihre Popularität. Der Berühmteste und Trefflichste unter ihnen ist der liebenswürdige Volksdichter Pierre Jean Béranger (geb. 1780, gest. 1857), ein ächtes Pariserkind, in seiner Jugend Buchdruckerlehrling, dann Bureaugehülfe, seit 1821 aber nur Liederdichter. Stets von der Polizei verfolgt, vom Volke aber geliebt, traf er in seinen rein aus sich selbst geborenen, ungekünstelten Chansons den Ton des Volkes so ausgezeichnet, daß er hierin seines Gleichen wahrlich sucht. Es werden da die Sitten und Anschauungen aller Stände mit einer überraschenden Wahrheit und mit einem kostbaren Humor gemalt, der aus allen den leicht hinfließenden und doch inhaltschweren Strophen und Versen mit den schlagenden und packenden Refrains lacht und weint und spottet und schwärmt. Heiterkeit und Offenheit sind seine Religion, Leben

Lebenlassen seine Moral; jedes Ding beim rechten Namen zu nennen ist seine Ästhetik. Den Klassikern zum Trotze, welche das Meer nicht anders als Neptun oder Amphitrite nennen zu dürfen glaubten, nannte er das salzige Element schlechtweg „das Meer". Es gibt jedoch auch ernste, patriotische und politische Lieder unter denen Béranger's, in denen er die Freiheit und die „heilige Allianz der Völker" besingt und diejenige der Fürsten an den Pranger stellt. Er ist, obgleich glühender Vaterlands-, und grade weil warmer Volksfreund, kein Anbeter der Gloire, wenn er auch mitunter den Helden der letztern, im Vergleiche zu den ihm in der Herrschaft folgenden Pygmäen, seines Genies wegen feierte, womit er auch, wider seine Absicht, Viel zur Bildung der Napoleonsmythe beigetragen, die später in dem angeblichen Neffen eine so häßliche Mißgeburt auswarf. Köstlich wird das bourbonische Königthum im roi d'Yvetot und dessen herabgekommener Adel im Marquis de Carabas verspottet. Den Napoleonskultus nahmen leider bald andere Dichter ernsthaft; es waren Barthelemy (geb. 1796) und Méry (geb. 1794), welche von diesem Standpunkte aus die verschiedenen Ministerien der Restauration in Spottgedichten angriffen, ihren Helden aber in dem Epos „Napoléon en Egypte" und in dem Gedichte „le fils de l'homme" (auf den Herzog von Reichstadt) besangen. Die nach der Julirevolution fehlgeschlagenen Hoffnungen beklagten sie in dem komischen Gedichte „la Dupinade ou la révolution dupée". August Barbier (geb. 1805) geißelte die Bürgerkönigkomödie noch blutiger in seinen „Iambes" und in seiner „Curée" (das Jägerrecht, gegen die Stellenjäger gerichtet), und wurde zugleich ein freimütiger Gegner des Napoleonskultus, den er in dem Gedichte „l'Idole" einer vernichtenden Kritik unterwarf.

Das Beispiel Béranger's rief indessen Nacheiferungen hervor. Es tauchten Volksdichter auf in Emil Debraux, dem Barbier Jacques Jasmin, dem legitimistischen Bäcker Jean Reboul in Nismes, dem Schriftsetzer Hegesippe Moreau u. A. Auch gehören einige Dichterinnen hieher, welche keiner Schule einzureihen sind. So Marceline Desbordes-Valmore, in deren Gedichten, entsprechend ihrem vom Schicksale verfolgten Leben, das Idyllische, Melancholische und Elegische vorherrschen, Madame Tastu (Amable Voïart) aus Metz, von welcher dasselbe zu sagen ist, nur daß sie sich zu einem Gedichte von socialer Bedeutung „Peau d'âne" erhob, Elise Mercoeur, Sophie Gay und deren Tochter Delphine Gay, die Gattin des journalistischen Charlatan Emile Girardin, welche 1852 die pikante Komödie „Lady Tartuffe" schrieb. Endlich erwähnen wir des krankhaft fruchtbaren Operntext-Fabrikanten Eugen Scribe (1791—1861), welcher auch einige nicht ganz schlechte Intriguen-Lustspiele, so z. B. das beliebte „Un verre d'eau" producirte.

Die doppelte Anregung der Romantiker am Anfange unseres Jahr-

hunderts, besonders Chateaubriand's, wenn von ihrer katholischen Marotte abgesehen wird, und der späteren Volksdichter, Béranger voran, schuf die radikal vorwärts stürmende neuromantische Schule der Franzosen. Die deutsche Literatur in ihrer Blüte sowol, als in ihrer romantischen Ausartung und die englische in den Werken Scott's, Moore's, Byron's u. A. untergrub nach und nach die Reste der Pseudoklassik vollständig, und es wurde guter Ton, sich nicht mehr im Alterthum, sondern im Mittelalter nach poetischen Vorbildern umzusehen und sie dann mit modernen Bedürfnissen und Anschauungen zu verschmelzen. François Juste Raynouard, als Dichter zwar glänzend („les Templiers“), aber erfolglos, forschte im Mittelalter sowol nach alten Volksrechten und Gemeindefreiheiten, als nach Proben der Poesie, indem er die provençalische Sprache und die Troubadours aus ihrem Todesschlafe aufweckte (1816—1820) und die romanischen Sprachen überhaupt miteinander verglich (seit 1821). Nach dieser Grundlegung war Delatouche der erste eigentliche Pannerträger der neuen Romantik, leistete aber wenig Gutes, indem er sich in mystische Räthselhascherei und sittenlose Skandalsucht verirrte. Am bekanntesten sind seine Romane „Fragoletta“ (1829) und „Aymar“. Die weiter auftretenden Neuromantiker trieben es noch ärger. Lärmend warfen sie alle Schranken der Ethik, Ästhetik und Logik weg und schrieben in zügelloser Freiheit oder eigentlich Frechheit darauf los, was ihnen ihre hochgeschürzten leichtfertigen Musen eingaben. Charles Nodier (1783—1845), der noch nicht in diese äußersten Extreme verfiel, wovor ihn seine wissenschaftliche Bildung bewahrte, leitete jenes Treiben (in Prosa und Versen) wenigstens ein durch einen unruhigen Humor, eine rastlose Selbstironie und ein Hin- und Herhüpfen in einer fantastischen Traum- und Wunderwelt, so daß er beinahe der französische Jean Paul genannt werden kann.

Der Hexentanz der französischen Neuromantik ging endlich in seiner ganzen bunten Tollheit los mit dem Auftreten Viktor Hugo's (geb. 1802 zu Besançon), welcher das Programm der neuen Schule in den Worten zeichnete: „das neue Zeitalter hat den klassischen Lappen, den philosophischen Lumpen und das mythologische Flittergold entschieden abgestreift.“ Aber um durch diese Abstreifung etwas zu erreichen, bedurfte man der Charaktere, und ein solcher war Viktor Hugo nie. Erst Legitimist bis zur Verherrlichung Karl's X. und seiner „Paladine“ (!?), dann durch Louis Philipp Pair von Frankreich, hierauf Republikaner und 1871 gar Kommunist, segelte er stets mit dem Winde. In ihm lebte und webte, wie in Heine, ein seltsames Doppelwesen; er konnte herrlich und erhaben und konnte wieder gemein und kynisch dichten. Am höchsten steht er in seinen lyrischen Gedichten (Odes, Ballades, les Orientales, les feuilles d'automne, les chants du crépuscule, les voix intérieures, les rayons et les ombres, contemplations), in welchen bald hohe Begeisterung, bald milde Herzlichkeit herrscht. Von diesem sonnenbeleuchteten Par-

naß stieg er jedoch in seinen Romanen und Dramen theilweise in eine schmutzige Lache herab. Seine ersten Romane „Han d'Islande" und „Bug Jargal" sind ein Wirrwarr von Kannibalismus und höllischer Fantastik, „le dernier jour d'un condamné" eine wahre Seelenfolter für den Leser; aber Notre-Dame de Paris, worin allerdings viele Mißgestalten von Personen und Begebenheiten spuken, gibt doch ein treues Bild des Mittelalters und seines Stadtlebens zur Zeit des ersten Auftauchens freierer, neuzeitlicher Ideen. Noch scheußlicher aber als in den Romanen, wütet das Gespenst der Hyperromantik in Viktor Hugo's Dramen, welche (Cromwell, 1830 Hernani, dann Marion Delorme, le roi s'amuse, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, Ruy Blas, les Bourggraves) eigentlich ein wilder Kampf gegen die sogenannte Klassik sind. In allen machen sich Gräuel und Verbrechen, Sittenlosigkeit, Unschönheit und Unnatur breit und zerstören alle Gesetze künstlerischen Schaffens. Die „Burggrafen" lallen schließlich nur noch Blödsinn. Längere Zeit schwieg Viktor Hugo's Muse. Erst nach dem Staatsstreiche des blutigen Schwindlers, 1851, schleuderte er in ehrenwerthem Zorne das Schriftchen „Napoléon le petit" in schwungvoller Prosa und später die ergreifenden Schlachtbilder der „Châtiments" (gegen die Gloire) in die Welt. In der „Légende des siècles" versuchte er die Weltgeschichte in einem großartigen Bilde in einem Gedichte zusammenzufassen. Dagegen hatte er in seinem Exile zu Jersey auch den unglücklichen Gedanken, seine Romanthätigkeit wieder aufzunehmen, was er mit der nächtlichen grauenhaften Verbrechergeschichte „les Misérables" und mit den ebenso unnatürlichen „Travailleurs de la mer" versuchte, die aber kein nichtfranzösischer Geschmack ertragen kann. Viktor Hugo ist übrigens alt geworden, was auch seine verrückten Tiraden zur Zeit der Belagerung von Paris durch die Deutschen beweisen.

Weit künstlerischer als Viktor Hugo erwies sich Graf Alfred de Vigny (1799—1863), den vielseitige Bildung und philosophisches Denken auszeichneten, während ihn das geheimnißvolle, träumerische Walten seiner Fantasie als ächten Romantiker kennzeichnet. Seine Sprache ist untadelhaft schön und durchaus poetisch, namentlich in den glänzenden Gleichnissen, in denen er Meister ist. So sind auch seine Tendenzen rein, und die Sitte muß in seinen Werken ihr Angesicht nicht verhüllen. Wir nennen seine lyrischen Dichtungen: Eloa, Moïse, Dolorida, le déluge, sein allegorisches Gemälde Stello ou les diables bleus (1832), seine Dramen: Chatterton und la maréchalle d'Ancre und seinen historischen Roman Cinq-Mars, sein trefflich gezeichnetes Hauptwerk, dem aber historische Wahrheit fehlt. Weniger als Dichter, denn als Kritiker ragt hervor Sainte-Beuve (geb. 1804), in welcher letztern Eigenschaft er mehrere der besten Leistungen französischer Wissenschaftlichkeit zu Tage förderte. Nicht viel zu sagen ist über die immerhin als Lyriker zu einigem Namen gelangten Brüder Emil und Anton Deschamps. Edgar Quinet (geb. 1803), in deutscher Li-

teratur nicht unbewandert, schuf erst ein ungeheuerliches „Mystère", Ahasverus, in welchem das Münster von Straßburg und ähnliche Personen schwerer Natur auftreten, dann den „Prometheus", worin er Griechen- und Christenthum zu verschmelzen suchte, und endlich ein den riesigen Schlächter Napoleon anwinselndes Schmeichelgedicht. Nachher widmete er sich der Geschichte mit mehr Glück. Theophil Gautier (geb. 1807) glänzte in Gedichten und Novellen blos durch die Verrücktheit seiner Romantik. Alfred de Musset (1810—1857), welcher leider sein schönes Talent in dem ekelhaften Lieblingsgesöff blasirter Franzosen, im Absynth ertränkte, schrieb voll Geist und Anmut Dramen und Novellen und herrliche Gedichte, übertrieb aber die Nachahmung Byron's zu einer eigentlichen Methode der Verzweiflung, aus der er keine andere Rettung, als die wildeste Sinnlichkeit kannte.

Aus der neuromantischen Schule gingen auch die neueren Bearbeiter des Socialromans in Frankreich hervor, welche jedoch nach und nach eine selbständige Stellung einnahmen und, statt in das Mittelalter oder in romantische Situationen überhaupt sich zu versenken, die Gegenwart und namentlich die Verhältnisse der arbeitenden und nothleidenden Klassen der Bevölkerung zum Gegenstand ihrer Darstellungen wählten. Am meisten unter ihnen hing noch an der Vergangenheit und Romantik der überfruchtbare, die Poesie recht eigentlich als Fabrikationsgeschäft betreibende Alexander Dumas, Sohn des gleichnamigen napoleonischen Generals und einer Negerin aus Haiti, geb. 1803, gest. 1870 während des deutsch-französischen Krieges. Sein geschätztestes, wenigstens noch kulturhistorischen Werth besitzendes Werk sind die Trois mousquetaires mit ihren Fortsetzungen; ein ganz ungeheuerliches Machwerk, das ein trauriges Beispiel gibt, was man unserer fortgeschrittenen Zeit bieten darf, ist der Comte de Monte-Christo. Wie vor seiner Einpökelung in Romane, war auch vor seiner Zubereitung zu Dramen die ganze Weltgeschichte nicht sicher. Andere Fabrikanten seiner Art waren Jules Janin, Paul Lacroix, Fréderic Soulié, Paul de Musset, Vicomte d'Arlincourt, Prosper Merimée, Alfons Karr, Paul Féval, Jules Sandeau und der frivole Paul de Kock, der Lieblingsschriftsteller der Loretten und ihrer Liebhaber. Zu dieser die Gesetze der Kunst hintansetzenden leichten Gesellschaft gehört, immerhin als ihr bedeutendstes Talent, doch noch Eugen Sue (geb. 1804, gest. 1857). Er begann mit Seeromanen, die aber im Gegensatze zu Marryat's schlichten und natürlichen Erzählungen, im Schauderhaften und Effektvollen wühlten. Bekannter jedoch wurde er durch seine beiden großen Sensationsromane „les mystères de Paris", welche wenigstens noch sittengeschichtlich interessant, wenn auch des Unwahrscheinlichen voll sind, und „le Juif errant", welcher gleich dem Monte-Christo ganz unmögliche, an das Märchen und Wunder streifende Verhältnisse behandelt, dabei aber das Verdienst hat, zu der Bewegung gegen die Jesuiten einen

kräftigen Anstoß gegeben zu haben. Daneben gingen künstlerisch gelungenere Bücher; wie Arthur, Mathilde und Martin l'enfant trouvé, aber auch die unerquickliche Reihe der „sept péchés capitaux" einher. Zuletzt endlich folgte das riesige Unternehmen „les mystères du peuple", welches mit socialistisch-demokratischer Tendenz die Schicksale einer französischen oder vielmehr „gallischen" Familie von Cäsars Zeiten an bis auf die Revolution von 1848 erzählt und fleißiges historisches Studium verräth. Sue's Sprache ist anziehend, ja überwältigend, seine Charaktere fesselnd und oft naturwahr, noch öfter aber extravagant und fantastisch, seine Situationen spannend und angreifend, seine Verwickelungen kunstvoll, aber oft unnatürlich und seine Tendenz herzlich gut gemeint, aber zu ganz fatalen Konsequenzen führend.

Gegenüber diesen Schriftstellern, deren Ruf entweder durch ihre übermäßige Fruchtbarkeit und damit verbundene Oberflächlichkeit oder durch ihre Manie für das Fantastische und Gräßliche leiden mußte, steht eine Gruppe anderer Romandichter, welchen die Eigenschaft wahrer Jünger der Kunst nicht bestritten werden kann, ja theilweise mit höchster Anerkennung zugetheilt werden muß. Dahin gehören der reine und würdig ernste Emile Souvestre mit seinen Volksgeschichten aus der Bretagne und der Menschenherz und Gesellschaft so gründlich verstehende Honoré Balzac (1799—1850), der die Schwächen und Laster des Bürgerkönigthums so treffend geißelte. Hoch über ihnen aber steht an Geist und Kunst eine Frau, Aurore Dudevant, genannt Georges Sand (nach ihrem Geliebten Jules Sandeau); geb. 1804 zu Paris, als Enkelin einer natürlichen Tochter des Marschalls Moriz von Sachsen, früh an einen ältern Marquis verheiratet, aber bald getrennt, worauf sie in kümmerlichen Verhältnissen lebte, bis sie sich durch ihren schriftstellerischen Ruf emporschwang. Derselbe begann, nach dem unbeachteten kleinen Buche Rose et Blanche, durch den Roman Indiana (1832), in welchem sie das ganze Weh der durch die bestehenden socialen Einrichtungen in Frankreich so arg bedrückten und benachtheiligten Frauenwelt in Worte faßte, und in so beredten und ergreifenden, daß sie von da an als Apostel der Emancipation des weiblichen Geschlechtes und der gesellschaftlichen Reform überhaupt galt. Unter ihren zahlreichen Novellen und Romanen nennen wir, als „Nothschreie" gegen die socialen Übel (außer Indiana), noch „Valentine", „Leone Leoni", „Jacques", „Lelia", als religiös-moralische Charakterbilder „Spiridion" und „Consuelo", als musterhaftes umfassendes Gemälde der verschiedenen Stände und ihrer Anschauungen „le compagnon du tour de France", als einfache, liebliche Dorfgeschichten la mare au diable und la petite Fadette. Georges Sand's Werke behandeln immer sociale und psychologische Probleme, und zwar mit einem Stile, einer Charakteristik, einer Natürlichkeit der Auffassung und Darstellung, einer Ruhe und Würde der Zeichnung, einer Begeisterung für alles Erhabene und Schöne, einer Fe-

stigkeit gegenüber allen Anfeindungen und Verleumdungen ihres Strebens, welche nur die höchste Bewunderung erregen können. Auf ihre philosophische Haltung hat nicht wenig der ihr befreundete Pierre Leroux, auf ihre freireligiösen und socialen Bestrebungen Lamennais eingewirkt.

So hatte die französische Literatur bereits schöne Anlagen zur höhern Entwickelung und Vervollkommnung beurkundet, als das entsittlichende und entnervende, alles Schöne zerfressende und alles Wahre vernichtende Unheil des „zweiten Kaiserreichs“ über Frankreich hereinbrach, den Schwindel, die Lüge und die gemeinste Prellerei auf den Thron des Landes setzte und alle die ekligen Gespenster der Gloire und der Grande nation wieder an das Tageslicht heraufbeschwor. Die Folge war eine Demoralisation, welche sich gleich abstoßend in der Gesellschaft und in der Literatur kundgab. Es machte sich die Poesie des Demi-monde breit, welche Alexander Dumas, den Sohn des gleichnamigen Vaters (geb. 1824), mit seiner schamlosen Komödie „la Dame aux camélias“ an der Spitze hatte, worin, wie in anderen, noch schlechteren Zeitstücken, öffentliche Dirnen als sentimentale Heldinnen gefeiert werden. Dem nämlichen Geschmacke huldigten die Dramenfabrikanten Sardou, Feydeau, Augier, About u. A. und Flaubert mit seinem karthagischen Roman „Salambó“, der übrigens wissenschaftliches Studium und poetisches Talent verräth. Dahin gehören auch die schwächlichen Geniehaschereien eines Gerard de Nerval und Henri Blaze.

Würdige Anwendung des Talents und Kunstsinn ist übrigens seit den Zeiten des neuen französischen Byzantinismus ausschließlich in den Reihen der Opposition zu suchen. Aus früherer Periode ragt noch in diese herüber die von der berührten Verderbniß nicht angesteckte Tragik Ponsard's (geb. 1812), welcher in „Lucrèce, Agnès de Méranie, Charlotte Corday“ u. s. w. tüchtige Werke lieferte und in den Konversationsstücken „l'honneur et l'argent“ und „la bourse“ die Übel der Zeit strafend aufdeckte. Schöne lyrische Talente zeigten sich, nach Béranger's Vorgange in den Arbeiterdichtungen eines Pierre Dupont u. A., und in den Fabeln von Lachambaudie. Direkte Angriffe gegen die Pest des Empire aber wagten, nach Viktor Hugo's Vorbilde, Eugen Pelletan in seiner „Nouvelle Babylone“, noch geistreicher Laboulaye in seinem Traumbilde „Paris en Amérique“, und in seinem Märchen „le prince Caniche“, Viktor de Laprade in seiner Satire „pro aris et focis“, Rogeard in seinen bald vergessenen „Propos de Labienus“ und in seiner „Pauvre France“, und die Lothringer Erckmann und Chatrian in ihren gemeinsamen, die offene Tendenz zum Frieden verrathenden Revolutions- und Kriegsromanen, welche so ächt aus dem Volksleben gegriffen sind.

Von der neuern Verderbniß der französischen Literatur gar nicht berührt ist die Literatur der französischen Schweiz. An ihrer Spitze steht der gemütvolle Erzähler Rudolf Töpfer mit seinen reizenden und sittenreinen „Nouvelles genevoises“, der geistreiche Epigrammatist Josef Petit-

Seny, der feurige Lyriker Albert Richard (z. B. le courage de la peur), Charles Didier, Marc Monnier u. m. A.

B. Spanien und Portugal.

In der spanischen Literatur war während des achtzehnten Jahrhunderts, also gerade seitdem ein französisches Königshaus regierte, völliger Stillstand aller schöpferischen Kräfte eingetreten. Die französische Pseudoklassik hatte damals auch in Spanien uneingeschränkt geherrscht. Eine Ausnahme machten einzig die Sittenromane des José Francisco de Isla (gest. 1781), die Satiren gegen die französische Tragik von Ramon de la Cruz (geb. 1731), die in altspanischen Versmaßen geschriebenen „literarischen Fabeln" des als Dramatiker ebenfalls dem erwähnten schlechten Geschmacke huldigenden Thomas de Yriarte (gest. 1791), und die anmutigen Lieder von Melendez Valdez (gest. 1817 im Exil). Eine bessere Zeit nahte mit dem Beginne unseres Jahrhunderts. Damals wirkten Garcia de la Huerta (geb. 1742), welcher dem französischen Wesen den Krieg erklärte, und die patriotischen Dramatiker Moratin (1760—1828), Cienfuegos (1764—1809), Quintana (geb. 1772) und Martinez de la Rosa (der berühmte Staatsmann, geb. 1789), sowie der Lustspieldichter Breton de los Herreros (geb. 1800), der auch als Lyriker und Satiriker Ruf erwarb. Nach ihm kamen als Bühnendichter empor: Angel de Saavedra, Gil y Zarate, Gutierrez, der von deutschen Eltern 1806 geborene Eugenio Hartzenbusch, José de Larra, Escosura, Vega, Zorrilla (geb. 1807), Verfasser des Don Juan Tenorio u. A. Als Lyriker traten auf: Juan de Arriaza (1770—1837), Verfasser patriotischer Lieder, Gallego, Alberto Lista (1775—1848) u. A. Epische Gedichte, doch von wenig Werth, schrieben Angel de Saavedra und J. F. Diaz. Fruchtbarer und lohnender wurde das Gebiet des Romans angebaut. Francisco Seneriz schrieb einen Don Quijote des achtzehnten Jahrhunderts, andere Romane Ariza, Nagarro, Flores u. A. Alle aber wurden übertroffen durch Fernan Caballero, wie sich als Autor Cäcilia Böhl von Faber nannte, die Tochter eines Hamburger Kaufmanns, der sich in Spanien niedergelassen und konvertirt hatte. Ihre Novellen und Romane schildern die spanischen Sitten in poetischer Sprache und treu, haben aber eine sehr starke katholische Tendenz. Unter den Amerikanern, welche in spanischer Sprache dichteten, hat sich verdienten Ruhm blos der Mulatte Gabriel de la Concepcion Valdes, genannt Placido, erworben, welcher für die Rechte seiner Stammesgenossen herrliche Lieder dichtete und — starb; er wurde 1844 auf Cuba von den spanischen Schergen erschossen.

In Portugal hat die Literatur der neuesten Zeit keine hervorragen-

den Vertreter aufzuweisen. Wir nennen blos den Dramatiker Gomez (Inez de Castro), den Idyllendichter Albuquerque, den Fabeldichter Magelhaens, den Epiker Almeida Garret (Camões) und die patriotischen Sänger Castilho und Carvalho, welche vom Scheusal Miguel verfolgt wurden. In Brasilien hat sich als Lyriker Gonçalvez Diaz berühmt gemacht.

C. Italien.

Die italienische Poesie, die wir mit Alfieri und dessen Zeitgenossen (Bd. II. S. 525) verlassen haben, trieb am Anfange unserer Periode noch Nachblüten des im achtzehnten Jahrhundert herrschenden Geistes. Zuerst begegnet uns an der Scheide der beiden Jahrhunderte ein seltsames Chamäleon. Vincenzo Monti (1754—1828), den wir meinen, schrieb sich vor der durch die Franzosen in Italien eingeführten neuen Ordnung der Dinge auf den Titeln seiner Werke „abbate Monti“, unter den republikanischen Regierungen der Lombardei (er lebte in Mailand) „cittadino Monti“, unter Napoleon und später aber „cavaliere Monti“. Als Abbate schrieb er ein Strafgedicht gegen die französische Revolution im päpstlichen Geiste, die „Basvilliana“ (1793), in Dante nachgeahmten und theilweise erhabenen Terzinen; es feiert die Ermordung des französischen Gesandten Basseville durch den römischen Pöbel. Als Cittadino verherrlichte er die Freiheit und Gleichheit und die Brüderlichkeit mit den kurz vorher von ihm Geschmähten; als Cavaliere endlich kroch er erst vor Napoleon und nach dessen Sturz mit gleichem Speichelleckereifer vor Kaiser Franz! Seine Alfieri nachgeahmten Dramen sind unbedeutend. Eine ehrenhaftere Gestalt ist der patriotische und tieffühlende Dichter Ugo Foscolo (geb. 1777, gest. 1827 im Exil zu London). Sein bedeutendstes Werk sind die Lettere di due amanti, welche später umgetauft wurden in Ultime lettere di Jacopo Ortis (1802). Sie sind in Form und Inhalt Goethe's Werther nachgeahmt, nur daß sie mit der sentimentalen und unglücklichen Liebe des Helden neben italienischer Scenerie noch italienische Vaterlandsliebe verbinden. Erhaben, aber doch dunkel ist Foscolo's Gedicht „dei sepolcri“.

Das Zeitalter Napoleon's und die Restaurationszeit waren in Italien unfruchtbar an Dichterwerken. Erst das Beispiel der deutschen und englischen Literatur und die erwachende Erinnerung an Dante riefen die Musen aus ihrem Schlummer. Die „Canti“ (der erste 1818, die erste vollständige Sammlung 1831) des Grafen Giacomo Leopardi (1798—1837) sind heiligen Zornes voll über die Erniedrigung des Vaterlandes; die Hoffnung auf dessen Wiedergeburt wagte jedoch der Dichter nicht zu hegen; tiefe Schwermut hatte ihn gefaßt und ging am Ende in Verzweiflung

über. Seine Gedichte folgen klassischer Kunstansicht, ohne sich jedoch der Nachahmung bestimmter Muster zu fügen.

Der romantischen Schule gehörte dagegen Graf Alessandro Manzoni (geb. 1784) an, welcher katholische Gläubigkeit mit der Vaterlandsliebe zu verbinden suchte. Als Lyriker trat er 1810 mit seinen Inni sacri, als Dramatiker 1820 mit seinem Conte di Carmagnola, als Romandichter 1827 mit seinen „Promessi sposi" auf, welche (Walter Scott nachgeahmt) das italienische Landleben des siebenzehnten Jahrhunderts am Comersee schildern. Überall aber ist die Kirche das belebende Princip und des Dichters Ideal. Als Dramatiker ist weit bedeutender Giovanni Battista Niccolini (1786—1861), welcher zuerst mit antiken Stoffen Alfieri, dann aber mit solchen aus der italienischen Geschichte der romantischen Schule folgte, aber in großartigem und patriotischem Geiste, namentlich mit seinem Arnaldo da Brescia. Der vielgeprüfte Martyrer Silvio Pellico (geb. 1788, gest. 1854), welcher seine furchtbaren Kerkerleiden unter den Bleidächern Venedigs und in den Mauern des Spielbergs in seinem weltbekannten Buche „i miei prigioni" schilderte, ließ als Dichter den elegischen Ton vorwalten, auch in seinen Tragödien, von denen die zartbesaitete und warm gefühlte „Francesca da Rimini" die gelungenste und beliebteste ist. Andere, weniger bedeutende Dramatiker folgten bald Goldoni, bald Metastasio. Die zahllosen Lyriker ließen meist Sonette erklingen, doch oft auch ehrenwerthe Vaterlandsliebe verrathende Lieder. Mehrere waren Improvisatoren, und auch an Dichterinnen der neuesten Zeit ist Italien nicht arm, wie z. B. Rosa Taddei, Teresa Bandettini u. A. Sehr gelungene poetische Erzählungen schrieben Grossi, Sestini, Prati und Berchet, meist nach Byron, treffliche Romanzen Carrèr und Carcano, meist nach deutschen Balladen. Als politischer Lyriker ragte vor Allen hervor Giuseppe Giusti (geb. 1809, gest. zu Florenz 1850), welcher mit bitteren Satiren die schlechten Regierungen bedachte, welche Italien bis 1860 mißhandelten, und damit die Vaterlandsliebe und den Widerstand seines Volkes mächtig nährte. Prachtvoll ist besonders die Verspottung der Ämterjäger und der servilen Gelehrten in der Satire „Gingillino".

Im Romane folgten auf Manzoni, erst in Walter Scott's, dann in der französischen Romantiker Manier: Rosini, (La monaca di Monza, Fortsetzung der Promessi sposi, Ugolino u. s. w.), Massimo d'Azeglio, Tommaso Grossi, Cesare Cantu, Niccolo Tommaseo, Giulio Carcano, Carlo Rusconi, Ignazio Valletta, Bassanio Finoli, Giulio Bianchetti, Luigi Forti und Giovanni Colleoni, von denen sich jedoch Keiner, auch in seinen besten Werken, über die Mittelmäßigkeit erhob; entweder wühlten sie im Schauerlichen oder affektirten Frömmigkeit. Über sie erhob sich Francesco Guerrazzi aus Livorno (geb. 1805) in seinen patriotischen Romanen „Battaglia di Benevento, l'assedio di Firenze, Isabella Orsini, Beatrice Cenci". Im Sittenromane versuchte sich Ranieri aus Neapel

nicht ohne Glück. Mit beiden letztgenannten fiel aber auch die Romantik dahin und machte durchaus modernen philosophischen und demokratischen Anschauungen Platz.

Letztere wurden namentlich durch die italienischen Politiker gepflegt, deren Werke, verschieden von denen anderer Nationen auf demselben Gebiete, voll Schwung, Feuer und Leidenschaft sind. Namentlich zeichnet sich hierin der alte Agitator Giuseppe Mazzini aus; mit ihm wetteiferten der konstitutionelle Massimo d'Azeglio, der liberale Graf Cesare Balbo, der antijesuitische Priester Vincenzo Gioberti. Alle haben, im Vereine mit den nationalgesinnten Dichtern, mächtig zu der jüngsten Wiedergeburt Italiens beigetragen, welche freilich noch in den heftigsten Wehen begriffen ist, weil ihr die scheußlichen Hinterlassenschaften der päpstlichen, metternichschen und bourbonischen Wirthschaften gar zu viel zu schaffen machen, zu deren Bewältigung eine Energie gehörte, die nun einmal der italienischen Nation nicht gegeben ist.

Unter den dakischen Rumänen der Moldau und Walachei, deren wir als theilweiser Nachkommen der Römer hier gedenken, sind in neuester Zeit als Lyriker Assaky, als Volksliederdichter Rosetti, als Fabeldichter Alexandresku, als Humorist Negruzzi und als Satiriker Alexandri aufgetreten.

Vierter Abschnitt.

Die osteuropäischen Nationen.

A. Neugriechen.

Die neugriechische Dichtung verdankt ihre Geburt dem Streben nach Befreiung des herrlichen Hellas vom Türkenjoche, welchem schon im siebenzehnten Jahrhundert Allatios in einem Hülferufe an den Kardinal Richelieu beredte Worte lieh. In neuerer Zeit ließ Konstantinos Rhigas, der Stifter der Hetairie, geboren 1753 in Thessalien, 1798 von den Österreichern ehrloser Weise an die Türken ausgeliefert und in Belgrad grausam abgeschlachtet, herrliche freiheitbegeisterte Lieder ertönen, so den berühmten Kriegsgesang „*Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων*“ (Auf, ihr Kinder der Hellenen!). Ein anderer „*Ὡς πότε παλληκάρια;*“ (Wie lange, Pallikaren?) wird sowol ihm, als Adamantios Korais (1748—1833), dem verdienstvollen Beförderer der neugriechischen Sprache und Literatur,

zugeschrieben. Ein Nacheiferer des liebe- und weinseligen Anakreon erstand in Athanasios Christopulos. Im Drama nahmen Johannes Sabelios Alfieri, Pikkolos und Rhisos Nerulos die französischen falschen Klassiker zum Vorbilde, statt ihre alten und doch ewig jungen Athener Äschylos und Sophokles. So dienten auch die älteren und neuesten Franzosen den übrigen neugriechischen Dichtern als Muster.

Unter den neuesten neugriechischen Dichtern sind zu nennen: als Lyriker Alexander Ypsilantis (1792—1828), der berühmte Freiheitskämpfer, der Patriot und Historiker Spyridion Trikupis, welcher die romantische Dichtung „Dimos" (1821) und eine Geschichte der griechischen Revolution schrieb, Alexander Sutsos, bedeutend als Dramatiker, Epiker, patriotischer Lyriker und Satiriker, sowie auch als Geschichtschreiber. Seine Satiren erschienen 1833 als „*Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*" und persifflirten die Verwaltung des Präsidenten Kapodistrias. Sein Bruder Panagiotis Sutsos schrieb ein lyrisches Drama und einen sentimentalen Roman, sowie elegische Vaterlandslieder. Alexander Risos Rangawis (geb. 1810) nahm als Stoff eines Epos die Schicksale des Mönches Stephanos, der sich für den ermordeten Czaren Peter III. ausgab; seine Tragödien sind die besten neugriechischen und in einer Komödie von ihm weht aristophanischer Geist. Patriotische Lyriker sind ferner Theodor Orphanidis und Joannes Karasutsas. Reich ist die neugriechische Literatur auch an natur-, liebe- und freiheitbegeisterten Volksliedern voll ächter Poesie.

B. Slaven.

Die slavischen Völker sind erst mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in die Weltliteratur eingetreten und haben darin gleich einen staunenswerthen Eifer an den Tag gelegt, der übrigens wol nicht ohne politische panslavistische Nebenabsichten erklärt werden dürfte (immerhin die Polen ausgenommen, welche schon im sechszehnten Jahrhundert Anfänge einer Nationalliteratur zeigten, jedoch mit derselben gegenüber anderen Völkern sehr isolirt blieben).

In Serbien begann eine Literatur mit Dosithei Obradowicz (geb. 1739), welcher die dortige Volkssprache zur Schriftsprache erhob. Wuk Stephanowicz Karadzicz (geb. 1787) schrieb die erste serbische Grammatik und sammelte zum ersten Male die werthvollen Schätze der Volkspoesie jenes Landes, welche sowol größere epische Gedichte, namentlich über die Schlacht auf dem Amselfelde, in welcher die Türken Serbien unterjochten (1374), als frische Romanzen und liebliche Lieder enthält. Simeon Milutinowicz (geb. 1791) besang in seiner Serbianka (1826) die

Freiheitskämpfe seines Volkes von 1804 bis 1815 und verfaßte die Tragödie „Obylicz".

Unter den Czechen Böhmens bahnten Dobrowski, Jungmann, Wenzel Hanka, Schafarik und Palacky eine literarische Thätigkeit an. Letzterer that sich in seiner „Geschichte Böhmens" (1835 bis 1845) durch grimmigen Haß gegen Deutschland hervor. Johann Kollar (1793—1852) gab 1824 seine Sonettensammlung „Slávy Dcera" („Tochter des Ruhms") heraus, macht aber die Anmut seiner Verse und Tiefe seiner Gedanken durch seinen russisch-panslavistischen Fanatismus ungenießbar. Czelakowsky (1799—1852) gab czechische und russische Volkslieder in neuer Bearbeitung heraus. Huiewkowski und Wocel schrieben größere epische Gedichte, Jener den „Mädchenkrieg", Dieser die „Premisliden", sowie eine faustartige Dichtung „das Labyrinth des Ruhms". Die Novellendichtung vertritt Tyl. Das Czechenthum hat jedoch ungeachtet seiner aufblühenden Literatur durch sein anmaßendes und wahnsinniges Benehmen gegen die deutsche Nationalität an seinem civilisatorischen Berufe gerechte Zweifel aufkommen lassen.

Die reichste slavische Nationalliteratur unseres Jahrhunderts ist die polnische. Die Vorläufer ihrer Regeneration in neuester Zeit waren der Liederdichter Karpinski (gest. 1825), der Epiker Woronicz und der Dramatiker und Historiker Ursin Niemcewicz (geb. 1757). Den Reformator der polnischen Literatur aber verehren wir in Adam Mickiewicz (1798—1855), dem größten aller slavischen Dichter, welcher sowol der Nachahmung ausländischer Muster ein Ende machte, als die Romantik, d. h. die Byrons, nicht der deutschen Romantiker, in Polen einbürgerte. Der Verzweiflung des großen englischen Dichters setzte er aber die doppelte Begeisterung für sein Volk und seine Kirche (die katholische) entgegen. Er begann den Kampf für seine literarischen Grundsätze gegen die Reste der falschen Klassik 1815 und trat 1822 mit einer Sammlung seiner Balladen und Romanzen als Dichter auf. Sein erstes größeres Werk war Dziady (die Todtenfeier), in dramatischer Form, auf welches Faust und Manfred einwirkten. Bedeutender ist sein Epos „Konrad Wallenrod" (1828), welches den Kampf der Polen gegen die Ritter des deutschen Ordens besingt. Weitere epische Dichtungen folgten in „Grazyna" (eine lithauische Heldin) und „Pan Tadeusz" (1834), welches zu Napoleons Zeit spielt und sich durch lebhafte Naturschilderung, besonders der polnischen Wälder, und treffende Sittenmalerei auszeichnet. Dem Katholizismus von Mickiewicz gegenüber steht der ebenso patriotische, aber religiös-freisinnige Julius Slowacki (1809—1849); er schrieb sowol Dramen (Maria Stuart, Mazeppa u. A.), als epische und lyrische Gedichte, und gab in seinem letzten Werke „Król Duch" eine Geschichte des slavischen Geistes. Während diese beiden Dichter die „lithauische", repräsentirt Bogdan Zaleski (geb. 1802), der im „Geist der Steppe" ebenfalls eine Geschichte des

Slaventhums versuchte und volksthümliche Romanzen schrieb, die „ukrainische“ Schule. Das Leben der Landschaft dieses Namens schilderten Malczeski in der „Maria“, und Goszczynski im „Schloß zu Kaniow“, beides größere poetische Erzählungen, sowie Czaykowski in seinen historischen Gemälden aus dem Kosakenleben; Gorecki schrieb Fabeln und Satiren, Kraszewski geschätzte Novellen, Rzewuski historische Romane, Fredro Lustspiele, Korzeniowski Trauerspiele, Padura und Grabowski lyrische und epische Gedichte. Stefan Garczynski (jung gestorben 1833 zu Avignon) wurde bedeutend durch sein philosophisches Epos „Waclaws Thaten“, dessen Held, statt faustartig unterzugehen, sich an der Liebe zum Vaterlande erhebt. Ein ebenso bedeutendes Werk schuf Sigismund Krasinski (1812—1859) in der „höllischen oder ungöttlichen Komödie“ in poetischer Prosa, es schildert den Kampf der neuen, revolutionären Gesellschaft mit der alten, feudalen und schließt mit dem Siege des Christenthums (?). Im „Iridion“ ließ er letzteres wahrheitsgemäßer über das römische Weltreich triumfiren*).

Auch die russische poetische Literatur müssen wir vom achtzehnten Jahrhundert an verfolgen, an dessen Anfang sie erst erstand. Der moldauische Fürst Kantemir (1708—1744) eröffnete sie durch Nachahmung der französischen, — denn eine volksthümliche Grundlage hatte sie nicht, — und zwar mit Satiren. In seinen Fußtapfen ging auch Lomonossoff (1711—1765) weiter, indem er die russische Sprache bereicherte und ihr eine Metrik schuf. Selbständiger als dieser ausschließliche Nachahmer verfuhr Petroff mit seinen Oden. Ganz in französischer Schablone bewegte sich das von Sumarokoff gepflegte Drama. Unter Katharina II., die sich über diese Nachahmungssucht selbst lustig machte, war Derschawin (1743—1816) Hofdichter und sang die eitle und üppige Czarin in Oden an; daneben aber feierte er auch den Ruhm und die künftige Größe Rußlands. Sein Freund Kapnist (1756—1823) schwärmte dagegen für die Freiheit und züchtigte die russische Rechtspflege in einem bittersatirischen Lustspiel „Die Chikanen.“ Mit ihm wetteiferte als Komöde der 1828 in Teheran ermordete Gribojedoff. Die französische Stelzentragik ahmte Oseroff nach. Ein geschmackloses komisches Epos dichtete Bogdanowitsch (gest. 1803). Lafontaine nachgeahmt sind die Fabeln von Dmitrijew, selbständiger die von Kryloff.

Eine neue Periode begann in der russischen Literatur durch die Ein-

*) Wir tragen hier die auf S. 435 vergessenen polnischen Historiker nach. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Adam Naruscewicz (1733—1796) die polnische Geschichte geschrieben. Die Kulturgeschichte dieses Landes schuf Hugo Kollataj von freisinnigem Standpunkte. Größer als Beide steht aber Joachim Lelewel (geb. 1786 zu Warschau, gest. 1861 zu Paris) mit seinem unbeugsamen Charakter da. Ihm folgten Moraczewski und Szajnocha. Die Rechts- und Literaturgeschichte stellte Maciejowski dar.

wirkung von Goethe und Schiller, Scott und Byron. Es eröffnete sie Shukowsky (geb. 1783), der auch deutsche Dichterwerke übersetzte. Er dichtete Balladen und patriotische Gesänge nach dem Muster der deutschen Kriegsdichter Körner, Schenkendorff u. A. Batjuschkoff (1787—1855) führte in Rußland die italischen Dichtungsformen ein und Kosloff ahmte Byron sklavisch nach. Ein glücklicherer Schüler des Letztern wurde der bis jetzt größte russische Dichter Alexander Puschkin (geb. 1799 zu Petersburg, im Duell getödtet 1837), erst feuriger Revolutionär, zuletzt Anbeter des Czaren Nikolaus. Seine erste Ode „an den Dolch“ wurde das Schiboleth der russischen Unzufriedenen; ihr folgten treffliche Lieder und Balladen und ein frivoles Gedicht auf die Empfängniß Maria's. In's innere Rußland verbannt, lernte er die Volkspoesie kennen und ließ sie auf seine größeren erzählenden Dichtungen in Byrons Manier einwirken, deren größte „Pultawa“ ist. Den Don Juan des englischen Dichters nahm er zum Muster seines satirisch-humoristischen Romans in Versen „Eugen Onägin“, seines genialsten Werkes. Sein letztes war die Tragödie „Boris Gudunoff oder Pseudo-Dimitri“. Auch Novellen hat er geschrieben und eine Geschichte des Aufruhrs Pugatscheff's. Sein bedeutendster Strebensgenosse war Michail Lermontoff, welcher ebenfalls, kaum dreißig Jahre alt, 1841 im Kaukasus in einem Duell fiel, wohin er wegen einer Racheode auf Puschkins Tod verbannt worden*). Auch er war sein Leben lang ein ausschließlicher Jünger Byrons; aber er ward seinem Ideale nicht untreu, sondern kämpfte unermüdlich gegen die Despotie. Seine Dichtungen spielen meistens im Kaukasus, dessen Natur sie in überwältigender Pracht schildern Ein kleines Epos, das „Lied vom Czaren Iwan Wassiljewitsch“ u. s. w., das sich an die Volkspoesie anlehnt, spielt in Altrußland und ist ein „vollendetes Kunstwerk“.

Ein neuerer Liederdichter war Alexei Kolzoff (33 Jahre alt von seinen Verwandten zu Tode geärgert), Novellisten: Bestuscheff (unglückliches Opfer der Verschwörung von 1825, 1837 als gemeiner Strafsoldat im Kaukasus gestorben), und Gogol, ein meisterhafter Maler des kleinrussischen Volkslebens. Die Sitten des Landes schilderten ferner treu Sergei Acksakoff (1791—1859) und Iwan Turgénjeff (geboren 1818 zu Orel), dessen „Tagebuch eines Jägers“ berühmt ist. Als Novellist und Kritiker zugleich zeichnete sich Alexander Herzen (natürlicher Sohn eines Russen und einer Deutschen, als Verbannter in England gestorben) aus. Ein aufrichtiger Kritiker war auch Fürst Wäsemsky, welcher offen gestand: das russische Volk erwarte erst noch eine Literatur.

*) Herzen zählt nicht weniger als zehn neuere russische Schriftsteller auf, welche in jungen Jahren durch Duell, Mord, Elend oder andere mißliche Verhältnisse umkamen, — Dank der schauerlichen Despotie jenes Landes!

C. Finnische Stämme.

Die Magyaren in Ungarn hatten bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Literatur, „welche die Deutschen nachahmte, wie Diese damals die Franzosen, Diese die Italiener und Diese die Alten.“ Erst durch Josef's II. Verdeutschungsversuche wurde nationaler Spracheifer hervorgerufen und eine selbständige Literatur begründet. Das neunzehnte Jahrhundert eröffnete Kisfaludy Sandor (1772—1844), welcher eine Liedersammlung „Himfy's Liebe“ nach Art Petrarca's erscheinen ließ. Ächt national dichteten erst sein Bruder Karl, Czuczor und Vörösmarty (1800—1855), welche aus der Volksdichtung schöpften, namentlich Lieder und Romanzen, aber auch Dramen. Vörösmarty sang die ungarische Volkshymne und wurde der eigentliche Schöpfer der Literatur seines Landes. Noch origineller und volksthümlicher aber wurde Alexander Petöfi (geb. 1823), der Schlachtensänger der Revolution von 1848. Seine zahlreichen Gedichte erschienen in sechs Sammlungen 1844—1847. Sein Leben war das eines Vagabunden und Soldaten, und er dichtete rein aus dem Herzen des Volkes mit einer oft kolossalen Fantasie, bis er im Kampfe für das Vaterland, in der Blüte der Jugend fiel (1849). Als magyarische Novellisten zeichneten sich Josef von Eötvös (geb. 1813), dessen geschätztestes Buch „der Dorfnotar“ ist, und Jósika, der Verfasser vieler historischer Romane, aus.

Die Volkspoesie der eigentlichen Finnen in Finnland, die noch keine Kunstpoesie haben, weckte aus ihrem Grabe Lönnrot in Karelien auf, und veröffentlichte sie unter dem Titel „Kalewala“ (d. h. Land Kalewa's, des Ahnherrn der Helden dortiger Volksgesänge) 1835 in zwölftausend Versen, welche in der zweiten Ausgabe, 1849, auf dreiundzwanzigtausend vermehrt wurden. Sie athmen durchweg innige Liebe zur Heimat.

So hat sich die Literatur der civilisirten Welt bereits über eine Menge Länder verbreitet, welche bis zum Beginn unseres Jahrhunderts in geistiger Beziehung noch beinahe oder ganz unbekannt waren, und diese friedlichen Eroberungen werden sich mit dem Fortschreiten der Kultur — und bei ungestörtem Frieden! — noch in's Schrankenlose vermehren.

Achtes Buch.

Die Kunst und das Leben.

Erster Abschnitt.

Die bildende Kunst.

A. Architektur.

In der vorhergehenden Periode hatte (Bd. II. S. 598) die bildende Kunst gedarbt und nur mit wenigen Brosamen vorlieb nehmen müssen, die von des Weltgeists Tische fielen. Sie wurde erdrückt von der Geschmacklosigkeit des Barock-, Zopf- und Roccoccostils. Mit dessen Überwindung aber begann in unserm Jahrhundert eine neue Blüte der Kunst, eine neue Renaissance, welche gleich der ältern solchen sich treu an die Antike lehnte, und damit nicht nur eine wahre Wiedergeburt des ächten Schönheitsideals, sondern auch eine innige Verbindung der drei bildenden Künste zu harmonischem Zusammenwirken in großartigen Werken herbeiführte. „So sind die Künste, sagt Lübke, wieder jener höchsten Aufgabe sich bewußt geworden, dem öffentlichen Leben des ganzen Volkes als Ausdruck zu dienen, indem sie seinen gemeinsamen Bedürfnissen ein höheres Gepräge verleihen, seine religiösen Anschauungen in das Gewand der Schönheit hüllen, seine geschichtlichen Erinnerungen verherrlichen und den nationalen Geist sich selber im idealen Spiegelbilde zur Anschauung bringen."

Die Initiative zu dieser neuen Kunstblüte ergriff Deutschland, das dieselbe schon im vorigen Jahrhundert (s. Bd. II. S. 606) vorbereitet hatte, namentlich durch Winckelmann's und Lessing's kunsthistorisches Wirken. Mit ihm wetteiferte zunächst Frankreich; eigentlich national aber wurde die Kunst beider Völker erst durch die Niederwerfung der alle Eigenthümlichkeit zerstörenden napoleonischen Gewaltherrschaft. Seitdem begann auch in den Niederlanden und in England künstlerisches Streben, während dagegen

der Süden Europa's, der im sechszehnten Jahrhundert so mächtig vorangeschritten und so Herrliches geleistet, wie begraben blieb, in Spanien gar nichts mehr im Gebiete des Schönen geschah und Italien fast nur noch als Quelle zum Bezuge der antiken Muster diente, worin aber in neuester Zeit Griechenland mit ihm wetteiferte, besonders seitdem die Engländer Stuart und Revett die architektonischen Denkmäler des Landes der ewigen Schönheit erforscht und dargestellt hatten.

Von da an begriff man im Norden der Alpen erst recht das Gesetz der antiken Schönheit und fühlte deren „reine harmonische Linien nach". Der Erste, der dies als Baukünstler im Leben bethätigte, war Karl Friedrich Schinkel (1781—1841, 1839 preußischer Oberlandesbaudirektor), dessen Hauptwerke, das Schauspielhaus, das Museum, die Königswache zu Berlin, „im ächten Geiste hellenischer Kunst empfunden und hingestellt sind." Einigermaßen wich er von diesen Grundsätzen ab in Ausführung der dortigen Bauakademie. Schinkel hatte die klassischen Ruinen von Griechenland „mit Andacht und Begeisterung" studirt und konnte daher sowol „Klarheit der Konstruktion, als Ebenmäßigkeit der Verhältnisse" in seinen Werken vorwalten lassen. Er „bildete nach, ohne nachzuahmen." „Seine Anlagen sind durchaus neu, im Ganzen von ihm erfunden und doch — selbst im Einzelnen — aus dem Geiste des Alterthums hervorgegangen."

Eine noch umfassendere architektonische Thätigkeit als in Berlin zu Schinkels Zeit, entwickelte sich zu München unter König Ludwig I. Ihm vorzüglich ist die Vereinigung der verschiedenen bildenden Künste zu einheitlichen Schöpfungen zu verdanken. Verloren geglaubte Kunstzweige, wie die Fresko- und die Glasmalerei, wurden wiederbelebt oder neu entdeckt, die Erzbildnerei und das Kunsthandwerk gehoben und vervollkommnet. Unter den Baumeistern Münchens vertrat Leo von Klenze vorzüglich die Antike und deren Konsequenzen. Nicht ohne Einfluß von Seite Schinkels, dessen Genialität und Reinheit er aber, nach Lübke, nicht erreichte, schuf er die Glyptothek, die Pinakothek und die Ruhmeshalle zu München und die Walhalla bei Regensburg, — „Werke von imposanter Anlage und ächt monumentaler Gesammthaltung." Dagegen vertrat Friedrich Gärtner die romantische Richtung, und zwar zu der Zeit, da selbe auch in der Poesie obenan stand. Er hatte große Vorliebe für den romanischen Stil, den er in der Ludwigskirche, Universität, Bibliothek und Feldherrnhalle „stattlich und bedeutsam ausprägte". Denselben Stil brachte Ziebland in der Basilika zum Ausdrucke. Den gothischen Stil aber in moderner Ausbildung vertrat Ohlmüller in der Kirche der Vorstadt Au.

Die gothische Baukunst kam überhaupt in unserm Jahrhundert in einen vorher nicht geahnten neuen Flor. Es schrieben über sie 1812 Costenoble, welcher sie nüchtern als einen Gewölbebau erklärte, und

1820 Stieglitz, welcher dagegen Alles in ihr symbolisch deutete. Als durch die deutschen Befreiungskriege das Rheinufer mit dem Kölner Dom wieder deutsch wurde (Straßburg damals noch nicht!), erwachte neues Interesse für die Gothik, und schon 1814 regte man den Fortbau jenes Domes an, während zugleich die Wiederherstellung des Schlosses Marienburg in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1824 begannen die Arbeiten am Kölner Dom. Am meisten machte sich um die Kenntniß und Verbreitung des gothischen Stils Karl Heideloff, geboren 1789 in Stuttgart, Abkömmling einer Künstlerfamilie, verdient. „Warum noch griechisch bauen, rief er, da wir eine germanische Baukunst besitzen, warum noch länger die Hallen des Südens in den wolkigen Norden versetzen?“ Er richtete 1816 das alte Schloß zu Koburg nach seinen Ansichten ein und wirkte seit 1819 zu Nürnberg emsig für Erhaltung und Herstellung der mittelalterlichen Baudenkmäler.

Auch in Wien herrschte die romantisch-gothische Tendenz. In Karlsruhe pflegte sie Eisenlohr, während Hübsch sie modernisirte. Sogar Schinkel ließ sich zu gothischen Kirchen herbei, wie die Werder'sche Kirche in Berlin; aber sein antiker Sinn drückte die spitzen Gewölbe bedeutend zusammen.

In Dresden hingegen blieb man konsequent bei der Renaissance. Ein Baukünstler von großem Ruf lebte aber dort erst in neuester Zeit: Gottlieb Semper, welcher das Museum und das Theater mit sein entwickeltem hellenischen Formgefühl als Zeugen seiner neuen Fortbildung der Renaissance aufrichtete, und so später das Polytechnikum in Zürich, an dem er selbst lehrte. Ähnlich wirkte Leins in Stuttgart, namentlich in der Villa des Kronprinzen.

In Frankreich befehdeten sich Klassiker und Romantiker eifrig. Erstere wogen unter Napoleon I. vor, doch mit prunkvollen, theatralischen Formen, während seit der Restauration die Romantiker emporkamen. Letzteren traten wieder Anhänger einer einfachern Klassik entgegen, während im Profanbaue nach und nach die französische Renaissance des sechszehnten Jahrhunderts die Oberhand gewann. Dazu gehören namentlich die jetzt von der „Civilisation“ der Commune vernichteten Neubauten des Stadthauses und des Louvre.

In England versuchte man am Anfange des Jahrhunderts eine nüchterne klassische Richtung einzuschlagen (wie z. B. mit dem Coventgarden-Theater), später aber für weltliche Bauten den strengen italischen Renaissancestil des sechszehnten Jahrhunderts, ohne Rücksicht auf spätere Entwickelung, zu erzwingen, während man für Kirchen und Schulen die spätgothische Baukunst vorzieht, die aber z. B. auch in den neuen Parlamentsgebäuden von Barry luxuriöse Anwendung fand.

B. Plastik.

Der Retter der Bildhauerkunst aus ihrer Entartung im achtzehnten Jahrhundert war ein Italiener, der einzige große Künstler dieser Nation in unserer neuesten Zeit, — Antonio Canova aus Venedig, geboren 1757, gestorben 1822. Er führte eine reinere klassische Empfindung ein. Lübke sagt von ihm: „Besonders in der Darstellung weiblicher Schönheit erreichte er eine gefällige Grazie, die indessen noch durch einen Nachhall der frühern überzierlichen Manier und durch elegante Glätte getrübt wird. Weniger gelang ihm das Würdige und Erhabene monumentaler Kompositionen, und vollends in's Theatralische fällt er bei heroischen Aufgaben, wie den beiden Fechtern und dem Perseus in der Sammlung des Vatikan.“ Seine Kunst- und Zeitgenossen standen fast Alle unter seinem Einflusse. Derselbe trat am reinsten hervor bei Johann Heinrich Dannecker, geboren 1758 zu Stuttgart und dort 1841 gestorben. Sein erstes Werk in jungen Jahren war der im Baumstumpf gefangene Milon von Kroton. Er bildete sich in Paris und Rom aus, wo er Canova kennen lernte, und wurde dann in Stuttgart Hofbildhauer. Seine bedeutendsten Werke sind die Ariadne, die Schillerbüste und der Christus. Von ersterer, dem berühmtesten (bei Bethmann in Frankfurt a. M.), sagt A. Hagen*): „Die selige Indolenz, das dolce-far-niente des Bacchus ist auf Ariadne übergegangen, die bequem sich dehnend auf dem langsam dahin schreitenden Panther sitzt. Von allen Seiten gesehen gewährt sie einen reizenden Anblick. Der Gegensatz zwischen den zarten Gliedern der Jungfrau und dem plumpen Bau des Thiers wirkt angenehm.“ Schillern, seinen Freund und Mitschüler, modellirte Dannecker nach dem Leben und fertigte nach dem Modell seine Kolossalbüste (in Stuttgart). In Frankreich vertrat Chaudet (1763—1810) die antikisirende Richtung, in England selbständiger John Flaxman (1755—1826), der außer seinen Bildwerken durch die schlicht antik gehaltenen Umrisse zu Homer und Dante berühmt wurde. In Schweden vertrat dieselbe Kunstrichtung Tobias Sergell (1736—1813).

Der größte Bildner unseres Jahrhunderts ist aber der Däne Bertel Thorwaldsen, geboren 1770 zu Kopenhagen, gestorben 1844. Er „schuf mit unerschöpflich reicher Fantasie und im edelsten Formgefühl eine Anzahl von Werken, die so lauter, so keusch und edel in griechischem Geiste gedacht sind, wie die architektonischen Werke Schinkels.“ (Lübke.) Thor-

---

*) Die Deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beispielen von Dr. A. Hagen, Prof. in Königsberg. Berlin 1857.

waldsen kam 1797 nach Rom und trat 1801 mit seinem „Jason“ als Konkurrent Canova's auf. „Der Jason, sagt Hagen, hat etwas Düsteres; er drückt nicht die Freude über den errungenen Sieg aus, sondern die Ahnung, den Zaubermächten, denen er vertraute, verfallen zu sein.“ Er arbeitete bis zum Jahre 1828 daran!" Seine Venus, „ein Erzeugniß des reifsten Studiums, ganz nackt, ist von kräftiger, gesunder Frische, zeigt statt falscher Verschämtheit die Unbefangenheit der Unschuld, ebenso sind seine Grazien von Gefallsucht frei und sie würden mehr Lob verdienen, wenn sie weniger Ausdruck zeigten. Dieser widerstrebt dem jungfräulichen Schmelz.“ (Hagen.) Glücklicher ist Thorwaldsen in Gruppen, wie z. B. im Amor, der die Psyche zum Leben zurückruft. Er schuf auch mehrere Grabmäler und Denkmäler, so das Modell zu dem Löwen von Luzern zur Erinnerung an die 1792 in Paris gefallenen Schweizer. Vom Jahre 1811 an entstand sein berühmtes Relief, der Alexanderzug, für den Quirinal bestimmt, Alexanders Triumf in Persien darstellend, das des Künstlers eigenen Triumf vollständig machte. Andere berühmte Basreliefs sind die der Nacht und des Tages. Er lebte sich ganz in Rom ein und wurde auch von den Italienern hoch gefeiert, besonders nach Canova's Tode. Wenn er sich je auf Reisen begab, so waren es wirkliche Triumfzüge, besonders in Deutschland. Endlich 1838 begab er sich, wider Willen auf immer, nach der Heimat, wo er auch, im Begriffe nach Rom zurückzukehren, starb.

Nach den bis jetzt genannten Bildhauern sind die berühmtesten die Berliner. Ihr Ältester, Johann Gottfried Schadow (1764—1850), wandte sich „mit Energie einer realistischen Richtung zu, die vorwiegend nach lebendiger Auffassung und scharfer Charakteristik der individuellen Erscheinungen strebte.“ Seine ersten Werke waren das marmorne Grabmal des Grafen von der Mark (Sohnes Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Lichtenau) in der Dorotheenkirche zu Berlin (1790) und die Victoria auf dem Brandenburger Thor (das von Karl Gotthard Langhans nach klassischem Muster, den Propyläen zu Athen, errichtet worden). Es folgten die Statuen des alten Dessauers und Ziethens, Friedrichs des Großen zu Stettin, Luthers zu Wittenberg und Blüchers zu Rostock. Schadow schrieb auch ein Buch „Polyklet“ über die Maße der menschlichen Gestalt. Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters Ludwig Tieck, war Schadow's Mitarbeiter und fertigte in antiker Auffassung mehrere Statuen für das Schloß und das Schauspielhaus zu Berlin. Der romantische Einfluß seines Bruders hatte nicht viel über ihn vermocht. Die Richtung Schadow's, die Verbindung antiker Maßhaltung mit mittelalterlicher oder moderner Auffassung und Gewandung, setzte am Getreuesten Christian Rauch fort. Geboren 1777 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck, ging er früh als Kammerdiener nach Berlin. Obschon ohne Aufmunterung, folgte er bald seinem Genius und trat seit 1800 mit Kopieen antiker

Kunstwerke auf, bildete sich in Rom aus, errang durch eine Kolossalbüste Friedrich Wilhelm III. dessen Gunst und wurde 1811 zur Ausführung eines Denkmals der Königin Luise, auf welches Canova und Thorwaldsen zu seinen Gunsten verzichtet hatten, nach Berlin berufen, wo er es 1814 vollendete. Es folgten die Standbilder Bülow's, Scharnhorsts und Blüchers und die berühmte Reiterstatue Friedrichs des Großen (1839 bis 1851). Rauch, welcher innige Freundschaft mit Schinkel gepflogen, starb 1857. Lübke sagt von ihm: „Weniger durch den Reichthum an schöpferischen Ideen, als durch das feine Naturgefühl, den geläuterten Sinn für einen wahrhaft plastischen Stil und eine unübertreffliche Sorgfalt in der Durchführung nimmt dieser Meister eine wichtige Stellung ein." Vielseitiger begabt war Ernst Rietschel, geboren 1804, gestorben 1861, Rauchs Schüler. Seine berühmtesten Leistungen sind das Standbild Lessings in Braunschweig, die Doppelstatue Schillers und Goethe's in Weimar, das Lutherdenkmal in Worms, die Gruppe Maria und Jesus in Potsdam, die Reliefs an den Giebeln des Opernhauses zu Berlin und des Theaters zu Dresden, die Medaillons der vier Jahreszeiten, die Darstellung der vier Fakultäten in der Aula zu Leipzig. Rietschel lebte zuletzt in Dresden, wo mit ihm Ernst Hähnel wetteiferte, dessen Statue Beethovens in Bonn, Kaiser Karls IV. in Prag und Rafaels in Dresden seine Charakteristik verrathen. In Berlin schuf Friedrich Drake (geboren 1805 zu Pyrmont) ein Standbild Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten mit anmutigen Reliefs und die Statue Justus Mösers für Osnabrück, August Kiß die berühmte Amazonengruppe mit Pferd und Tiger und die Denkmäler Friedrichs des Großen für Breslau und Friedrich Wilhelms III. für Königsberg. Die Marmorgruppen auf der Schloßbrücke in Berlin fertigen Drake und Schüler Schadows und Rauchs.

An der Spitze der Bildhauer Münchens steht Ludwig Schwanthaler, aus einer alten Bildhauerfamilie, geb. 1802, gest. 1848. Hagen sagt: „Wenn Thorwaldsen in seinen Schöpfungen die Blüte des Alterthums erzog, Rauch den Darstellungen aus unserer Zeit klassischen Zauber verlieh, so ist es Schwanthaler, der den ritterlichen Minnesang dazwischen ertönen ließ und durch seine Leistungen die vorausgehenden trennte, aber noch mehr verband;" denn „die plastische Kunst empfing wieder ein Mittelalter zwischen dem Antiken und Modernen." Schwanthaler war in Rom Thorwaldsens Schüler. Er schuf in München einen höchst originellen Bacchantenzug, der nicht die traditionellen Gruppen von Mänaden, Silenen u. s. w. an einander schloß, sondern die Geschichte des Bacchus darstellt, dann die beiden Reliefs der Walhalla, den Frieden und die Hermannsschlacht, die Statuen Mozarts für Salzburg, Jean Pauls für Bairent, Goethe's für Frankfurt, Shakespeare's für das Theater in München und die kolossale Bavaria, welche ein Jahr nach seinem Tode aufgestellt wurde. Er war schwächlichen Körpers und starb daher viel zu früh. In Wien wirkt sein

Schüler Fernkorn, von dem das Reiterstandbild des Erzherzogs Karl herrührt.

Die französischen Bildhauer verfolgten „überwiegend das Streben nach lebendiger Wirkung, nach Ausdruck und Leidenschaft, selbst bis zu einseitigem Naturalismus." Es zeichneten sich besonders aus David von Angers (1793—1856), ein Verächter aller strengeren plastischen Gesetze, und James Pradier aus Genf (1792—1852), welcher überwiegend der Darstellung sinnlicher Schönheit huldigte. In Italien war Pietro Tenerani, Schüler Canova's und Thorwaldsens, ein Vertreter edler klassischer Richtung, und der Engländer John Gibson wirkte zu Rom in ähnlicher Weise, in Holland Thorwaldsens Schüler Mathias Kessel (1784—1830).

C. Malerei.

In der Kunst der Farben war mit Asmus Carstens (s. Bd. II. S. 606) durch Zurückgehen auf die antike Richtung ein Umschwung eingetreten. Unter den Deutschen folgten ihm nach Eberhard Wächter in Stuttgart (1762—1852), dessen bedeutendste Werke Hiob und das Schiff des Lebens sind, und Gottlieb Schick (1779—1811), Darsteller historischer Gegenstände und Landschaften, sowie Mythen. Der Lehrer des Letztern in Paris war Jacques Louis David (1748—1825), der Maler der Revolution und des Kaiserreichs, dessen Auffassung theils in's Frostige, theils in's Theatralische ausartete. Sein bedeutendster französischer Schüler, ein streng klassischer Künstler, war Ingres (geb. 1781, gest. 1869), welcher Rubens einen „Metzger" nannte.

„Aber, sagt Lübke, aus dem antiken Gedankenkreise und der klassischen Formauffassung war auf die Dauer eine wahrhaft lebendige Fortbildung der Malerei nicht zu gewinnen. Es bedurfte vor Allem für diese modernste unter den bildenden Künsten eines neuen Inhalts, einer volksthümlichen Nahrung." Diese wurde geboten durch den nationalen Aufschwung Deutschlands von 1813 einerseits und durch die damals ihren Höhepunkt erreichende romantische Poesie anderseits. Aus diesen Elementen entwickelte sich die neuere sogenannte christliche Kunst, als deren Begründer sich Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow und andere deutsche Maler in Rom zusammenfanden und die Meister der Blütezeit italienischer Kunst zu ihren Vorbildern wählten. In der Folge hat sich jedoch diese Vereinigung künstlerischer Kräfte in verschiedenen Richtungen aufgelöst und gespalten.

Als diejenige unter den letzteren, welche mit dem Geiste der Neuzeit am wenigsten zu thun hat, muß die streng katholisirende bezeichnet werden, deren Theilnehmer man die „Nazarener" nennt. Diese Schule entwickelte sich ausschließlich in Rom. Die deutschen Künstler wurden dort während

der französischen Herrschaft durch den preußischen Ministerresidenten Wilhelm von Humboldt und den preußischen Generalkonsul Bartholdy, Beide kenntnißreiche Verehrer der Kunst, aufgemuntert und unterstützt, nach Wiederherstellung des Kirchenstaats aber durch den Historiker Niebuhr und den Kronprinzen (spätern König) Ludwig von Baiern. Friedrich Overbeck aus Lübeck, der an der Spitze der angedeuteten Schule stand, und seine Freunde nahmen als Grundsatz an, daß nicht die Schönheit der Körper, sondern der seelische Ausdruck die Hauptsache der Kunst sei, und „verschmähten es deshalb, die Antike als Norm und Muster anzuerkennen." Sie beabsichtigten eine Wiedergeburt national deutscher Kunst, Verbannung alles Leichtfertigen und Veränderlichen, Schöpfung dauernder Bilder, daher sie auch die Freskomalerei in Aufnahme brachten, Popularisirung der Kunst und Vereinigung derselben mit der Religion. Overbeck trat daher mit den Brüdern Schadow aus Berlin und mehreren anderen deutschen Malern im Reaktionsjahre 1814 in Rom zur katholischen Kirche über, und ihrem Beispiele folgten viele unbedeutende Pfuscher und Schmierer, nur weil es jetzt Mode wurde. Die „Nazarener" sonderten sich von den übrigen Künstlern ab, verfolgten Alle, die sich nicht ebenfalls „bekehrten", trugen lange Haare, mißachteten Rafael und die Meister des sechszehnten Jahrhunderts und kehrten zu den älteren Italienern, zu Giotto und Angelico zurück. Zu ihnen gehörte der Tiroler Josef Anton Koch (1768—1839), der sich besonders auf die Landschaftmalerei verlegte, in der er Stimmungen und Gefühle zu versinnlichen suchte. Overbeck (geb. 1789), seit 1810 in Rom, malte mit seinen Freunden die Fresken der Villa Massimi und zwar er selbst den Tasso-Saal, dann das Rosenfest in Assisi. „Kein Maler, sagt Hagen, faßt das dem alttestamentlichen Geiste entgegengesetzte weibliche Wesen des Christenthums — bei dem das rechte Handeln ein Leiden, das rechte Streben ein Entsagen ist — inniger auf als Overbeck." Niebuhr sagte von ihm, das Joch, das er durch die Konversion auf sich genommen, sei ihm „angewachsen". Er malte nur Frömmigkeit, Innigkeit, Geistigkeit, er ließ daher beim Abendmahl den Judas weg. Er meinte ehrlich, was Andere als Reaktionszweck benutzten. Sein bedeutendster Schüler ist Josef Führich. Wilhelm Schadow, geboren 1789, dessen Bruder Rudolf, Bildhauer, schon 1820 starb (Beide Söhne des uns bekannten Skulptoren Gottfried Schadow), war nicht so wütend katholisch, daß er nicht an antiken Darstellungen dennoch Gefallen gefunden hätte; es ist indeß zu berücksichtigen, daß diese Konvertiten in Rom ängstlich überwacht und in ihrer künstlerischen Freiheit bedeutend beeinträchtigt wurden. Ja es wurde einst ein Bild von Overbeck konfiszirt, weil darauf die Mutter Gottes — einen unbekleideten Fuß sehen ließ!!

Eine andere Gruppe der modern christlichen Maler bilden die in Deutschland selbst wirkenden, mit der romantischen Schule der Dichter zusammenhängenden. Am Anfange des Jahrhunderts hausten die Schlegel

und Tieck in Dresden. Kurz zuvor waren Novalis und der „kunstliebende Klosterbruder“ Wackenroder gestorben, welcher den frommen Engelmaler von Fiesole als Muster eines Künstlers aufgestellt hatte. Ähnliche Ansichten predigten Tieck's „Fantasien über Kunst“ und der Künstlerroman „Franz Sternbald“. Als Maler traten in diese Sphäre zuerst die drei Pommern Otto Runge, Daniel Friedrich und August von Klinkowström. Sie schwärmten für den katholischen Kultus und die altdeutschen Maler und malten, was die poetischen Romantiker dichteten. In Dresden wirkte namentlich Moriz Retzsch; der Verfasser der geschätzten Radierungen zu deutschen Dichtern, die nicht frei von Mystik sind, und Gerhard von Kügelgen, der Madonnenmaler, der 1820 Opfer eines Raubanfalls wurde. Philipp Veit, der Sohn von Ludwig Tiecks Gattin, der Tochter Moses Mendelssohns, aus erster Ehe, mit Bruder und Mutter katholisch geworden, gehörte in Rom zum Kreise Overbecks und zeichnete sich besonders als Freskomaler aus; in Frankfurt a. M., wo er Vorsteher des Städelschen Instituts war, malte er die allegorische Darstellung der Einführung des Christenthums in Deutschland. Sein bedeutendster Schüler war Eduard Steinle in Frankfurt.

Am meisten unter den Nazarenern entfernte sich von der katholisirenden Tendenz der nicht konvertirte, sondern geborene Katholik Peter Cornelius, der größte Meister dieser Richtung und der Stifter der Münchener Malerschule. Hagen sagt von ihm: „Die Malerei hatte lange im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit dem Streben nach Originalität sich entäußert und den Vorbildern alter Meister folgend sich ein kümmerliches Dasein gefristet. Cornelius gab ihr die Würde zurück, welche Ansprüche an die Ewigkeit begründet, vornehmlich durch Darstellung monumentaler Werke.“ Er war 1787 zu Düsseldorf geboren, als Sohn des Inspektors der Gemäldegallerie, und wuchs so mitten unter der Kunst auf. Seine früheste Lieblingslektüre war gar keine katholische, sondern die Bibel und — Goethe. In Frankfurt a. M. zeichnete er die Darstellungen zu seines Lieblingsdichters „Faust“, und ging 1811 nach Rom, wo er letztere stechen ließ. Es war dabei „seine Absicht, Faust und Gretchen als gleichwiegende Größen aufzustellen, indem er mit bildlichen Beispielen belegte, wie beim Manne Stolz und unbefriedigtes Streben, wenn es auch anfangs ein edles zu nennen war, beim Weibe Eitelkeit und Liebe, ob auch im Entstehen von Unschuld begleitet, zum Verbrechen führen kann.“ Nach dem Faust nahm er die Nibelungen in Angriff. Schon diese Stoffe zeigen, daß er unter den „Nazarenern“, obgleich er mit ihnen lebte, eine unabhängige Stellung einnahm. Ludwig von Baiern verglich auch mit richtigem Blicke Overbeck mit Johannes und Cornelius mit Paulus. Von dem mönchsartigen Leben, das die katholisirenden Maler im San-Isidoro-Kloster führten, ließ sich Cornelius nicht abhalten, Michel-Angelo und Rafael zu Mustern zu nehmen. Mit Overbeck, Veit und Schadow malte er die Geschichte Josefs

in der Casa Bartholdy. In der Villa Massimi illustrirte er Dante. Im Jahre 1818 wurde er als Direktor der Kunstakademie nach Düsseldorf berufen, brachte aber die Sommer in München zu und malte die Säle der Glyptothek, die Flurgänge der Pinakothek und das großartige jüngste Gericht in der Ludwigskirche (1839 vollendet). Seit 1825 war er Direktor der Akademie der Künste zu München, seit 1840 schuf er in Berlin die großen Wandgemälde für das Mausoleum in Charlottenburg und für die Todtenstätte in Berlin. Von seiner Darstellungsweise sagt Hagen: „Cornelius ist ein Rationalist in der Kunst. Das Alterthümliche — sei es in antiken Statuen, sei es in kirchlichen Gemälden — behält er nur bei, wenn es ihm fruchtbare Motive gibt zum Ausdruck eigener Ideen. Sonst hält er sich davon fern und erkennt nichts Bindendes an. Wie Keinem gelingt ihm das Übermenschlich-Gewaltige. Aber das Christliche, in seiner Hingebung und Duldsamkeit, steht ihm, dem im Katholizismus Aufgewachsenen, ungleich ferner als Denen, die bang vor der festen Burg der Lutheraner sich in den Schoos der alten Kirche flüchteten und als ihr Sinnbild die mütterliche Jungfrau verehren. Einem Cornelius glückt es nicht mit dem Heiland und der Mutter Gottes, dem in Gott Vater das Mögliche gelungen ist. Das Beschauliche läßt uns bei ihm kalt und das Beseligende des Paradieses wirkt unangenehm."

Die von Cornelius gestiftete Münchener Schule wurde bedeutend. „Ausbildung des Sinnes für lineare Schönheit, architektonischer Rhythmus und energische Formentwicklung" wurden ihre Richtung. In der Basilika und in der Hofkapelle entstanden die religiösen Fresken von Heinrich Heß, in den Sälen der Residenz die Geschichte Karls des Großen und Friedrichs Barbarossa und die Nibelungen von Julius Schnorr, in den Arkaden des Hofgartens die italischen und griechischen Landschaften von Karl Rottmann (1798—1850).

Der größte und selbständigste Schüler von Cornelius war Wilhelm von Kaulbach, 1805 zu Arolsen geboren. In seinen Bildern zu Reineke Fuchs legte er seine satirische Gabe an den Tag. Für das Treppenhaus des neuen Museums zu Berlin malte er seine Hunnenschlacht. Derselben reihten sich seine übrigen großen welthistorischen Gemälde an, welche je eine ganze inhaltschwere Periode auf einem Bilde zu versinnlichen suchen; der Thurmbau zu Babel, Perikles und die Griechen, die Zerstörung Jerusalems, die Kreuzfahrer, und das Zeitalter der Reformation.

Zur Münchener Schule gehören ferner: der Berliner Bonaventura Genelli, geboren 1803, „Vertreter einer strengen klassischen Richtung, die er besonders in Zeichnungen voll poetischer Kraft und oft hinreißender linearer Schönheit bewährt hat," und der Wiener Moriz von Schwindt, geboren 1804, gestorben 1871, welcher „einer romantischen Richtung huldigte, die voll edler Anmut und entzückender Innigkeit ächt deutschen

Empfindens vor allem in den Kompositionen nach dem Märchen von den sieben Raben hervortritt." (Lübke.) Als Architekturmaler gehört Domenico Quaglio (1789—1838) hierher.

Neben der Münchener Schule entstand eine andere solche zu Düsseldorf, wo seit 1826 der uns schon bekannte Wilhelm Schadow als Direktor wirkte. „Während die Münchener Schule, sagt Lübke, an den monumentalen Aufgaben einen strengen Idealstil entwickelte, in welchem das Gedankenvolle, die architektonische Gliederung, lineare Schönheit und strenge Zeichnung überwiegen, sah die Düsseldorfer Kunst sich vorzüglich auf die Ölmalerei beschränkt, erging sich mehr im Zarten, Empfindungsvollen und suchte dasselbe durch liebevolles Detailstudium der Natur und feine Ausbildung des Colorits zu betonen. Hatte die Münchener Malerei einen plastischen Charakter, so läßt sich in der Düsseldorfer eine musikalische Stimmung erkennen." Als Historienmaler zeichneten sich von letzterer aus: Karl Friedrich Lessing (Großneffe des großen Lessing) durch seinen Hussitenkrieg, seine Reformationsbilder und das träumende Königspaar, Eduard Bendemann durch die trauernden Juden in Babylon, Karl Sohn (die beiden Leonoren), Theodor Hildebrandt (die Söhne Eduards), Emil Leutze (Übergang Washingtons über den Delaware) u. s. w.; als Genremaler Adolf Schröter durch körnigen Humor, Jakob Becker durch ergreifende Darstellung von Dorfgeschichten, Karl Hübner durch wirkungsvolle Scenen aus den socialen Zuständen, Rudolf Jordan und Heinrich Ritter durch frische Schilderungen des norddeutschen Fischerlebens, der Norweger Tidemand durch tief empfundene Scenen aus dem Volksleben seiner Heimat, Hasenclever durch humoristische Auffassung des Spießbürgerthums, Ludwig Knaus durch unvergleichlich fein aufgefaßte und meisterhaft durchgeführte Genrebilder, Bleibtreu und Camphausen durch Schlachtenbilder. Lessing, Weber, sowie Oswald und Andreas Achenbach vertreten die Landschaft. Ähnlich wirkten in Berlin Karl Wilhelm Kolbe mit romantischen, Wilhelm Wach mit religiös-historischen, Klöber mit mythologischen, Karl Begas mit verschiedenartigen Gegenständen, Krüger und Magnus als Portraitmaler, Karl Schorn, Adolf Menzel (Leben Friedrichs des Großen) und Julius Schrader als bedeutende Historien-, Eduard Meyerheim, Kretzschmer, Karl Becker, Hosemann und Cretius als Genremaler. Zu Wien bebauten Peter Krafft, Waldmüller und Danhauser das Genre, Karl Rahl die Historie. Zu Weimar führte Friedrich Preller „in seinen Kompositionen zur Odyssee den idealen Charakter der Landschaft in reicher Manigfaltigkeit mit genialem, fantasievollem Schwunge und mit hinreißender, ächt poetischer Kraft durch." Schirmer in Düsseldorf und Karlsruhe entwarf biblische Kompositionen, Wilhelm Schirmer in Berlin „duftige Schilderungen des Südens mit dem Zauber magischer Luftwirkungen", Karl Blechen in Berlin ernste nordische Land-

schaften, wie auch südliche, Eduard Hildebrandt in origineller Auffassung solche tropischer Länder.

Als Stahlstecher zeichneten sich in Deutschland aus Witthöft und Steifensand, als Kupferstecher Eugen Schäffer, Julius Thäter, Schmutzer, Heß, Reindel u. A. und die Schweizer Heinrich Merz und Samuel Amsler; als Lithographen Strixner, Piloty, Hanfstängl in München, Tempeltei und Wildt in Berlin.

In den Niderlanden schufen sich als Genremaler Leys, Koekkoek und Verboekhoven einen Namen. In Belgien machten 1843 Louis Gallaits „Abdankung Karls V." und Biefve's „Kompromiß des niederländischen Adels" Epoche durch die volle Gewalt ihres Realismus, ihre überzeugende Lebensfrische, Kraft und Fülle der Charakteristik und Sicherheit des Kolorits.

Frankreich sah, wie in der Poesie, so auch in der Malerei, später als Deutschland eine romantische Reaktion gegen die klassische Richtung erstehen, aber in mehr äußerlicher Auffassung des Lebens und energischer Schilderung der Wirklichkeit. Hierher gehören: Géricault (Untergang der Medusa), Karl Steuben (aus Mannheim), Ary Scheffer (Holländer), Eugen Delacroix, Hippolyt Flandrin (religiöse Malerei), Horace Vernet (afrikanische Kriegsscenen), Paul Delaroche (historische Bilder), Leopold Robert (aus dem Kanton Neuenburg, 1797—1835, Schilderungen italischen Volkslebens, die Schnitter und die Fischer), Biard und Meissonier als Genremaler, Winterhalter aus Baden als Bildnißmaler, Rosa Bonheur als Thiermalerin.

Der Genfer Calame als Alpen- und Meerlandschafter und Rudolf Koller aus Zürich als Thiermaler vertreten selbständige schweizerische Richtungen.

Die englische Malerei hat in Sir Charles Eastlake ihren größten Meister. David Wilkie ist als Genre-, Turner als Landschafts- und Landseer besonders als Thiermaler bedeutend. Die große Historienmalerei ist dagegen durch keine hervorragenden Kräfte vertreten.

Zweiter Abschnitt.

Die darstellenden Künste.

A. Musik.

Die wundersame Welt der Töne haben wir (Bd. II. S. 610) mit Hinweisung auf die durch Mozart begründete Kunstblüte der neuesten

Zeit verlassen, wo wir nun wieder anknüpfen, indem wir Schlüter's „allgemeiner Geschichte der Musik" (Leipzig 1863) folgen.

Wolfgang Amadeus Mozart war 1756 zu Salzburg als Sohn eines Musikers geboren und zeigte sich so wunderbar früh als Jünger seiner Kunst, daß er schon seit dem sechsten Lebensjahre mit dem Vater und der ältern Schwester Kunstreisen unternahm. Das bald wieder vergessene „Wunderkind" bildete sich in Wien und Italien aus und errang sich schon als Jüngling wieder einen Namen. Aus dem Banne der Nachahmung befreite er sich indessen erst 1781 mit der Oper „Idomeneo", welche zwar in Vielem noch in den Banden der italienischen Oper steht, aber doch Mozart's Geist hervorleuchten läßt. Letzterer wurde durchaus unabhängig, nachdem sich der Meister in Wien niedergelassen, und zwar zuerst in seiner aus Auftrag Kaiser Josef's II. geschaffenen Oper „die Entführung aus dem Serail" (1782). Hier beherrschte er völlig den Text und führte selbst die originelle derbkomische Figur des Osmin in das Stück ein. Nach mehreren kleineren Opern folgte 1786 „Figaro's Hochzeit", worin er den eleganten Konversationsstil des geistreichen Beaumarchais'schen Lustspiels in die natürliche Sprache des Gefühls übersetzte, so daß das Stück in dramatischer Beziehung Mozart's vollendetstes geworden ist. „Während Gluck, sagt Schlüter, stets die der griechischen Tragödie und nur ihr allein entsprechende feierlich gemessene Ruhe wahrt und alles den gleichmäßigen Gang der Handlung Störende fern zu halten bemüht ist, erreicht Mozart gerade im Ensemble und Finale die volle dramatische Wirkung, die durch Kontrast und Gegenwirkung getragene schwungvolle Bewegung, wobei er zugleich in den Arien die tiefsten Geheimnisse des Seelenlebens und die ureigene Macht des Gesanges offenbart." Die italienischen Musiker Wiens bewirkten indessen, daß Figaro dort eine laue Aufnahme fand; besser war solche in Prag, weshalb Mozart für die dortige Bühne sein musikalisches Meisterwerk „Don Juan" (1787) ausarbeitete. „Da ist keine subjektive Gefühlsschilderung, das ganze abwechselnd von Liebe und Haß beherrschte Menschenschicksal, die ganze reichste Fülle sinnlichen und seelischen Lebens faßt die Oper in sich, und bei der größten Mannigfaltigkeit der Zustände und Charaktere ist doch die Handlung ganz einfach und natürlich fortschreitend." „In der herrlichen Ouverture hat der Meister den hochtragischen Charakter des Ganzen mit Flammenschrift auch den Kurzsichtigen dargestellt, welche es nicht wetterleuchten sehen, bis die Donner des Gerichtes einschlagen und der heißen Lust der marmorkalte Tod entgegentritt." Don Juan ist ein würdiges Gegenstück zu Goethe's Faust und vertritt die Macht des Gefühls, wie dieser die Tiefe des Gedankens. Zunächst kam die mit einem elenden Texte heimgesuchte scherzhafte Operette „Cosi fan tutte" (1790). Für die Krönung Kaiser Leopold's II. schrieb er 1791 die heroische Oper „la clemenza di Tito", „ein großes historisches Bild, das musikalisch anschaulicher und ergreifender nicht gedacht werden

kann.“ Gleichzeitig aber entstand sein herrlichstes Werk, die „Zauberflöte“, nach dem vielfach verlästerten, weil mißverstandenen Texte Schikaneders, der nur als symbolisch-allegorische Einkleidung der freimaurerischen Ideen richtig beurtheilt werden kann (s. Bd. II. S. 257).

Außer seinen Opern schuf der unermüdliche Meister seine innigen, ächt religiös empfundenen Messen, seinen Schwanengesang, das erschütternde Requiem, Sonaten, Symphonien und Klavierkonzerte. Viel zu früh wurde er der trauernden Kunst und Nation am 5. Dezember 1791 entrissen, noch nicht 37 Jahre alt.

Der größte Tonmeister der neuesten Zeit nach Mozart war Ludwig van Beethoven, geb. 1770 zu Bonn, Sohn eines Sängers. Mit elf Jahren begann er bereits zu komponiren und lebte seit 1792 in Wien, Anfangs als Haydn's Schüler. Hier ließ er 1795 seine ersten Kompositionen erscheinen: Trios und Sonaten, die ihm gleich großen Ruf verschafften, so daß er 1800 bereits frei über den Verlag seiner Werke verfügen konnte. Der Fürst Lichnowsky wurde sein Freund; aber seine Liebe zur Gräfin Guicciardi blieb unglücklich und er — unvermählt. Da er zugleich immer mehr am Gehöre zu leiden begann, bemächtigte sich des bedauernswerthen edeln Tondichters zunehmender Trübsinn, in welchem er auch am 26. März 1827 starb. Wol kein Musiker verstand es, wie Beethoven, das Innere des Menschen so tief zu ergreifen und so wohlthuend zur Veredlung der Gefühle mitzuwirken. Seine Kompositionen sind glühender und farbenreicher als alle früheren. Auch ist der Humor ein hervorstechender Zug in seinem Schaffen. „Seine Tondichtung ist, sagt Schlüter, eine subjektiv leidenschaftliche, die sich nicht in den bestimmt abgegrenzten Kreis allgemeiner Gefühle bannen ließ, sie bildet, wenn sie auch im raschen Wechsel der Empfindung auf ein dem gewöhnlichen Blicke ferner liegendes Gebiet überstreift und selbst die äußere Form zu vernachlässigen scheint, stets ein harmonisch zusammenstimmendes Ganze, worin nicht der einzelne Moment, sondern der tief innere alles Einzelne beseelende und durchdringende Zusammenhang die Hauptsache ist.“ Es ist dabei bezeichnend, daß Beethoven's Blütezeit mit derjenigen Goethe's und Schillers zusammenfiel, daß Goethe sein Freund, er, Schiller und Shakespeare (Klopstock nur vor Goethe's näherer Bekanntschaft) seine Lieblingsdichter waren.

Für Beethoven's künstlerischen Bildungsgang sind das Bezeichnendste seine wunderbaren Klavier-Sonaten, welche „geistige Kämpfe und Siege“ in Töne kleiden. Seine Klavierkonzerte vereinigen „reiches Seelenleben, festlichen Glanz und dramatische Bewegung“ in sich. Das letzte derselben nennt Schlüter ein „Meisterwerk voll himmlischer Weihe“. Seine glänzendste Leistung sind aber seine Symphonien. Sie hängen innig mit der Zeit zusammen, in der sie entstanden, ohne Tendenzen derselben zu verfolgen; sie stellen vielmehr in einer über allem selbstsüchtigem Treiben hocherhabenen Weise den großen Menschen im Kampfe mit großen Geschicken

und im Siege über alle feindlichen Gewalten dar. Es sind ihrer neun; die dritte wird die heroische, die sechste die pastorale genannt, die neunte mit dem Schlußchor über Schiller's Lied an die Freude, ist die großartigste, sie feiert den Sieg der reinen Menschlichkeit, der weitherzigsten Menschenliebe. Dagegen litten diese herrlichen Werke in rein künstlerischer Beziehung durch des Meisters Leiden und Stimmung in seiner letzten Lebenszeit, der sie entsprangen. Aus dieser letzten Zeit stammt auch seine Missa solemnis in D-dur (1824). Beethoven schrieb bekanntlich nur eine Oper, aber eine wundervolle, Fidelio, als Musikwerk ausgezeichneter, denn als Oper im strengsten Sinne künstlerischer Forderung. Fidelio hat nämlich eine herrliche Tonwelt, aber keine Handlung. Das Stück wurde 1805 unter dem Titel „Leonore" zum ersten Male aufgeführt; der Komponist hat vier verschiedene Ouvertüren dazu geschrieben. Für die Bühne schuf er ferner die Musik zu Egmont (Ouverture und Zwischenakte), sowie die Musik zu Balletten (Prometheus) und Festspielen. Von Goethe komponirte er weiter die Gedichte „Meeresstille und glückliche Fahrt", sowie andere Lieder, wie auch schottische Volkslieder.

Die Ergänzung zu Beethoven, der die „weiblicheren" Elemente der Tonwelt, wie das Lied, wenig pflegte, bildet Franz Schubert, zu Wien geb. 1797, gest. 1828. Sein Erstling war der „Erlkönig" (1816); unter den nachfolgenden Leistungen, worunter die Kompositionen von Liedern Goethe's, Uhlands, Rückert's, Heine's u. A., ragen hervor die Liedercyklen „die schöne Müllerin" und „die Winterreise". Ihnen allen fehlt jedoch das Volksthümliche; es zog den Kürzern gegenüber der „feinen psychologischen Charakteristik und der wechselnden dramatischen Bewegung." Das Schubert'sche Lied bezeichnet, nächst der Beethoven'schen Sonate, die organische Vollendung der modernen Tonkunst. Neben den Liedern schuf er seine mehrstimmigen Gesänge, seine Klavierstücke, seine sieben Symphonien, von denen nur die große in C (1828) gedruckt ist, die Musik zur „Rosamunde" und eine bedeutende Messe. Unvollendet blieben mehrere Opern, Singspiele und Melodramen. Schubert war „in Allem ein überreich begabter Genius, ganz dazu berufen, Beethoven's Tiefe mit der Anmut und Leichtigkeit Mozart's zu verbinden. Leider riß ihn ein früher Tod aus der vollen Lust und Kraft des Schaffens, so daß manche seiner Werke nicht zu der Formvollendung ausreifen konnten, die wir vor allem in seinen Liedern bewundern."

Unter den musikalischen Thaten, welche in Beethoven's und Schubert's Zeit fallen, sind zu nennen: Georg Onslow's (1784—1856) Symphonien, klar und korrekt, ohne Übertreibung, aber auch ohne Fantasie, Fesca's (1789—1826) Quartette, Andreas Romberg's (1767—1821) Kantaten, darunter Schiller's Lied von der Glocke, Kindesmörderin und Macht des Gesanges, Kalliwoda's Symphonien u. s. w. Der bedeutendste Klavierkomponist der Zeit war der unter Mozart's Einfluß

stehende Johann Nepomuk Hummel (geb. 1778 zu Preßburg, gest. 1837 als Kapellmeister zu Weimar). In demselben Fache wetteiferten Moscheles (seit 1846 Professor am Conservatorium zu Leipzig) und Kalkbrenner in Wien. Kalt und formenglatt werden Clementi's (geb. 1752 zu Rom, gest. 1832 zu London) Sonaten genannt; bedeutender als seine Etuden wurden jene Cramer's. Außerordentlich fruchtbar war Karl Czerny (1791—1857).

Wir kommen zur Oper seit Mozart und führen deren vorzüglichste Bearbeiter mit ihren berühmtesten Werken nach einander auf:

Karl Ditters, genannt von Dittersdorf, geboren 1739 zu Wien, gestorben 1799 zu Breslau: Doktor und Apotheker, die erste komische Oper.

Wenzel Müller (1767—1835), der Mozart der Bänkelsänger: der Zauberschleier und andere Zauberpossen nach Raymund's Manier.

Josef Weigl (geb. 1766 in Ungarn, gest. 1846 zu Wien): die tiefgemütliche „Schweizerfamilie“.

Peter von Winter (geb. 1754 zu Mannheim, gest. 1825 zu München): das unterbrochene Opferfest.

Antonio Salieri, der Gegner Mozarts (geb. 1750 zu Legnago, gest. 1825 zu Wien): Axur, rè d'Ormus, welchen die Wiener dem Don Juan vorzogen.

Georg Josef Vogler, genannt „Abt Vogler“, geb. 1749 zu Würzburg, gest. 1814 als Hofkapellmeister zu Darmstadt, Meyerbeer's und Weber's Lehrer: der Kreuzfahrer in Aegypten u. s. w. (ganz italienischer Geschmack).

Domenico Cimarosa, geb. 1755 zu Neapel, gest. 1801 zu Venedig: il matrimonio segreto, worin Mozart'scher Geist steckt.

Gioachino Rossini, geb. 1792 zu Pesaro, gest. 1868 zu Paris, der Meister des Effekts und der Buffo-Oper, der vielseitigste italienische Komponist, der Vertreter des schwelgerischen Genusses in der Tonkunst: der Barbier von Sevilla, Othello, die diebische Elster, Moses in Ägypten, Semiramis, die Belagerung von Korinth, Wilhelm Tell (1829), sein bestes und schönstes Werk, das sich von den übrigen durch Würde und Wahrheit der Empfindung vortheilhaft unterscheidet.

Vincenzo Bellini, geb. 1802 zu Catania, gest. 1835 bei Paris, ganz lyrischer Operndichter: Romeo und Julia, die Nachtwandlerin, Norma (sein Meisterwerk).

Gaetano Donizetti, geb. 1797 zu Bergamo, gest. 1848 ebendort, leichtfertiger Komponist: Lucrezia Borgia, Lucia von Lammermoor, Belisar, die Puritaner, der Liebestrank, die Regimentstochter.

Etienne Méhul, Schüler Gluck's, geb. 1763, gest. 1817 zu Paris: Josef in Ägypten.

Gasparo Spontini, ebenfalls Nachfolger Gluck's, geb. 1784 zu

Jesi, gest. dort 1851: die Vestalin (1807), Cortez (1809), Olympia (1819).

Maria Luigi Cherubini, Nachfolger Haydn's und Mozart's, geb. 1760 zu Florenz, gest. 1842 zu Paris: der Wasserträger, Medea. Cherubini war auch als Kirchenmusiker bedeutend durch seinen edeln Stil.

Adrien Boieldieu, des Vorigen Schüler, geb. 1775 zu Rouen, gest. 1834 bei Paris: Johann von Paris, die weiße Dame.

Daniel Auber, des Vorigen Nachfolger, geb. 1784 zu Caen, lebte zu Paris und war ganz Pariser Kind: der Maurer, Fra Diavolo, des Teufels Antheil, der schwarze Domino, gegen welche leichte und oft frivole Stücke „die Stumme von Portici", die kühne Revolutionsoper, stark absticht, ebenso seine spätere große Oper: Gustav oder der Maskenball.

Herold (1791—1833, Pariser von deutscher Abkunft, Auber's Nachfolger): Marie, Zampa.

Adolf Adam (geb. 1803, gest. 1855 zu Paris, auch Auber's Nachfolger): der Postillon von Longjumeau.

Friedrich von Flotow, der das französische und deutsche Element verbindende Operndichter, geb. 1811 in Mecklenburg: Alessandro Stradella, Martha.

Jakob Meyer Beer, genannt Giacomo Meyerbeer, der Gegner Auber's, „als Opern-Componist die Karikatur des universellen Mozart, der kosmopolitische von allen Nationen profitirende Jude" (Schlüter), geb. 1794 zu Berlin, gest. 1864 zu Paris: Robert der Teufel (1831), die Hugenotten (1836), der Prophet (1849), Dinorah (1860), die Afrikanerin (1865). Er ist weder originell noch genial, hascht nur nach Effekt und sucht aufzuregen.

Jakob Offenbach, französirter deutscher Jude, systematischer Verderber alles guten Geschmacks und Demoralisator der Bühne: Orfeus in der Unterwelt, die Herzogin von Gerolstein.

Jakob Levy, genannt Halevy, ebenfalls Jude und Meyerbeer's Schüler (1799—1862): die Jüdin (langweilig und überladen).

François Gounod, ächter leichtfertiger Franzose, der in seiner „Marguerite" Goethe's unsterblichen Faust in den Staub des modernen Babel herabzog.

Giuseppe Verdi (geb. 1814), Nachahmer der Franzosen, statt seiner größeren italienischen Landsleute: Ernani, der Troubadour. Bei ihm herrscht das unheimlich-romantische Element vor.

Karl Maria von Weber (geb. 1786 zu Eutin, gest. 1826 zu London), der Musiker der romantischen Periode in ihren guten Seiten, der Komponist von Körner's Kriegsliedern, der Wiederhersteller der eine Zeitlang in fremde Hände gefallenen deutschen Oper, und zwar durch die populärste aller solchen, den Freischütz (1821), ein ächt deutsches, erfrischendes Werk. Vorher ging: Preciosa. Später folgten: Euryanthe und Oberon.

Konradin Kreutzer (1782—1849), Webers Nachfolger: das Nachtlager in Granada.

Ludwig Spohr, Meister der lyrischen Oper: Faust (1813), Jessonda (1823).

Albert Lortzing (geb. 1803 zu Berlin, gest. da, zur Schande seines Landes verarmt, 1851): Czar und Zimmermann, der Wildschütz, die beiden Schützen, der Waffenschmied.

Heinrich Marschner, geb. 1795 zu Zittau, gest. 1861 als Hofkapellmeister zu Hannover, Nachfolger Webers, den er aber nicht erreichte: der Vampyr, Hans Heiling, der Templer und die Jüdin (1829).

Otto Nicolai (geb. 1809 zu Königsberg, gest. 1849 zu Berlin): die lustigen Weiber von Windsor (an Weber erinnernd).

Eine ganz neue Bahn, nach so zahlreichen und verschiedenartigen Vorgängern, schlug ein Richard Wagner, geb. 1813 zu Leipzig. Nachdem er die französirenden Italiener im „Liebesverbot“ und in „Rienzi“ und Marschner im „Fliegenden Holländer“ (1843) nachgeahmt, trat er, seit der Revolution von 1848 und 1849, an der er sich aktiv betheiligte, in mehreren Flugschriften (die Kunst und die Revolution, das Kunstwerk der Zukunft) und einem größern Werke (Oper und Drama) mit der Forderung auf, daß sich alle Künste, besonders aber Poesie und Musik, auf der Bühne in ein einziges Kunstwerk vereinigen sollten, und schuf für dieses einen musikalischen Stil, der unter großartiger Entwicklung der Instrumentalmusik, beziehungsweise furchtbarem Lärm, in die Tonwelt philosophische Ideen hineinzulegen den Anspruch erhebt. Auszuführen begonnen hatte er dieses Prinzip schon 1844 im „Tannhäuser“, welchem in gleicher Weise 1850 der Lohengrin, dann Tristan und Isolde und das Rheingold (erster Theil der projektirten Nibelungen-Trilogie) folgten. Seine Werke enthalten viel Gutes, Schönes, Originelles und Geistreiches; aber sie sind eben trotz aller Ansprüche der Zukunftsmusik, einfach Opern und nichts weiter. Das Zusammenwirken aller Künste, von dem Wagner träumt, findet weder überhaupt in seinen Werken statt, noch ist es jemals zu verwirklichen; nur in ihrer Unabhängigkeit können die Künste Großes leisten.

In neuester Zeit ist das Gebiet der Oper (deren jüngster Meister bald sechszig Jahre zählt!) unfruchtbar geworden, und sie zehrt nur noch von den Werken früherer Tonkünstler. Dagegen hat sich die Konzert- und Salonmusik fortwährender Pflege zu erfreuen. Der bedeutendste, die ältere mit der neuesten Musik verbindende Meister unserer Tage ist der bereits als Operndichter genannte Ludwig Spohr (geb. 1784 zu Braunschweig, gest. 1859 als Hofkapellmeister zu Kassel). Allzu weich und wehmütig werden seine Oratorien genannt, z. B. die letzten Dinge. „Mittelpunkt und Hauptziel seines Schaffens“ war die Instrumentalmusik. Sein berühmtestes Werk ist „die Weihe der Töne“. Ein anderes Meisterwerk

erkennt die musikalische Welt in seiner C-moll-Symphonie. Höchst gehaltvoll sind seine Violinkonzerte, seine Quartette, seine Sonaten, sein Nonett. Im Gegensatze zu den italienischen Geigenkünstlern, an deren Spitze der gefeierte Genuese Nicolo Paganini (1784—1840) steht, gründete Spohr eine ton- und charaktervolle deutsche Violinschule. Andere Künstler auf demselben Instrumente staunt die Welt an in den Franzosen Beriot, Lafont, Vieuxtemps, in den italienischen Schwestern Milanollo, in Ernst u. A. Ein Virtuose des Violoncell war Bernhard Romberg (1770—1841). Zahllos sind die Virtuosen der übrigen Instrumente. Unter denen des Klaviers errangen einen Weltruf der geistvolle Improvisator, als Komponist aber dämonische und ungenießbare Franz Liszt, geb. 1811 in Ungarn, jetzt päpstlicher Hofmusikus und Abbate (Symphonien: Prometheus, Hamlet, — Faust, Hunnenschlacht u. s. w.), und Friedrich Chopin, geb. 1809 in Polen, gest. 1849 zu Paris, eine durchaus elegische Natur.

Der berühmteste Vertreter der neuesten Musik ist Felix Mendelssohn-Bartholdy, der Enkel Moses Mendelssohns, geb. 1809 zu Hamburg, gest. 1847 als Direktor der Gewandhauskonzerte und des Konservatoriums zu Leipzig. Er löste Spohr im Ansehen und Einfluß ab. Überall geht er „auf die innige Verbindung von Form und Gedanken zu einem schönen Ganzen" aus. Er ist „der feinsinnige, geschmackvolle Repräsentant moderner Bildung, der, mit seiner an den Alten erfrischten und gestärkten Kunst in die sentimentale Geschmacksrichtung der Zeit vorsichtig eingehend, alle Stimmen zu seinem Lobe vereinigte." Berühmt sind von ihm: die Komposition „die erste Walpurgisnacht", die zarte und lebendige Musik zum „Sommernachtstraum", seine Symphonien, seine Oratorien Paulus und Elias, seine Musik zur Athalia, seine die Bach'sche Musik erneuernden Orgelsonaten, Motetten und Psalmen, seine „Lieder ohne Worte", seine Chormusiken zu den sophokleischen Tragödien „Antigone" und „Ödipus" und viele andere.

Mit ihm wetteiferte zuletzt Robert Schumann, geb. 1810 zu Zwickau, gest. 1856 im Irrenhause zu Endenich bei Bonn, nachdem er 1850—1853 Musikdirektor zu Düsseldorf gewesen. Er träumte den sog. Davidsbund gegen die „Philister und Goliathe" der ältern, gemeingewordenen Tonkunst. Seine ersten Werke waren schwärmerisch und formlos; mit der Zeit gewann aber sein Wirken Leben und Freiheit, und seine Symphonien, Konzerte, Kantaten und Ouverturen erwarben Beifall. Zuletzt schuf er die Musik zu Byrons Manfred, die Oper Genoveva, die Scenen aus Faust, die Pilgerfahrt der Rose und seine schönen Lieder. — Gleich ihm that sich seine Gattin Klara Schumann als Tonkünstlerin hervor. — Sein bedeutendster Nachfolger ist Robert Franz, geb. 1815 zu Halle.

Der erste Balladenkomponist unserer Zeit ist Karl Löwe, geb. 1796

bei Halle. In der Chorballade war glücklicher Niels Gade, geb. 1817 in Kopenhagen, auch in der Symphonie bedeutend. Andere talentvolle Komponisten sind Reißiger, Abt, Kücken, Esser, Krebs. Im Melodrama zeichnete sich der Franzose Hektor Berlioz aus, der Hauptträger der neuern musikalischen Entwickelung, geb. 1803 im Isère-Departement. Er komponirte Byrons „Childe Harold", Romeo und Julia, den Faust in eigenthümlich fantastischer Weise, die Oper „Benvenuto Cellini" u. s. w. Die Symphonie-Ode „le désert" von Felicien David gehört Berlioz' Schule an.

Zahllos sind die Komponisten der Gegenwart, wenn es unter ihnen auch an großen Künstlern fehlt. Wir nennen Franz Lachner, Moriz Hauptmann, Ferdinand Hiller, Wilhelm Taubert, Julius Rietz, Joachim, Rubinstein u. s. w. Die Tanzmusik ist seit den lustigen Zeiten der Wiener Johann Strauß und Lanner besonders fruchtbar. Überhaupt popularisirt sich die Musik immer mehr und verliert dafür als Lieblingskind der Musen.

B. Mimik.

Während das französische Theater, wie Scherr bemerkt, aus der klassisch-steifen, durch Nachahmungssucht des Alterthums und Staatsbevormundung verknöcherten Pedanterie und aus der in eine Schablone eingezwängten Einförmigkeit heraus durch die dortige romantische Schule in eine zügellose Anarchie fiel, ging umgekehrt die deutsche Bühne von einer solchen Anarchie aus, indem kein centraler Hof mit seiner Akademie sie monopolisirte. Die Wandertruppen führten ein gemütliches Leben; Direktor, Künstler, Kritiker und Theaterdichter handelten und schrieben auf eigene Faust. Während des achtzehnten Jahrhunderts (s. Bd. II. S. 614) bahnten sich nach und nach bessere, kunstgemäßere Zustände an, und die Thätigkeit Lessings, Goethe's und Schillers begründete eine neue Periode des Theaters, wenn diese auch in Folge des Treibens der Stürmer nnd Dränger und der unkritischen Aufnahme Shakespeare's erst durch eine Periode der Wildheit und Geschmacklosigkeit hindurchgehen mußte. Auf dieses Brausen und Gähren folgte die platte Rührseligkeit eines Iffland und die poesielose Gemeinheit eines Kotzebue, welcher 1789 mit „Menschenhaß und Reue" seine demoralisirende Bühnenthätigkeit eröffnete, sowie die zahllosen Nachahmungen des Götz und der Räuber in Gestalt von Räuber- und Ritterstücken. Es ist traurig aber wahr, daß in der schönen klassischen Blütezeit eines Goethe und Schiller, deren unsterbliche Werke die größte Mühe hatten, neben jenen Auswüchsen aufzukommen. Erst Wallenstein hatte mehr Erfolg darin, als Don Carlos, Iphigenia und Tasso, und es schien bereits, als würde eine neue glänzende

Zeit des deutschen Geistes, eine Nationalbühne, emporblühen. Schiller kam mit dem genannten Riesenwerke, mit Maria Stuart, Johanna d'Arc und Wilhelm Tell in Flor; aber sein Tod und Goethe's nunmehrige dramatische Unthätigkeit zerstörten den schönen Traum. In die Haut des Löwen theilten sich die an hohler pathetischer Deklamation reichen, in platter Verskünstelei glänzenden Nachahmer Schillers, und die Gespenster der Romantik erfüllten die Bühnenwelt mit ihrem Nebel und Dampf. Die Schicksalstragödie wurde Mode, und die Welt weinte über die unnatürlichen, mühsam zusammengezimmerten, thränenseligen Situationen eines Werner, Müllner, Houwald und Grillparzer. Doch, auch diese Unnatur verging gegen Ende der zwanziger Jahre, wozu Börne's schneidende Kritik nicht wenig beitrug. In Wien herrschten zu derselben Zeit die Späße der Kasperl und Staberl und daneben später die Feenstücke und Zauberpossen Raymunds. Indessen aber hatten die sogenannten Befreiungskriege noch andere Mißgeburten zur Folge. Es kamen patriotische Stücke auf die Bühne, Stücke, in welchen, wie Gutzkow sarkastisch sagt, „alle Personen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosaken wurden in diesen Stücken noch immer als Brüder behandelt, und freisinnige Idealisten als Projektenmacher, von denen im letzten Akt herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hatten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militärischen Spektakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallensteins oder Otto's von Wittelsbach kamen der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tagesbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten," u. s. w. Bald darauf folgte die Manie der Übersetzungen französischer Vaudeville's, besonders durch Angely, und die „Sieben Mädchen in Uniform" machten Furore. Im Geiste der Restauration handelten die Fürsten auf den Brettern, während ihre „Untersuchungs-Kommissionen" die angeblichen Demagogen knebelten, immer edel und gut, und vor ihnen katzenbuckelten die Minister, wie vor diesen die Pastoren, vor diesen die Schulmeister und vor diesen die Bauern.

Unter solchen Verhältnissen wurden die aus dem Leben scheidenden dramatischen Künstler der klassischen Periode nicht auf eine ihrer würdige Weise ersetzt; denn die auch ihnen fehlende methodisch-systematische künstlerische Ausbildung wurde nicht durch Meisterwerke ersetzt, an denen sich ihre Nachfolger selbst emporschwingen konnten. Zugleich griff eine allmälig vorschreitende Monopolisirung des Bühnenwesens Platz; die ehemaligen Nationaltheater wurden seit der Restaurationsperiode nach und nach zu Hoftheatern, und diese erhielten Intendanten, in deren Hände alle Angelegenheiten der Bühne unter starker Verantwortlichkeit gelegt wurden.

Es war dies namentlich schon seit 1815 in Berlin unter der Intendantur des Grafen von Brühl der Fall, welcher einen Ruhm darein legte, in Kostüm und Dekoration möglichsten Glanz zu entfalten und zugleich historische Treue an den Tag zu legen. Sogar die künstlerischen Angelegenheiten wurden den bisherigen kunstbewanderten Beamten entzogen und Herren des Hofes oder gar Offizieren anvertraut. In Braunschweig, Hannover und Kassel hielten sich Schriftsteller als Theatervorstände noch am längsten, in Wien aber ging vielmehr die Leitung von den Schauspielern gerade an die Schriftsteller über. So gerieth die dramatische Kunst immer mehr in Verfall und machte der Effekthascherei und selbstsüchtigem Treiben Platz.

Seit etwa 1824 war über zehn Jahre lang Raupach der Beherrscher des Repertoires der deutschen Bühnen. Neben ihm hielt sich Grillparzer, und nach diesem Halm, Beer, Houwald, Immermann, Alle nach spanischen Mustern arbeitend. Zugleich fand das Familiendrama der Prinzeß Amalie von Sachsen, Benedix und Eduard Devrient's Anklang. Neue Bahnen suchten Holtei's Liederspiele, Schall's und Bauernfeld's Lustspiele einzuschlagen. Frau Birch-Pfeiffer begann ihre lange und überfruchtbare Thätigkeit, vor welcher kein Roman des In- und Auslandes mehr sicher war; aber sie hatte doch Geschick in der scenischen Anordnung. Schlechte französische Stücke suchte der wässerige Clauren durch oberflächliche Bearbeitungen in Deutschland einzubürgern. In weit höherm Maße aber gelang dies der Julirevolution von 1830. Von da an wurde im deutschen Theater der französische Geschmack vollends der herrschende und grassirte in melodramatischen Schauerstücken und sittenlosen Lustspielen. Doch wechselten mit ihnen die Wiener Zauberpossen ab, denen die nüchterneren Possen Nestroy's (Lumpaci-Vagabundus) folgten, bis diese wieder durch die äzenden Berliner Possen (Hunderttausend Thaler u. s. w.) abgelöst wurden.

Es reichte dieser bedenkliche Zustand bis in die neueste Zeit herab. Erst in den letzten zwanzig Jahren emanzipirte sich das deutsche Theater wieder und stellte sich auf eigene Füße. Die tüchtigeren deutschen Theaterdichter mehrten sich, wozu ein Gutzkow, Laube, Benedix, Otto Ludwig, Hebbel, Freytag, Brachvogel u. A. das Ihrige redlich beitrugen. Die klassischen deutschen Bühnenwerke wurden besser geschätzt und wieder aufgeführt, und zwar mit lohnendem Erfolge; ihnen gesellte sich der durch die bekannten wackeren Übersetzungen ganz deutsch gewordene Shakespeare bei, ja sogar Sophokles feierte seinen Einzug auf die deutschen Bretter. Diese Wendung zum Bessern ging Hand in Hand mit stets fortschreitender Vervollkommnung des Bühnenmechanismus und der Dekorationen, und mit einer Vermehrung und Vergrößerung der Theater, deren größere Städte bereits mehrere besitzen, worin es keine dem riesenhaft wachsenden Berlin mit seinen etwa zwölf Bühnen gleich thut. — Seit 1845 sind die deutschen

Theaterdichter zum Bezuge eines Honorars (Tantième) von jeder Aufführung ihrer Stücke berechtigt.

Unter den deutschen Schauspielern der neuesten Zeit haben sich berühmte Namen erworben in der klassischen Zeit der Goethe und Schiller: Schröder, Fleck, Beil, Iffland, Schwarz, Koch, Weidmann, Lange, Christ, Opitz, und die Frauen Unzelmann, Adamberger, Renner, in der Restaurationszeit Eßlair, Sophie Schröder und das Ehepaar Wolff, dann Ludwig Devrient, in den dreißiger Jahren Seydelmann und Emil Devrient, später Wilhelm Kunst, Grunert, Dessoir, Dawison, Haase, Marie Seebach, Frau Bersing-Hauptmann, Lila Bulowski, Friederike Goßmann, Fanny Janauschek u. A.

In England sahen wir in unserer Periode eine Vervollkommnung der dramatischen Dichtung und eine Verschlimmerung der dramatischen Kunst nebeneinander einhergehen. Die erstere haben wir bereits bei Anlaß der schönen Literatur kennen gelernt; der vielen unbedeutenderen Theaterdichter aber brauchen wir nicht zu gedenken. Was nun die Schauspielkunst betrifft, so haben wir bei Garrick's Ende (Bd. II. S. 612) anzuknüpfen. Auf ihn folgte zunächst als größter englischer Mime John Kemble, welcher Shakespeare's Werke von vielen Einschaltungen einfältiger und dünkelhafter Kritiker reinigte, und dessen Schwester Mrs. Siddons unter den englischen Tragödinnen die erste Stelle einnahm. Neben ihnen zeichneten sich aus Charles Kemble, Cooke, die Komiker Lewis, Munden und Emery, Miß Farren (später Gräfin Derby) und Mrs. Jordan. Mehr Effekt und Leidenschaft als Kemble, aber weniger klassische Vollendung besaß der große Edmund Kean, und in ähnlicher Weise trat nach Mistreß Siddons Miß O'Niel auf. William Macready war der letzte wirklich glänzende englische Schauspieler. Seine Nachfolger Phelps und Kean der Jüngere erreichten ihn nicht; als Komiker ragte noch Robson hervor, während Liston und Matthews in's Burleske herabsanken. London zählt zwanzig Theater; aber sie erwerben sich seit neuester Zeit nur noch Ruf durch ihre vollendete Maschinerie und glänzende Dekoration; es wechseln auf ihnen Lust- und Trauerspiele mit Pantomimen, Harlekinaden und „Extravaganzas". Trotz alledem erfreuen sich aber Shakespeare's Stücke immer noch eines großen Eindrucks auf das Publikum. Übrigens sind die englischen Schauspieler im Lande der Freiheit (?) merkwürdiger Weise strengen Beschränkungen unterworfen; die Aufführungen unterliegen einer Censur (!) und vom Lord-Kämmerer hängt die Bewilligung neuer und die Auflösung bestehender Theater ganz allein ab!

Das französische Theater ist, soweit es überhaupt Bedeutung hat, in Paris concentrirt. In den Departements gibt es meist nur wandernde Schauspielertruppen und keine mit ausgezeichneten Kräften besetzte Bühnen. Die Gastrollen, welche Pariser Schauspieler oft geben, haben nicht viel Einfluß auf den dramatischen Geschmack des Publikums. Paris

zählt einige über zwanzig Theater, deren kleinere auf Aktien beruhen und meist eine sehr unsichere Stellung haben. Jährlich nehmen die pariser Theater zwölf bis fünfzehn Millionen Francs ein, wovon sie ein Zehntel zu wohlthätigen Zwecken abgeben, und bringen etwa 180 neue Stücke auf die Bühne, von denen sich kaum ein Drittel auf dem Repertoire erhält. Drei unter den größten pariser Theatern sind der Oper gewidmet; das Théatre français, welches die Blüte der französischen Komik und Tragik unter Ludwig XIV. sah (Bd. II. S. 610), nimmt erst die vierte Stelle ein. Auf seiner Bühne spielten in unserm Jahrhundert Schauspieler wie Talma und Monrose und Schauspielerinnen wie die Georges, Mars, Rachel, Dejazet u. A. Nach ihm kommt das Odéon, eines der schönsten Theatergebäude. Selbst die kleineren Bühnen, an welchen besonders der Witz über die Tagesereignisse seinen Sitz aufgeschlagen hat, wetteifern an Glanz und Pracht der Dekorationen und Kostüme mit den größeren. Vier Theater dienen als Cirkusse den Kunstreitervorstellungen.

Soweit das Schauspiel. Die Oper hat ihren Hauptsitz in dem eigentlichen vorzugsweise musikalischen Lande Italien, wo es außer ihr sozusagen kein Theater gibt, wie auch die Italiener außer dem französirenden Alfieri keine dramatischen Dichter ersten Ranges haben, wenn nicht die Komiker Goldoni und Gozzi soweit erhoben werden sollen. Die italienische Oper, so sehr sie an Tiefe des musikalischen Gefühls hinter der deutschen zurücksteht, hat doch den Vorzug der leicht in's Gehör dringenden, einnehmenden Melodie und eines „feurig und präcis ineinander greifenden Ensembles" und wird ungemein durch die an sich schon musikalische Sprache unterstützt. Das italienische Volk nimmt innigen Antheil an seiner Oper, wenn es sie auch nur zur Unterhaltung genießt und keine höheren, klassischen Ansprüche an sie erhebt. Die italienischen Theater haben drei Saisons, welche als die des Carnevals, des Frühlings und des Herbstes bezeichnet werden und in deren jeder in der Regel drei neue besonders hiefür geschriebene Opern gegeben und so lange wiederholt werden, als sie Beifall finden. Berühmte italienische Opernsänger der neuesten Zeit sind: Tamburini, Rubini, Lablache aus Neapel (1794—1858), welche sich namentlich durch Rossini'sche Opern bekannt machten. Die berühmteste italienische Sängerin ist Angelica Catalani (geb. 1783 zu Sinigaglia, gest. 1849 zu Paris), welche Europa bereiste und sich eben so sehr in Händels Arien und den englischen Nationalliedern (besonders 1827) auszeichnete, wie in den heimischen Opern. Nach ihr kommen als Konzertsängerinnen Mara, Clara Novello (in England), Pauline Viardot-Garcia, als Opernsängerinnen Imperatrice, Marianne Sessi, Giuditta Pasta, Josephine Fodor aus Paris, Felicitas Malibran-Garcia (1808—1836), die Gattin Beriot's, Giulietta und Giuditta Grisi, Adeline Patti, Zelia Trebelli und Desirée Artot.

Die bleibendste Stätte außerhalb Italiens hat die italienische Oper

in Paris, wo sie das im Range zweite Theater in Beschlag genommen hat, das vorzugsweise der Sammelplatz der feinen und vornehmen Welt ist und das vollkommenste Personal und Orchester in seiner Art besitzt. Bedeutender in Paris ist die Große Oper (Academie impériale — jetzt wahrscheinlich nationale — de musique), welche 1820 nach der Ermordung des Herzogs von Berri ihr schönes Lokal verlassen und bis zur Ausstellung von 1867 in einem unscheinbaren Holzgebäude weilen mußte, seitdem aber ein neues prachtvolles Haus hat. Sie gibt nur Heldenopern in französischer Sprache und große pantomimische Ballette. Pracht und Pomp, die da entwickelt werden, übertreffen alles in der übrigen Welt Vorhandene. Die Große Oper hat ein 60 bis 80 Mann starkes Orchester und eine eigene Musikschule. Auf ihr zeichneten sich aus die Sängerinnen Guimard, Maillard, Dorus-Gras, Stolz, die Sänger Garat, Lais, Nourrit, Duprez, Roger, die Tänzerinnen Taglioni und Fanny Elßler, die Tänzer Vestris und Gardel. Die komische Oper, das dritte Theater von Paris, gibt nur kleinere Opern, ist aber die Lieblingsbühne der Franzosen, ihr eigentliches Nationaltheater.

Als deutsche Opernsänger zeichneten sich in unserm Jahrhundert aus: Fischer, Stromeyer, Häser, Wächter, Spitzeder, später Karl Formes und Kindermann, sowie Vogl, Staudigl, endlich Bader, Wild, Haizinger, Mantius, Tichatschek, Schnorr, Theodor Formes, Ander. Niemann, Wachtel. Als Sängerin steht voran Wilhelmine Schröder-Devrient, Tochter der Schauspielerin Sophie Schröder, geb. 1805, gest. 1860, die „genialste und hochsinnigste" der in neuester Zeit die Bühne betretenden Frauen. Populärer wurden Henriette Sontag, später Gräfin Rossi (geb. 1806, gest. in Mexiko 1854), und Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, geb. 1821, verehelichte Goldschmidt, welche Beide durch ihren Gesang Rührung und Zauber verbreiteten, wohin sie kamen. Andere bedeutende Sängerinnen sind: Nanette Schechner, Anna Milder-Hauptmann, Sabine Heinefetter, Karoline Unger, Agnes Schebest (auch Schriftstellerin), Sophie Löwe, Louise Köster, Johanna Wagner (Nichte Richards), Jenny Bürde-Ney.

Die Kunst des Operngesangs ist im Abnehmen begriffen, doch mehr bei den Männern als bei den Frauen; die Stimmen verlieren an Höhe und Tiefe, woran die lärmenden Modeopern nicht wenig Schuld tragen. Man sucht nicht mehr Sänger, sondern Stimmen und nimmt sie wo man sie findet, selbst beim Handwerk und bei den Fiakern.

Vom Ballette als Anhang zur Oper und von seinen verschiedenen Abarten: Solotanz, Nationaltanz, Chortanz, Pantomime, Zauberballet &c. können wir nicht viel sagen. Es ist weniger Kunst als Effekt und Pomp dabei und namentlich sinnliche Aufregung; auch ist es durchaus wechselnder Mode unterworfen. Als berühmte Tänzerinnen machten sich einen Namen:

Lola Montez, bekannt durch ihre Rolle in Baiern, arm gestorben in Amerika, Pepita de Oliva, Carlotta Patti u. A.

Dritter Abschnitt.

Theorie und Geschichte der Kunst.

A. Die Aesthetiker.

Das Verdienst, eine herrliche Nationalliteratur geschaffen zu haben, ist nicht das einzige der beiden hehren Dioskuren Goethe und Schiller; sie haben auch der Beurtheilung des Schönen und der Kunst in unserer neuesten Zeit eine feste Grundlage verliehen.

Goethe (s. oben S. 512 ff.) war in Allem Künstler, in der Naturforschung und Poesie, wie in der bildenden Kunst. Nicht befriedigte ihn die Natur, wie sie sich darbot; er fantasirte aus ihr heraus, in der „Morphologie der Pflanzen“, eine „Urpflanze“, welche auch zufällig der Gegenstand seines ersten vertrauten Gespräches mit Schiller war. So versuchte er auch eine auf seine Fantasie begründete Farbenlehre und eine auf vorgefaßten Ideen beruhende Knochenlehre aufzustellen. Es sind alles Ansätze zu Kunstwerken, — nicht wissenschaftliche Untersuchungen, die nicht seine Sache waren. So sind auch seine Dichtungen mit Werken der bildenden Kunst zu vergleichen, von denen sie den durchdachten Aufbau, die sorgfältige Ausfeilung, die reine Tendenz der Schönheit ohne die bei Schiller vorwiegenden humanistischen oder gar politischen Nebenansichten haben. Sein Wilhelm Meister, seine Wahlverwandtschaften, sein Faust sind farbenreiche, von eindringenden Studien zeugende Gemälde, seine Iphigenia, sein Tasso, sein Hermann und Dorothea hoheit- und anmutvolle Statuengruppen, seine Bajadere, sein getreuer Eckhard, sein Zauberlehrling, sein Erlkönig, allerliebst geschnitzte Gemmen. So ruhig und unbefangen beurtheilte er auch den Laokoon, den Lessing so wissenschaftlich genau und skrupulös nach allen Seiten betrachtete. Es war ihm einfach ein Vater, der mit seinen beiden Söhnen im Schlafe von Schlangen überfallen worden und sich von ihnen loszumachen sucht. Goethe war es, der, nachdem Winckelmann die alte Kunstgeschichte geschrieben, die Bearbeitung der neuern durch seine Herausgabe des Lebens Benvenuto Cellini's und seine Abhandlung über Leonardo da Vinci's Abendmahl anbahnte. Der neuesten Kunstgeschichte

arbeitete er durch seine Mittheilungen über Winckelmann und Hackert vor. Goethe zeichnete übrigens selbst Landschaften, und Hackert ermunterte ihn, sich darin auszubilden. Er schuf sogar Theaterdekorationen. Auch beförderte er das Emporkommen von Künstlern, wie namentlich Melchior Krause's aus Frankfurt und Heinrich Meyer's aus Zürich und verschaffte ihnen ehrenvolle Stellungen in Weimar. Gegen die Romantik in Poesie und Malerei dagegen verhielt er sich durchaus ablehnend, indem er die wieder zu erwecken beabsichtigte altdeutsche Kunst unschön und steif fand, und nannte die neue Richtung, der er Somnambulismus, Pietismus und Extravaganz vorwarf, die „altneudeutsch-religiös-patriotische Kunst" und ihre Anhänger kurz „Nabulisten". Er verglich sich ihr gegenüber mit dem Kaiser Julian. Um so unbegreiflicher ist es, daß er sich in seinen Wanderjahren und im zweiten Theile des Faust selbst in eben so argen Nebel hinein verrannte, als der war, in dem Jene herumtappten. Dagegen wurden seine Werke selbst zu Leitsternen großer Künstler, welche durch sie aus jenem Nebel heraus zum Lichte geführt wurden, wie Cornelius durch Faust, Pforr durch Götz von Berlichingen, Ramberg durch Egmont, Kaulbach durch Reineke Fuchs und Goethe's Frauengestalten.

Schiller's (s. oben S. 503 ff.) ästhetische Abhandlungen bilden, wie Lotze*) sagt, für alle Zeiten eine der schönsten Zierden unserer vaterländischen Literatur. Der edle Dichter vereinigte in denselben die Grundsätze Kant's mit seinen eigenen, durch künstlerische Thätigkeit gewonnenen Erfahrungen. In seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entwickelt er die Idee: jeder individuelle Mensch trage der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealen Menschen in sich, mit dem übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins sei. Dieser reine Mensch werde dargestellt durch den Staat. Nun gebe es zwei Arten, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffe, daher ebenso viele wie der Staat in den Individuen sich behaupten könne: entweder unterdrückt der reine Mensch den empirischen, d. h. der Staat hebt die Individuen auf, oder das Individuum wird Staat, d. h. der Mensch in der Zeit veredelt sich zum Menschen in der Idee. Die Menschheit sei bis dahin den ersten Weg gegangen und dadurch von ihrem Ideal der Veredlung des Einzelnen abgewichen und zwar theils durch Verwilderung der niederen, theils durch Erschlaffung der höheren Klassen; nun sei es die Aufgabe der Schönheit, sie auf den wahren Weg zurückzuführen. Er untersucht sodann die Erforderniße der Schönheit; er findet sie in der Vereinigung von Gestalt und Leben, und unterscheidet eine schmelzende Schönheit, welche die Seelenkräfte des Menschen abspannt, d. h. von dem Zwange der Empfindungen und Begriffe befreit, und eine energische, welche sie anspannt,

*) Geschichte der Ästhetik in Deutschland. Von Hermann Lotze. München 1868. S. 87.

d. h. jenem Zwang unterwirft. Der Gegensatz beider soll in der Einheit des Idealschönen ausgelöscht, d. h. in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder hergestellt werden. „Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben." Es scheint also zwischen Materie und Form einen mittleren Zustand zu geben, und zwar den, in welchen uns die Schönheit versetzt. Beide aber haben, meint Schiller, kein Mittleres. Ihre Verbindung ist also nicht anders möglich, als durch ihre Aufhebung. Das Schöne ist weder reine Materie, welche unter der Form verschwindet, noch reine Form, die ja nur im Stoffe besteht. Es bildet daher einen Zustand, den ästhetischen, welcher zwischen dem physischen, in welchem der Mensch unter der Macht der Natur leidet, und dem moralischen, in welchem er sie beherrscht, die Mitte hält. Schiller nennt diese Idealwelt das Reich des schönen Scheins, welches ebenso wie die reine Kirche und die reine Republik nur in auserlesenen Kreisen existirt. In der Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" (gleich vorigen Briefen in den Horen von 1795) unterscheidet Schiller zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion. Die erste hat das Nothwendige, die zweite das Wirkliche, die dritte das Mögliche zum Gegenstande. Dadurch müssen sich dieselben gegenseitig bestimmen und begrenzen. Soll die schöne Kultur nicht auf den Abweg der Oberflächlichkeit, Frivolität und Einseitigkeit führen, so muß der Geschmack nur die äußere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen.

„Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten", „über das Erhabene" und „über das Pathetische" schrieb Schiller kleinere Abhandlungen, deren Inhalt schon durch ihre Titel angedeutet ist und sich durch herrliche Gedanken auszeichnet. Wichtiger ist der Aufsatz „über Anmut und Würde" (1793), welcher von dem hellenischen Schönheitsideal getragen ist. Anmut ist nach demselben eine bewegliche Schönheit. Aber nicht jede bewegliche Schönheit ist Anmut. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören nur der Natur an, die sich für sich allein nie bis zur Anmut erhebt. Wo Anmut stattfindet, ist die Seele das bewegende Prinzip und in ihr ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Anmut ist daher eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird. „So wie die Anmut der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung." „Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung." „Anmut liegt in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen, Würde in der Beherrschung der unwillkürlichen. Die Anmut läßt der Natur, da wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die

Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geiste." „Man fordert Anmut von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird." „Will der Starke geliebt sein, so mag er seine Überlegenheit durch Grazie mildern; will der Schwache geachtet sein, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen." „Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmut verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird." „Wo die Würde sich der Anmut und Schönheit nähert, wird sie zum Edeln, wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit." „Der höchste Grad der Anmut ist das Bezaubernde, der höchste Grad der Würde die Majestät." „Majestät hat nur das Heilige. Die bloße Macht, sei sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen." „Aus der affektirten Anmut wird Ziererei, aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität."

Aus diesen kurzen Inhaltsangaben der ästhetischen Abhandlungen Schillers erhellt, daß er das Schöne nicht vereinzelt wissen wollte, sondern stets mit dem Wahren und Guten verband. Die Kunst hat nach ihm nicht nur die Darstellung des Schönen, sondern auch des Wahren und des Guten zum Zwecke. Mit dieser innigen Verschwisterung der drei erhabensten Ideen befand er sich auf der wahren Bahn, welche zur Erreichung der menschlichen Ideale führt. Es ist daher nicht genug zu beklagen, daß nach seinem frühen Tode die Dichter, welche allein zur richtigen Darstellung des Wesens der Kunst befähigt sind, sein Werk nicht weiter geführt und zur Vollendung gebracht, sondern die ästhetische Thätigkeit den Metaphysikern überlassen haben, unter deren ungeheuren Phrasenbergen und Begriffstrümmern der schöne und zarte Bau der „Anmut und Würde" begraben wurde, so daß von den unendlichen Reizen und herrlichen Geistesblitzen der vom Schönheitsideal selbst durchleuchteten Schiller'schen Ästhetik nichts mehr als magere Gerippe und abgenagte Knochen übrig blieben. Wo irgend eine Schönheit, Wahrheit oder sittliche Idee verpfuscht oder entstellt werden sollte, da besorgten stets die Metaphysiker mit ihrem scheußlichen Kauderwelsch, das der dummen Welt zu imponiren bestimmt war, die vandalische Arbeit!

Was der erste Metaphysiker, der sich nach Kant mit der Ästhetik beschäftigte, S c h e l l i n g (s. oben S. 471 ff.), dadurch an der metaphysischen Verpfuschung des Schönen gut machte, daß er die ganze Natur als ein ästhetisches Ganzes auffaßte, verderbte er wieder durch seine bodenlose Fantasterei. Die Ästhetik behandelte Schelling speziell in seinen hinterlassenen Vorlesungen über die Philosophie der Kunst. Die Kunst ist nach ihm eine der Entwicklungsstufen, in denen das Absolute sich entfaltet; „nur mittelbar richtet sie sich auf das Schöne, das in dieser künstlerischen Thätigkeit ebenso wiedergeboren wird, wie es in der Natur durch eine ähnliche künstlerische Thätigkeit des Absoluten zuerst erzeugt wurde." Schelling unterscheidet gleich allen Mystikern zwischen einer Welt oder Natur in Gott

und einer abgefallenen, d. h. derjenigen der Wirklichkeit, also zwischen Ideal und Wirklichkeit. Beide soll die Schönheit versöhnen und verbinden. Da es eine andere Welt als die wirkliche nicht gibt und nicht geben kann und alle Deduktion in Bezug auf eine solche vergeblich und eitel ist, so ruht mithin Schellings Schönes auf zwei Unterlagen, von denen die eine nicht existirt und ist daher in Gefahr, aus Mangel an Gleichgewicht zusammenzustürzen. Das Ideal und mithin auch das Schöne, eine seiner Modifikationen, kann sich vielmehr erst durch Reflexion und Veredlung des Menschen aus der Welt der Wirklichkeit entwickeln. Schelling nennt die ideale Welt die vorbildliche, während sie vielmehr, wie die tägliche Erfahrung lehrt, eine nachbildliche ist. Die Schönheit definirt er höchst unklar und ungenügend als die Identität des Unendlichen und des Endlichen, des Idealen und des Realen, der Nothwendigkeit und der Freiheit, in sinnlicher Erscheinung angeschaut, während diese Definition auf nichts Anderes paßt, als auf den Menschen als solchen, von dessen Ideen die Schönheit nur eine einzelne ist, die aber wieder nicht an die sinnliche Erscheinung gebunden ist, sondern auch in bloßen Gedanken und Gefühlen schon vorhanden ist. Schönheit und Wahrheit, lehrt Schelling, sind an sich oder der Idee nach eins, indem beide in der Identität des Subjektiven und Objektiven bestehen; nur sei die Wahrheit subjektiv und vorbildlich, die Schönheit objektiv und gegenbildlich angeschaut (Wortspielerei!). Schön sind nach ihm die Formen der Dinge, wie sie in Gott sind (woher weiß er das?). Damit verschwimmen alle Begriffe und Ideen in Nichts; denn für uns haben sie nur durch ihre sinnliche Darstellung Werth. In der gesammten Ästhetik Schellings ist auch nicht eine Bezugnahme auf Thatsachen, auf Kunstwerke zu finden; der ganze Prozeß der Schönheit geht bei ihm nur in der Reflexion vor sich.

Am speziellsten unter den Schellingianern und unter den neueren Philosophen überhaupt hat sich Solger (oben S. 474) mit der Ästhetik beschäftigt. Er that dies in „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst". Die Form des Werkes ist so unpassend für einen wissenschaftlichen Gegenstand, als die Sprache unbeholfen und steif. Ebenso schwer verständlich sind aber auch seine Vorlesungen über Ästhetik (1829). Solger lehrt, es gebe kein Schönes im vollen Wortsinn außer der Kunst. Ein Naturschönes existire so wenig als ein Naturrecht. Der schöne Gegenstand sei nicht von Natur schön, sondern werde es nur für uns, sobald wir die Natur als Produkt einer göttlichen Kunst betrachten. Solger behauptet „in dithyrambischen Ausdrücken", eine „Botin des Himmels" habe ihm in „einem Augenblicke der Verzückung" geoffenbart: Es gebe eine Welt, die weder auf der Erde noch im Himmel, sondern „„vielleicht"" eine überhimmlische (!) sei, wie sie Platon geahnt. „Dort sei kein Wechsel des Guten und Bösen, Vollkommenen und Unvollkommenen, Sterblichen und Unsterblichen, alles Dies vielmehr Eins und zwar die vollkommene Gottheit

selbst, die dort mit ewiger und reiner Freiheit die Welt hervorbringe. Die vollkommenen Wesen, welche dieses überhimmlische Weltall bilden, seien die Ideen. Eine derselben sei die Schönheit; sie sei es, „die den Dingen in ihrer Besonderheit ein ewiges Leben in seiner ganzen Vollendung einpflanze, und was wir in der Welt Schönheit nennen, sei eben nur die Erscheinung dieser ursprünglichen Idee." Zu dieser vagen Definition bedurfte es keiner solchen schwärmerischen (oder gar närrischen) Vision und Träumerei! Solger lehrt ferner, in den künstlerischen Species sei die göttliche Idee als Prinzip lebendig, im Kunstwerke verwirkliche sie sich zum Dasein; die zwischen beiden schwebende Thätigkeit, welche den Reichthum des Genius zu Gestalten ausspräge, sei die künstlerische Fantasie, und sie eben sei das lebendige Schöne selbst. Gegen letzteres läßt sich nichts einwenden; allein wozu bedurfte denn die Fantasie eines überweltlichen Ursprungs, wozu sollte sie zwischen zwei Dingen „schweben", da sie doch keinen andern Ursprung haben kann als die Verarbeitung von Anschauungen im Gehirn? Kurz, Solgers Ästhetik ist eine würdige Ausgeburt der Romantik.

Der Fantastik Schellings und Solgers gegenüber steht die nüchtern verständige Auffassung Hegels (oben S. 474 ff.). Er schrieb kein besonderes Werk über Ästhetik, sondern behandelte sie innerhalb seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, und hielt auch Verlesungen über sie. Sie behandelt nach seinem System nur das Schöne der Kunst, welche letztere eine der drei Äußerungen des absoluten Geistes (Religion, Kunst und Wissenschaft) ist. Die Kunstschönheit, sagt Hegel, steht als aus dem Geiste geborene oder wiedergeborene um eben so viel höher über dem Naturschönen, als der Geist und seine Erzeugnisse über der Natur und ihren Erscheinungen. Unter diesem Höherstehen versteht er, daß der Geist erst das Wahrhaftige, alles in sich Fassende sei, das Naturschöne aber nur ein Reflex des dem Geiste gehörigen Schönen, eine unvollständige Weise sei. Klar ist diese Ableitung nicht, — aber was ist klar bei Hegel? — Die Kunst, welcher Letzterer „nicht die überschwängliche Bedeutung in der Gesammtheit des menschlichen Lebens zugesteht, die ihr von schwärmerischen Übertreibungen gegeben zu werden pflegte," ist für Hegel „weder der Form noch dem Inhalte nach die höchste Weise, dem Geiste seine wahrhaften Interessen zum Bewußtsein zu bringen." Die Wissenschaft der Kunst ist ihm mehr Bedürfniß, als die Kunst selbst. Er theilt erstere in drei Theile, welche vom Kunstschönen als Ideal, von den wesentlichen Unterschieden der Idee des Schönen und vom System der Künste handeln. Im ersten Theile nennt er die Schönheit das sinnliche Scheinen der Idee (?) und das Ideal „das Bild der Fantasie, welches der künstlerische Geist erzeugt, indem er von einer gegebenen Naturerscheinung die Trübungen der Sinne entfernt" (?). In diesem dunkeln Stile behandelt Hegel auch die übrigen Theile der Ästhetik. —

Weiße (oben S. 485), welcher von Hegel ausging und dann zu Schelling zurückkehrte, leitet gleich Solger alle Ideen von Gott ab. Das Wahre, Gute und Schöne bilden ihm eine Dreiheit, die wieder nur Einheit im Höchsten ist, und sind die ewigen Zwecke, um deren willen Wirklichkeit sein soll. Alles Sein und Geschehen ist daher nach Weiße durch die Form der Idee bedingt. Seine „Wissenschaft der Idee der Schönheit", welche mit denjenigen der Idee der Wahrheit nnd der Gottheit ein Ganzes bildet, zerfällt speziell in die Lehre von der Schönheit an sich, von der Kunst und vom Genius. Die Schönheit ist nach Weiße „zuerst wesentlich eine unbegrenzte Vielheit schöner Gegenstände, in deren jedem der ganze Begriff der Schönheit, in keinem aber die Totalität der Idee nach allen Seiten oder Momenten ihres möglichen Inhalts gesetzt sei" u. s. w., — auch hier also wieder ein uferloses Phrasenmeer! — „Als Erscheinung und Form endlicher Dinge hat die Schönheit zum Element ihres Daseins die natürliche Unmittelbarkeit, die Qualität und Quantität jener Dinge und tritt als Maßbestimmung beider, als Regel oder Kanon auf." Der Kanon besteht jedoch nicht in rationalen, d. h. verstandesmäßig bestimmbaren Maßverhältnissen. Die Schönheit setzt sich nach Weiße die Gegensätze des Erhabenen, des Häßlichen und des Komischen; es sind „Schicksale, denen die Idee der Schönheit in ihrem Versuche, sich in dem Material der endlichen Wirklichkeit auszuprägen, ausgesetzt ist," d. h. die Eigenschaften der Gegenstände, in denen die Schönheit sich verwirklichen will, „gleiten unter Bedingungen, die in der Natur dieser Gegenstände liegen, aus dem Gebiet des einen dieser Begriffe in das des andern hinüber; der Gegenstand, der schön zu werden versprach, wird erhaben, der erhaben zu sein sich bestrebte, wird häßlich." Die Lehre vom Genius, Weiße ganz eigenthümlich, enthält die Entwickelung der Begriffe des Gemütes, Talentes, Genies, des physiognomischen Ausdrucks, der Sitte und der Liebe als platonische Liebe. Freundschaft und Geschlechtsliebe, schweift also stark aus der Ästhetik in die Ethik hinüber.

Unter den Schülern Hegel's ist in der Ästhetik der Bedeutendste Wilhelm Vischer geworden, welcher diesen Zweig der Wissenschaft in Hegel's System um eine Stufe hinauf- und dafür die Religion um eine solche herabsetzt, indem sie „mit ihrem sinnlichen bestimmten Gegenbilde in unfreier Verwechslung sich zu einer dunkeln Einheit verschlinge", während in der Kunst das Subjekt dem „Gegenbild" frei gegenübertrete und in der Philosophie sich über die sinnliche Bestimmung erhebe. Die weitere Darlegung Vischers von der objektiven Existenz des Schönen als Naturschönheit und der subjektiven als Fantasie ist höchst manigfaltig und umfaßt unter Anderem auch die Racencharaktere und die geschichtlichen Physiognomieen der Völker. Schön ist nach Vischer „das räumlich und zeitlich Einzelne, welches uns den Schein giebt, seinem Begriffe schlechthin zu entsprechen, zunächst also eine bestimmte Idee, mittelbar die Totalität

der absoluten Idee in sich zu verwirklichen" (?). In Wahrheit enthalte nur der unendliche Weltlauf als Ganzes diese Wirklichkeit der Idee, das Schöne als Einzelnes sei daher immer reiner Schein (?). So verirrt die durch Spekulation getrübte Idee der Schönheit. Vischer's pantheistischer Auffassung gegenüber hat, gleich Solger und Weiße, auch Ludwig Eckardt aus Wien (1827 — 1871) die Ästhetik „theistisch" zu begründen gesucht, sich aber mehr, als durch diese Begründung, durch die geistvolle Behandlung einzelner ästhetischer Fragen und Gegenstände einen Namen gemacht.

Die Ästhetik Herbart's (oben S. 476) befindet sich in Opposition zu der gesammten bisher betrachteten idealistischen Ästhetik. Herbart sieht den ganzen Werth der Kunst in der Auffassung des Kunstwerkes. Der Eindruck eines solchen beruht nach ihm auf dem Zusammenwirken einfacher, wohlgefälliger Formverhältnisse. Herbart verlangt, daß „von den Gemütsbewegungen, die dem Einen so, dem Andern anders sich an den Eindruck des Schönen knüpfen, von aller Leidenschaft des Begehrens und aller Freude über seine Befriedigung abgesehen werde und daß die vollständige Vorstellung dessen, worüber das ästhetische Urtheil sich äußern soll, in ruhiger Kontemplation vor uns schwebe." Ob aber die Menschen diesem Verlangen nachkommen und Alle zu trockenen Recensenten und Kritikern werden wollen, ist freilich eine andere Frage!

B. Die ästhetischen Begriffe und die Kunstgeschichte.

Gleich der allgemeinen Definition der Schönheit und ihrer Stellung zu anderen Ideen, haben auch die verschiedenen Abstufungen und Modifikationen dieses Begriffes, wie nicht minder die Stellung der einzelnen Künste zu einander und zur Schönheit überhaupt im Laufe der Zeit und unter den Händen der Ästhetiker sehr manigfache Beurtheilungen gefunden.

Als schön wurde von beinahe Allen derselben nur das verbundene Manigfaltige, nicht das Einfache, nicht also ein einzelnes Wort, ein einzelner Ton, eine einzelne Farbe, eine einzelne Linie u. s. w. anerkannt. Solche Vereinzelungen der Schönheit nannten alle Ästhetiker höchstens angenehm. In die philosophische Schulsprache übersetzt hieß dies z. B. bei Schelling, der Klang sei die Indifferenz der Einbildung des Unendlichen in's Endliche, rein als Indifferenz aufgenommen, das Licht der unendliche Begriff aller endlichen Dinge, sofern er in der realen Einheit begriffen sei! Speciell mit Bezug auf die Tonempfindung lehrte Helmholtz, daß in allen Sinnen intermittirende Reizungen Quellen der Unlust seien; er verglich das Unangenehme des Kratzens, Kitzelns und Bürstens, das Quälende des flimmernden Lichtes mit der Rauhigkeit von Tönen, denen er künstlich einen intermittirenden Verlauf gegeben (Lotze).

Herbart behauptete, die Musik sei nicht Nervenkitzel, sondern Genuß für musikalisches Denken; die körperlichen Vorgänge haben nur für die Entstehung unserer Empfindungen zu sorgen; die ästhetische Beurtheilung erfolge nach Gesetzen, welche die geistige Thätigkeit des Vorstellens beherrschen. Nach ihm können zwei Akte des Vorstellens, z. B. zwei Farben, nicht ohne Weiteres nebeneinander stehen; die Einheit der Seele dränge sie zur Wechselwirkung. Die Farben- und Tonempfindungen suchte Unger (1858) in Einklang zu bringen, indem er die Farbenoktave des Spektrums gleich der Tonoktave in zwölf Intervalle eintheilte und nachzuweisen suchte, daß am meisten diejenigen Kombinationen gefallen, welche in Bezug auf die Schwingungszahlen der Lichtwellen als Farbenakkorde den konsonirenden Tonakkorden entsprechen. Daher stimmen zusammen die Farbenterzen (Komplementärfarben), nicht aber die Farbensekunden (z. B. gelb und orange); die Grundfarben bilden einen Durakkord, die Mischfarben einen Mollakkord. Außerhalb der Ästhetik blieb das Angenehme der Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Schließen sich nun die einzelnen Empfindungen einander an, ohne jedoch noch ein Ganzes zu bilden, so entsteht das Wohlgefällige. Herbart untersuchte dasselbe in der Zeiteintheilung, dem Takte in Musik und Metrik, Moriz und Apel insbesondere das Verhältniß zwischen Poesie und Tonkunst der Alten. Lotze findet, daß die metrische Recitation (Deklamation) nicht auf Zeitmessung, sondern blos auf Betonung beruhe. A. W. Schlegel vertheidigte die Anwendung der Silbenmaße als ein Bedürfniß des Geistes. Der Zeiteintheilung entspricht im Raume die Symmetrie. Zeising (1854 ff.) führte in die Ästhetik das Verhältniß des goldenen Schnittes ein, d. h. des sich genau entsprechenden Verhältnisses zwischen dem kleinern und größern Theil eines Ganzen und zwischen dem größern Theil und dem Ganzen, welches er in allen Naturgrößen und in den bedeutendsten Kunstwerken aufgefunden zu haben glaubte. Fechner wies dies mit Bezug auf die Kunstwerke als unrichtig nach und stellte weitere Untersuchungen über das Verhältniß der Linien und Figuren an. Köstlin verlangte, die Gegenstände, welche eine Gruppirung bilden, sollen in einer fortlaufenden Linie liegen. Unger untersuchte in diesem Sinne die Gruppirungen in Kunstwerken.

Indem wir nun auf die verschiedenen Modifikationen der Schönheit übergehen, kommen wir zuerst zu denjenigen Erscheinungsformen, in welchen sich das Schöne an sich aufhebt, indem sie nicht aus dem Eindrucke auf das Gefühl, sondern aus demjenigen auf die Reflexion hervorgehen. Da treffen wir zuerst das Erhabene. Kant hatte behauptet, dasselbe sei in keiner sinnlichen Form enthalten, sondern betreffe nur Ideen der Vernunft. Solger deutete es als unvollkommene, noch im Werden begriffene Schönheit, Weiße dagegen als aufgehobene Schönheit und als Befriedigung eines Gefühls, daß dem verführerischen Harmonisch-Schönen

eine „stählende Dissonanz“ als Gegengewicht zur Seite treten müsse. Nach Vischer ist das Erhabene das Hinausgreifen der Idee über ihr Bild, nach Zeising eine Mittelform zwischen dem rein Schönen und dem Tragischen. Vom Erhabenen, sagen die Franzosen, sei zum Lächerlichen nur ein Schritt; die deutsche Ästhetik stellt jedoch das Häßliche zwischen beide. Dasselbe ist nach Lotze nicht blos Mangel an Schönheit, sondern Feindseligkeit gegen sie, während Weiße behauptete, die Häßlichkeit bilde in der Entwickelung der Idee der Schönheit ein wesentliches Glied, ja, die Schönheit sei „in gewissem Sinne“ geradezu die Häßlichkeit selbst. Vischer dagegen anerkennt das Häßliche nur als verschwindenden Übergang; häßlich sei, sagt er, jede Erscheinung, welche sich gegen ihre eigene Idee auflehne. Am ausführlichsten hat diese Erscheinungsform Rosenkranz in seiner „Ästhetik des Häßlichen“ (1853) behandelt, wo er sie unter die drei Hauptbegriffe der Formlosigkeit, Inkorrektheit und Verbildung zusammenfaßt, von denen der dritte das Gemeine, das Widrige vom Plumpen bis zum Satanischen, endlich die Karikatur als Übergang zum Komischen umfaßt, in welches letzte das haltlose Übermaß der Häßlichkeit sich auflöse. Was nun das Lächerliche betrifft, so erklärte Kant vorerst das Lachen aus einer Verwandlung gespannter Erwartung in Nichts. Jean Paul erklärt das Lächerliche aus der Forderung, daß dem unendlich Großen, welches Bewunderung, ein unendlich Kleines, welches das Gegentheil errege, gegenüberstehen müsse. Schütze (1817) sagt, das Lächerliche sei Wahrnehmung eines Spiels, welches die Natur mit dem Menschen treibe, während er frei zu handeln glaube.

Verdanken wir den Eindruck des Erhabenen, Häßlichen und Lächerlichen der Reflexion, so bewirkt dagegen die Fantasie vorzüglich die von Schiller in einer besondern Abhandlung (s. oben S. 507) einander entgegengesetzten Stimmungen des Naiven und des Sentimentalen. Die erste rührt von dem Überwiegen des natürlichen Elementes im Menschen im Gegensatze zur Kultur, die zweite von der Vergleichung zwischen Ideal und Wirklichkeit her, und letztere äußert sich durch Aufsuchung des Ideals in einfachen Zuständen idyllisch, durch Klage über seine Abwesenheit elegisch und durch Polemik gegen seine Verleugnung satirisch. Nach Abzug des Poetischen in beiden Stimmungen, fährt Schiller fort, bleibe von dem naiven Charakter der Realismus, vom sentimentalen der Idealismus übrig. Schiller ahnte bereits auch den Begriff der Ironie als die mit ihren Werken spielende Thätigkeit; aber erst die romantische Schule, voran Friedrich Schlegel (oben S. 526), entwickelte denselben in bewußter Weise, indem sie nach neuem Gedankeninhalt haschte. In die Ästhetik führte ihn Solger ein, und zwar im Erwin unklar: als die Trauer über den Untergang, den die Idee durch ihr Übergehen in die Besonderheit

mittels des künstlerischen Verstandes finde (?!); in den Vorlesungen aber: als die Stimmung, welche die wirkliche Welt als nichtige setze und anerkenne, daß das ganze menschliche Wesen gerade in seinem Höchsten und Edelsten nichts sei, gegen die göttliche Idee gehalten. Die spottende Ironie dagegen unterschied Solger von seiner Auffassung und wies sie entschieden aus der Ästhetik weg. Der mit der Ironie verwandte Humor gelangte in die Wissenschaft durch Jean Paul, der ihn erklärte als Das, was nicht das Einzelne, sondern das Endliche überhaupt durch Kontrast mit dem Unendlichen, der Idee, vernichte. Er unterschied dann den Humor, welcher durch Herzlichkeit erwärme, von der Persifflage, welche erkältet und, nach Solger, lediglich vernichtet, während der Humor den positiven Gehalt des Endlichen verräth. Diesen Vereinzelungen gegenüber hält Weiße das Komische überhaupt als Ganzes dem Schönen und dem Häßlichen gegenüber, welche dem Gemüte Gewalt anthun, während das Komische dem Subjekte die Freiheit der Selbstbestimmung zurückgebe. Vischer sagt, das komische Subjekt negire jede Erhabenheit, d. h. jede unendliche Größe, welche ihm von außen zu kommen sich die Miene gebe. Lotze schließt seine ausführliche Auseinandersetzung damit, daß die Komik nicht die objektive Welt von der Idee entleere, um nur die subjektive Fantasie als ihren Sitz gelten zu lassen, daß sie vielmehr eben durch die Unverjagbarkeit der Idee aus dem Wirklichen unsere Freude errege.

Die Mittel zur Erreichung des künstlerischen Ideals betreffend, erklärte Schelling die Welt der Mythologie als die nothwendige Bedingung und den ersten Soff aller Kunst, als das Universum in höherm Gewande, ja als das wahre Universum an sich! Ihre Dichtungen seien weder absichtlich, noch unabsichtlich, und als absolut ideal seien sie auch absolut real (!!), ja sogar wirklicher als das sinnlich Wirkliche! Die Formen der Mythologie unterscheidet er so: Der Schematismus schaue Besonderes durch Allgemeines an, die Allegorie deute Allgemeines durch Besonderes, das Symbol vereinige beides miteinander. Das Alterthum verfuhr nach ihm symbolisch, das Christenthum allegorisch, die Aufgabe der Zukunft aber sei schematisch (?). Weiße unterschied in der Kunstgeschichte als aufeinanderfolgend das antike, romantische und moderne Ideal.

Auch die einzelnen Künste wurden auf verschiedene Weise systematisch zusammengestellt und einzeln betrachtet. Schelling, Solger, Hegel, Vischer, Koosen, Zeising u. A. stellten verschiedene Systeme der Künste auf, hinsichtlich deren wir auf Lotze's Buch verweisen.

Die bildenden Künste (Architektur, Plastik und Malerei) wurden vielfach gemeinsam behandelt, ja in den sogenannten Kunstgeschichten sogar ganz allein, mit Ausschluß der Musik, Mimik und Poesie, so von

Hirt, Stieglitz, Schnaase (1843), Kugler (auch besonders die Malerei), Lübke (auch alle drei besonders), Kinkel, Hettner u. A.

Die Baukunst hatte noch Kant hausbacken auch auf das bürgerliche Haus und dessen Hausgeräthe, Andere sogar auf den Schiff- und Straßenbau ausgedehnt. In künstlerischem Sinne behandelte die Baukunst für sich zuerst Karl Bötticher in seiner „Tektonik der Hellenen". Ihm folgten Schinkel, Hübsch (1847), Wolff, Semper (1851), Unger und Forchhammer (1856). Durch diese Arbeiten hat die Gegenwart ihre Kenntniß der antiken, römischen, byzantinischen, gothischen und maurischen Baukunst, sowie derjenigen der Renaissance und des Roccocco erworben.

Die Bildhauerkunst wurde wissenschaftlich zuerst durch Winckelmann und Lessing behandelt, namentlich in des Letztern Laokoon, welches Kunstwerk später Anselm Feuerbach und Henke (1862) eingehender Betrachtung unterwarfen. Schelling behauptete, die Plastik könne sich einzig durch Darstellung von Göttern genügen, wovon jedoch die Zeit immer mehr abgegangen ist, indem sie sich mehr an Heroen hält, weil sie eben an Diese glaubt, an Jene nicht mehr.

Die Malerei stellte Lessing mit der Poesie zusammen, wie im Laokoon mit der Skulptur, und schrieb über das Alter der Ölmalerei. F. v. Rumohr legte 1827 seine Forschungen über italienische Malerei dar. Goethe nahm die Kunst der Farben zum Gegenstande zahlreicher Schriften. Später thaten dies Waagen, Rolloff und Teichlein (1853).

Die Tonkunst wurde von den philosophischen Ästhetikern selbst sehr vernachlässigt. Ihre Theorie behandelte am Eingehendsten Helmholtz, in seiner Lehre von den Tonempfindungen nach ästhetischen Prinzipien. Ed. Krüger gab 1847 Beiträge für Leben und Wissenschaft der Tonkunst heraus und schrieb 1866 ein System der Tonkunst, welchem Drobisch 1862 (über musikalische Tonbestimmung) und Hanslick 1854 (über das Musikalisch-Schöne) vorangegangen waren. Andere musikalische Werke schrieben Schubart, Krause, Rochlitz, eine Geschichte der Musik Schlüter, musikalische Charakterbilder Ambros u. s. w.

Die Dichtkunst wurde unter allen Künsten am Ausführlichsten behandelt. Schiller's bezügliche Schriften erwähnten wir bereits. Wilhelm von Humboldt betrachtete die Poesie geistvoll, besonders jene Goethe's. Über das Epos schrieben Wackernagel, Zimmermann, über das Drama Teichmüller, Bernays, A. W. Schlegel, G. Freytag, Bohtz, über Shakespeare besonders Ulrici, Gervinus, Rümelin (1866) und viele Andere. Theorien der Dichtkunst (Poetik) gibt es zahlreiche; zu den neuesten und besten gehören die von Rudolf Gottschall und Moriz Carriere. Im Allgemeinen fällt die Geschichte der Poesie in die Literaturgeschichte, in welcher sie die hervorragendste Stelle einnimmt. Ihre besondere Geschichte schrieb Rosenkranz. Durch treffende und geist-

reiche Charakteristiken der Dichter zeichnet sich Honegger in seiner Kultur- und Literaturgeschichte der neuesten Zeit aus. Im Zusammenhange mit den übrigen Künsten und mit der Philosophie und Religion hat Moriz Carriere die Poesie in seinem großen, noch nicht vollendeten Werke „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung" durch ihre historischen Phasen zu führen unternommen.

Vierter Abschnitt.

Gesellschaft und Leben im Verhältniß zur Kunst.

A. Das moderne Leben.

Zu keiner Zeit war das öffentliche, gesellige und häusliche Leben der civilisirten Menschheit so tief in allen Beziehungen von der Kunst durchdrungen, wie in der gegenwärtigen, und es ist in derselben von keiner menschlichen Richtung oder Thätigkeit so sehr durchdrungen wie von der Kunst, selbst die Religion nicht ausgenommen, welche in ihrer Einwirkung auf die Civilisation auch außerdem von der Wissenschaft bereits überholt ist. Selbstverständlich sprechen wir hier nur von den guten oder wenigstens harmlosen Seiten des gesellschaftlichen Lebens und Treibens; von dessen schlimmen, die ökonomische, moralische und intellektuelle Freiheit der Einzelnen beeinträchtigenden Auswüchsen und den nothgedrungen gegen sie angewendeten Maßregeln hat bereits das zweite Buch dieses Bandes gehandelt.

Es gibt also, glauben wir, beinahe kein Moment des modernen Lebens, von dessen Schattenseiten abgesehen, das nicht mit der Kunst in irgend welchem Zusammenhange stände. Freilich müssen wir hier von der genialen künstlerischen Thätigkeit absehen und blos auf die Fertigkeit in derselben, höchstens etwa noch auf das Talent, Rücksicht, — oft aber auch mit dem bloßen Willen oder der Absicht, künstlerisch oder kunstähnlich zu wirken, vorlieb nehmen.

Es kommen hier vor Allem die außerordentlichen Anlässe, das Leben mit der Kunst zu schmücken, die Feste in Betracht. Wenn wir von den religiösen Festen absehen, die wenigstens im Katholizismus mit allseitiger, im Protestantismus höchstens mit musikalischer Kunstübung verbunden sind, aber ihrem Ursprunge nach früheren Zeiten angehören, so sind es theils die jährlichen oder überhaupt periodischen Feste von Vereinen, Gesellschaften und

Korporationen, theils diejenigen bei Gelegenheit großartiger oder außergewöhnlicher Ereignisse, welche zu öffentlicher Entfaltung künstlerischer oder auf Kunst Anspruch erhebender Thätigkeit Anlaß geben. Zu den ersteren gehören besonders die Schützen-, Turn- und Gesang- oder Musikfeste. Die Schützenfeste sind, nach beinahe vollständigem Verstummen in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und im achtzehnten Jahrhundert, im neunzehnten zu neuem Flor gelangt. Die Schweiz feiert allgemein solche seit 1824, wo das erste zu Freiburg stattfand; sie wiederholen sich alle zwei Jahre, nehmen stets an Pracht, Pomp und Kostspieligkeit zu und werden von ungeheueren Volksmengen besucht. Ihnen nachgeahmt sind die allgemeinen deutschen, welche seit 1856 in Koburg, Bremen, Frankfurt am Main und Wien gefeiert wurden. Auch Nordamerika, Frankreich, England, Belgien und Italien hatten in neuester Zeit den schweizerischen nachgeahmte Schützenfeste. Von den Turnfesten sprachen wir bereits (oben S. 366). Gesang- und Musikfeste finden besonders in der Schweiz, diesem Eldorado des Festlebens, statt, und zwar nicht nur allgemeine, sondern regelmäßig auch in den einzelnen Kantonen und sogar Bezirken. Ähnliches ist auch in Deutschland der Fall, natürlich auch unter den Schweizern und Deutschen in Amerika. Die Gesangvereine, Männerchöre, gemischten Chöre und Liedertafeln sind in diesen Ländern in großem Aufschwunge begriffen. Erst in vorgerückter Zeit unseres Jahrhunderts hat sich, wie wir glauben in Ulm, der letzte Meistergesangverein (s. Bd. I. S. 419) aufgelöst und seinen Nachlaß der dortigen Liedertafel übergeben. Abgesehen nun von der Musik und dem Gesange, welche an sich schon zu den letztgenannten Festen gehören, aber auch bei den Turn- und Schützenfesten zur Anwendung kommen, findet Kunstübung statt in der Ausschmückung der Festgebäude und Triumfbögen an den Eingängen der Festplätze und Feststädte, durch architektonische Gestaltung, Festons, Guirlanden, Statuen, Gemälde, poetische Inschriften, sowie in den kunstvoll gearbeiteten Gaben (bei den Schützenfesten besonders silberne Becher, oft mit höchst geschmackvoller Arbeit).

In geringerm Maße ist das Gesagte auch der Fall bei Anlaß der Wanderversammlungen verschiedener Vereine, deren die manigfaltigsten Berufsarten und die Anhänger gewisser politischer, socialer und religiöser Bestrebungen periodisch welche veranstalten. Dasselbe gilt ferner von den Kinder- oder Jugendfesten, welche besonders in Deutschland und der Schweiz von Städten und größeren Orten jährlich im Sommer abgehalten werden, und wobei in der Schweiz oft auch die Kadettencorps betheiligt sind (d. h. die militärisch organisirten, bekleideten und bewaffneten Schüler mittlerer oder höherer Lehranstalten), die hinwider auch eigener Auszüge und Zusammenzüge sich erfreuen. Ihnen nachgebildet sind seit neuester Zeit an mehreren Orten Deutschlands die sog. Jugendwehren. Endlich findet künstlerische Ausschmückung verschiedener Art statt bei Ent-

hüllung von Statuen und Denkmälern auf öffentlichen Plätzen (wie Trauerfeiern mit Kirchenmusik bei bedeutenden Grabmälern), und noch allgemeinerer Festjubel bei Triumfeinzügen siegreicher Truppen.

Bei allen den genannten Anlässen kommt auch die Redekunst zur eifrigen und häufigen Anwendung. Wir haben derselben unter den Künsten nicht gedacht, weil sie allgemein nicht mehr als Kunst anerkannt wird, sondern blos noch als eine mit der Reproduktion wissenschaftlicher, poetischer, politischer oder religiöser Gedanken verbundene Fertigkeit der Sprache, je nachdem sie auf dem Katheder, auf der Festbühne und an Festtafeln, in der Kammer und in Vereinen oder auf der Kanzel geübt wird. Gleich den hierbei losgebrannten Redefeuerwerken schmücken auch wirkliche Feuerwerke mit ihren Raketen, Rädern und mancherlei kunstvollen Figuren die Feste verschiedener Art.

Auch außerhalb der Zeiten regelmäßiger oder außerordentlicher Feste kommen die Künste vielfach zur Anwendung. Die künstlerische Architektur wird nachgeahmt in Gebäuden bei Industrie- und Kunstausstellungen und die zu ihr gehörige Gartenkunst (Bd. II. S. 601) in den Parken und Anlagen mit kunstvollen Teichen, Wasserkünsten, Boskettten, Tempeln, Ruinen, Einsiedeleien, Brücken u. s. w., die sich in größeren und mittleren Städten immer mehr entfalten und an Manigfaltigkeit, wie Zweckmäßigkeit und Gefälligkeit zunehmen. Die Plastik und Malerei sind in würdigster Weise vertreten theils in den ständigen Kunstgallerien und Museen, deren jede Residenz und größere Stadt sehr schöne besitzt, so namentlich die Glyptothek und beide Pinakotheken in München, die herrlichen Sammlungen in Dresden, Berlin und anderen Orten, theils aber in den periodischen Kunstausstellungen, welche die Kunstvereine gewisser Gebiete periodisch veranstalten, so z. B. die Schweiz, der deutsche Oberrhein, der Niederrhein, Baiern u. s. w. Diesen Anstalten schließen sich die oft mit der Ausstellung von Kunstwerken verbundenen Alterthumssammlungen an. Unter denselben zeichnet sich durch seinen die gesammte Kulturgeschichte umfassenden Plan das der gesammten deutschen Nation gehörende Germanische Museum zu Nürnberg aus, welches nicht nur in seinen Grabmälern, Gemälden, kunstvollen Stickereien und Geweben die bildenden Künste, sondern auch in seinen Waffen, Kostümen, Geräthschaften, Urkunden, Drucken, wissenschaftlichen Instrumenten u. s. w. das gesammte Leben der Deutschen vom Mittelalter bis auf die neueren Zeiten umfaßt. Plastische Werke manigfaltiger Art, wie Tafelaufsätze, Geschirre, Trophäen u. dergl., Statuen, Büsten, auch Gemälde figuriren vielfach bei Festtafeln und Banketten; auch wird oft hohe plastische Kunst in der Uhrmacherei, Bijouterie u. s. w. ausgeübt. Nicht zu übergehen ist aber auch die Bedeutung der Skulptur für das Reich des Todes. Die Friedhöfe sind reich an Arbeiten dieser Art von der höchsten Kunst bis zur armseligsten Stümperei, und die Inschriften auf den

Grabdenkmälern vertreten wieder die Poesie von klassischen Denkversen bis zu den trivialsten Knittelreimen. Als einer Frage der Zeit, sei hier auch erwähnt der Forderung, die Friedhöfe der Kirche zu entreißen, welche sie gar zu oft zu Beweisen ihrer Intoleranz benutzt, wo dies nicht schon geschehen ist. Die zeichnenden Künste ihrerseits üben einen großen Einfluß aus durch die zu großer Vervollkommnung gelangten Illustrationen von periodischen Blättern und von Büchern aller Art, besonders Werken klassischer Dichter. Die Musik ist vertreten in den Konzerten manigfacher Art, welche in keiner einigermaßen gebildeten Stadt fehlen, und zwar sowol in Kammer-, als in Kirchenkonzerten, sowie in großen Musikaufführungen, welche besonders zu London im Schwange sind. Die Mimik wird angewendet in den bei verschiedenen Gelegenheiten, in Theatern sowol als bei Privatfestlichkeiten üblichen lebenden Bildern, in Pantomimen bei verschiedenen Anlässen, und als Schauspielkunst in dem von uns bereits näher betrachteten Theater, das in neuester Zeit mit Gesammtgastvorstellungen lauter ausgezeichneter Künstler (besonders in München) ebenso sehr Neues brachte, wie es in dem Passionsspiele im bairischen Oberammergau und anderen Orten noch gegenwärtig bei starkem Besuche aus allen Ländern als Reliquie aus alter Zeit fortgesetzt wird. Musikalische und mimische Darstellungen in großem Stile sind auch bei den von Zeit zu Zeit in Vivis am Genfersee gefeierten Winzerfesten im Gebrauche, wobei besondere Pracht in Kostümen und Festzügen entwickelt wird. Bei verschiedenen historischen Erinnerungen (Säkularfesten u. s. w.) finden ebenfalls Festzüge in manigfaltigen Kostümen mit Gruppen und Bildern zu Wagen, Pferd und Fuß statt, so auch an den hergebrachten Karnevalen verschiedener Orte, namentlich am Rhein (Köln, Mainz) und in der Schweiz (Basel, Fritschizug in Luzern), denen sich auch andere Orte, wie z. B. Leipzig, mit neu organisirten angeschlossen haben. Die Tanzkunst wird, außer den Balletten des Theaters, in Bällen mit luxuriöser Einrichtung geübt, deren Abarten Maskenbälle (besonders glanzvolle, aber auch höchst liederliche zu Paris), und leider auch Kinderbälle sind. Die Bälle sind übrigens in unserer in vielen Hinsichten allzu gezierten und die Geschlechter von einander abpferchenden Zeit beinahe das einzige Mittel für junge Männer und Jungfrauen, sich gegenseitig kennen zu lernen und sich Lebensgefährten auszuwählen. Und so können wir hier, obschon dies nicht zur Kunst gehört (freilich spricht und schreibt man auch von einer Kunst der Galanterie und des gesellschaftlichen Tons), auch erwähnen, daß unsere Zeit entschieden auf die allgemeine Einführung der zuerst durch den französischen Code civil in's Leben gerufenen Civilehe hinzielt, welche bereits in Italien und Österreich gesetzlich ist. Mit der hierin liegenden Emancipation von der Kirche geht übrigens auch eine spezielle Emancipation des weiblichen Geschlechtes Hand in Hand, welche sich seit den dreißiger Jahren hie und da lächerlicher Weise durch männliche Tracht, Rauchen u. s. w. be-

merkbar machte, jetzt aber weit vernünftiger und immer häufiger darin besteht, daß sich Damen selbständige Berufsarten wählen. So hat man bereits weibliche Post- und Telegraphenbeamte, weibliche Studirende der Medicin und bereits auch Ärzte, weibliche Beflissene polytechnischer Fächer, wie sich auch die nicht mehr neue Beschäftigung von Damen mit Wissenschaft, schöner Literatur und den verschiedenen schönen Künsten immer noch fortsetzt.

Wir können hier auch, was mit der Kunst in entschiedenem Zusammenhange steht, auch der Veränderungen in Kleidung und Tracht seit neuester Zeit Erwähnung thun. Nachdem das vorige Jahrhundert an seinem Schlusse für das weibliche Geschlecht eine Karikatur griechischer Tracht und für das männliche eine wahre Affenkleidung erfunden, den Zopf jedoch beseitigt, brachte das neunzehnte nach und nach sowol die Beinkleider der Männer auf anständige Länge als die Taille der Frauen an die richtige Stelle. Die Bauschärmel beider Geschlechter in den dreißiger Jahren wichen später übertrieben engen Ärmeln. Die Zahl der Modeveränderungen überhaupt, deren Quelle stets Paris blieb, ist aber Legion Unter dem Schandregiment des „Louis" machte dessen spanisches Weib die Moden und führte unter anderm die scheußliche Crinoline zu sehr schmählichen Zwecken ein, wie zu selber Zeit die sogenannte Demi-Monde das Ungethüm des Chignons der „schönen" Welt an die Köpfe warf. Beide ekelhafte Dinger sind glücklicher Weise beseitigt, und es wäre nur zu wünschen, daß ihnen das männliche Geschlecht auch seinen geschmacklosen Cylinder und seinen sinnlosen Frack nachwürfe, welche an Höfen und bei Bällen noch zu den unvermeidlichen Galastücken gehören. Noch erwähnen wir, daß der im vorigen Jahrhundert verpönte Bart seit den napoleonischen Kriegen, noch mehr seit 1830, in England aber erst seit dem Krim-Kriege, nach und nach wieder herrschend geworden ist, ausgenommen unter den Geistlichen und Bauern. Einige Regierungen waren zu Zeiten so kindisch, ihren Beamten und Lehrern das Rasiren vorzuschreiben, welcher Unsinn jedoch glücklicher Weise wieder aufgegeben zu sein scheint.

Wie bei den vorhin genannten Gelegenheiten das Kunstschöne, so findet auch das **Naturschöne** in unserer Zeit nicht nur weitgehende Bewunderung, sondern sogar einen schwärmerischen, nicht selten in's Krankhafte und Affektirte ausartenden Kultus. Daher waren noch nie Lust- und Vergnügungsreisen so üblich und gewöhnlich wie heutzutage. Die **Touristen** sind ein besonderer Typus geworden, der mit seinen roth gebundenen Reisebüchern, welche besonders Bädeker und Berlepsch mit Bezug auf alle von Fremden besuchten Länder Europa's bearbeiten, bald alle Gegenden unsicher macht. Demgemäß haben sich auch die Gasthöfe und Wirthshäuser in's Riesenhafte entwickelt, und ihre Preise und Rechnungen vergrößern sich eben so sehr, wie sich ihre Speiseportionen verkleinern, während dagegen Gast- und Speisezimmer, Tafeln und Betten an Luxus zunehmen. Sogar im Kleinen äußert sich die Reiselust durch Land- und Wasserpartien, beson-

ders an Sonn- und Festtagen, und wächst zu förmlichen Karawanen und Processionen an, womit die Vergrößerung und Ausdehnung der Sommerwirthschaften, besonders auf Aussichtspunkten, Hand in Hand geht. Im großen Stile werden seit neuester Zeit durch besondere Unternehmer (wie Stangen in Berlin) große Reisen, wie nach Italien, dem Orient u. s. w., in Gesellschaft veranstaltet. Auch Seereisen, selbst um die Erde, bleiben nicht aus, bei welchem Anlasse zu erwähnen ist, daß der stets zunehmende Seeverkehr sehr zweckmäßige und humane Vorkehrungen zur Rettung Schiffbrüchiger und zur Hebung untergegangener Schiffe im Gefolge hat. Mit der Reiselust verwandt ist die Manie des Besuchs von Badeorten. Wie die Touristen sich oft blos einreden, die Naturschönheiten und nebenbei auch die Kunst aufzusuchen, so bilden sich die Kuristen noch öfter blos ein, krank zu sein, was freilich den Kurorten sehr zu Statten kommt. Letztere haben sich daher neuestens sehr gehoben und vermehrt, und es gibt unzählige Bäder mit warmen und kalten Quellen, Trinkbrunnen, Seebäder, besonders an der Nordsee, dann auch an der Ostsee und am biscayischen Golf, Luftkurorte in Italien (Nizza), in der Schweiz (Montreux, Davos), in Baiern und Oesterreich (besonders sogenannte Sommerfrischen), Molkenkuren, namentlich in den Alpengegenden, und stark besuchte solche Orte schmücken sich oft mit prachtvollen Konversations- und Trinkhallen.

Mit dem Schönen geht stets Hand in Hand das Häßliche, besonders in Karikirung der Kunst und in Verleugnung der Humanität bei Nachahmung künstlerischer Produktionen. Hieher gehören einerseits die mit den oben erwähnten Festlichkeiten verwandten barbarischen Überreste älterer Zeit, die mit Thier- und auch Menschenquälerei verbundenen Stiergefechte in Spanien und Südfrankreich, die Büffel- und Bärenkämpfe in Nordamerika, die Hahnenkämpfe in England und Amerika, die Elefanten- und Nashornkämpfe in Ostindien, die Boxerkämpfe in England, die Schifferstechen in See- und Flußstädten und die Wettrennen, welche sich sogar neulich aus England nach dem Kontinent verbreitet haben, eigentlich lauter Nachträge zu den von uns oben (S. 162) erwähnten Grausamkeiten. An die englischen Wettrennen schließt sich das an, was die fashionablen Kreise der modernen Welt „Sport" nennen. Es ist dies eine noble Zeittodtschlägerei und umfaßt außer den Wettrennen und dem Reiten überhaupt die Jagd, das Spiel, die Fischerei, das Yachtfahren und in neuester Zeit auch das lächerliche und bald kläglich wieder aufgegebene Velocipedreiten.

Karikaturen der Kunst sehen wir in den Spektakeln der Messen und Jahrmärkte: schauderhaft gemalte Tafeln mit abgebildeten Mordthaten, gräßlich entstellte Panoramen und unheimliche Wachsfiguren, Marionetten- und Puppentheater, Seiltänzer, Gaukler, Kunstreiter u. s. w., abstoßende Verleugnungen der Naturschönheit in den Riesen, Zwergen, Mißgeburten u. s. w., damit in Verbindung stehende harmlose Kinderspiele in den Carroussels, während dagegen Versuche zur Popularisirung der

Wissenschaft bei denselben Anlässen durch Menagerien, anatomische Kabinette, Antiquitäten u. s. w. gemacht werden, und die Taschenspieler das Verdienst haben, durch ihre natürlichen, wenn auch geheim gehaltenen, staunenswerthen Kunststücke bei einigermaßen denkenden Menschen den Glauben an Wunder gründlich zu erschüttern.

B. Die periodische Presse.

Im Anschlusse an das oben (Bd. II. S. 44) über die periodischen Veröffentlichungen Gesagte haben wir in unserm Zeitraume eine den vorhergehenden in unberechenbarem Maßstabe an Produktion überbietende Thätigkeit auf diesem Gebiete zu erwähnen. Dasselbe theilt sich vor Allem wieder ab in das Gebiet der Zeitungen, d. h. der periodischen Veröffentlichungen zum Zwecke der Verbreitung von Nachrichten, meist im Dienste gewisser politischer Parteien, und in das der Zeitschriften, d. h. solcher Blätter, welche einem bestimmten Zweige des menschlichen Wissens, Könnens oder Glaubens zur Verbreitung der betreffenden Kenntnisse oder Ansichten dienen. Zwar haben an sich weder die Zeitungen noch die Zeitschriften direkten Zusammenhang mit der Kunst, welcher wir sie anschließen; bei näherer Erwägung aber muß man finden, daß wenigstens die Zeitschriften eine sehr nahe Beziehung zur Kunst haben, sowol durch die Illustrationen mehrerer unter ihnen, als durch die in vielen von ihnen enthaltenen Besprechungen der Kunstleistungen, des Theaters, der schönen Literatur u. s. w., und da letzteres auch im Feuilleton sehr vieler Zeitungen der Fall ist, so müssen letztere, die ohnehin keinem der bereits von uns behandelten Gegenstände ausschließlich gewidmet, zugleich mit den ersteren, denen sie so nahe verwandt sind, behandelt werden.

Am entwickeltsten unter den europäischen Staaten war am Anfange unseres Jahrhunderts die politische Presse in Großbritannien. Von 58 Zeitungen, die das Jahr 1787 zählte, stieg die Zahl derselben 1821 auf 166, 1831 auf 300, 1850 auf 623, 1866 auf 1297. Das älteste englische Tageblatt war das 1859 eingegangene Morning Chronicle, das älteste bestehende ist die Morning Post (seit 1772), s. Z. das Organ Palmerstons und der Aristokratie, das großartigste und einflußreichste die 1788 gegründeten Times, welche 1853 und 1854, in ihrer Glanzzeit, 58000 Exemplare erreichten. Ein in neuerer Zeit entstandenes Blatt von großer Bedeutung sind die 1845 von Dickens u. A. im Interesse der Agitation gegen das Korngesetz gegründeten Daily News. London allein hatte in Mitte des Jahrhunderts 133 Zeitungen, mehr als Schottland oder Irland im Ganzen, und 1868 zweiundzwanzig täglich erscheinende Blätter. Im Jahre 1855 setzten die englischen Zeitungen, in Folge Beseitigung der Stempeltaxe, ihren Tagespreis von fünf auf vier Pence herab; zugleich

aber entstanden große Blätter zu nur einem Penny und machten den älteren Blättern starke Konkurrenz, so daß diese auf drei Pence herabgingen. Den größten Erfolg unter diesen neuen Blättern hat der Daily Telegraph, das Organ der demokratischen Richtung. 1867 hatte er schon einen Absatz von 223000 Exemplaren. Am freiesten von englischen Vorurtheilen ist der 1856 entstandene Morning and Evening Star, mit 60—80000 Exemplaren. Auch die Tories aber bemächtigten sich der neuen Bewegung durch den Standard, welcher 80—100000 Exemplare absetzt. Kolossal sind aber auch die Kosten der englischen Zeitungen, welche eine Menge Redaktoren, Reporters und in allen Erdtheilen Agenten haben; ebenso ist ihr Umfang riesenhaft. Jede Nummer der Times mißt täglich sechs Quadratellen und enthält den Stoff eines Oktavbandes von vierzig Bogen.

Wir erwähnten bereits im zweiten Bande das Überhandnehmen der Presse in Frankreich nach dem Ausbruche der Revolution. Es entstanden Zeitungen jeder Parteischattirung in rascher Folge. Besonders bekannt wurden der blutdürstige Ami du peuple von Marat, le défenseur de la constitution von Robespierre, le vieux Cordelier von Camille Desmoulins; beinahe alle aber waren ephemer, und es bestanden aus jener Zeit fast nur der Moniteur universel von 1789, stets das Organ der jeweiligen Regierung, und das Journal des Débats fort. Seit Napoleon als Konsul regierte, wurde die Presse geknebelt; schon im Jahre 1800 gestattete er nur noch dreizehn politische Blätter. Als Kaiser erlaubte er den Blättern gar nur Reproduktionen des Moniteur, was zur Entschädigung der Leser dem Feuilleton seine Entstehung gab. Im Jahre 1819 wurde zwar die Censur aufgehoben, aber schon 1820 neue strenge Gesetze gegen die Presse erlassen. Die Regierungspresse war damals vorzüglich durch die Gazette de France und das Drapeau blanc, die Opposition durch den Constitutionnel vertreten. Im Jahre 1829 entstand durch Thiers, Mignet und Armand Carrel der entschiedene National; damals erschienen in Paris dreihundert Zeitungen und Zeitschriften. Die Julirevolution hatte dieselbe Wirkung einer Flut vorübergehender Blätter wie die erste Revolution. Für das Bürgerkönigthum schrieben fortan der Constitutionnel, das Journal des Débats und die Presse, für die gemäßigte Opposition Courrier français, Temps und Siècle, für die Republikaner National und Monde. Als Witzblatt ragte der Charivari hervor. Von den damaligen hohen Preisen stieg zuerst Emile Girardin als Gründer der Presse von 80 auf 40 Francs jährlich herab und fand vielfache Nachahmung. Die Hauptsache der billiger gewordenen Blätter wurde das Feuilleton, um das Publikum anzuziehen, und die Mitarbeiter desselben wurden großartig bezahlt, so Eugen Sue für den ewigen Juden von Veron im Constitutionnel mit 100000 Francs. Von 1836 bis 1846 stieg die Abonnentenzahl der Pariser Zeitungen von 70000 auf 200000. Durch die Februarrevolution trat volle Preßfreiheit ein und rief gleich 450 neue Zeitungen hervor, wozu 1849 noch zwei-

hundert neue kamen. Proudhon, Lamennais, Raspail, Georges Sand befanden sich unter den Redacteurs dieser Meteore. Ein Damm wurde dieser Flut durch das strenge Preßgesetz von 1850 und ein noch größerer durch die Aufhebung der Preßfreiheit nach dem Staatsstreiche gesetzt. Damals verloren die pariser Zeitungen fünfzigtausend Abonnenten und 120 Blätter gingen ein. Im Jahre 1867 zählte ganz Frankreich 1771 Blätter, darunter 336 politische, unter diesen 62 in Paris, aber 1435 nichtpolitische, worunter 710 in Paris. Das etwas mildere Preßgesetz von 1868 ließ die Presse wieder anwachsen. Der bonapartistischen Regierung dienten außer dem Moniteur: Constitutionnel, Pays, Patrie, Etendard und Epoque, dem Päpstthum Univers und Monde, beiden Gewalten zugleich France und Presse, letztere auch dem Börsengaunerthum eines Mirès und Consorten. Zur republikanischen Opposition gehörten Siècle, Opinion nationale, Avenir national, Temps und Charivari. Girardin redigirte in seinem eignen Namen die Liberté, das blasirte Demi-monde-Publikum vertrat der Figaro, und die Neuigkeitshascherei ohne Grundsätze befriedigt das Petit journal mit gegen dreihunderttausend Abonnenten.

In Spanien war die politische Presse seit der Restauration von 1814, mit Ausnahme der Zeit von 1822, wo der Liberalismus triumfirte, bis zum Tode Ferdinand's VII. (1833) unterdrückt, soweit sie nicht dem Regierungssystem huldigte. Nach damals proklamirter Preßfreiheit vermehrte sich die Zahl der Zeitungen bedeutend. Viele derselben wählten zur Waffe gegen die feindliche Partei den Spott und die Satire, welche besonders 1840 zügellos wurden. 1844 zählte Madrid bereits 48 Blätter aller Art, darunter 19 tägliche, aber ihre Abonnentenzahl war seit dem vorigen Jahre von 65,000 auf 22,000 heruntergekommen. 1863 zählte ganz Spanien 279 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 93 für Fachstudien. Die portugiesische politische Presse, welche vor 1820 nicht der Rede werth war, befindet sich in ähnlichen Zuständen wie die spanische.

In Italien, dem Mutterlande des Zeitungswesens (indem zu Venedig in der Mitte des 16. Jahrhunderts die ersten periodischen Nachrichten, bei Anlaß des Türkenkrieges verbreitet wurden), war dasselbe stets ein Gegenstand päpstlicher Bullen (zuerst unter Gregor XIII., 1572 — 85), welche aber wie immer nur so lange nützten, als die Regierungen die gehorsamen Dienerinnen der Curie waren. Bis zum Jahre 1830 gab es blos von Staatswegen privilegirte Zeitungen in den größten Städten des Landes. Auch seit jener Zeit konnten nationale Zeitungen nur im Auslande erscheinen und heimlich verbreitet werden, wie Mazzini's Giovine Italia. Erst mit dem vielversprechenden und nichts erfüllenden Regierungsantritte Pius IX. wurden die Preßgesetze milder; Preßfreiheit aber trat erst mit der Revolution von 1848 ein. Il Contemporaneo (Rom 1846) war die erste eigentliche politische Zeitung Italiens. Das Organ der römischen Republik von 1849 war Mazzini's

Italia del popolo. So entstanden auch in anderen italienischen Staaten zahlreiche neue Blätter, in Florenz die Alba, in Neapel der Tempo; in Mailand il 22. Marzo, in Turin die Opinione (seit 1865 zu Florenz). Die Reaktion von 1849 unterdrückte überall die freisinnigen Zeitungen wieder, ausgenommen in Sardinien. Das volksthümlichste Blatt wurde dort die Gazetta del popolo, welcher gegenüber die Armonia den klerikalen Standpunkt vertrat; der letztern lief jedoch später die Unità cattolica den Rang ab. Durch die Ereignisse von 1859 und 1860, welche Italien einigten, wurde die Preßfreiheit im Lande allgemein, außer in Venedig bis 1866 und in Rom bis 1870, und es entstand wieder eine Flut neuer Blätter, deren wichtigste das Diritto und die Riforma in Florenz und die Perseveranza in Mailand sind. Die politischen Blätter Italiens sind jedoch mehr phrasenhaft als wirklich bildend. Witzblätter sind die beiden Pungolo in Mailand und Neapel, ein besseres aber der Pasquino in Turin. Im Jahre 1867 zählte Italien 467 Zeitungen und Zeitschriften, davon im ehemaligen Sardinien 114, in der Lombardei 99, in Toscana 76, im Neapolitanischen 67, im ehemaligen Kirchenstaate 40, in Venetien 30, in Sicilien 29, in Parma und Modena 12.

In Beziehung auf die Presse ist Belgien vollständig eine französische Provinz. Erst die französische Revolution machte dem spanisch-österreichischen Servilismus dort ein Ende. Die holländische Herrschaft vermochte diesen Geist nicht völlig zu unterdrücken, und mit der Revolution von 1830 entfaltete die Preßfreiheit ihre vollen Schwingen. Der belgischen Zeitungen und Zeitschriften waren 1830 erst 34, 1848 aber schon 202 mit über 60,000 Abonnenten, darunter 18 tägliche, ferner 137 französische und 52 flämische, endlich 122 politische, welche letzteren sich 1860 auf 180 (104 französische und 76 flämische) vermehrt hatten. Das bedeutendste Blatt ist die Indépendance belge in Brüssel.

Die erste deutsche Zeitung im wahren Sinne des Wortes war die (Anfangs „neueste Weltkunde" genannt) Allgemeine Zeitung, welche seit 1798 nacheinander in Tübingen, Stuttgart, Ulm und Augsburg erschien und vom Buchhändler Cotta gegründet ist, welcher umsonst unsern Schiller für die Redaktion gewinnen wollte. Bis zur Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Bunde vornehmlich im Interesse jener Macht geschrieben, hat sie seitdem eine unabhängige freisinnige Richtung eingeschlagen.

Während der französischen Unterdrückung und Invasion konnte die deutsche Presse nicht aufkommen. Die französische allein war auch für die Provinzen der Grande Nation maßgebend. Im Königreich Westfalen erschien ein „Moniteur", und der „Hamburgische Korrespondent" (Bd. II. S. 43) mußte neben dem deutschen einen französischen Text unter dem Titel „Journal du département des bouches d'Elbe" bringen. Nach der Befreiung von der Fremdherrschaft entstanden zwar mehrere neue Blätter, wie

Kotzebue's landesverrätherisches „Russisch-deutsches Volksblatt", Brockhaus beliebte „Deutsche Blätter", Görres' „Rheinischer Merkur"; aber nach der Reaktion von 1819 mußte Alles schweigen, was nicht in das Horn der Regierungen stieß. Neue freisinnige Blätter entstanden wieder seit 1830, z. B. Wirth's „Deutsche Tribüne", Eisenmann's „Bairisches Volksblatt", Rotteck's und Welcker's „Freisinniger". Aber 1832 trat wieder eine Reaktion auch gegen die Presse ein, und die Regierungsblätter waren wieder obenan. Namentlich machten sich der „österreichische Beobachter" und die „preußische Staatszeitung" breit. Der gemäßigte Liberalismus erhielt 1837 ein geachtetes Organ in der von Brockhaus in Leipzig herausgegebenen „Deutschen Allgemeinen Zeitung". 1847 folgte in Heidelberg die „Deutsche Zeitung", 1848 in Bremen die „Weserzeitung". Sehr populär war stets die unscheinbare Hildburghauser „Dorfzeitung". Mit der Bewegung von 1848 und der damals erwachenden Preßfreiheit nahm das deutsche Zeitungswesen einen hohen Aufschwung, der freilich durch die Reaktion von 1849 ziemlich beschränkt wurde. Im Jahre 1849 erschienen in Deutschland noch 1551 Zeitungen (die Zeitschriften nicht gerechnet), welche sich bis 1867 auf 687 politische Blätter (unter 2297 Zeitungen und Zeitschriften) vermindert hatten, jedoch 1868 wieder auf 761 (unter 2566) stiegen. In Berlin erschienen damals 165 Zeitungen und Zeitschriften, worunter die bedeutendsten: die alten Vossische und Spenersche, dann die 1848 entstandenen: Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (feudal), Nationalzeitung (liberal), Volkszeitung (demokratisch, mit 42,000 Abonnenten) und die 1862 begonnene „Norddeutsche allgemeine Zeitung" (Organ des Ministers Bismarck). Außerdem sind großartige Unternehmungen: die Kölnische Zeitung, die Elberfelder Zeitung, das Frankfurter Journal, der Schwäbische Merkur (Stuttgart), alle mehr oder weniger freisinnig. Auch die reaktionären Parteien haben aber ihre zahlreichen Organe erhalten, namentlich am Rhein und in Baiern. In Deutsch-Österreich ist das gelesenste Blatt die „Neue freie Presse" (Wien) mit 21,000 Abonnenten.

Die Schweiz kann vermöge ihrer in nationaler Beziehung verschiedenartigen Zusammensetzung nur in politischer Hinsicht eine eigenthümliche Presse besitzen. Im Jahre 1851 zählte sie 152 deutsche, 46 französische, 5 italienische Blätter und ein romanisches, zusammen 204, im J. 1867 aber 246 deutsche, 116 französische, 11 italienische und zwei romanische, und zwar Zeitungen und Zeitschriften zusammengerechnet. Die bedeutendsten schweizerischen Blätter sind der „Bund" in Bern, die Neue Zürcher-Zeitung in Zürich und die Revue de Genève in Genf; ein Witzblatt, der „Postheiri", erscheint in Solothurn.

Die Zeitungen der Niederlande, Dänemarks (201), Norwegens (100), Schwedens (115), können wir ihrer geringen Bedeutung für die politischen Verhältnisse Europa's wegen nicht näher be-

sprechen. Im russischen Reiche ohne Polen erschienen 1830 erst 73, 1865 schon 328 Zeitungen und Zeitschriften; polnische Blätter erschienen in Russisch-, Preußisch- und Österreichisch-Polen und im Auslande 1868 zusammen 59 Blätter, czechische in Böhmen (1864) 7 politische und 17 andere, serbische 1867 in Serbien 27, in Österreich ebenfalls mehrere, in Ungarn (1868) 205, darunter 111 magyarische, 53 deutsche, 29 slavische, 6 rumänische und 4 italienische Blätter, in Rumänien 33, darunter 7 literarische und wissenschaftliche, in Griechenland (1866) 13, davon 11 in Athen, im türkischen Reiche (1864) 35, davon 24 in Konstantinopel, und zwar 11 türkische, 7 armenische, 6 griechische, 5 französische, 2 arabische, 2 hebräische, 1 englisches und 1 bulgarisches. Im britischen Ostindien kamen 1867 in einheimischen Sprachen 120 bis 130 Blätter heraus, dazu noch viele englische, auf den niederländischen Inseln (1866) 21 holländische, 3 malaiische und 1 javanisches, in China 7 englische, in Japan ein solches, im Kaplande (1867) 24 englische und holländische, in Algerien 15 französische und arabische, in Australien eine Menge englische und mehrere deutsche, auf den Sandwichs-Inseln drei hawaiische und drei englische, auf Tahiti und Neukaledonien je ein amtliches französisches. In den Vereinigten Staaten Amerika's, wo die Presse im Jahre 1690 zu Boston ihren Anfang nahm, erschienen ein Jahr vor der Erklärung der Unabhängigkeit 34 Zeitungen, 1800: 150, 1834: 1250 Zeitungen und 140 Zeitschriften, 1860: 3242 politische, 277 religiöse, 298 literarische und 234 Zeitschriften vermischten Inhalts, unter denselben 235 deutsche, und unter diesen 51 tägliche, in der Stadt New-York (1867) 184 Blätter, darunter täglich zehn englische, vier deutsche und zwei französische. Jährlich werden in der Union gegen tausend Millionen Zeitungsexemplare gedruckt; die dortige Presse ist die umfang- und einflußreichste auf der Erde. Zahlreiche, doch nicht erwähnenswerthe Blätter erscheinen auch in den sogenannten Republiken Mittel- und Süd-Amerika's, in Brasilien und in den noch nicht genannten europäischen Kolonien.

Es ist zwar ein höchst unerfreulicher Umstand, liegt aber in der Natur der Sache, daß die Zeitungen, indem sie meist von politischen Parteien unternommen und unterstützt werden, sich gegenseitig, je nach ihrem Standpunkte, auf die heftigste und rücksichtsloseste Weise befehden und leider zu oft auch gar keinen Anstand nehmen, Personen ihrer Ansichten wegen in den Koth der Verdächtigung und Verleumdung herabzuziehen und dem öffentlichen Hasse preiszugeben. In Pöbelhaftigkeit der Sprache zeichnen sich in der Regel einerseits die ultrademokratischen, anderseits die ultramontanen Zeitungen aus; doch sind erstere noch ehrlicher und offener, während letztere in Lügenhaftigkeit, Niederträchtigkeit und Heuchelei das Scheußlichste leisten, was zur Schande der Menschheit noch je ausgeheckt worden ist, — Alles zur Ehre Gottes (?) und des unfehlbaren Papstes! —

Was zuletzt die Quellen betrifft, aus denen die Zeitungen ihre Nachrichten schöpfen, so sind hier voran die litho- oder autographirten Korrespondenzen zu erwähnen, welche von besonders unterrichteten Personen spekulationsweise an die Redaktionen versendet werden und ihren Ursprung bald nach der Julirevolution durch Singer in Straßburg nahmen. In den dreißiger Jahren besorgte das Geschäft in Paris die Correspondance Garnier, deren Nachfolger jetzt Havas und Bullier sind. Seit neuerer Zeit gehen solche Korrespondenzen auch durch Stern, Zeidler, Frese u. A. von Berlin aus, ferner von Wien, Frankfurt u. s. w., oft mit bedauerlichem Schwindel. Seit der Aufhebung der Censur 1848 haben ferner die Regierungen, um die öffentliche Meinung nach ihrem Standpunkte zu lenken, zuerst unter Manteuffel in Berlin, sogenannte Preßbureaux errichtet, welche die Nachrichten, so wie die Machthaber sie zu haben wünschten, den Zeitungen zugehen ließen, z. B. unter dem Titel „Provinzial-Korrespondenz". Andere Regierungen führten theils ebenfalls solche Bureaux öffentlicher Meinungsfabrikation ein, theils kauften sie lieber geradezu Zeitungen an, die durch Dick und Dünn ihre Sache vertheidigen mußten. Vieles leistete in letzterer Beziehung die österreichische Regierung, zur Unterstützung der Reaktion aller Orten. Endlich sind eine sehr wichtige Quelle der Zeitungen die Telegraphen, deren sich aber ebenfalls mittels Schwindels und Regierungseinfluß die tendenziöse Nachrichtenmache bemächtigt hat, und sowol von offiziellen als spekulativen „Agenzen" besorgt wird, worin sich der Jude Wolff in Berlin auszeichnete. Sehr interessante Enthüllungen über alle diese Zustände macht Heinrich Wuttke in der Schrift „die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung" (Hamburg 1866) mit recht offenherziger Indiskretion.

An Zeitschriften zählte 1867 England mehr als 800, sämmtlich nicht öfter als wöchentlich erscheinende, darunter 240 religiöse, 32 juristische, 34 medicinische, 69 philosophische und wissenschaftliche überhaupt, 73 pädagogische, 35 literarische, 15 artistische, 12 technologische, 62 kommerzielle, 28 philanthropische und 20 den Sport und Volksspiele betreffende. Die literarischen haben auch oft politischen Charakter; die wichtigsten unter ihnen sind Press (toryistisch), Examiner (liberal), Spectator (radikal), Saturday Review (unabhängig). Das verbreitetste derselben ist Lloyd's Newspaper mit wöchentlich 250,000 Abnehmern. Unter den illustrirten Blättern ragen hervor Illustrated London News mit 125,000 Exemplaren und das Witzblatt Punch. Am geachtetsten sind Literary gazette und Athenaeum. Dickens gründete 1850 die Household words, welche 1859 den Titel All the year round annahmen. Unter den seltener als wöchentlich erscheinenden Zeitschriften, meist Reviews genannt, ragen hervor die Edinburgh Review (seit 1802), die Quarterly Review (seit 1809), die Westminster Review (seit 1824 mit Unterbrechungen). Die zweitgenannte ist die verbreitetste mit fünftausend Abonnenten.

In Frankreich ist die älteste gelehrte Zeitschrift das 1665 gegründete Journal des Savants, welches der Papst zu unterdrücken suchte, was ihm aber nur drei Vierteljahre lang gelang. Seit 1713 bestand das Journal littéraire, seit 1754 die Année littéraire, seit 1758 das Journal encyclopédique, die aber alle noch im achtzehnten Jahrhundert eingingen. Der literarische Theil des Mercure de France wurde 1820 Minerve du 19 siècle genannt und zählt im Ganzen bisher 1900 Bände. Die Revue encyclopédique erschien 1819 bis 1835. Noch bestehen der Artiste, welcher 1845 auch die Revue de Paris aufnahm, seit 1829 die Revue des deux mondes, die beste Zeitschrift Frankreichs (12,000 Abonnenten), mit welcher seit 1852 die Revue contemporaine, seit 1865 die Revue moderne (vorher germanique), seit 1866 die Revue critique und andere konkurriren. Dem Gerichtswesen dienen Gazette des tribunaux und Droit. Unter den illustrirten Zeitschriften ragen hervor das Magazin pittoresque, die Illustration (jetzt Monde illustré) und die Vie parisienne.

Die spanischen Zeitschriften waren bis auf die neueste Zeit nicht von den Zeitungen getrennt; erst neulich trat das Gegentheil ein, ohne daß sie jedoch besondere Bedeutung gewannen; die literarischen sind immer noch wichtiger, als die wenig zahlreichen wissenschaftlichen. Ähnlich sind die Verhältnisse in Portugal.

In Italien hatten die Zeitschriften gerade das umgekehrte Schicksal wie die Zeitungen. Während nämlich letztere in der Zeit der reaktionären Herrschaft unterdrückt waren, genossen die ersteren mehr Freiheit, und als die politischen Ereignisse Preßfreiheit herbeiführten, nahm hinwieder die Politik alles öffentliche Interesse in Anspruch. Unter der Restaurationsherrschaft war namentlich Mailand der Sitz literarischer Zeitschriften, in denen sich die klassischen und romantischen Dichter bekämpften. Seit 1820 war Florenz thätiger, wo die Antologia ihren Ursprung nahm, und 1842 kam dort das Archivio storico italiano auf. In Pisa entstand 1844 die naturwissenschaftliche Zeitschrift „Nuovo Cimento". In Turin tauchte 1846 die einflußreiche Antologia italiana auf, ging aber 1848 schon wieder ein. Dagegen begann dort 1853 die verdienstvolle Rivista contemporanea und 1866 zu Florenz die Nuova Antologia. Seit 1855 gab zu Mailand Ausonio Franchi die rationalistische „Religione" heraus. In klerikalem Interesse gründeten 1850 die Jesuiten zu Rom die Civiltà cattolica.

Die belgischen Zeitschriften werden ganz von Frankreich aus genährt. Im Jahre 1848 bestanden ihrer 37, deren Zweck Wissenschaft, Literatur, Kunst und Mode waren, 1860 aber 51 literarische und wissenschaftliche (39 französisch und 12 flämisch) und 13 artistische (11 französisch und 2 flämisch). Die bedeutendste ist die 1847 gegründete Revue nationale. Der Wissenschaft dient der Messager des sciences historiques (seit 1833 zu Gent), dem Papstthum die Revue catholique zu Löwen, dem

flämischen Volksthum das Belgisch Museum, dem aber 1862 die Nederduitsch Tijdschrift folgte.

Unter den deutschen Zeitschriften leitete unsere Periode ein die von Schiller 1784 gegründete „Thalia", welcher die Horen (1795—97) folgten. Wie diese belletristischen Journale die klassische, so vertrat das „Athenäum" der Brüder Schlegel die romantische Schule. Für weitere Kreise berechnet war die von 1801 bis 1857 fortgeführte „Zeitung für die elegante Welt". Kind und Winkler gründeten 1817 die „Abendzeitung" in Dresden, 1816 Gubitz in Berlin den „Gesellschafter". Seit 1808 leitete Bäuerle in Wien die „allgemeine Theaterzeitung", August Lewald unternahm 1835 die „Europa". Schon 1807 hatte das von Cotta gegründete „Morgenblatt" seinen Fortgang, welches in der Folge zwei Beilagen erhielt, das „Kunstblatt" Kugler's und Förster's und das „Literaturblatt" Wolfgang Menzel's, welches sich seiner Zeit durch die Extravaganzen seines Redacteurs vielen Einfluß verschaffte.

Das Literaturblatt zum Morgenblatte leitet uns auf die übrigen kritischen Zeitschriften. Die älteste der in unserm Jahrhundert bestehenden war die 1785 von Bertuch in Jena gestiftete „Allgemeine Literaturzeitung", welche sich später in zwei, zu Halle und Jena, spaltete. Eine neue Literaturzeitung entstand 1800 zu Leipzig, 1808 zu Heidelberg aber die bedeutenderen „Heidelberger Jahrbücher" und 1813 zu Wien die „Wiener Literaturzeitung", deren Fortsetzung die „Jahrbücher der Literatur" bildeten. Seit 1819 bestand Brockhaus' „Hermes", seit 1818 Kotzebue's „literarisches Wochenblatt", das nach manchen Wandelungen in den Verlag von Brockhaus überging, 1826 „Blätter für literarische Unterhaltung" genannt wurde, eine unabhängige Stellung einnimmt und gediegene Arbeiten bringt, besonders aus der Feder seines Redakteurs Rudolf Gottschall; später ragten die von uns schon oben (S. 484) erwähnten philosophischen Jahrbücher in Berlin und Halle hervor. Die Bewegung von 1848 überdauerten aber von den kritischen Zeitschriften blos die seit 1739 existirenden Göttinger „Gelehrten Anzeigen", die Anzeigen der Münchener Akademie und die Heidelberger Jahrbücher. An die Stelle der eingegangenen traten andere, unter denen Erwähnung verdient: Zarncke's literarisches Centralblatt seit 1850, welches jedoch nur die eigentlich gelehrte Literatur berücksichtigt. Im Ganzen aber fehlt in Deutschland leider ein die gesammte Literatur mit völlig zureichenden und unbefangenen Kräften umfassendes kritisches Blatt.

Unter den Zeitschriften, welche sowol der Unterhaltung als der Belehrung dienen, ging 1831 das von Cotta gegründete, jetzt von Peschel geleitete „Ausland" voran. Ebenso gediegen ist Jos. Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes" (1832). Im Jahre 1842 begannen die „Grenzboten", zuerst unter Kuranda, dann unter Julian Schmidt und Gustav Freytag. Die erste populäre illustrirte Zeitschrift

Deutschlands war das 1833 nach englischem Muster in Leipzig gegründete „Pfennig-Magazin", das bis 1855 dauerte. Eine neue umfassendere Bahn schlug seit 1842 J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung" ein, welche sich immer noch als das erste Blatt seiner Art erhält. In ähnlicher Weise entstand 1857 zu Stuttgart Hackländer's „Über Land und Meer". Zur Besprechung der Zeitfragen erschien seit 1837 bei Cotta die „deutsche Vierteljahrsschrift". Ausschließlich für Novellen und Romane sind bestimmt Hackländer's und Höfer's „Hausblätter" (seit 1855 in Stuttgart) und Janke's „Romanzeitung" (seit 1864 in Berlin). Das moderne Leben umfaßt Payne's 1868 begründeter „Salon". Die bedeutendste Modenzeitung mit unterhaltendem und belehrendem Stoffe ist der in elf Sprachen und in 180000 deutschen Exemplaren zu Berlin erscheinende „Bazar", welchem die „Victoria" (seit 1850) zunächst folgt. Die Naturwissenschaften popularisiren Ule's und Müller's „Natur" (seit 1852) und Roßmäßler's „Heimat", die Geographie André's „Globus" (seit 1861) und die „Gäa" (seit 1865 in Köln). Verschiedenen nicht illustrirten „Sonntagsblättern" folgte 1852 in Leipzig Ernst Keil's illustrirte „Gartenlaube", das stärkst verbreitete deutsche Blatt, jetzt mit mehr als einer halben Million Abonnenten, welches treffliche sowol novellistische als populär-wissenschaftliche Aufsätze bringt. Ähnliche Zwecke verfolgen Payne's „illustrirtes Familienjournal", das „Daheim", der „Omnibus" in Hamburg, die „illustrirte Welt" in Stuttgart. Höhere Kreise suchen „Westermann's illustrirte Monatshefte" zu befriedigen, höher gebildete das „deutsche Museum" von Prutz. Mehrere den englischen und französischen ähnliche Revuen wurden überragt durch „Unsere Zeit", jetzt „deutsche Revue der Gegenwart". Den ultramontanen Standpunkt verfechten die seit 1837 zu München von Görres u. A. geleiteten „historisch-politischen Blätter". Unter den Witzblättern ragen in Süddeutschland stets die Münchener „Fliegenden Blätter", in Norddeutschland der Berliner „Kladderadatsch" (seit 1848) hervor.

Die Zeitschriften der übrigen Länder, welche keiner besondern Erwähnung bedürfen, haben wir oben unter den Zeitungen inbegriffen.

Zum Genusse der Zeitungen und Zeitschriften hat die neue Zeit an allen größeren Orten der civilisirten Welt Museen, Lesegesellschaften und Lesezirkel in's Leben gerufen, welche auch den minder begüterten, aber wißbegierigen Klassen zugänglich sind und ihnen das Abonnement ersparen. Dieselben sind auch oft mit Leihbibliotheken verbunden, welche letzteren aber, wenn für sich allein bestehend, weit größere Dimensionen annehmen und sich in der Regel eines großartigen Verkehrs erfreuen. Die bedeutendsten solchen befinden sich ohne Zweifel in London, wo sie von einzelnen Werken in die tausende von Exemplaren anschaffen, die trotzdem beständig in Cirkulation begriffen sind.

Sowol in den Zeitungen, als in den Zeitschriften hat in neuester Zeit das Inseratenwesen eine außerordentliche Ausdehnung ge-

wonnen. In Folge dessen haben sich besondere Annoncenbureaux gebildet, welche die Übersendung der Inserate an die verschiedenen Blätter von den inserirenden Privatleuten in Auftrag nehmen. Das bedeutendste dieser Häuser ist Haasenstein & Vogler, ursprünglich in Hamburg; ihm kommen zunächst Rudolf Mosse und Sachse & Comp.; alle drei und noch mehrere andere haben Comptoirs in allen bedeutenderen Städten Deutschlands, der Schweiz, Österreichs, Belgiens u. s. w., und manche von ihnen nehmen auch die Inserate dieser und jener Zeitungen und Zeitschriften förmlich in Pacht. Es ist dies eine der Dienstleistungen, wie sie heutzutage der verkehrsreichen und daher mit der Zeit geizenden Geschäftswelt immer häufiger angeboten werden. Wie diese und andere Geschäfte die feineren Dienste besorgen, so fehlt es auch nicht an Übernehmern der größeren solchen, wozu die in den größeren Städten schon längst, immer mehr aber auch in den kleineren zu Diensten stehenden Fiaker oder Droschken (Miethkutschen) und die 1861 in Berlin entstandenen und jetzt in allen größeren Orten verfügbaren Dienstmänner oder Expressen gehören.

So beruht das moderne Leben zu einem bedeutenden Theile auf Dienstleistungen aller Art, und dieser Umstand, so sehr er bei oberflächlicher Betrachtung für Gewinnsucht und Egoismus der Gesellschaft zu sprechen scheint, beweist vielmehr, daß die Menschen einander gegenseitig unentbehrlich sind, und ist daher trotz alledem ein Zug der in alle Schichten des Lebens dringenden Humanität, welche, verschönert durch die Kunst und befestigt durch die Wissenschaft, unfehlbar den Fortschritt befördern muß, der die Menschheit der Verwirklichung der erhabenen Ideen des Guten, Schönen und Wahren entgegenführen muß.

Anhang.

Die Wissenschaft der Zukunft.

In der Einleitung zu diesem Werke haben wir in Kurzem unsere Ansichten darüber mitgetheilt, welche bisher als Wissenschaften geltenden Disciplinen in Zukunft diesen Rang verlieren müssen und wie wir uns ungefähr das künftige System der Wissenschaft zu denken haben. Jene Skizze war indessen nicht klar und übersichtlich genug, und der Verlauf des Werkes hat uns Gelegenheit geboten, dieselbe theils zu modificiren, theils genauer auszuarbeiten, so daß wir nun, mittels der Erfahrungen, die wir durch unsere Arbeit gesammelt, in den Stand gesetzt sind, unsere Ansicht von dem zukünftigen System der Wissenschaft in vollständiger und geordneter Gestalt darzulegen.

§. 1. Die Wissenschaft ist die zuverlässige Kenntniß des wirklich Vorhandenen. Was weder wirklich vorhanden, noch zuverlässig bekannt ist, gehört nicht in die Wissenschaft, weil wir nichts davon wissen können. Was nur geglaubt, geahnt, gehofft oder vermutet wird, kann nicht Gegenstand der Wissenschaft sein.

§. 2. Wirklich vorhanden ist, was von uns als wirklich vorhanden erkannt ist. Erkannt wird, was wir mit den Sinnen wahrnehmen oder aus der sinnlichen Wahrnehmung mit Sicherheit schließen können. Ohne sinnliche Wahrnehmung gibt es keine Erkenntniß. Die Erfahrung lehrt, daß alle Gedanken, Kenntnisse und Wissenschaften des Menschen durch sinnliche Wahrnehmungen und durch Vergleichung derselben unter einander entstehen. Zuverlässige Kenntniß der Dinge wird durch Forschung erworben und durch Kritik befestigt. Die Forschung ist zuverlässig, wenn alle Erscheinungen und Wahrnehmungen mit ihren Resultaten übereinstimmen; in diesem Falle besteht sie vor dem Richterstuhle der Kritik und wird hiedurch zur Wissenschaft.

§. 3. Die Wissenschaft umfaßt das gesammte Gebiet des Seins. Es ist, was als wirklich vorhanden erkannt wird, was also Merkmale und Eigenschaften hat. Ein reines Sein, ohne nähere Bestimmung, gibt es nicht; denn es wäre das reine Nichts und ein Nichts ist undenkbar. Das reine Sein oder reine Nichts kann daher nicht Gegenstand der Wissenschaft sein, sondern nur das Dasein, das bestimmte Sein.

§. 4. Ob wir die Dinge nach ihrem Wesen, d. h. so erkennen, wie sie sind, oder blos so, wie sie uns erscheinen, kümmert uns nicht. Die Forschung hat zu ergründen und die Kritik zu bestätigen, ob die Dinge, so wie sie uns erscheinen, der Vernunft entsprechen, und wenn dies der Fall ist, so werden sie als wirklich so seiend, wie sie uns erscheinen, anerkannt. Vernunft aber ist die Übereinstimmung der sinnlichen Wahrnehmung mit dem freien, unabhängigen Denken.

§. 5. Ob das Sein überhaupt einen Zweck habe, ist überflüssig zu erörtern. Denn der Begriff des Zweckes existirt wie alle Begriffe blos im Gehirn des Menschen durch Vergleichung der sinnlichen Wahrnehmungen unter einander und hat also blos für den Menschen Bedeutung. Daß das außer dem Menschen Befindliche irgend einen Zweck habe, ist trotz aller Forschung nicht zu entdecken, weil eben der Begriff des Zweckes nur vom Menschen in das außer ihm Befindliche hineingelegt wird und ihm daher nicht zu Grunde liegen kann, und weil die Natur nach unerbittlichen und unabänderlichen Gesetzen handelt, welche ohne alle Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, ja oft in direkter Verleugnung solcher die Wirkungen aus ihren Ursachen hervorgehen lassen.

§. 6. Alles was ist, ist entweder ursprünglich, ohne alles oder wenigstens ohne bewußtes Zuthun des Menschen entstanden, oder es ist vom Menschen vollbracht. Das Ursprüngliche nennen wir Natur, das Vollbrachte Kultur. Die Kultur ist wieder entweder eine nothwendige oder eine freie. Die erstere ist nothwendig zur Erreichung des Zweckes, den sich der Mensch vorsetzt, sie ist Mittel zum Zwecke. Die letztere ist der zu erreichende oder erreichte Zweck selbst. Die nothwendige Kultur nennen wir die Erziehung des Menschen zur Zweckerreichung; die freie Kultur oder den Zweck des Menschen selbst nennen wir den Geist. Alle Wissenschaft zerfällt daher für uns in drei Haupttheile, in die Wissenschaft der Natur*), in die Wissenschaft der Erziehung und in die Wissenschaft des Geistes.

§. 7. Die Natur ist ursprünglich, ohne Voraussetzung. Die größten Anstrengungen der Forschung vermochten und vermögen nichts zu entdecken, was der Natur voransginge; sie bestätigen vielmehr, daß die Natur allem Übrigen vorausgeht. Die Forschung und die tägliche

*) Damit meinen wir nicht etwa die sogenannte Naturphilosophie, sondern die Naturwissenschaft selbst.

Erfahrung bestätigen, daß nichts in der Natur zu nichts wird und daß nichts in ihr aus nichts entsteht, daß die Natur mithin ewig ist und weder einen Anfang noch ein Ende haben kann. Die Natur ist nicht erschaffen, sondern sie schafft selbst, indem sie ohne Aufhören ihre Formen, Organe und Produkte wechselt. Die Natur ist Schöpferin.

§. 8. Die Natur erscheint uns einmal als ausgedehnt, dann als zusammengesetzt und endlich als erzeugend oder hervorbringend. Ihre erste Eigenschaft ist Gegenstand der Mathematik, die zweite der Physik, die dritte der Organik.

§. 9. Die Natur als Gegenstand der Mathematik erscheint nach zwei Richtungen als ausgedehnt. Die eine Richtung ist das Nacheinander, die zweite das Nebeneinander; jene nennen wir Zeit, diese Raum. Zeit und Raum sind beide ohne Anfang und ohne Ende. Es ist nicht möglich sich vorzustellen, daß eines von beiden irgendwann oder irgendwo anfange oder aufhöre. Gleich endlos reicht die Zeit immer weiter rückwärts und immer weiter vorwärts, der Raum immer weiter nach unzähligen Dimensionen von der Erde hinweg auswärts. Beide entschwinden unserm Begreifen und können in ihrem Wesen nicht erfaßt werden. Ein schwaches Bild der Zeit gewinnen wir in der Zahl, ein schwaches Bild des Raumes in der Figur; die Kenntniß der ersteren ist die Arithmetik, der zweiten die Geometrie. Die Arithmetik verzweigt sich in die Rechenkunst, Algebra, Logarithmetik, Differential- und Integralrechnung und Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Geometrie in die Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, analytische Geometrie, Kegelschnittlehre u. s. w. In dem Fortschritte der Figur von der Linie zur Fläche und zum Körper verbinden sich unwillkürlich Zeit- und Raumlehre und werden vereinigt zur Wissenschaft vom Weltall, zur Astronomie, welche das Nacheinander wie das Nebeneinander der Theile des All berechnet. Ihre Resultate mit Bezug auf die Zeit lehrt die Chronologie, welche Jahr, Monat und Tag ausmißt, mit Bezug auf den Raum die Kosmologie, welche die gegenseitige Stellung der Weltkörper bestimmt. Beide in ihrer speziellen Anwendung auf den Körper, den wir bewohnen, auf die Erde, verbindet die mathematische Geographie.

§. 10. Die Verbindung von Zeit und Raum im Körper führt in der Wissenschaft der Physik auf die Frage nach dessen Zusammensetzung und Eigenschaften. Die Bestandtheile des Körpers nennen wir Stoffe, die Eigenschaften desselben Kräfte. Mit den Stoffen macht uns die Chemie, mit den Kräften die Dynamik, die bisher speziell sogenannte Physik, bekannt. Die Chemie beschäftigt sich mit den Elementen der Stoffe (elementare), mit ihrer Zusammensetzung zu unorganischen (anorganische) und mit derselben zu organischen Körpern (organische Chemie). Die Dynamik handelt von den Eigenschaften der Körper an sich, wozu vor Allem die Schwere gehört, vom Verhalten derselben zur Zeit und zum

Raume, welches sich als Schwingung in Licht, Schall und Wärme offenbart, und von ihrem Verhalten unter sich, das wir als Magnetismus, Elektrizität und Galvanismus kennen lernen. Kraft und Stoff endlich sind definitiv vereinigt im konkreten Körper, speziell in unserer Erde, daher die Wissenschaft derselben, die Erdkunde oder Geologie im weitesten Sinne die dritte Unterabtheilung der Physik bildet, wie sie auch Physik der Erde oder physikalische Geographie genannt wird. Ihre Gegenstände sind: der die Erde umgebende Luftkreis, die Oberfläche der Erde und ihr Inneres. Die Zusammensetzung des Luftkreises lehrt die Atmosphärologie, seine Erscheinungen die Meteorologie, seine Wirkungen die Klimatologie. Auf der Oberfläche der Erde, von welcher die Geographie im engsten Sinne handelt, lehrt die Hydrographie das Flüssige, die Orographie das Feste; die Topographie beide in ihrer Verbindung und gegenseitigen Abgrenzung kennen. Das Innere der Erde ist Gegenstand der Geognosie; sie handelt von der Entstehung der Erde (Geogenie), von den Schichten, welche dieselbe bezeugen (Geologie oder Geognosie im engsten Sinne) und von den Resten organischer Wesen, welche dieselben bergen und welche Licht auf ihre Reihenfolge werfen (Paläontologie).

§. 11. Die Natur erzeugt Leben in den organischen Produkten, welche sie hervorbringt. Dieselben bilden drei Stufen, welche man von Alters her „Reiche" nennt. Die unterste bringt es bis zur individuellen Gestaltung, welche im Krystalle gipfelt; sie wird beschrieben in der Mineralogie, welche in die Oryktognosie, Krystallographie und Bergbaukunde zerfällt. Die zweite Stufe schreitet zum Wachsthum; ihr Produkt ist die Pflanze und ihre Wissenschaft die Phytologie oder Botanik; außer der Beschreibung der Gattungen und Arten, womit auch die Pflanzengeographie zu verbinden ist, gehören hieher als höhere wissenschaftliche Studien die Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie, und als praktische Anwendung die Landbau- und Forstwissenschaft. Die dritte Stufe erreicht die Eigenschaft der Bewegung, ihr Geschöpf ist das Thier, von dem die Zoologie Kunde gibt, die als integrirenden Bestandtheil auch die Anthropologie oder Lehre vom rein physischen, an die Natur gefesselten Menschen in sich schließt. Abgesehen von der eigentlichen Beschreibung der Gattungen und Arten und der damit zu verbindenden Thiergeographie, wozu als praktischer Anhang die auf die Hausthiere beschränkte Thierzucht kommt, wiederholt die Zoologie in ihren höheren wissenschaftlichen Zweigen, deren Hauptgegenstand dann der Mensch ist, alle drei Stufen der Organik, diejenige der Gestaltung in der Somatologie (auch Anatomie) oder Lehre vom Körper an sich, die des Wachsthums in der Biologie (auch Physiologie) oder Lehre vom lebenden Körper, und die der Bewegung in der Jatrik, Medicin oder Heilkunde, der Lehre vom kranken und gesunden Körper, welche wieder in

die Lehre von den Krankheiten, **Pathologie**, die Lehre von der Heilung, **Therapie**, und die Lehre von den Heilmitteln, **Pharmakie**, zerfällt. Nebenzweige der Therapie sind die **Chirurgie** oder negative und die **Geburtshülfe** oder positive Operationslehre.

§. 12. Sobald der Mensch sich von der übrigen Natur, deren Glied und Produkt er ist, zu unterscheiden fähig wird, beginnt seine **Erziehung**, von welcher der zweite Haupttheil der Wissenschaft handelt. Sie ist das Mittel, ihn zur Erreichung seiner Zwecke auf der Erde tauglich zu machen. Die Erziehung ist nicht ewig wie die Natur, weil ein Mittel nie ewig sein kann, — sonst würde der Zweck, zu dem es dient, ja niemals erreicht. Ihr Beginn ist bereits erwähnt, ihr Ende muß eintreten, sobald der Zweck des Menschen erreicht wird, mag dieser Zeitpunkt auch noch so weit in die Zukunft hinausgeschoben werden.

§. 13. Die Erziehung zerfällt nach der Zahl der an ihr theilnehmenden Individuen in eine solche des **Einzelnen**, eine solche der **Besonderheit** und eine solche der **Allgemeinheit**. Die Wissenschaft der ersten nennen wir die **Pädagogik**, der zweiten die **Politik**, der dritten die **Historik**.

§. 14. Der Einzelne wird entweder für sich allein, oder zugleich mit Anderen, aber immerhin mit besonderer Rücksicht auf seine Individualität erzogen, und zwar in jugendlichem Alter. Die Grundlage der **Pädagogik** ist die Kenntniß der Merkmale, durch welche sich der Mensch vom Thiere unterscheidet, die Kenntniß der menschlichen Eigenthümlichkeiten, soweit sie nicht in die Naturwissenschaft als solche, d. h. in das Gebiet der rein sinnlichen Wahrnehmung fallen. Wissenschaft derselben ist die **Psychologie**. Sie betrifft schon nicht mehr die bloße sinnliche Wahrnehmung, sondern sichere Folgerungen und Schlüsse aus derselben. Die Psychologie muß auf Thatsachen, sie darf nicht auf Spekulation ruhen. Zu jenen gehören die Menschenracen, die Temperamente, Anlagen, Sympathie und Antipathie, der Charakter der Geschlechter, der Altersstufen, die Merkmale von Schlaf, Traum und Wachen, die Wirkung der Sinnesempfindungen, die Fantasie, das Gedächtniß, das Denken, die Begierden, Affekte und Leidenschaften u. s. w. Zuletzt wird die Frage der Willensfreiheit, welche als Frage auch eine Thatsache ist, zu erörtern sein. Auf dieser Grundlage baut sich die individuelle **Erziehungslehre** im engern Sinne auf, welche zu ihrem Schauplatze die **Familie** hat, und aus ihr steigt zuletzt die **Unterrichtslehre** empor, welche sich in der **Schule** vollzieht.

§. 15. Die Erziehung der Besonderheit, welche dem Einzelnen und der Jugend überhaupt nicht mehr nachfragt, hat (dem reifern Alter entsprechend) zu ihrer Grundlage das **Volk**, sie baut von ihm weiter mittels des **Staates** und gipfelt im **Rechte**. Alle diese Momente gehören noch zur Erziehung, — darum hat die Politik noch keine Moral! Die

Wissenschaft vom Volke ist die Volkswirthschaft oder Nationalökonomie. Gewissermaßen als Anhang treten ihr zur Seite die Technologie und die Handelswissenschaft. Ihr folgt die Staatswissenschaft, die sich in die Staatslehre oder Verfassungswissenschaft, die Finanzwissenschaft und die Polizeiwissenschaft verzweigt, neben welchen als trauriges Mittel für den Nothfall der Landesvertheidigung die Kriegswissenschaft einhergeht. Den Schluß macht die Rechtswissenschaft, in welcher sich wieder auf den Einzelnen das Privatrecht, auf die Besonderheit das Proceßrecht und auf die Allgemeinheit das Völkerrecht bezieht. Als Abnormität geht hier das Kirchenrecht nebenher, weil der Glaube, als Sache der individuellen Überzeugung, keinen Gegenstand zum Rechtsstreite darbieten sollte, und ferner das Strafrecht, welches überhaupt Rechtsverletzungen zu seiner Voraussetzung hat.

§. 16. Die Erziehung der Allgemeinheit, innerhalb welcher das einzelne Volk indifferent wird, vollzieht sich (dem auf die Vergangenheit zurückblickenden Greisenalter ähnlich) durch die Geschichte. Ihre Grundlage ist die Menschheit, die Gesammtheit der Einzelnen, ihr eigentlicher Inhalt das Staatensystem, die Gesammtheit der Besonderheiten, und ihr Gipfel die Civilisation, die Gesammtheit ohne Gliederung. Die Wissenschaft der Menschheit ist die Allgemeine Geschichte als solche, die des Staatensystems die Staatengeschichte, welche zu ihrer nothwendigen Einleitung die Ethnographie und Völkerpsychologie und zu ihrem Resultate die politische Geographie und die Statistik hat. Die Geschichte der Civilisation endlich, oder die Kulturgeschichte, verzweigt sich in die Sitten-, Rechts-, Religions-, Kunst-, Literaturgeschichte und Geschichte der Wissenschaften, welche die Entstehung und den Fortgang dieser menschlichen Thätigkeiten zu schildern haben. Die Kulturgeschichte ist daher der Gipfel der menschlichen Erziehung (nicht der Wissenschaft überhaupt, wie wir in der Einleitung zu diesem Werke noch glaubten); sie vollendet die Arbeit, den Menschen zum Verständniß und zur Verwirklichung des Geistes und seiner Ideen fähig zu machen.

§. 17. Wenn wir nun zuletzt nach dem Zwecke fragen, welchen der Mensch auf der Erde zu verwirklichen hat, so antwortet hierauf der durch Spekulation nicht verwirrte einfache gesunde Verstand: die Menschen thun im Grunde Alles, was sie thun, um sich zufrieden zu stellen. Eine niedere Stufe der Zufriedenheit ist nun allerdings schon die Befriedigung der Bedürfnisse, welche die Natur in uns gelegt hat: Nahrung, Schlaf und Liebe. So berechtigt diese Bedürfnisse sind, so nothwendig ihre Befriedigung zur Erhaltung und Fortpflanzung des Menschen ist, so wenig genügen sie uns innerlich und auf die Dauer, so wenig reichen sie über den bloßen Kampf mit der Natur hinaus. Den individuell, national und universell erzogenen Menschen treibt es

höher empor; er will eine Zufriedenheit erringen, welche nicht mehr im Kampfe mit dem Leben steht, sondern mit demselben Frieden geschlossen hat und über diesen Kampf erhaben ist, welche sich von der Natur nicht mehr unterscheidet, sondern mit ihr wieder einig ist. Dieses Ziel findet der erzogene Mensch in der Thätigkeit des Geistes, sie allein gewährt tiefe und dauernde Befriedigung; sie ist daher der Zweck der Erziehung, der Zweck des menschlichen Seins überhaupt.

§. 18. Der Geist ist nicht, wie die Erziehung, vorübergehend, sondern er ist, wie die Natur, ewig, wenn auch in anderer Weise. Ohne den Menschen und speziell ohne Gehirn, in welches sinnliche Anschauungen dringen, gibt es zwar keinen Geist als solchen, — vor der Entstehung des Menschen gab es daher auch keinen als solchen in individueller Erscheinung. Aber der Geist entstand nicht zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, sondern er wurde zu unzähligen Malen in menschlichen Gehirnen durch Wahrnehmung und Beobachtung der Natur und der Menschenwelt geweckt. Sein Anfang ist daher nicht zu ergründen; denn er hat keinen bestimmten Anfang, sondern entspringt aus der Natur, in welcher daher seine Bedingungen im Keime irgendwie schon enthalten sein müssen, — gleich der Natur ist er daher auch ewig. Er ist an keinen Einzelnen, an kein Volk, an keine Periode der Geschichte geknüpft, er überdauert den Tod der Einzelnen und den Untergang der Nationen, ja er müßte auch nach dem Untergange der Menschheit, wenn ein solcher stattfinden sollte, in anderen Wesen wieder erwachen; wie er auch ohne Zweifel auf anderen Weltkörpern in ähnlichen und wahrscheinlich noch viel vollkommneren Wesen lebt und waltet, — er ist also ewig.

§. 19. Der Geist erzeugt Ideen, und dieser gibt es unendliche, die sich aber sämmtlich auf drei zurückführen lassen; — denn sie beziehen sich nothwendig entweder auf das Wollen oder auf das Fühlen oder auf das Erkennen. Andere Thätigkeiten des individuellen Geistes gibt es nicht; denn dieser kann nur entweder sich selbst auf die Außenwelt oder sich auf sich selbst oder die Außenwelt auf sich beziehen. Der erste Fall erzeugt die Idee des Guten, der zweite die des Schönen, der dritte die des Wahren *).

§. 20. Die erste Stufe der Ideen, welche unmittelbar aus der Erziehung hervorgeht und in der Regel von allen wirklich in Familie und Schule, in Staat und Recht, in Geschichte und Civilisation Erzogenen erreicht wird, ist das Gute; die Wissenschaft desselben ist die Ethik.

*) Eine vierte Hauptidee, welche Manche aufstellen wollten, die des Heiligen, ist eine bloße Hypothese. Das Gute existirt faktisch in den Beziehungen der Menschen unter sich, das Schöne in der Kunst und das Wahre in der Wissenschaft. Aber wo existirt das Heilige? Sein Gewand soll die Religion sein. Aber kann in dieser das Heilige irgendwo entdeckt werden, ausgenommen als bloße Ansicht? Und welcher individuellen Thätigkeit sollte es entsprechen?

Durch die Erziehung wird das Gewissen geweckt, — ohne Erziehung gibt es kein Gewissen, — dasselbe lehrt uns die Pflicht, welche darin besteht, nichts zu thun, was die innere Befriedigung in uns selbst und in Anderen stört oder aufhebt, und die Wirkung der Pflichterfüllung ist die Humanität, dieser eigentliche Kern der von den erdichteten Dogmen befreiten Religion*).

§. 21. Die zweite Stufe der Ideen ist das Schöne, dessen Wissenschaft Ästhetik heißt. Es wird von den Erzogenen wol geahnt, aber nur von Wenigen verwirklicht. Um das Ideal des Schönen aufzufassen, bedarf es der Anlage, des Talentes bedarf es, um dem Schönen als Künstler Gestalt zu geben; aber nur das Genie schafft die wahre Kunst, die der Ewigkeit theilhaftig wird. Die Kunst verzweigt sich erstens in die an den Naturstoff gebundene, die bildende. Dem Weltgebäude entspricht die Architektur mit dem Charakter des Überwältigenden, dem Weltkörper die Plastik mit dem Eindrucke des Freien, Natürlichen, dem bunten Leben auf der Erde die Malerei, welche das Manigfaltige vertritt. Die Architektur huldigt der Natur in der zu ihr gehörenden Gartenkunst, der Erziehung im Palaste, dem Geiste im Tempel; die Plastik bezieht sich auf das Einzelne in der Büste und Statue, auf das Besondere in der Gruppe, auf das Allgemeine im Relief; die Malerei nähert sich wieder mehr der Natur in der Landschaft, der Erziehung in der Historie und dem Geiste im Genre, welches die Wirkung der Ideen in den menschlichen Individualitäten und auf dieselben ausdrückt. Der zweite Ast der Kunst ist die darstellende, welche sich der Natur gegenüber freier verhält und statt des Stoffes die Kraft zu ihrem Mittel hat; sie theilt sich in die dem Gehör (Musik), in die dem Gesicht (Tanzkunst) und in die beiden höchsten Sinnen zugleich dienende (Schauspielkunst). Als höchste Gattung der Kunst erscheint die Poesie, welche von den Stoffen und Kräften der Natur am wenigsten abhängig ist und alle Künste in sich faßt, die bildenden in der epischen, die Musik in der lyrischen und die Schauspielkunst, aber auch wieder alle übrigen zugleich in der dramatischen Dichtkunst, welche den Übergang zur dritten Stufe der Ideen bildet; denn die Epik verherrlicht das Gute, die Lyrik das Schöne und die Dramatik stellt das Wahre dar, wie hinwieder im Gebiete der letztern die Tugend Zweck des Schauspiels, die Schönheit der Tragödie und die Wahrheit der Komödie ist.

§. 22. Die höchste Stufe der Ideen und der Wissenschaft überhaupt ist endlich das Wahre, dessen Wissenschaft wir Logik nennen. Wie

*) Hier haben wir daher die moralische Grundlage der Religion untergebracht, wie oben ihre Geschichte als Theil der Kulturgeschichte. Alle übrigen Momente der Religion gehören nicht in die Wissenschaft, sondern sind Sache individuellen Glaubens und Dafürhaltens oder individueller Neigung.

das Schöne wird auch das Wahre nur von einer Minderheit tiefer erkannt und verwirklicht, vollständig durchschaut aber von keinem Menschen, weil wir Alle von der Zeit und vom Raume, wie vom Stoffe und von der Kraft beschränkt sind und daher den Rest des Wahren, den wir nicht erkennen können, — das verschleierte Bild von Sais — der Natur, — der Mutter Isis — überlassen müssen, womit die von ihr unterschiedene und durch den Kampf mit ihr ausgebildete Kultur wieder zu ihr zurückkehrt; denn nur in der Natur ist volle Wahrheit! Das ist die Ironie des Seins und das wahre Gegenbild der von Hegel geträumten absoluten Idee. Das Wahre erkennen wir, soweit wir es erkennen können, in Begriff, Urtheil und Schluß. Der Begriff benennt die Dinge, das Urtheil sagt von ihnen aus, was wahr ist, der Schluß faßt sie in ein Ganzes zusammen. Die Thätigkeit des Begriffes ist Sprechen, des Urtheils Denken, des Schlusses Überblicken. Alle sprechen, Wenige denken, die Wenigsten überblicken. In der Sprache liegt Princip, im Gedanken Methode, im Überblick System. Wissenschaft des Begriffs ist die Sprachwissenschaft oder Philologie, des Urtheils die Denklehre oder Dialektik, des Überblickens die Wahrheitslehre oder Encyklopädie, das System der gesammten Wissenschaft*).

§. 23. Ferne davon, unter sich so verschieden zu sein, wie sie bisher verschieden aufgefaßt und daher von einander getrennt wurden, sind diese drei Unterabtheilungen der Logik vielmehr unter sich enge durch die in ihnen allen dreien herrschende logische Idee verknüpft. Die logische Idee, d. h. die der Wahrheit, hat ihre Bedeutung weder wie die ethische im praktischen Leben, noch wie die ästhetische im freien Kunstwerke, sondern in einer derart fortlaufenden Reihe von Wahrheiten, daß immer die eine die Begründung der andern und die folgende die Bestätigung der vorhergehenden enthält. Dies ist nun der Fall in der Sprache, welche in den Numeris der Einzahl und Mehrzahl, in den zwei oder drei Geschlechtern, in den drei Personen, in der thätigen und leidenden Form des Zeitworts, in den Modis der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, in den Zeiten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in den Klassen der Wörter, in den Wurzeln, Affixen und Suffixen derselben ihre unumstößliche Ordnung und Wahrheit hat. Von der Dialektik braucht dies nicht näher nachgewiesen zu werden, und daß das System der Wissenschaft eine streng den Regeln der Wahrheit folgende Ordnung beobachtet, hoffen wir in dieser Übersicht dargethan zu haben.

*) Hinsichtlich der Theologie und der spekulativen Philosophie (vielmehr Pseudosophie) verweisen wir auf das in der Einleitung S. 4—6, 32 und 33 Gesagte. Sie gehören absolut in den nämlichen Papierkorb, in welchen die Geschichte bereits die Astrologie, Alchemie, Chiromantie, Nekromantie u. s. w. und schließlich die Phrenologie geworfen hat.

§. 24. So haben wir denn das gesammte Gebiet des Wissens überblickt. Die Natur, die Ursache alles Seins, erscheint als ausgedehnte in Zeit und Raum, als zusammengesetzte in Stoff und Kraft, als erzeugende in Mineral, Pflanze und Thier. Aus ihr geht der Mensch hervor, welcher sich durch die Erziehung von ihr unterscheidet, als Einzelner in Familie und Schule, als Volk in Staat und Recht, als Gesammtheit in Geschichte und Kultur. Hiedurch lernt er die Geistesthätigkeit als seinen Zweck kennen und strebt nach dem Guten in der Tugend, nach dem Schönen in der Kunst und nach dem Wahren im Sprechen, im Denken und im Überblicken des gesammten Wissens. Die drei Ideen des Guten, Schönen und Wahren müssen sich aber gegenseitig durchdringen, wenn sie ihre Aufgabe der Beseligung des Menschen erfüllen sollen. Die Tugend muß nicht nur das Gute, sondern auch das Schöne und Wahre verwirklichen, d. h. die gute Handlungsweise muß auch schön und wahr sein, sie muß auch anziehen und überzeugen. Die Kunst muß nicht nur das Schöne, sondern auch das Gute und Wahre verwirklichen, das Kunstwerk muß auch die Sittlichkeit befördern und der Wahrheit huldigen. Die Schlechtigkeit und die Unwahrheit müssen aus der Kunst verbannt sein; die Kunst darf nur das Gute und das Wahre darstellen, — wo sie das Schlechte und Unwahre findet, muß sie es unterliegen lassen*)! Die Wissenschaft endlich muß nicht nur das Wahre, sondern auch das Gute und Schöne verwirklichen, und dies thut sie schon durch Aufnahme der Ethik und Ästhetik, wie wir sie verstehen, in ihren Kreis, und durch die Verbindung der drei Hauptideen in allen Verhältnissen des Seins. Aus der Natur entspringt das Gute, Wahre und Schöne, weil jede Idee nur durch Anschauung geboren und durch von selber geweckte Vergleichung ausgebildet wird. Durch die Erziehung als Einzelner, als Volk und als Gesammtheit wird der Mensch unablässig zum Guten, Schönen und Wahren hingeleitet, und im Geiste endlich, d. h. in Tugend, Kunst und Wissenschaft, als seinen Erscheinungen, findet er alles Hohe und Edle im schönsten Bunde vereinigt.

*) Wir führen die Stellung des Wahren in der Kunst (die des Guten dürfte von selbst klar sein) näher so aus: Der Künstler darf nur zum Gegenstande seines Werkes wählen, was er selbst fühlt und glaubt. Angelico durfte Engel malen, weil er an sie glaubte, der moderne Maler darf es nicht, weil er nicht an sie glaubt. Das Volk durfte Märchen dichten, weil es an sie glaubte; Märchen eines gebildeten Dichters sind abgeschmackt, weil er nicht daran glaubt. Wer darstellt, was er nicht für wahr oder wenigstens für möglich hält, der lügt. Die Ausschmückungen und Freiheiten im historischen Roman und Drama sind hiedurch nicht ausgeschlossen, wenn sie nach Überzeugung des Dichters hätten vorkommen können.

Alphabetisches Register

zur

Kulturgeschichte der neuern Zeit.

Die römische Zahl bezeichnet den Band, die arabische die Seite.

A.

B.

C.

H.

J.

J.

K.

L.

N.

O.

P.

S.

T.

U.

V.

W.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.